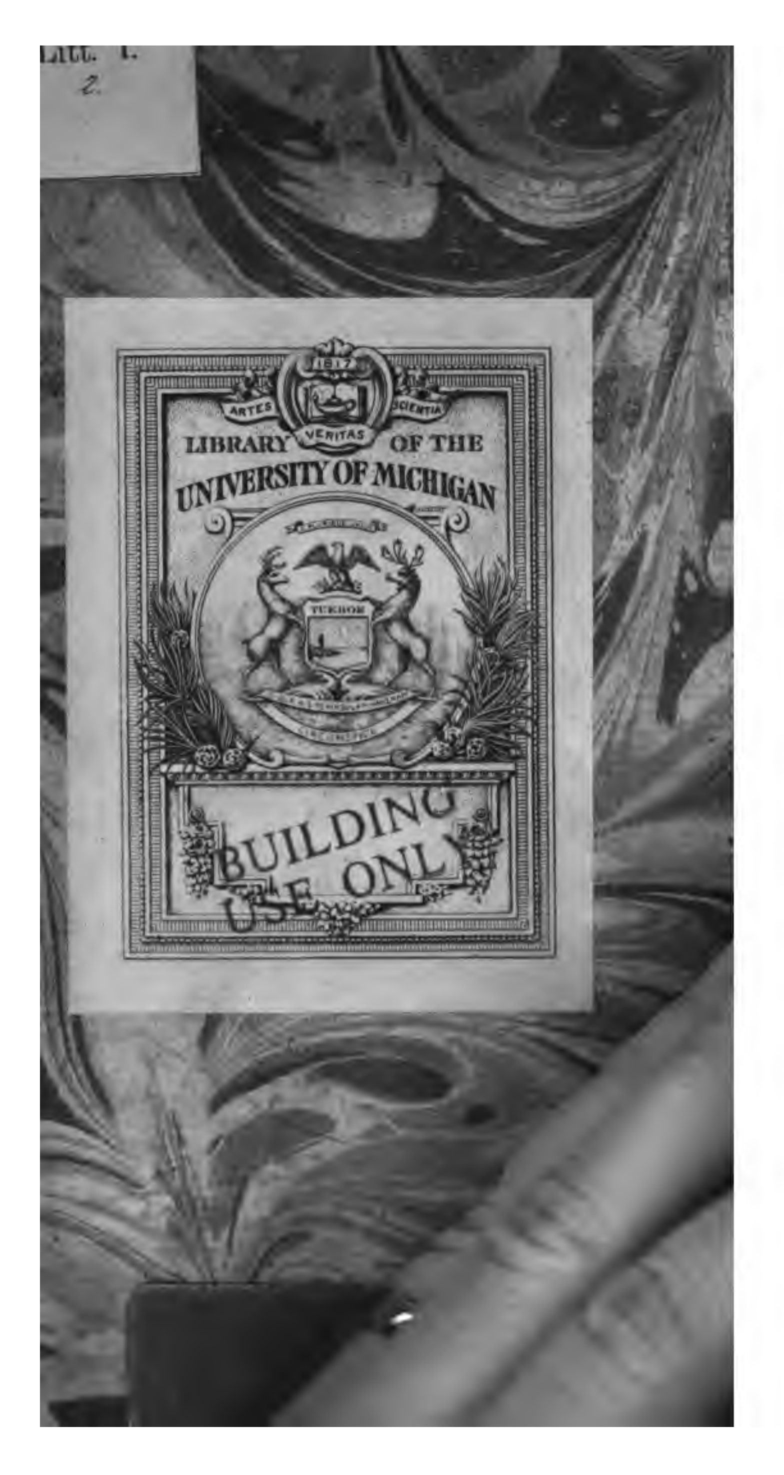
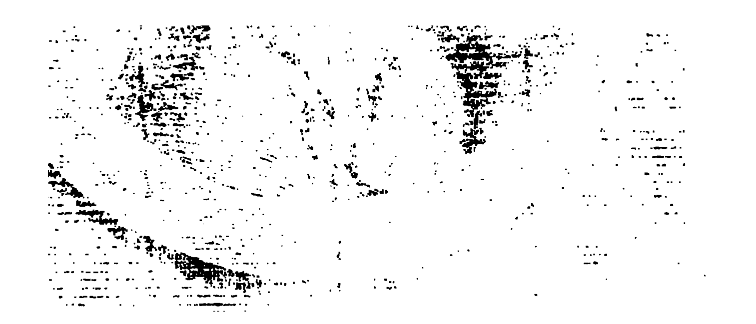
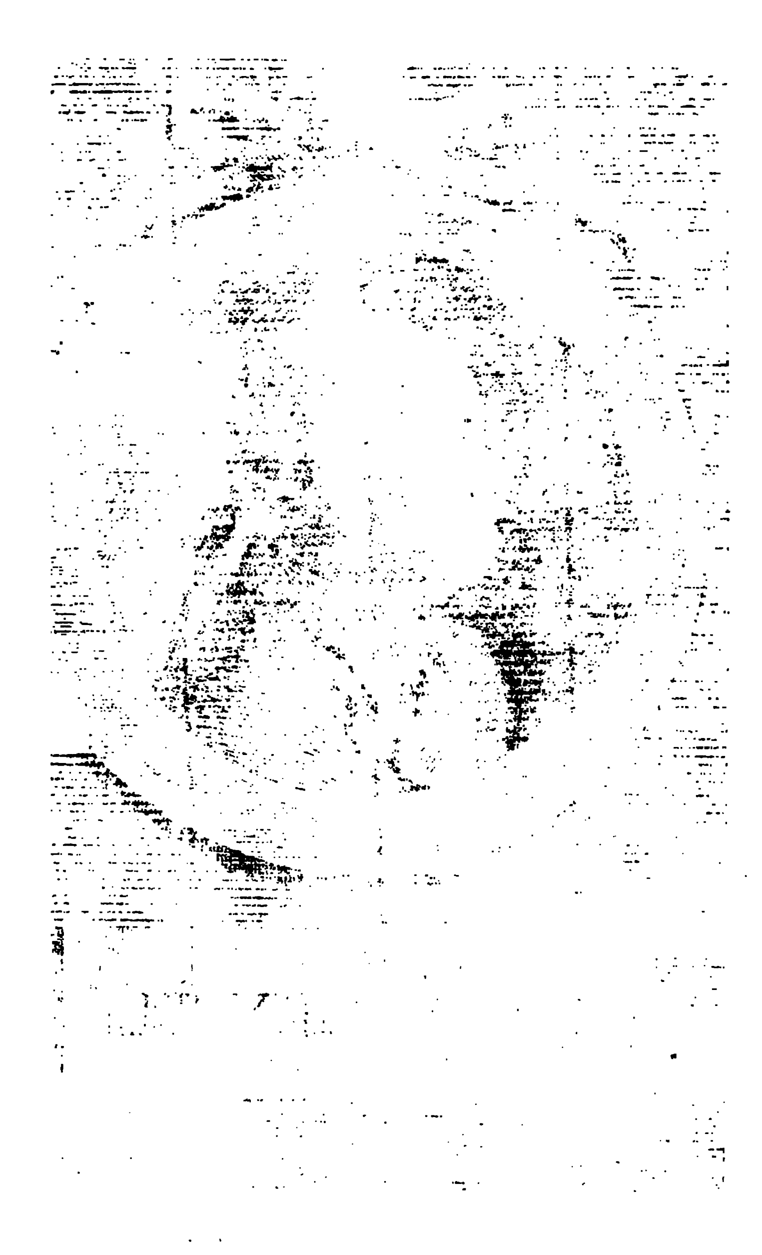

Litt. 1.
2.
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
BUILDING
USE ONLY









Beyel ad viv. del. et sc.

Allgemeine deutsche Bibliothek.





Des sieben und achtzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1789.


M. C. SPRENGEL.
Beyl ad viv. del. et. sc.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

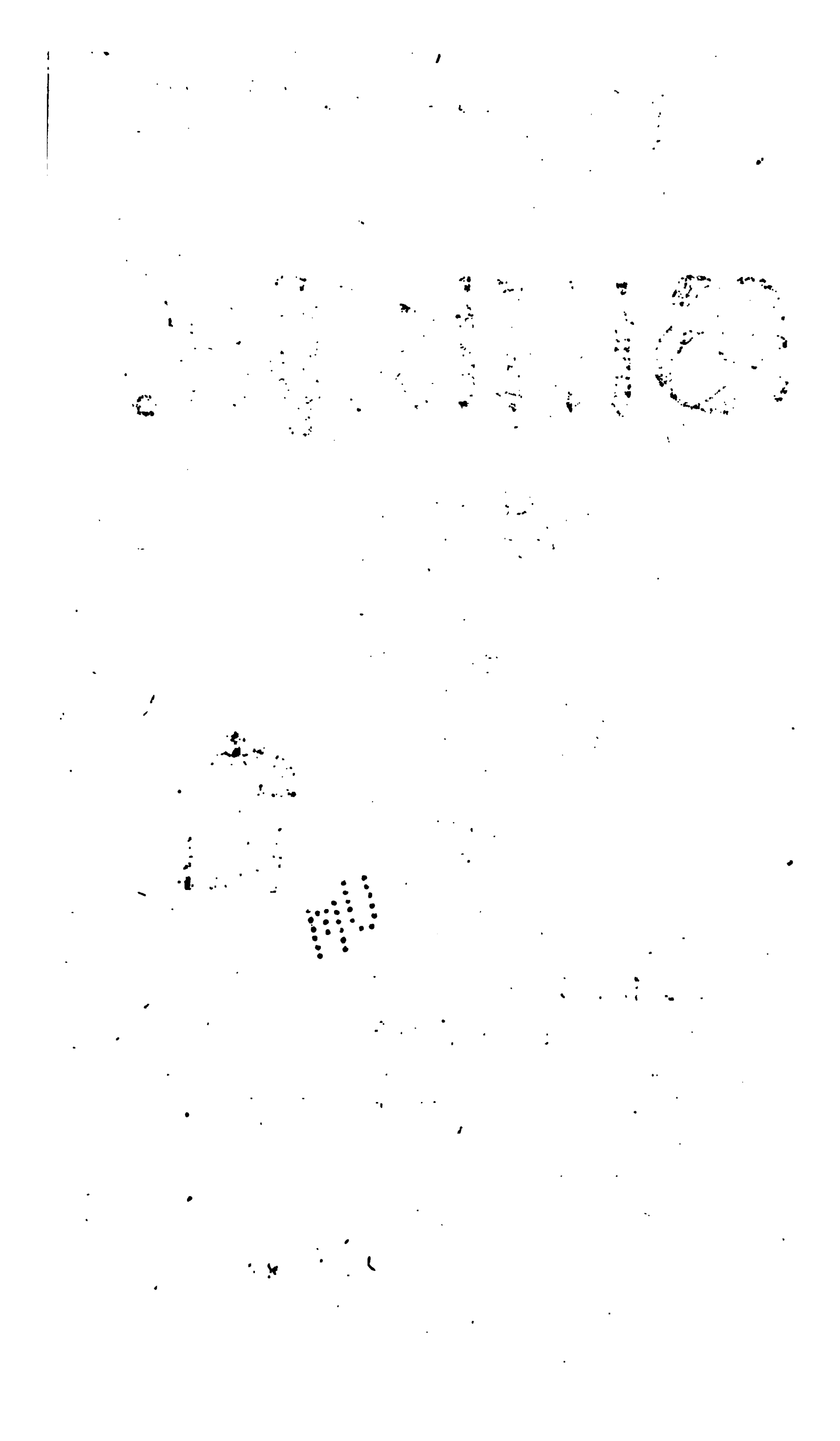


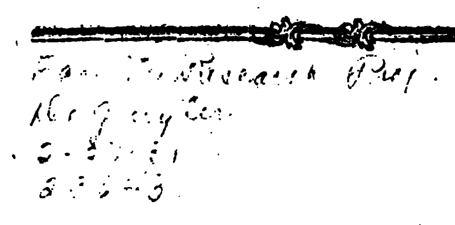


Des sieben und achtzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1789.





Verzeichniß

der im ersten Stücke des sieben und achtzigsten Bandes enthaltenen recensirten Bücher.

I. Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Königl. Preußischen Staaten, von E. F. Klein, 1ster Band. 5
II. Versuch der Einrichtung unsers Erkenntnißvermögens durch Algeber nachzuspüren, durchgehends mit Rücksicht auf die Kantische Philosophie, von C. L. Schübler 11
III. Desselben Räsonnements, über wichtige Anwendungen der Algeber in Geometrie und Trigonometrie. 28
IV. Campagnes de Frederic II. Roi de Prusse de 1756. a 1762. par Mr. de W. 31

Kurze Nachrichten.

1) Protestant. Gottesgelahrtheit.

Versuch einer Agende für Prediger von allen christlichen Kirchenpartheyen, von C. W. Krause. 39
Neuer Beytrag zur Geschichte der geheimen Proselytenmacherey der Katholiken in protestantischen Ländern, 2ter Theil, von J. C. G. Dressel. 67

J. W. W. Breithaupts Predigt von dem Vernunftmäßigen in dem, was die Bibel von bösen Engeln lehret, über Matth. 15. v. 21-28. 69
Von dem Siege über die Versuchungen zur Sünde. Eine Predigt über das Evangel. am Sonnt. Invocavit, von A. C. Bartels : : 70
Christliche Catechisationen für die Landjugend über die Eigenschaften, Schöpfung und Vorsehung Gottes, 1ste Fortsetzung, von J. V. Trautvetter, mit Herrn Adjunktus Walchs Vorrede. : : 77
Christliches Religionsbuch zur Leitung des Unterrichts und des eigenen Nachdenkens in Sachen der Religion und ihrer Geschichte, von H. E. Heeren. : 78
Ueber Katholicismus, Vernunftreligion und vernünftiges Christenthum, in einigen nützlichen und nöthigen Anmerkungen zu des Herrn S. de Marees Briefen über die neuen Wächter der protestant. Kirche, von einem Freunde der Wahrheit : : 81
C. A. Döderleins theol. Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion, des 4ten Bandes 2tes und 3tes St. 86
Neues katechetisches Magazin von G. H. Lang, 3ten Bandes 1ste Abtheilung : : 88

2) Katholische Gottesgelahrtheit.

Freyburger Beyträge zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie, von C. Ruef, 1stes, 2tes und 3tes Heft : : 89
Explicatio Catechismi Catholici aere excusi pro faciliori instructione methodo etiam normali mutorum, surdorum atque infantium aliorumue parum capacium hominum, cum appendice pract. conf. a quodam sacerd. pastoribus oblata 100
Katholische Normalschule für die Taubstummen, die Kinder, und andern Einfältigen zum gründlichen sowohl als leichten Unterricht in dem Christenthum, durch vierzig Kupferstiche. : : 100

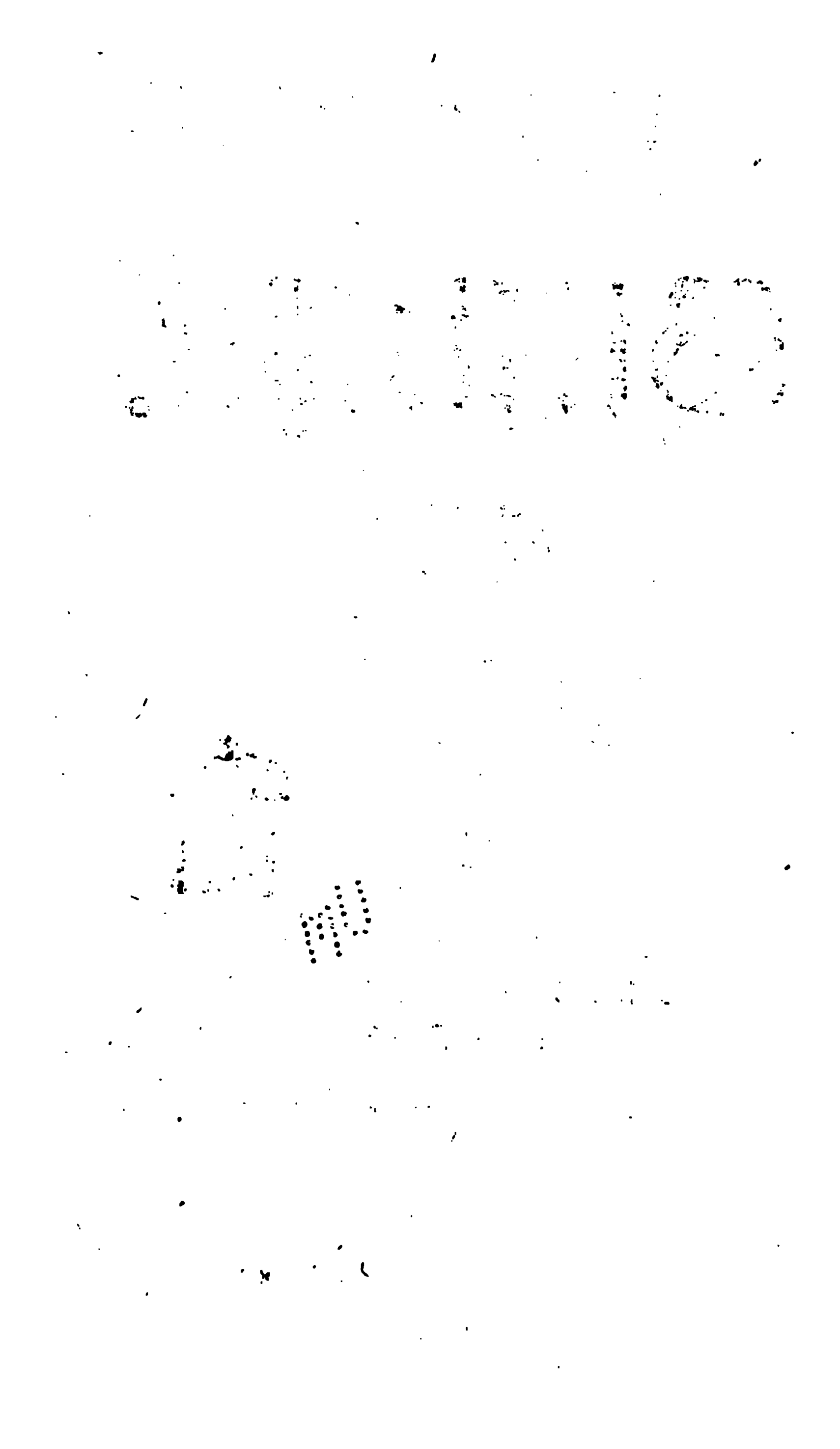
3) Rechts-

3) Rechtsgelahrtheit.

Ausführliche Darstellung der Ansprüche des ersten regierenden Hrn. Grafen zu Bentheim-Tecklenburg auf die Herrschaft Bedbur, und einige andere zum Nachlaß der Gräfin Walpurgis von Nuenar gehörigen Güter; gegen den Herrn Grafen von Salm-Reiferscheid und den Churcölnischen Cammeranwald. Von D. J. F. Runde. : : : 107
Archiv für die theoretische und practische Rechtsgelehrsamkeit. — Von Th. Hagemann und C. A. Günther. 1ster Theil : : : 115
Beytrag zur neuesten jüdischen Geschichte, für Christen und Juden gleich wichtig, und veranlaßt durch die von dem königlichen Cammergerichte zu Berlin erhobene Streitfrage: Bleibt der Jude, der zum Christenthum übergeht, bey der jüdischen Religion? von D. W. Abr. Teller. : : : 118
Prof. Schnaubert's Erläuterung des in Deutschland üblichen Lehenrechts, in einem Commentar über die Böhmerschen Principia juris feudalis. 1ste und 2te Fortsetzung : : : 121

4) Arzneygelahrtheit.

Traité des principales & des plus frequentes maladies externes & internes. A l'usage des jeunes docteurs en medecine, des chirurgiens-medecins & des praticiens, par J. Fr. de Herrenschwand. 124
Beobachtungen über die Krankheiten der Seeleute, von G. Blanc, Aus dem Engl. : : 133
Antireimarus, oder von der Nothwendigkeit einer Verbesserung des Medicinalwesens in der Schweiz, von D. J. M. Aepli. : : 135
W. Josephi d. A. D. über die Ehe und physische Erziehung. Ein Handbuch für solche, welche sich verehlichen wollen. Erster Band : : 137



Verzeichniß

der im ersten Stücke des sieben und achtzigsten Bandes enthaltenen recensirten Bücher.

I. Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Königl. Preußischen Staaten, von E. F. Klein, 1ster Band. 5

II. Versuch der Einrichtung unsers Erkenntnißvermögens durch Algeber nachzuspüren, durchgehends mit Rücksicht auf die Kantische Philosophie, von C. L. Schübler 11

III. Desselben Räsonnements, über wichtige Anwendungen der Algeber in Geometrie und Trigonometrie. 28

IV. Campagnes de Frederic II. Roi de Prusse de 1756. a 1762. par Mr. de W. 31

Kurze Nachrichten.

1) Protestant. Gottesgelahrtheit.

Versuch einer Agende für Prediger von allen christlichen Kirchenpartheyen, von C. W. Krause. 39

Neuer Beytrag zur Geschichte der geheimen Proselytenmacherey der Katholiken in protestantischen Ländern, 2ter Theil, von J. C. G. Dressel. 67

J. W. W. Breithaupts Predigt von dem Vernunftmäßigen in dem, was die Bibel von bösen Engeln lehret, über Matth. 15. v. 21=28. 69
Von dem Siege über die Versuchungen zur Sünde. Eine Predigt über das Evangel. am Sonnt. Invocavit, von A. C. Bartels = = 70
Christliche Catechisationen für die Landjugend über die Eigenschaften, Schöpfung und Vorsehung Gottes, 1ste Fortsetzung, von J. V. Trautvetter, mit Herrn Adjunktus Walchs Vorrede. = = 77
Christliches Religionsbuch zur Leitung des Unterrichts und des eigenen Nachdenkens in Sachen der Religion und ihrer Geschichte, von H. E. Heeren. = 78
Ueber Katholicismus, Vernunftreligion und vernünftiges Christenthum, in einigen nützlichen und nöthigen Anmerkungen zu des Herrn S. de Marees Briefen über die neuen Wächter der protestant. Kirche, von einem Freunde der Wahrheit = = 81
C. A. Döderleins theol. Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion, des 4ten Bandes 2tes und 3tes St. 86
Neues katechetisches Magazin von G. H. Lang, 3ten Bandes 1ste Abtheilung = = 88

2) Katholische Gottesgelahrtheit.

Freyburger Beyträge zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie, von C. Ruef, 1stes, 2tes und 3tes Heft = = 89
Explicatio Catechismi Catholici aere excusi pro faciliori instructione methodo etiam normali mutorum, surdorum atque infantium aliorumve parum capacium hominum, cum appendice pract. conf. a quodam sacerd. pastoribus oblata 100
Katholische Normalschule für die Taubstummen, die Kinder, und andern Einfältigen zum gründlichen sowohl als leichten Unterricht in dem Christenthum, durch vierzig Kupferstiche. = = 100

3) Rechtsgelahrtheit.

Ausführliche Darstellung der Ansprüche des ersten regierenden Hrn. Grafen zu Bentheim-Tecklenburg auf die Herrschaft Bedbur, und einige andere zum Nachlaß der Gräfin Walpurgis von Nuenar gehörigen Güter; gegen den Herrn Grafen von Salm-Reiferscheid und den Churcölnischen Cammeranwald. Von D. J. F. Runde. : : : 107
Archiv für die theoretische und practische Rechtsgelehrsamkeit. — Von Th. Hagemann und C. A. Günther. 1ster Theil : : : 115
Beytrag zur neuesten jüdischen Geschichte, für Christen und Juden gleich wichtig, und veranlaßt durch die von dem königlichen Cammergerichte zu Berlin erhobene Streitfrage: Bleibt der Jude, der zum Christenthum übergeht, bey der jüdischen Religion? von D. W. Abr. Teller. : : : 118
Prof. Schnaubert's Erläuterung des in Deutschland üblichen Lehenrechts, in einem Commentar über die Böhmerschen Principia juris feudalis. 1ste und 2te Fortsetzung : : : 121

4) Arzneygelahrtheit.

Traité des principales & des plus frequentes maladies externes & internes. A l'usage des jeunes docteurs en medecine, des chirurgiens-medecins & des praticiens, par J. Fr. de Herrenschwand. 124
Beobachtungen über die Krankheiten der Seeleute, von G. Blanc, Aus dem Engl. : : 133
Antireimarus, oder von der Nothwendigkeit einer Verbesserung des Medicinalwesens in der Schweiz, von D. J. M. Aepli. : : 135
W. Josephi d. A. D. über die Ehe und physische Erziehung. Ein Handbuch für solche, welche sich verehlichen wollen. Erster Band : : 137

Medicinisches praktisches Handbuch der Frauenzimmerkrankheiten, zum Gebrauch der Aerzte und des schönen Geschlechts, von D. J. V. Müller. 1ster Theil. 139
M. Herz, über die frühe Beerdigung der Juden. 2te Auflage 144
M. J. Marx, über die Beerdigung der Todten. 145
Anatomisches Handbuch von D. J. C. Loder. 1ster Band, 146
Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste. Zwey Preisschriften. . . . 149
Ueber den thierischen Magnetismus, von C. Meiners. 150
Arzeneyen ohne Maske. Von D. J. Lenhardt. 1ster und 2ter Band 167
Der Somnambulismus unserer Zeit mit der Incubation oder dem Tempelschlaf und Weissagungstraum der alten Heiden in Vergleichung gestellt, von M. J. F. A. Kinderling. . . . 174
Magnetistisches Magazin für Niederdeutschland. 6tes Heft. 175
Archiv für Magnetismus und Somnambulismus. 6tes und 7tes Stück, von Hofr. Böckmann. 177
Antimagnetismus, oder Ursprung, Fortgang, Verfall, Erneuerung und Widerlegung des thierischen Magnetismus. Aus dem Französis. . . 184

5) Schöne Wissenschaften.

Drey Lustspiele wider Schwärmerey und Aberglauben. 1) Der Betrüger; 2) der Verblendete; 3) der sibirische Schaman. von J. K. M. D. K. a. R. 198
Alxingers sämmtliche Gedichte. 1ster Theil. 201
——— ——— 2ter Theil. 207
Beyspielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, von J. J. Eschenburg. 1ster und 2ter Band. . . . 210
Vermischte Gedichte und Aufsätze von J. H. Jugler. 213
Sydney, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen 214
Skizzen von A. G. Meißner. 9te und 10te Samml. 215

6) Schöne Künste.

Monatsschrift der Akademie der Künste und mechan. Wissenschaften zu Berlin. 3tes Stück 217
Dieser Monatsschrift — 4tes, 5tes Stück 218

7) Romane.

Kleine Romane von F. Schulz. 1ster Band. 219
Der Wittwer zweyer Frauen, nach Imbert von Schütz. 221
Der Ring, eine komische Geschichte nach dem Spanischen, vom Verfasser des Siegfried von Lindenberg und der Papiere des braunen Mannes. 2te Ausgabe 221

8) Weltweisheit.

Eleutheriologie oder über Freyheit und Nothwendigkeit. Von J. A. H. Ulrich : : 223
K. A. Cäsars philosophische Annalen. Des 1sten Theils 2ter Band. : : : 230
Desselben Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt, 6ter Band : : : 231

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie, Bergwerkskunde und Technologie.

Bergmännisches Journal. Erster Band. Von A. W. Köhler. 1stes bis 7tes Stück. : 235
Anweisung zum Anbau des Nadelholzes, besonders — wo Heide den Anbau anderer Holzarten nicht verstattet. Von D. E. Kunze. : : 236
Handbuch der Fruchtbaumzucht, von C. C. L. Hirschfeld. 1ster Theil. : : : 240
Angabe der Temperatür von den verschiedenen Breiten der verschiedenen Länder und Städte, von R. Kirwan, aus dem Engl. von D. L. Crell. : 244

Medicinisches praktisches Handbuch der Frauenzimmerkrankheiten, zum Gebrauch der Aerzte und des schönen Geschlechts, von D. J. V. Müller. 1ster Theil. 139
M. Herz, über die frühe Beerdigung der Juden. 2te Auflage . . . 144
M. J. Marx, über die Beerdigung der Todten. 145
Anatomisches Handbuch von D. J. C. Loder. 1ster Band. 146
Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste. Zwey Preisschriften. . . . 149
Ueber den thierischen Magnetismus, von C. Meiners. 150
Arzeneyen ohne Maske. Von D. J. Lenhardt. 1ster und 2ter Band . . . 167
Der Somnambulismus unserer Zeit mit der Incubation oder dem Tempelschlaf und Weissagungstraum der alten Heiden in Vergleichung gestellt, von M. J. F. A. Kinderling. . . . 174
Magnetistisches Magazin für Niederdeutschland. 6tes Heft. 175
Archiv für Magnetismus und Somnambulismus. 6tes und 7tes Stück, von Hofr. Böckmann. 177
Antimagnetismus, oder Ursprung, Fortgang, Verfall, Erneuerung und Widerlegung des thierischen Magnetismus. Aus dem Französis. . . 184

5) Schöne Wissenschaften.

Drey Lustspiele wider Schwärmerey und Aberglauben. 1) Der Betrüger; 2) der Verblendete; 3) der sibirische Schaman. von J. K. M. D. R. a. R. 198
Alxingers sämmtliche Gedichte. 1ster Theil. 201
——— ——— 2ter Theil. 207
Beyspielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, von J. J. Eschenburg. 1ster und 2ter Band. . . . 210
Vermischte Gedichte und Aufsätze von J. H. Jugler. 213
Sydney, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen 214
Skizzen von A. G. Meißner. 9te und 10te Samml. 215

6) Schöne

6) Schöne Künste.

Monatsschrift der Akademie der Künste und mechan. Wissenschaften zu Berlin. 3tes Stück 217
Dieser Monatsschrift — 4tes, 5tes Stück 218

7) Romane.

Kleine Romane von F. Schulz. 1ster Band. 219
Der Wittwer zweyer Frauen, nach Imbert von Schütz. 221
Der Ring, eine komische Geschichte nach dem Spanischen, vom Verfasser des Siegfried von Lindenberg und der Papiere des braunen Mannes. 2te Ausgabe 221

8) Weltweisheit.

Eleutheriologie oder über Freyheit und Nothwendigkeit. Von J. A. H. Ulrich : : 223
K. A. Cäsars philosophische Annalen. Des 1sten Theils 2ter Band. : : : 230
Desselben Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt, 6ter Band : : : 231

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie, Bergwerkskunde und Technologie.

Bergmännisches Journal. Erster Band. Von A. W. Köhler. 1stes bis 7tes Stück. : 235
Anweisung zum Anbau des Nadelholzes, besonders — wo Heide den Anbau anderer Holzarten nicht verstattet. Von D. E. Kunze. : : 236
Handbuch der Fruchtbaumzucht, von C. C. L. Hirschfeld. 1ster Theil. : : : 240
Angabe der Temperatur von den verschiedenen Breiten der verschiedenen Länder und Städte, von R. Kirwan, aus dem Engl. von D. L. Crell. : 244

Der Vogelsteller; oder die Kunst, allerley Arten von Vögeln, sowohl ohne als auch auf dem Vogelheerd bequem und in Menge zu fangen. Von J. A. Naumann. 245

Gemeinnützige Theorie von Erdbeben, mit einer Nachricht von einem neuerfundnen Erdbebenmesser, von A. G. Preuschen 249

A. Pilgrams Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde durch vieljährliche Beobachtungen. 251

10) Geschichte, Erdbeschreibung.

Historisches Taschenbuch für das Jahr 1789, enthaltend die Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, von J. W. von Archenholz. 258

Ludwig der Heilige; König von Frankreich, 1ster und 2ter Theil. 262

The history of the decline and fall of the Roman Empire, by Edw. Gibbon, Vol. I-VI. 265

Geschichte der Abnahme und des Falls des römischen Reichs, aus dem Engl. des E. Gibbon, übersetzt durch C. W. von R. 1ster Band. 265

11) Gelehrten-Geschichte.

Denkmal der Freundschaft, bey dem Grabe des seligen Herrn C. H. Seidels, Diakonus an der Haupt-Pfarrkirche St. Sebalds zu Nürnberg; errichtet von J. P. Sattler. 269

12) Philologie, Alterthümer.

Dialogus de oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae vulgo Tacito inscriptus. Denuo recens. varietatem lectionis, et conjecturas eruditorum adjecit,

jecit, adnotatione selecta aliorum et sua illustravit I. H. A. Schulz. - - 271

Von den Ursachen des Verfalls der römischen Beredsamkeit: Ein Gespräch aus dem Latein. übersetzt, und mit kritischen und historischen Anmerkungen und Erläuterungen begleitet von J. J. H. Nast. - - - 272

O. G. Tychsen, interpretatio inscriptionis cuficæ in marmorea templi Patriarchalis S. Petri cathedra, qua S. Apostolus Petrus Antiochiae sedisse traditur. Editio II. - - 279

Bibliothek der alten Literatur und Kunst. Mit ungedruckten Stücken aus der Escurialbibliothek und andern. Drittes Stück - 280

—— —— Viertes Stück - - 282

Plutarchi Vitae parallelae Themistoclis et Camilli, Alexandri et Caesaris— in usum Juvenum graecae linguae studiosorum curavit C. H. Joerdens. 284

Euripidis Hippolytus, e Recensione et cum notis R. F. Ph. Brunck— Praelectionum caussa curavit G. H. Martini. - - 286

Sophoclis Philoctetes e recensione R. F. P. Brunk, cum commentario perpetuo J. H. J. Köppen. Pars prior - - - 287

Fragmenta patrum Graecorum edidit et illustravit F. Münter A. M. Fasciculus I. - 288

13) Erziehungsschriften.

Untersuchung der Frage: ist es für Schulen vortheilhafter, beständige oder veränderliche Lehrer zu haben. Einladungsschrift von A. J. Hecker. - 289

14) Haushaltungskunst.

Landwirthschaftliches Magazin, von J. G. F. Mund. 1stes Quartalstück. . . 292

J. E. Götzen Anweisung zu vortheilhafter Anlegung der Baumschulen, Baumgärten und Küchengärten auf dem Lande, nebst zwo Abhandlungen vom Bau der Acacia und des Hopfens. . . . 293

J. Gerthing's Gedanken, Wünsche und Vorschläge zur Emporbringung der nutzbaren Gärtnerey. 295

Gebrauch des Trokars, bey dem Aufschwellen des Rindviehes vom Ueberfressen, nebst praktischen Anmerkungen über die Kleefütterung, von C. Weisen.

15) Vermischte Nachrichten.

Noth- und Hülfs-Büchlein für Bauersleute. Oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte des Dorfes Mildheim. Für Junge und Alte beschrieben. 298

Braunschweigisches Journal, philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, von E. C. Trapp, J. Stuve, C. Heusinger und J. H. Campe, 1stes bis 6tes Stück . . . 302

Syntagma Opusculorum scholasticorum varii argumenti; Autore J. M. Heinzio. 304

Schweizerisches Musäum, Jahrg. 1787. 4tes bis 12tes Heft. 1788. 1stes bis 10tes Heft . 307

I.

Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preußischen Staaten, herausgegeben von Ernst Ferdinand Klein, Königl. Preußischen Cammer-Gerichtsrath. Erster Band. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1788. 8. LVI. und 400 S.

Die Absicht und der Plan dieses Werks ist in der vorausgegangnen öffentlichen Ankündigung, welche auch der A. D. Bibil. 6. 7. St. 2. eingerückt ist, schon hinreichend beschrieben. Gegenwärtigem ersten Bande ist eine „kurze Geschichte der Gesetzgebung in den Preußischen Staaten seit dem Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweyten" voraus geschickt worden. Es wird darin zuförderst von dem glücklichen Fortgange der neuen Justizeinrichtung Nachricht gegeben, und ein merkwürdiger Nebengrund angeführt, warum den Sachwaltern so wenig als möglich Einfluß auf die Verhandlung der Rechtssachen gestattet werden müßte. Es ist einleuchtend, sagt der Verfasser, daß der Hauptzweck der neuen Proceßordnung nicht erreicht werden konnte, wenn man dem Sachwalter erlaubte, das Protokoll dem Richter in die Feder zu dictiren. Die größere Selbstthätigkeit des Richters hat aber

14) Haushaltungskunst.

Landwirthschaftliches Magazin, von J. G. F. Mund. 1stes Quartalstück. . . 292

J. E. Götzen Anweisung zu vortheilhafter Anlegung der Baumschulen, Baumgärten und Küchengärten auf dem Lande, nebst zwo Abhandlungen vom Bau der Acacia und des Hopfens. . . . 293

J. Gerthing's Gedanken, Wünsche und Vorschläge zur Emporbringung der nutzbaren Gärtnerey. 295

Gebrauch des Trokars, bey dem Aufschwellen des Rindviehes vom Ueberfressen, nebst praktischen Anmerkungen über die Kleefütterung, von C. Weisen.

15) Vermischte Nachrichten.

Noth- und Hülfs-Büchlein für Bauersleute. Oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte des Dorfes Mildheim. Für Junge und Alte beschrieben. 298

Braunschweigisches Journal, philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, von E. C. Trapp, J. Stuve, C. Heusinger und J. H. Campe, 1stes bis 6tes Stück . . . 302

Syntagma Opusculorum scholasticorum varii argumenti; Autore J. M. Heinzio. 304

Schweizerisches Musäum, Jahrg. 1787. 4tes bis 12tes Heft. 1788. 1stes bis 10tes Heft . 307

I. Anna-

I.

Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preußischen Staaten, herausgegeben von Ernst Ferdinand Klein, Königl. Preußischen Cammer-Gerichtsrath. Erster Band. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1788. 8. LVI. und 400 S.

Die Absicht und der Plan dieses Werks ist in der vorausgegangnen öffentlichen Ankündigung, welche auch der A. D. Bibil. 6. 7. St. 2. eingerückt ist, schon hinreichend beschrieben. Gegenwärtigem ersten Bande ist eine „kurze Geschichte der Gesetzgebung in den Preußischen Staaten seit dem Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweyten" voraus geschickt worden. Es wird darin zuförderst von dem glücklichen Fortgange der neuen Justizeinrichtung Nachricht gegeben, und ein merkwürdiger Nebengrund angeführt, warum den Sachwaltern so wenig als möglich Einfluß auf die Verhandlung der Rechtesachen gestattet werden müßte. Es ist einleuchtend, sagt der Verfasser, daß der Hauptzweck der neuen Proceßordnung nicht erreicht werden konnte, wenn man dem Sachwalter erlaubte, das Protokoll dem Richter in die Feder zu dictiren. Die größere Selbstthätigkeit des Richters hat aber

14) Haushaltungskunst.

Landwirthschaftliches Magazin, von J. G. F. Mund. 1stes Quartalstück. : : 292

J. E. Götzen Anweisung zu vortheilhafter Anlegung der Baumschulen, Baumgärten und Küchengärten auf dem Lande, nebst zwo Abhandlungen vom Bau der Acacia und des Hopfens. : : : 293

J. Gerthing's Gedanken, Wünsche und Vorschläge zur Emporbringung der nutzbaren Gärtnerey. 295

Gebrauch des Trokars, bey dem Aufschwellen des Rindviehes vom Ueberfressen, nebst praktischen Anmerkungen über die Kleefütterung, von C. Weisen.

15) Vermischte Nachrichten.

Noth- und Hülfs-Büchlein für Bauersleute. Oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte des Dorfes Mildheim. Für Junge und Alte beschrieben. 298

Braunschweigisches Journal, philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, von E. C. Trapp, J. Stuve, C. Heusinger und J. H. Campe, 1stes bis 6tes Stück : : : 302

Syntagma Opusculorum scholasticorum varii argumenti; Autore J. M. Heinzio. 304

Schweizerisches Musäum, Jahrg. 1787. 4tes bis 12tes Heft. 1788. 1stes bis 10tes Heft : 307

I. Anna-

I.

Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preußischen Staaten, herausgegeben von Ernst Ferdinand Klein, Königl. Preußischen Cammer-Gerichtsrath. Erster Band. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1788. 8. LVI. und 400 S.

Die Absicht und der Plan dieses Werks ist in der vorausgegangnen öffentlichen Ankündigung, welche auch der A. D. Bibil. 6. 7. St. 2. eingerückt ist, schon hinreichend beschrieben. Gegenwärtigem ersten Bande ist eine „kurze Geschichte der Gesetzgebung in den Preußischen Staaten seit dem Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweyten“ voraus geschickt worden. Es wird darin zuförderst von dem glücklichen Fortgange der neuen Justizeinrichtung Nachricht gegeben, und ein merkwürdiger Nebengrund angeführt, warum den Sachwaltern so wenig als möglich Einfluß auf die Verhandlung der Rechtssachen gestattet werden müßte. Es ist einleuchtend, sagt der Verfasser, daß der Hauptzweck der neuen Proceßordnung nicht erreicht werden konnte, wenn man dem Sachwalter erlaubte, das Protokoll dem Richter in die Feder zu dictiren. Die größere Selbstthätigkeit des Richters hat aber

 noch

14) Haushaltungskunst.

Landwirthschaftliches Magazin, von J. G. F. Mund. 1stes Quartalstück. : : 292

J. E. Götzen Anweisung zu vortheilhafter Anlegung der Baumschulen, Baumgärten und Küchengärten auf dem Lande, nebst zwo Abhandlungen vom Bau der Acacia und des Hopfens. : : : 293

J. Gerthing's Gedanken, Wünsche und Vorschläge zur Emporbringung der nutzbaren Gärtnerey. 295

Gebrauch des Trokars, bey dem Aufschwellen des Rindviehes vom Ueberfressen, nebst praktischen Anmerkungen über die Kleefütterung, von C. Weisen.

15) Vermischte Nachrichten.

Noth- und Hülfs-Büchlein für Bauersleute. Oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte des Dorfes Mildheim. Für Junge und Alte beschrieben. 298

Braunschweigisches Journal, philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, von E. C. Trapp, J. Stuwe, C. Heusinger und J. H. Campe, 1stes bis 6tes Stück : : : 302

Syntagma Opusculorum scholasticorum varii argumenti; Autore J. M. Heinzio. 304

Schweizerisches Musäum, Jahrg. 1787. 4tes bis 12tes Heft. 1788. 1stes bis 10tes Heft : 307

I.

Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preußischen Staaten, herausgegeben von Ernst Ferdinand Klein, Königl. Preußischen Cammer-Gerichtsrath. Erster Band. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1788. 8. LVI. und 400 S.

Die Absicht und der Plan dieses Werks ist in der vorausgegangnen öffentlichen Ankündigung, welche auch der A. D. Bibil. 6. 7. St. 2. eingerückt ist, schon hinreichend beschrieben. Gegenwärtigem ersten Bande ist eine „kurze Geschichte der Gesetzgebung in den Preußischen Staaten seit dem Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweyten" voraus geschickt worden. Es wird darin zuförderst von dem glücklichen Fortgange der neuen Justizeinrichtung Nachricht gegeben, und ein merkwürdiger Nebengrund angeführt, warum den Sachwaltern so wenig als möglich Einfluß auf die Verhandlung der Rechtssachen gestattet werden müßte. Es ist einleuchtend, sagt der Verfasser, daß der Hauptzweck der neuen Proceßordnung nicht erreicht werden konnte, wenn man dem Sachwalter erlaubte, das Protokoll dem Richter in die Feder zu dictiren. Die größere Selbstthätigkeit des Richters hat aber

noch einen andern Nutzen, der nicht so leicht in die Augen fällt, aber durch die Erfahrung bestätiget wird. Die Geschicklichkeit steht mit der Bequemlichkeit im umgekehrten Verhältnisse. Indem man diese mindert, wird jene vergrößert. Der mittelmäßigste Kopf wird in kurzer Zeit dem fähigsten überlegen, wenn jener sich immer thätig, dieser aber sich nur leidend verhält. Eine blose Aufsicht, welche nicht durch Selbstthätigkeit ermuntert wird, ermattet sehr bald. Soll der Richter den Sachwalter übersehen, so muß dieser mehr die Rolle eines Beobachters übernehmen; jener aber durch Selbstthätigkeit und eigne Anstrengung seinen Verstand schärfen. Die Nothwendigkeit ist ein großer Lehrmeister. Eben dadurch, daß die Richter genöthiget wurden, der Wahrheit selbst nachzuforschen, erlangten sie auch die dazu erforderliche Geschicklichkeit. Das mag auch wohl der weise Erfinder der jetzigen Proceßordnung voraus gesehen haben, weil er sich bey Ausführung seines Plans dadurch nicht irre machen ließ, daß man dagegen einwendete: es fehle an Männern, welche geschickt genug wären, ihn zu befolgen. Vorzüglich merkwürdig ist die Nachricht, welche die bey Verfassung des Preußischen Gesetzbuchs gewählte Methode beschreibt, und die niemand, der sich von dieser wichtigen Unternehmung einen Begriff machen will, ungelesen lassen darf. Ja, sie muß die Wißbegierde aller derjenigen reizen, welche an gemeinnützigen Gegenständen ein Interesse finden. Es kann, sagt der Verfasser mit Recht, bey ähnlichen Unternehmungen zum Muster dienen, daß ein Werk von so unermeßlichem Umfange nicht von vielen stückweise, sondern von jedem

jedem Mitarbeiter ganz unternommen worden. Denn nur auf diese Weise konnte ein so viel umfassendes Ganze, wie der Körper eines allgemeinen Gesetzbuchs ist, mit sich selbst in Uebereinstimmung gebracht und von einem Geiste belebt werden.

Hierauf folgen im ersten Abschnitte „Entscheidungen der Gesetzcommißion." Es sind ihrer 78, meistens über wichtige streitige Rechtsfragen, und sie machen den größten Theil des Buchs aus. Auch sind sie nach dem Plane desselben, da es hauptsächlich für den praktischen Rechtsgelehrten in den Preußischen Staaten bestimmt ist, das wichtigste. Diesen Entscheidungen gehen die Anfragen voran, welche die Zweifels- und Entscheidungsgründe enthalten. Diese Aufsätze geben dem Leser von der in den Preußischen Gerichtshöfen herrschenden Ordnung, Gründlichkeit, reinen und richtigen Schreibart die vortheilhaftesten Begriffe, und die Entscheidungen selbst können wegen ihrer Richtigkeit und der gedrängten Kürze, mit welcher sie abgefaßt worden, für vollkommene Muster gelten. Im zweyten Abschnitt, welcher für „Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit, und Bemerkungen über Bücher, die dahin einschlagen" bestimmt ist, findet man, unter No. I. „eine philosophische Abhandlung, über die Billigkeit bey Entscheidung der Rechtsfälle", worinnen dieser so schwankende Begriff, scharfsinnig entwickelt, und wenigstens nach des Recensenten Urtheil, richtig bestimmt ist. Jeder Richter sollte diese Abhandlung lesen und beherzigen: denn es ist unbeschreiblich, wie viel Unheil der Mangel an deutlicher Vorstellung des Begriffs von Billigkeit, und an richti-

gen Grundsätzen von der Anwendung desselben, in den Gerichten schon verursacht hat, wie leicht es dem partheyischen Richter fällt, die Billigkeit zum Deckmantel seiner Ungerechtigkeit, und dem Unwissenden, sie zur Beschönigung seiner Unwissenheit, zu brauchen. Billigkeit ist die Ausübung unvollkommner Pflichten, mit Rücksicht auf die besondren Verhältnisse, Umstände und Bedürfnisse der Personen, denen sie erwiesen werden. Man sieht hieraus, daß blose Billigkeit die Entscheidung des Richters, der Regel nach nicht bestimmen darf. Nur alsdann, wenn in Fällen gewisser Art, deren nähere Bestimmung, wegen ihrer großen Verschiedenheit, im Allgemeinen von dem Gesetzgeber nicht geschehen kann, sondern größtentheils von individuellen Verhältnissen, Umständen und Bedürfnissen abhängt, das Gesetz den Richter ausdrücklich auf Untersuchung dieser individuellen Beziehungen, und auf die dadurch bestimmt werdende Billigkeit verweißt, hat diese Regel ihre Ausnahme. Die unvollkommne Pflicht des einen Theils gegen den andern ist alsdann durch die, obgleich nur allgemeine Vorschrift des Positivgesetzes zu einer vollkommnen erhöht, indem es zum voraus dasjenige für Recht erklärt hat, was der Richter Billig finden wird. Dergleichen Fälle äußern sich am häufigsten bey Streitigkeiten die aus dem häuslichen und ehelichen Verhältnisse entstehen, und bey Verbrechen; auch bey zweifelhaften Verträgen und lezten Willens-Erklärungen, in sofern nämlich die Verbindlichkeit zu Erfüllung derselben an sich selbst nicht zweifelhaft ist, die nähere Bestimmungen aber, wie sie erfüllt werden sollen, fehlen, jedoch diese mit den individuellen Eigenschaften, und Verhältnissen

sen der Personen in solchen Beziehungen stehen, daß sie, nach der ausdrücklichen oder muthmaßlichen Absicht des Erklärers, aus denselben mit Sicherheit genommen werden können. - Uebrigens wird, in der Sprache der Gesetze, zuweilen auch das vollkommne Naturrecht, die Auslegung undeutlicher Gesetze nach der Absicht des Gesetzgebers, und die Analogie, Billigkeit genannt. Dies sind abusive Benennungen, die man, wegen des schädlichen Mißverstandes, den sie oft verursachen, so viel als möglich ungangbar zu machen suchen sollte. Am Ende werden noch einige Regeln gegeben, nach welchen der Gesetzgeber, bey Abfassung der Gesetze, die Grundsätze der Billigkeit zu beobachten hat. So wenig man dieser kurzen Abhandlung das Verdienst der gründlichen und scharfsinnigen Untersuchung absprechen kann; so scheint Recensenten doch diese so schwere und verwickelte Materie, zu vollkommen genauer und deutlicher Bestimmung der darauf sich beziehenden Begriffe und Sätze, und um der allgemeinern Faßlichkeit willen, eine etwas ausführlichere Auseinandersetzung zu erfordern.

Aber der Verfasser wollte, dem Plane dieses Werks gemäß, hier hauptsächlich nur die Grundsätze kürzlich vorlegen, welche in Beziehung hierauf, bey der neuen Preußischen Gesetzgebung beobachtet worden, und auf die Preußische Justizeinrichtung anwendbar sind. Für die Richter anderer Staaten, wo es keine Gesetzcommißion giebt, dürfte eine weitere Ausführung der hier angegebnen Grundsätze nützlich seyn, weil nicht ein jeder im Stande seyn möchte, sie ohne nähere Anweisung richtig anzuwenden.

Unter No. II. befindet sich noch die „Beurtheilung eines Buchs: Kritik über das willkührliche Verfahren des Kaisers in Criminalfällen“, welche, gegen den Satz dieses Buchs, mit sehr einleuchtenden Gründen beweißt, wie gefährlich, und dem Zweck des Staats zuwider, selbst in monarchischen Staaten, es sey, wenn der Monarch sich persönlich in die Verwaltung der Gerechtigkeit mischt. Erst wird gezeigt, wie wenig ein Fürst im Stande sey, sich die zu Entscheidung der Rechtsfälle erforderliche Kenntniß und Uebung zu verschaffen, und wie sehr es den Unterthanen zum Troste gereiche, wenn sie bemerken, daß ihre Vorgesetzten einer höhern Aufsicht unterworfen sind, welche ihre Willkühr eingeschränkt und sie zu Beobachtung erster Grundsätze nöthiget. Wenn der Fürst sich selbst den Gesetzen und Aussprüchen der Richter unterwirft, so befestiget er eben dadurch seine Macht, welche auf die Heiligkeit der Gesetze gegründet ist. Denn sie werden alsdann von den Unterthanen nicht als Fesseln betrachtet, welche die Willkühr der Obern ihnen angelegt hat, sondern als Regeln, welche die Pflichten eines wohldenkenden Menschen und guten Bürgers bestimmen. Zuletzt bricht der Verfasser in folgende merkwürdige Aeusserung aus: Man hat, meiner Meinung nach, nicht wohl gethan, daß man den Großen das Selbstherrschen gar zu sehr angepriesen hat. Die berühmtesten Selbstherrscher waren nicht immer die vorzüglichsten Regenten. Gut regieren ist ohne Zweifel besser als alles Selbstbeherrschen. Auf jenes sollte man mehr Gewicht legen als auf dieses. Denn mit diesem geht es, wie mit dem Unfuge, welchen vor einiger Zeit die sogenannten Genies trieben. Wir

sollen

sollen die Größe der Kraft anstaunen, die wir lieber in ihrer wohlthätigen und gemäßigten Wirkung empfinden mögten. Die unermüdete Wachsamkeit mit welcher der Fürst die untergeordneten Diener des Staats beobachten muß, ist noch sehr verschieden von der unruhigen Thätigkeit, die alles mit eigner Hand angreifen will, und, indem sie sich mit dem Tauwerke beschäftiget, das Steuerruder fahren läßt.

No. III. ist eine „Aufforderung an das Publikum, das Andenken verdienstvoller Geschäftsmänner auf die Nachwelt fortzupflanzen." Angehängt ist noch ein Auszug aus den Preußlisten der preußischen Landes-Justiz-Collegien von 1787.

Zm.

II.

Versuch der Einrichtung unsers Erkenntnißvermögens durch Algeber nachzuspüren, durchgehends mit Rücksicht auf die Kantische Philosophie. Von Chr. Ludw. Schübler. Leipzig 1788. 264 Octavs.

Einleitung. Hr. Sch. ward auf Kants Philosophie durch die mannichfaltigen Bewegungen die sie verursachte, aufmerksam. Mehrere Stellen K. selbst, seiner Freunde und Gegner, brachten ihn auf den Gedanken; die gerühmte apodiktische Gewißheit der meisten, wo nicht gar aller wesentlichen Behauptungen dieses Systems, besonders in der trans-

scendentalen Aesthetik und Analytik, müssen sich wohl durch Algeber bewähren lassen, und die angebliche Evidenz der Hauptlehrsätze in den sogenannten Analysen, möchten am sichersten gegen alle künftige Zweifel ins reinste Licht gestellt werden, wenn sie durch algebraische Vorstellungsart fixirt in der Probe der dabey anzuwendenden allgemein gültigen Begriffe bestünde. Er legte Hand ans Werk, und seine Versuche schienen ihm doch in verschiedenen bedeutenden Hinsichten zu gelingen. Seine erste Beschäftigung ging darauf aus, Kants Gedanken über Mathematik überhaupt zusammenzulesen, und nebeneinander zu stellen, um sonderlich seine Kardinalbehauptung: daß alle mathematische Erkenntniß nicht aus Begriffen, sondern jederzeit nur durch die Construction der Begriffe vor sich gehe; und die nächsten Folgen daraus in das reinste Licht zu setzen. Wie ihm nun dieses gelungen ist, soll die folgende Lucubration zeigen, die zugleich einen Kommentar über die erste Rubrik der sogenannten reinen physiologischen Tafel allgemeiner Grundsätze der Naturwissenschaft involvirt, über das Princip der Axiomen der Anschauung, welches heißt: Alle Anschauungen sind extensive Grössen.

Erste Lucubration. Projectiotik oder Vorübungen zur Algeber. Nothwendigkeit der Buchstabenrechnung für jemanden, der Mathematik lernen will. Grösse nennt man insgemein, was Vermehrung oder Verminderung fähig ist. Kants Erklärung ist mehr genetisch und dringt in so fern tiefer. Grösse ist der Begriff von der Erzeugung eines Gegenstandes durch Zusammensetzung des Gleichartigen; oder kürzer: Grösse ist Vielheit des Gleichartigen, synthetisch verknüpft. — Synthesis

muß

muß vorausgesetzt werden, dann kann Analysis der componiren; Grösse ist ein reiner Verstandsbegriff, Zahl versinnlicht dieselbe, oder Zahl ist das reine Schema der Grösse, oder ist Grösse als Phänomenon. (Dem Rec. kömmt vor, als würde hier tiefsinnig klingend gesagt, was der gemeine Ausdruck deutlich sagt: daß Vermehrung und Verminderung durchs Gleichartige geschieht, wird ja sogleich jeder Anfänger erinnert, nach dem ihn dieses nicht gelehrt, sondern er darauf nur aufmerksam gemacht worden, daß groß in der gemeinen Sprache heißt, was wachsen oder abnehmen kann. Daß Zahl die Grösse versinnliche, würde der Rec. in seiner Sprache nicht sagen; in der drückt Zahl Verhältniß der Grösse aus. Uebrigens kann es seyn, daß hier wahre Sätze, nur in einer Sprache, an welche der Recensent nicht gewöhnt ist, gesagt werden.) Man kann aber auch über Grösse, was sie im Grunde ist, zu viel fragen. (Vollkommen richtig, die ersten mathematischen Begriffe sind klare des gemeinen Menschenverstandes, die durch definiren-wollende Spitzfindigkeit nur verdunkelt werden. Daher gibt Euklid in den ersten Definitionen nur die Bedeutung seiner Wörter so an, daß er an die klaren Begriffe erinnert, die die Wörter erregen sollen.) Nun die Rechnungsarten: Synthesis ist in Addition, Multiplication, Erhöhung zu Potenzen; Analysis, in Subtraction, Division, Brüchen. Wenn man den Mechanismus durch die vier Species lernt, geht man gar nicht darauf aus, Zahlbestimmungen in concreto zu finden, das will Anfängern oft gar nicht in den Kopf. (Anfängern, denen der Mechanismus der vier Species an bestimmten Zahlen beygebracht worden ist, ohne ihnen den Bau der Maschine

schine durch die Zeichen der arithmetischen Arbeiten vor Augen zu stellen. So haben sie an den Rädern gedreht, ohne zu wissen, was, und warum sie drehten. Wer 4+3; 26−7; hat lesen gelernt, dem wird a+b; c−d; nicht wunderbar seyn.) Hr. Sch. erläutert mit Recht S. 23 die Wichtigkeit der arithmetischen Zeichen auch dadurch, daß eine Zahl auf mehr Arten kann verstanden seyn, z. E. 60 als 3.20 oder 4.15 u. s. w. Es ist aber oft daran gelegen, zu wissen, wie die 60, mit der man jetzo zu thun hat, entstanden ist. Die Lehre von Division und Multiplication ist unmöglich philosophisch abzuhandeln, wenn man nicht Betrachtungen über Verhältniß und Proportion anschliest, und fast eben so noch einige Erörterungen über Bruchrechnung verbindet. Die meisten lehren Bruchrechnung ehe sie noch bestimmt über Verhältnisse disserirt haben, Hr. Sch. aber schlägt sich zu denen, welche die Haupttheoremen von Verhältnissen und Proportionen vortragen, ehe sie sich auf Brüche einlassen, jedoch so, daß er nur die Fundamentallehrsätze dieser Lehre unmittelbar anzuschliessen für nöthig findet, und dann zu den Brüchen übergeht, indem er überzeugt ist, daß die ganze Lehre von Verh. und Prop. nicht deutlich erklärt werden kann ohne einige Kenntniß der Behandlungsart mit Brüchen herbey zu rufen. (So wäre er doch mit den ersten ziemlich eins. Wer kann die geometrische Verhältnisse 2:3 oder 3:4, die doch so einfach sind und in den leichtesten Rechnungen vorkommen, ohne Brüche verstehn?) Verhältniß heißt: die Art, wie Grössen auseinander entstehn, oder auch die Vergleichung ihrer Entfernung von einander, der Anbetracht, wie weit sie von einander, und wie sie gegeneinander liegen

liegen überhaupt. (In alle dem ist nichts Unwahres, aber ist das eine deutliche Erklärung? Was heißt Entfernung? gegen einander liegen? Wenn man mit Verhältnissen bekannt ist, versteht man diese Ausdrücke, aber nicht, wenn man sie erst soll kennen lernen. Wie Grössen auseinander entstehen, faßt gar vielmehr unter sich, als arithmetische und geometrische Verhältnisse, z. B. Potenzen. Man kann freilich das alles auf Verhältnisse bringen, aber ist es rathsam, gleich Anfangs den Begriff so weitläuftig anzugeben, daß niemand alles dazu gehörige übersehen kann. Eigentlich sollte, mit dem Euklid, Verhältniß, nur die geometrische bedeuten, und die ist ja leicht deutlich zu erklären. Die arithmetische ist ein Mißbrauch des Worts, den man aber freilich wie althergebrachte Mißbräuche beybehalten muß.) Daß es ein Mißbrauch ist, erhellt daraus, weil man aus dem Unterschiede zwischen ein paar Zahlen sie gar nicht mit einander vergleichen kann, und alle Menschen, mit der natürlichen Arithmetik Zahlen nach der geometrischen Verhältniß nicht nach der arithmetischen vergleichen. Niemand wird sich mit 2 Thalern befriedigen lassen, wenn er 3 zu fodern hat, aber eher wird er 1000 thlr. statt 1001 nehmen. Auch erinnert Hr. Sch., daß Verhältniß gewöhnlich die Geometrische bedeute. Ferner: daß man die Erklärung von Verhältnissen blos auf Zahlen einschränkt, kömmt daher, weil man davon in der Arithmetik vor der Geometrie handelt. Die Geometrie führt aber auf Verhältnisse, die sich nicht mit Zahlen ausdrücken lassen, sie stellt solche dem Verstande vollkommen deutlich dar, z. B. die Verhältniß der Diagonale eines Quadrats zur Seite, wenn die Arithmetik nur Gränzen angiebt, zwischen

welche

welche solche Verhältnisse fallen. Euklids 3. Erkl. des 5 Buchs verdient also mehr gebraucht zu werden, sie erfordert freilich Erläuterungen, dergleichen Wallis gegeben hat.) Hr. Sch. führt hier aus Kants Kr. d. r. V. S. 342. 2te Ausgabe die Stelle an: Man kann die Verhältnisse der Dinge in abstracto, wenn man es mit blossen Begriffen anfängt, nicht wohl anders denken, als daß eins die Ursache von Bestimmungen in dem andern sey. (Das würde der Rec. nicht von mathematischem Verhältniß ratio verstehn, sondern von philosophischer relatio, die er freilich, Zweydeutigkeit zu vermeiden, lieber Verhalten nennen würde.) Hr. Sch. handelt ferner von Verhältnissen und Brüchen, mit Bestreben, die Begriffe aufs deutlichste zu entwickeln. Nachdem Hr. Sch. richtig gezeigt hat, daß man, zween Brüche zu addiren, sie auf eine Benennung bringt und dann die Zähler addirt, fragt er: Warum dieß Verfahren? Wie benimmt sich unser Verstand bey dieser Art der Umwandlung? und was bringt ihn dazu? Ich sehe nicht, wie man eine gnügliche Antwort hierauf geben kann, ohne auf das oberste Princip alles Verstandsgebrauchs, auf die mehr gedachte synthetische Einheit der Apperception, mit welcher uns Kant ganz sonderlich bekannt zu machen gesucht hat, zurück zu gehn. Die bloße Vorstellung der zwo Größen $\frac{2}{3}$; $\frac{4}{5}$; die wir vergleichen, addiren, subtrahiren sollen, hilft uns für sich zu keiner Erkenntniß. Ein anders ist etwas blos denken, ein anders etwas erkennen. „Nicht dadurch, sagt Kant, daß ich blos denke, erkenne ich ein Object, sondern nur dadurch, daß ich reine gegebne Anschauung in Absicht auf die Einheit des Bewußtseyns, darinn alles Denken besteht, bestimme,

kann

kann ich ein Object erkennen." Das wendet nun Hr. Sch. so an: $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{5}$ stehen nicht in einem Bewustseyn zusammen, sind gar nicht vergleichbar, deuten eine ganz verschiedene Theilung zwoer ganzen Grössen an, oder auch einer Grösse zu verschiedener Zeit. . . Was ist also wohl anzufangen, um dieß Zusammentreffen in der Einheit der Apperception oder der Identität des Bewußtseyns hervorzubringen? . . . Kein andrer Ausweg, als einerley Eintheilung anzunehmen, alsdann sind sie unter der Einheit der Apperception zu befassen; alsdann ist diejenige Einheit des Begriffs vorhanden, welche Kant qualitative Einheit nennt und welche zu jedem Erkenntniß vorkommender Gegenstände erforderlich ist. . . . Die Art nun gegebener Erkenntnisse zur objectiven Einheit der Apperception zu bringen, heißt eben überhaupt: urtheilen; folglich erhellet auch in diesem mathematischen Urtheile die Beziehung der zwey bezeichneten Fragmente, (zwoer gegebnen Vorstellungen) auf die immer nothwendige Einheit der Apperception als wesentlich. . . . (Hr. Sch. Ausführung, warum Brüche, die addirt oder subtrahirt werden sollen, auf einerley Nenner gebracht werden, nimmt mehr als 7 Octavs. ein, hier ist nur daraus beygebracht, was sein Verfahren einigermaßen zu kennen nöthig war. Es ist alles sehr richtig, aber der Recens. würde verzweifeln, jemanden die Bruchrechnung beyzubringen, wenn es nicht anders als mit solcher Weitläuftigkeit, und in einer solchen philosophischen Kunstsprache geschehen könnte.

Zweyte Lucubration. Einführung in Algeber selbst, mit Anwendung auf Raum und Zeit. Rechnung mit entgegengesetzten Grössen. In wirkli-

 cher

welche solche Verhältnisse fallen. Euklids 3. Erkl. des 5 Buchs verdient also mehr gebraucht zu werden, sie erfordert freilich Erläuterungen, dergleichen Wallis gegeben hat.) Hr. Sch. führt hier aus Kants Kr. d. r. V. S. 342. 2te Ausgabe die Stelle an: Man kann die Verhältnisse der Dinge in abstracto, wenn man es mit blossen Begriffen anfängt, nicht wohl anders denken, als daß eins die Ursache von Bestimmungen in dem andern sey. (Das würde der Rec. nicht von mathematischem Verhältniß ratio verstehn, sondern von philosophischer relatio, die er freilich, Zweydeutigkeit zu vermeiden, lieber Verhalten nennen würde.) Hr. Sch. handelt ferner von Verhältnissen und Brüchen, mit Bestreben, die Begriffe aufs deutlichste zu entwickeln. Nachdem Hr. Sch. richtig gezeigt hat, daß man, zween Brüche zu addiren, sie auf eine Benennung bringt und dann die Zähler addirt, fragt er: Warum dieß Verfahren? Wie benimmt sich unser Verstand bey dieser Art der Umwandlung? und was bringt ihn dazu? Ich sehe nicht, wie man eine gnügliche Antwort hierauf geben kann, ohne auf das oberste Princip alles Verstandsgebrauchs, auf die mehr gedachte synthetische Einheit der Apperception, mit welcher uns Kant ganz sonderlich bekannt zu machen gesucht hat, zurück zu gehn. Die bloße Vorstellung der zwo Größen $\frac{2}{3}$; $\frac{4}{5}$; die wir vergleichen, addiren, subtrahiren sollen, hilft uns für sich zu keiner Erkenntniß. Ein anders ist etwas blos denken, ein anders etwas erkennen. „Nicht dadurch, sagt Kant, daß ich blos denke, erkenne ich ein Object, sondern nur dadurch, daß ich reine gegebne Anschauung in Absicht auf die Einheit des Bewußtseyns, darinn alles Denken besteht, bestimme,

kann

kann ich ein Object erkennen.“ Das wendet nun Hr. Sch. so an: $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{5}$ stehen nicht in einem Bewußtseyn zusammen, sind gar nicht vergleichbar, deuten eine ganz verschiedene Theilung zwoer ganzen Grössen an, oder auch einer Grösse zu verschiedener Zeit . . . Was ist also wohl anzufangen, um dieß Zusammentreffen in der Einheit der Apperception oder der Identität des Bewußtseyns hervorzubringen? . . . Kein andrer Ausweg, als einerley Eintheilung anzunehmen, alsdann sind sie unter der Einheit der Apperception zu befassen; alsdann ist diejenige Einheit des Begriffs vorhanden, welche Kant qualitative Einheit nennt und welche zu jedem Erkenntniß vorkommender Gegenstände erforderlich ist. . . . Die Art nun gegebener Erkenntnisse zur objectiven Einheit der Apperception zu bringen, heißt eben überhaupt: urtheilen; folglich erhellet auch in diesem mathematischen Urtheile die Beziehung der zwey bezeichneten Fragmente, (zwoer gegebnen Vorstellungen) auf die immer nothwendige Einheit der Apperception als wesentlich. . . . (Hr. Sch. Ausführung, warum Brüche, die addirt oder subtrahirt werden sollen, auf einerley Nenner gebracht werden, nimmt mehr als 7 Octavs. ein, hier ist nur daraus beygebracht, was sein Verfahren einigermaßen zu kennen nöthig war. Es ist alles sehr richtig, aber der Recens. würde verzweifeln, jemanden die Bruchrechnung beyzubringen, wenn es nicht anders als mit solcher Weitläuftigkeit, und in einer solchen philosophischen Kunstsprache geschehen könnte.

Zweyte Lucubration. Einführung in Algeber selbst, mit Anwendung auf Raum und Zeit. Rechnung mit entgegengesetzten Grössen. In wirkli-

cher Anwendung wird die Ueberzeugung von allen diesen Sätzen selbst viel leichter, als wenn man sich oder andre, in der reinsten Abstraction von der Evidenz dieser Wahrheiten, noch so hartnäckig zu überführen sucht. (Vollkommen richtig, aber keine Empfehlung mit der reinsten Abstraction anzufangen. Selbst das Wort: Abstraction, zeigt, man solle erst einzelne bestimmte Fälle vortragen, wo schon der gemeine Menschenverstand wahrnimmt, wie er sich zu verhalten hat, und nun von mehrern das Gemeinschaftliche absondert.) Einfache Gleichungen. Beyspiele, wo Zeit und Raum vorkommen. Die großen Steine des Anstosses in der Kantischen Philosophie. (Für den Rechner sind sie es nicht, weil sich der darüber nicht in philosophische Spitzfindigkeiten einläßt und die Worte nur in der allgemein bekannten Bedeutung braucht.) Diese Erforschungen führen auf den Gedanken: Wie, wenn wir jedesmahl, so oft in mathematischen Problemen Raum und Zeit zu vergleichen geboten wird, eigentlich blos Zeit mit Zeit zu vergleichen hätten? und also jedesmahl gegebne oder gesuchte Räume, zuförderst durch Zeittheil construiren müßten, um uns von der Grösse dieser Räume mit Ueberzeugung bewußt zu werden? Die Antwort fällt bejahend aus, so viel wir nur Beyspiele durchspüren mögen. (Der Mathematiker braucht bekannte Vergleichungen zwischen Geschwindigkeit, Zeit und Raum, vermittelst deren weiß er Verhältnisse der Zeiten durch Verhältnisse der Räume anzugeben, man kann also eben so richtig sagen, er vergleiche Raum mit Raum, als Zeit mit Zeit.) Diese Erörterungen machen uns sonderlich geschickt, Kants Lehre von der Zeit, und von dem sogenannten Schematismus reiner

Ver-

Verstandsbegriffe einzusehen, die eine der tiefsinnigsten und schwersten ist, und von K. selbst äusserst trocken genannt wird. Hr. Sch. führt die dahin gehörige Hauptstelle an, (Krit. d. r. V. S. 177.) die mit vielem Tiefsinne geschrieben und außer dem Zusammenhange kaum erklärbar ist. Doch meynt er durch die Betrachtungen, aus denen hier einiges angeführt ist, und folgendem etwas zur Aufhellung beyzutragen. Vorläufig bemerkt er: in allen mathematischen Aufgaben, in welchen Raum und Zeit vorkomme, lasse sich fragen, und die Auflösung so stellen, daß die Zeit als productiv oder activ, der Raum aber als Product, als Resultat oder passiv im Spiele zu seyn scheint, oder doch so, daß man immer abmessen kann, die Zeit liege der wirkenden Ursache näher als der Raum, welcher vielmehr mit hervorgebrachter Wirkung zu coincidiren scheint. Dergleichen Probleme involviren gleichsam in ihrer Mitte die simple Frage: eine gewisse Zeit, oder eigentlich eine Thätigkeit in derselben producirt einen gewissen Raum, (erzeugt, componirt, vollendet, consumirt) was für einen andern Raum, producirt demnach eine gewisse andre Zeit? oder wenn der Raum etwa bekannt ist, was für eine Zeit war zu dessen Erzeugung erforderlich? Thätigkeit, Spontaneität ist der wesentliche Charakter des menschlichen Verstandes; und Vorstellungen hervorzubringen, sein beständiges Geschäft. (Krit. d. r. V. S. 75.) Verstandesbegriffe oder Categorien aber, sind blose Gedankenformen, welche auf nicht weiter erklärliche Verbindungsarten des Mannichfaltigen, die einmal unserm Verstande eigen sind, hinauslaufen, durchgehends aber durch Zeiteinheit namhaft werden; S. 308. ohne welche sie sogar alle Bedeutung verlieren. Da wir nun

cher Anwendung wird die Ueberzeugung von allen diesen Sätzen selbst viel leichter, als wenn man sich oder andre, in der reinsten Abstraction von der Evidenz dieser Wahrheiten, noch so hartnäckig zu überführen sucht. (Vollkommen richtig, aber keine Empfehlung mit der reinsten Abstraction anzufangen. Selbst das Wort: Abstraction, zeigt, man solle erst einzelne bestimmte Fälle vortragen, wo schon der gemeine Menschenverstand wahrnimmt, wie er sich zu verhalten hat, und nun von mehrern das Gemeinschaftliche absondert.) Einfache Gleichungen. Beyspiele, wo Zeit und Raum vorkommen. Die großen Steine des Anstosses in der Kantischen Philosophie. (Für den Rechner sind sie es nicht, weil sich der darüber nicht in philosophische Spitzfindigkeiten einläßt und die Worte nur in der allgemein bekannten Bedeutung braucht.) Diese Erforschungen führen auf den Gedanken: Wie, wenn wir jedesmahl, so oft in mathematischen Problemen Raum und Zeit zu vergleichen geboten wird, eigentlich blos Zeit mit Zeit zu vergleichen hätten? und also jedesmahl gegebne oder gesuchte Räume, zuförderst durch Zeittheil construiren müßten, um uns von der Grösse dieser Räume mit Ueberzeugung bewußt zu werden? Die Antwort fällt bejahend aus, so viel wir nur Beyspiele durchspüren mögen. (Der Mathematiker braucht bekannte Vergleichungen zwischen Geschwindigkeit, Zeit und Raum, vermittelst deren weiß er Verhältnisse der Zeiten durch Verhältnisse der Räume anzugeben, man kann also eben so richtig sagen, er vergleiche Raum mit Raum, als Zeit mit Zeit.) Diese Erörterungen machen uns sonderlich geschickt, Kants Lehre von der Zeit, und von dem sogenannten Schematismus reiner

Ver-

Verstandsbegriffe einzusehen, die eine der tiefsinnigsten und schwersten ist, und von K. selbst äusserst trocken genannt wird. Hr. Sch. führt die dahin gehörige Hauptstelle an, (Krit. d. r. V. S. 177.) die mit vielem Tiefsinne geschrieben und außer dem Zusammenhange kaum erklärbar ist. Doch meynt er durch die Betrachtungen, aus denen hier einiges angeführt ist, und folgendem etwas zur Aufhellung beyzutragen. Vorläufig bemerkt er: in allen mathematischen Aufgaben, in welchen Raum und Zeit vorkomme, lasse sich fragen, und die Auflösung so stellen, daß die Zeit als productiv oder activ, der Raum aber als Product, als Resultat oder passiv im Spiele zu seyn scheint, oder doch so, daß man immer abmessen kann, die Zeit liege der wirkenden Ursache näher als der Raum, welcher vielmehr mit hervorgebrachter Wirkung zu coincidiren scheint. Dergleichen Probleme involviren gleichsam in ihrer Mitte die simple Frage: eine gewisse Zeit, oder eigentlich eine Thätigkeit in derselben producirt einen gewissen Raum, (erzeugt, componirt, vollendet, consumirt) was für einen andern Raum, producirt demnach eine gewisse andre Zeit? oder wenn der Raum etwa bekannt ist, was für eine Zeit war zu dessen Erzeugung erforderlich? Thätigkeit, Spontaneität ist der wesentliche Charakter des menschlichen Verstandes; und Vorstellungen hervorzubringen, sein beständiges Geschäft. (Krit. d. r. V. S. 75.) Verstandsbegriffe oder Categorien aber, sind blose Gedankenformen, welche auf nicht weiter erklärliche Verbindungsarten des Mannichfaltigen, die einmal unserm Verstande eigen sind, hinauslaufen, durchgehends aber durch Zeiteinheit namhaft werden; S. 308. ohne welche sie sogar alle Bedeutung verlieren. Da wir nun

 dieser

dieser Categorien zu allem Denken und zu Hervorbringung und Ordnung aller Vorstellungen bedürfen, so bedürfen wir auch der Zeit zu gleichen Geschäften und dessen Resultaten. Dieses Bedürfniß verleitet oder nöthigt uns die Zeit den producirenden Ursachen beyzugesellen, oder sie gar damit zu verwechseln. In wieweit diese Vermischung oder Verwechselung rechtlich oder widerrechtlich ist, erörtert Hr. Sch. an dieser Stelle nicht, begnügt sich das Factum anzuzeigen, und in Beyspielen anschaulich darzustellen. Die Beyspiele sind, mathematische und richtige Vergleichungen zwischen Raum — und Zeiten.

(Im angeführten, war Recensenten anstößig, die Zeit als productiv angegeben zu sehen. Hr. Sch. verbessert solches selbst, durch die Thätigkeit in derselben, wäre aber nicht alles kürzer und sogleich richtig durch den bekannten ontologisch-arithmetischen Lehrsatz ausgedruckt gewesen, daß Wirkungen sich wie Producte aus den wirkenden Ursachen in die Zeiten verhalten. (Kästners Anfangsgründe der Arithmetik V. Cap. 53. Dessen Fortsetzung der Rechenkunst. VII. Cap. 2. Abschn. auch IX. Cap. 2. Abschn. 127. §.) Ob Thätigkeit mit Spontaneität einerley und der Charakter des menschlichen Verstandes ist, kömmt auf den Sprachgebrauch an. Nach Wolfen gehört Willkühr, zu latein Spontaneitas den Thieren, und bezieht sich mehr auf Handlungen als auf Vorstellungen; Wolfs Met. 890. Wie man aber auch dieses Wort nehmen will, so ist doch dem Rec. der Schluß nicht deutlich: „Weil wir Zeit zu Geschäften bedürfen, so „ist Zeit den producirenden Ursachen beyzugesellen, „oder damit zu verwechseln.“ Producirende Ursachen:

sachen erfodern Zeit, zu ihren Wirkungen. Also ist Zeit den producirenden Ursachen nur beyzugesellen; wie: ein Jahr hundert Thalern, die in diesem Jahre fünf Thaler Zinsen tragen; verwechseln läßt sich doch wohl das Jahr nicht mit dem hundert Thalern. Bey Bewegungen wird Geschwindigkeit als die producirende Ursache des Raums angesehn, und braucht wiederum dazu Zeit, die also nicht selbst als producirende Ursache kann betrachtet werden. Tempus edax rerum klingt so, als verzehrte die Zeit, aber Jedermann versteht, daß es von Dingen gemeint ist, die während der Zeit verzehren.) Indeß erklärt Hr. Sch., er wolle hiemit nicht die Vorstellung des Raums gar verdrängen. Der innere Sinn bedarf des äußern fort und fort, er ist selbst mit der Zeit nicht anders wohl und deutlich denkbar, als durch Vorstellung einer Linie und ihrer Veränderung, durch das Zeichen derselben, oder durch deren successive Synthesis, so daß die successive Existenz unserer selbst in verschiednem Zustande blos durch eigne Anschauung uns faßlich wird. Kant hat sich darüber umständlich erklärt in der neuern Ausg. 274. 79. und 288. 92. S. Auch präsupponirt Herr Sch. Ausdruck: bestimmter Raum werde mit Zeittheilen besetzt, offenbar das Beharrliche des Raums in der Anschauung, wohl zu merken, nicht das Beharrliche des Raums als eines Objects an sich. (Nach des Rec. Gedanken ist der geometrische Raum, von welchem doch hier die Rede ist, ein abstracter Begriff, und wer sagen will: ein abstracter Begriff sey kein Object an sich, mit dem wird Rec. darüber nicht streiten. Aber successive Synthesis des Raums, aus Dingen, die nicht der Raum selbst sind, gestattet die

Geometrie nicht. Nach ihr entsteht zwar eine Linie aus Bewegung eines Punkts, aber das ist nicht Zusammensetzung von Punkten, sondern von Linien. Kästner, Geom. 5. Erkl. Ders. über den Ursprung einer Linie aus Bewegung eines Punkts. Hamburgis. Magazin IV. Band (1749) 46. Stück. Bey Aenderungen des geometrischen Raums findet das Successive statt, so wird es in der Fluxionrechnung gebraucht. Wiederum ändert sich der Raum da nur so, daß ein vorhandener Raum, Raum neben der Art, wo Linie, Linie, gesetzt wird. Sollte also Synthesis beym Raum heissen: Raum aus etwas zusammensetzen, das nicht dieser Raum ist, Linie aus etwas, das nicht Linie, Fläche aus etwas, das nicht Fläche ist, so gestattet die Geometrie dergleichen Synthesis nicht. Sie setzt blos Linien aus Linien, Flächen aus Flächen, Körper aus Körpern zusammen; folglich erklärt sie auch nicht wie Körper, Flächen, Linien entstehn, wenn sie noch nicht da sind, sondern nur: wie sie sich ändern, wenn ihres gleichen schon da sind.

Die bekannte Aufgabe, zwischen zwo geraden Linien die mittlere geometrische zu finden, setzt zum voraus, durch der beyden äußersten gemeinschaftlichen Punkt sey auf ihre Summe ein unbestimmtes Perpendikel gesetzt, und von dem werde durch den Halbkreis über der Summe die gesuchte mittlere abgeschnitten. Hat dieser zu jeder der beyden Aeussern Irrationalverhältniß, so wird diese Verhältniß eben deswegen in Linien genau dargestellt, weil die gesuchte mittlere, nicht durch successive Synthesis entsteht, sondern eine unbegränzte Linie vorhanden war, von welcher die gesuchte abgeschnitten wird. In der Arithmetik findet man eine mittlere

geome-

geometrische Proportinalzahl, wenn sie irrational ist, eben deswegen nie völlig genau, weil man sie durch successive Synthesis sucht. Dem Recensenten scheint also dieses Wort beym geometrischen Raume nicht wohl angebracht, dieser Raum ist auf einmal da, ob man sich gleich vorstellen kann, ein bestimmtes Stück desselben werde durch Ansetzung oder Wegnehmung von Stücken eben der Art, nach und nach geändert. – daß man bey Aenderungen, Succession und Zeit denkt, ist natürlich; aber bey auf einmal vorhandnem Raume, und dessen begränzter Gestalt, z. B. einem Kreise, einer Kugel, hat doch wohl Zeit gar nichts zu thun. Hr. Sch. thut also wohl, daß er die Vorstellung des Raumes nicht ganz verdrängen, und alles auf Zeit bringen will. Hr. Sch. giebt uns nöthige Auflösung unterschiedner bekannten Aufgaben, wo Raum und Zeit zusammen vorkommen, z. B. wenn zween Körper einander begegnen oder einholen, u. d. g. Wenn sich Räume wie Zeiten oder Geschwindigkeiten verhalten, daß sie als Wirkungen können betrachtet werden, und so nach der allgemeinen Vergleichung zwischen Ursachen, Zeiten und Wirkungen zu berechnen sind, u. s. w.

Dritte Lucubration. Ueber die Categorie der Quantität, und die Construction geometrischer Begriffe insbesondere. Kants Gedanken über Mathematik, und die nächsten Folgerungen, welche er aus der apodiktischen Evidenz mathematischer Sätze auf das Erkenntnißvermögen des Menschen, und dessen a priori vor aller Erfahrung vorhergehende Begriffe zieht, sind so wichtig; aber zugleich in einer so originellen Sprache vorgetragen, daß Hr. Sch. für dienlich findet, damit einige Seiten anzufüllen. Hr. Sch. selbst haben seine Betrachtungen über

Mathematik und über reine Geometrie insbesondere, folgenden Weg geführt: Allen Vergleichungen der mancherley Figuren, welche wir im Raum verzeichnen können, und allen Erwägungen ihrer Entstehung, ihres Gehalts und Unterschieds, liegt der Verstandsbegriff der Quantität zum Grunde. Kömmt gleich in folgenden mathematischen Behauptungen: alle Nebenwinkel auf einer geraden Linie sind zwey rechten Winkeln gleich, alle Scheitelwinkel sind gleich, u. s. w. gar der Ausdruck Quantität und Grösse nicht vor, so setzen dennoch die gedachten Theorien selbst den Begriff von Grösse und dessen Anwendung im Verstandsgebrauch, eben bey Foderung ihrer Einsicht zum voraus. (Wer gleich sagt, sagt ja einerley Grösse; also kömmt in solchen Sätzen doch allemal der Ausdruck Grösse, oder ein gleichgültiger vor.) Rein gedacht, hilft aber doch dieser Verstandsbegriff der Grösse, wenn ihm nicht Anschauung unterliegt, d. h. wenn er nicht versinnlicht wird, dem Menschen weiter zu nichts. Die Vorstellung von Zusammensetzung des Gleichartigen, welche wesentlich zu diesem Begriffe gehört, fodert immer zu ihrer Empfänglichkeit äußrer Anschauung, demnächst aber erhält alle Betrachtung von Quantitäten gegeneinander, blos bestimmten Sinn durch Zahl, oder durch Zeitvorstellungen. Denn successive Synthesis des Gleichartigen erzeugt Linien und Gestalten im Raume, von welchem Umfange, von welcher Länge und Tiefe sie immer seyn mögen, successive Synthesis aber, ist ohne Zeit und Zeitbestimmung nicht denkbar. Zeit aber ist sinnlich; ist selbst die Form unsers innern Sinnes; kein Mensch der über Grösse irgend etwas denkt oder ausspricht, kann sich derselbigen gleichsam entäussern, weil kein Mensch

seine

seine Sinnlichkeit, so lange er lebt, ausziehen kann. Betrachten wir die Figur des Zirkels im Raum verzeichnet: wozu würde er uns als Grösse dienen, ohne die Zeiteinheit, die wir in ihn legen? Wir erzeugen ihn durch Zusammensetzung gleichartiger Theile in der Zeit. Synthetische Zeiteinheit macht ihn uns als identische Grösse durchgängig brauchbar. Er sey groß oder klein, so befassen wir uns mit einer Vorstellung, mit einer Zeitbestimmung und setzen seine Erzeugung voraus, oder sollten sie doch immer, ja müssen sie, (wenn gleich unser Bewußtseyn deßfalls oft wie im Schatten zurücksteht), voraus setzen, als unser Werk, als (360) synthetisch verknüpfte Zeitvorstellungen, womit wir das Ganze gleichsam als mit einer vollendeten Reihe ausgefüllt oder besetzt haben, (wozu aber also allerdings zugleich die Vorstellung für den äußern Sinn, die Verzeichnung im Raum unabtrennlich gehört.)

(Der Recensent hat diese lange Stelle wörtlich abgeschrieben, weil er nichts wegzulassen wußte, ohne Hr. Sch. Vortrag unbündig oder unverständlich zu machen. Gesteht übrigens, daß ihm die Nothwendigkeit der Zeit, und gar Zeitbestimmung noch nicht einleuchte. Aus der Zahl 360, scheint als stellte sich Hr. Sch. den Kreis so vor, daß zu desselben Entstehung die Grade, einer nach dem andern müsse aneinander gesetzt werden. Man konnte ja aber eben so gut Minuten, oder Sextanten, oder Quadranten aneinander setzen, und da jede dieser Aneinandersetzungen eine andere Zeit erfoderte, so wäre wenigstens keine Zeitbestimmung zur Zusammensetzung des Kreises nöthig, und da also der Begriff des Kreises weder diese noch jene bestimmte Zeit

erfodert, so ist überhaupt nicht abzusehn, ob er Zeit erfodert. Wer sich einen Grad auf einmal vorstellt, und dieser Vorstellung 360mal wiederholt, kann sich auch einen Quadranten auf einmal vorstellen, und diese Vorstellung viermal wiederholen und warum nun nicht auch den ganzen Kreis auf einmal? und um einen Punkt ringsherum überall gleiche gerade Linien? denn das ist eigentlich die Vorstellung des Kreises, die man durch das Drehen einer geraden Linie um einen festen Punkt, nur sinnlicher zu machen gesucht hat. Freylich stellen wir uns immer die Theile eines sehr zusammengesetzten Begriffs nach und nach vor;

> weil unser Geist gesperrt in rohe Schranken
> Nicht Platz genug enthält zugleich für zwey Gedanken.
>
> v. Haller.

aber man kann doch wohl nicht sagen, daß deswegen zum Begriffe, Zeitbestimmung gehöre, denn eben die Zusammensetzung denkt einer in kürzerer Zeit, der andere in längerer. Ferner gehört dergleichen Zeit, oder wenn man will Zeitbestimmung, nicht nur zu mathematischen Begriffen, sondern überhaupt zu allen.)

Wie Hr. Sch. ferner geometrische Begriffe und Lehren entwickelt, mit Figuren erläutert von Continuität handelt u. s. w. verstattet der Platz hie nicht beyzubringen. Nur eine Anwendung gegen das Ende des Buchs: In allem was wir wissen und verstehen, können wir uns keiner unmittelbaren Erkenntniß rühmen. Jedes Urtheil das wir fällen, es sey noch so unbedeutend oder noch so wichtig, ist blos

blos mittelbare Erkenntniß eines Gegenstandes, und in der Nähe betrachtet, jedesmal Schluß. Alle unsre Einsicht geht durch das Medium unsrer Sinnlichkeit. Wir wissen nicht was die Dinge in der Welt an sich sind, wir erkennen sie nur, in so fern sie uns erscheinen, der Receptivität unserer Sinnlichkeit gemäß, d. h. als Erscheinungen. Sprechen und denken wir nun, das Subject ist so und so, und urtheilen also über die Beziehung zweyer Erscheinungen, so hätte es nicht den mindesten Anstand im Allgemeinen, dafür die Bezeichnung d: e zu setzen, und d als Subject, e als Prädicat anzunehmen . . . . . .

Was der Recensent in Hr. Sch. Werke verstanden hat, ist ihm richtig, wohl durchdacht vorgekommen; selbst glaubt er die Wolfische und Leibnitzische Philosophie und Aufmerksamkeit auf das Verfahren der Mathematiker, haben dergleichen schon gelehrt. Er will sich also gern gefallen lassen, wenn man etwa seine hie und da geäusserten Zweifel, daraus herleiten wollte, daß ihm Kants und Hrn. Sch. Sprache nicht bekannt genug gewesen ist. Er hoft, es werde ihm wie Mendelsohnen verziehen werden, in den letzten Jahren seines, ob wohl, nicht kränklichen Lebens, Kants Philosophie nicht durchzustudiren, an der auch ihre Verehrer die eigne Sprache als eine Erschwerung erkennen: selbst hat er noch eine Entschuldigung mehr als Mendelsohn, weil ihn längst der Unterschied zwischen philosophischen Schlüssen und geometrischen Beweise, veranlaßt hat, sich mehr mit der Wissenschaft zu beschäftigen, die der Alleszermalmende nicht zermalmt. Hr. Schübler ist Senator zu Heilbronn. Eine

solche

solche Anwendung seiner Nebenstunden macht ihm desto mehr Ehre, da er, bey seinem Scharfsinne, seinem Tiefdenken, seiner Belesenheit, auch so viel Bescheidenheit zeigt.

H.

III.

Räsonnements, über wichtige Anwendungen der Algeber in Geometrie und Trigonometrie, von Christ. Ludw. Schübler. Leipzig 1788, 81 Octavs.

Vom Hrn. Schübler, Senator zu Heilbronn, erschien vor kurzem: Versuch der Einrichtung unsers Erkenntnißvermögens durch Algeber nachzuspüren. Gegenwärtiges Werk stellt dar, wie er sich einige Begriffe und Lehren aus den Wissenschaften, welche der Titel nennt, entwickele. Er fängt von den ähnlichen Dreyecken an; die entstehen, wenn man auf eines Halbkreises Durchmesser einen Perpendikel zieht, und kömmt so auf den Begriff des Sinues, den dieser Perpendikel darstellt. Der eigentlichen geometrischen Abhandlung dieser Begriffe fügt er ein Räsonnement bey. Das Perpendikel ist bekanntermaßen die mittlere geometrische Proportionallinie zwischen den Stücken des Durchmessers. Vielleicht ward der erste Versuch, eine mittlere Proportionallinie zu finden, angestellt, ohne sogleich eine Kreiszeichnung zu Hülfe zu nehmen. Man zeichnete die beyden gegebenen Linien, und eine zwischen ihnen, länger als die kürzeste, kürzer als die längste,

längste; aber dieser mittlern gehörige Grösse durch solche Versuche zu finden, wäre wohl sehr mühselig, (eigentlich Versuchen dieser Art unmöglich, weil einer Linie sinnliches Bild allemal den Begriff, dessen Bild es ist, nur unvollkommen darstellt.) Nun giebt der Kreis die mittlere Proportionale leicht und scharf, und zwar dadurch, daß man von den Endpuncten des Durchmessers an die Stelle, wo das Perpendikel den Kreis schneidet, Sehnen zieht und so ähnliche Dreyecke bekömmt, in deren jeden das Perpendikel einem andern Winkel gegenüber steht, aber in beyden gleich lang ist. Hiebey macht Hr. Sch. folgende Bemerkung: es ist ein demüthigender Gedanke, für den auf seine feinen Sinne so stolzen Menschen, daß hier und anderwärts unsre Sinnlichkeit so unzureichend ist, so daß gerade ihr schärfster Theil, die Sehkraft, hier so leicht irre führt, und so schwankend entscheidet, ja daß sie sich selbst überlassen, nicht einmal mit der bestimmten Schätzung von drey bis vier Linien fertig werden kann, wenn man nicht eine unter der andern gefliſſentlich verbirgt, also gar dem Auge entrückt, d. h. blos durch Congruenz und Denken oder Uebertragen die Vergleichung befördert, und erst dadurch sichre Aussprüche über Proportionen möglich macht .... so stützt sich die Sicherheit geometrischer Identitäten immer auf Beschränkungen des Auges auf einen und denselben eingenommenen Raum .... die Feinheit unsrer Sinnen trägt hier keinen Ruhm davon. Trigonometrie zeigt mit jedem ihrer Beweise, wie wenig wir uns auf die Schärfe des besten Auges verlassen können, sie macht aus, was unmittelbare Anschauung vergebens hin und her wendet, und in dunkler Unbestimmtheit liegen läßt, wenn mir der Ausdruck

nicht

nicht zu typisch oder zu mystisch vorkäme, würde ich sagen: das Auge ahndet blos, wo der Verstand erkennt .... Das Auge führt also zu keinen gedeihlichen Schlüssen, wenn nichts weiter vorgenommen wird. Damit das Perpendikel das Prädicat erhalte, es sey geometrische mittlere Proportionalgrösse, so muß geometrische Construction behülflich seyn, die gedachte Linie, in Verbindung mit gewissen andern Zeichnungen gestellt, als wesentlicher Theil zweyer oder dreyer andern Gestalten angebracht werden ... Das ist wohl, was Hr. Kant synthetische Construction der Begriffe nennt, in welchen die Anschauungen im Raume correspondiren. Nun redet Hr. Sch. von der Erklärung des Sinus: Er sey die Hälfte der Sehne des doppelten Bogens, von der Aufgabe: aus des ganzen Bogens Sehne, die Sehne des Halben zu finden; Erfindung der Höhe und des Innhalts eines Dreyecks aus seinen Seiten, u. d. g. Hr. Sch. setzt bey allen diesen Untersuchungen das Verfahren, das sich in Lehrbüchern findet, auseinander, und begleitet es mit Räsonnements, von denen das erste zur Probe ist ausgezogen worden. Er sagt so viel Richtiges und Lehrreiches für einen Anfänger, auch jemanden der die Wissenschaft sich ohne mündlichen Unterricht aus Büchern bekannt machen will, (welches Hr. Sch. Fall selbst gewesen ist), auch wer über das Verfahren in der Mathematik, philosophische Bemerkungen zu lesen, geneigt ist. Dadurch, durch lebhafte Ausdrückung des Vergnügens, das mathematische Betrachtungen dem Verstande gewähren, durch Empfehlung derselben für die Bildung des Geistes der Jugend, Vorschläge wie sie derselben könne faßlich und angenehm vorgetragen werden, u. d. g. ist seine

Schrift

Schrift auch dem Mathematiker werth, der geometrische Wahrheiten aus ihr nicht zu lernen verlangt. Auch kann sie vieles zur Anpreisung und Ausbreitung der Wissenschaft beytragen.

H.

IV.

Campagnes de Frederic II. Roi de Prusse de 1756 a 1762, par Mr. *de W.* 542 8 Seiten ohne Plane. Vienne 1788.

Der Verfasser dieses Werks ist der vor einigen Jahren verstorbene General Warneri, der die litterarische Welt mit verschiedenen sehr nützlichen Werken über die Kriegswissenschaften bereichert hat. Den zwey ersten Feldzügen des siebenjährigen Kriegs hat er selbst beygewohnt, und an denselben einen eben so thätigen als rühmlichen Antheil genommen. Sein Betragen bey Schandau und in der Schlacht bey Prag verdienen gewiß die größten Lobsprüche. Mit Recht könnte daher der Leser erwarten, daß eine Geschichte der Feldzüge Friederichs II. von der Feder eines Mannes, wie Warneri, beschrieben, sich so wohl durch richtige Darstellung der Begebenheiten als auch durch gründliche Beurtheilung derselben auszeichnen müsse. Recensent muß aber bekennen, daß er hievon gerade das Gegentheil gefunden hat. Warneri's Geschichte der Feldzüge Friederichs II. ist in den Händen derjenigen, denen die Begebenheiten des siebenjährigen Kriegs nicht aus andern

Schriften bekannt sind, ein unnützes Werk. Der Verfasser hat sich nur äusserst selten in eine genaue Zergliederung der Operationen eingelassen, und von denselben mehrentheils nur die Hauptzüge hingeworfen. So berührt er zum Beyspiel den Einmarsch des Königs in Böhmen im Jahr 1757, den meisterhaften Rückzug desselben nach Aufhebung der Belagerung von Olmütz im Jahr 1758, und die schönen Operationen des Prinzen Heinrich gegen den Feldmarschall Daun vor und nach der Schlacht bey Zorndorf nur obenhin. Vergebens nimmt der wißbegierige Officier die Karte zur Hand, um die preußischen und österreichischen Feldherrn auf ihren Märschen und Lägern zu folgen; denn der Verfasser hat sich nicht die Mühe gegeben, die Stellungen anzuzeigen, welche die gegenseitigen Armeen nach und nach genommen haben. Von seinen eigenen Verdiensten spricht er nicht immer mit derjenigen Bescheidenheit, welche Männern von großen Talenten eigen zu seyn pflegt; dahingegen sezt er einen Fürsten Moritz, einen Herzog von Bevern, einen General Platen, Männer, deren Verdienste um den Staat unbezweifelt sind, ungerechter Weise herab. Viele seiner Bemerkungen sind zum Theil sehr gewagt, zum Theil ganz unrichtig. Recensent würde die ihm vorgeschriebenen Schranken bey weitem überschreiten, wenn er jede falsche Erzählung und jedes übereilte Urtheil des Verfassers berichtigen und widerlegen wollte. Blos zu seiner eigenen Rechtfertigung, daß er dem Verfasser nicht im geringsten zu nahe tritt, wird er sich bemühen, den Leser von dem Falschen und Ungegründeten einiger Stellen zu überführen. (S. 16. heißt es: der König hätte das sächsische Lager bey Pirna nach einem von dem General

neral Winterfeld entworfenen Plan, dem zufolge 35 theils wahre, theils falsche Angriffe geschehen mußten, angreifen sollen. Da der Verfasser es unterlassen hat, so wohl von dem sächsischen Lager, als auch von der Art, wie es vom Könige eingeschlossen wurde, eine Beschreibung mitzutheilen, so findet man sich nicht im Stande, sich von der Art eines so sonderbaren Angriffs einen Begriff zu machen. Lezteres ist indessen doch nothwendig, wenn man sich überzeugen will, ob der König sich der Fehler schuldig gemacht hat, die ihm vom Verfasser zur Last gelegt werden. S. 26. wird der König getadelt, daß er die sächsische Armee nur mit 20000 Mann eingeschlossen hielt. Der Hr. O. L. v. Tempelhof hat indessen bewiesen, daß die Armee, welche die Blokade formirte, wenigstens 40000 Mann stark war. S. 54: „der Sieg bey Lobositz erhebt den König noch nicht über die „Feldherrn des vorigen Jahrhunderts." Da der König im Anfang der Schlacht nur die Arriergarde der feindlichen Armee gegen sich zu haben glaubte, da er, so bald er seinen Irrthum gewahr wurde, augenblicklich das Treffen auf eine den Umständen und der Beschaffenheit des Terräns angemessene Art anordnete; so ist auch im Sieg bey Lobositz der grosse Meister der Kriegskunst nicht zu verkennen. Der Verfasser behauptet, der König hätte in dieser Schlacht den linken und nicht den rechten Flügel der feindlichen Stellung angreifen sollen. Ein Blick auf den in Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Kriegs befindlichen Plan ist hinreichend, um sich zu überzeugen, daß in diesem Fall der König die linke Flanke der angreifenden Truppen den feindlichen Batterien bey Lobositz und den Truppen auf

auf dem Loboschberge Preiß gegeben haben würde. Von der Schlacht bey Reichenberg macht der Verfasser eine Beschreibung, welche von derjenigen, welche Tempelhof gegeben hat, sehr abweicht. Er wirft dem Herzog von Bevern Fehler vor, welche dieser General nicht begangen hat, indem derselbe gerade so zu Werk gegangen ist, wie er nach Warnetis Meinung hätte zu Werk gehen sollen; dieser behauptet nämlich, der Herzog hätte die Infanterie, welche auf des Feindes linken Flügel in einem Walde postirt war, zuerst angreifen lassen müssen: dies ist aber wirklich geschehen. Dem Obristen Putkammer, der mit seinen Husaren der siegenden feindlichen Cavallerie ganz unvermuthet in die Flanke fiel, und hiedurch das Treffen zum Vortheil der preußischen Cavallerie wieder herstellte, spricht der Verfasser auf die ungerechteste Weise allen Antheil an dieser Schlacht ab. Der Vorwurf, den er dem preussischen Feldherrn macht, daß derselbe nicht am nämlichen Abend, an welchem er in der Gegend von Parzdorf angelangt ist, das feindliche Lager angreifen ließ, widerlegt sich von selbsten, wenn man bedenkt, daß der Herzog von Bevern, bevor er den Angriff unternehmen konnte, mit seiner Armee über den durch Parzdorf fließenden Bach gehen, die feindliche Stellung recognosciren, die Disposition zum Angriff entwerfen, und dieser gemäß die Armee in Schlachtordnung stellen mußte. S. 94. glaubt der Verf., der König habe sich in der Nacht, in welcher er, kurz vor der Prager Schlacht, mit nicht mehr als 16000 Mann über die Moldau gegangen, in der Gefahr befunden, von einem weit überlegenen Feinde aufgerieben zu werden. Es ist bekannt, daß der Feind durch ganz unwegsame Defileen und Gründe

von

von dem Corps des Königs getrennt war. Um also lezteres angreifen zu können, mußte der Feind einen großen Umweg nehmen, und sich der Gegend nähern, welche von der schwerinischen Armee besezt war. Der Feldmarschall Schwerin würde dies bald bemerkt, und die feindliche Armee, die es wagte, gegen den König anzurücken, in der Flanke und im Rücken angegriffen haben.

S. 98. „Die Linie schwenkte mit Zügen „links ein.“ Die Armee war links abmarschirt, folglich mußten die Züge rechts einschwenken. S. 100. „Wenn man sich nicht angreifen lassen, sondern den Feind selbst angreifen will; so ist es nicht von dem geringsten Nutzen, sichere Anstützungspunkte zu haben.“ Es ist nicht allein von großem Nutzen, sondern sogar nothwendig, demjenigen Flügel, mit dem man zuerst gegen den Feind anrückt, ein sicheres Appui zu geben, weil man bey Ermanglung dieser Vorsicht Gefahr läuft, vom Feind in die Flanke genommen zu werden. Den Sieg der preußischen Armee bey Prag, schreibt der Verfasser, ganz allein den von Ihm angeführten Husaren zu, und er erwähnt mit keinem Wort des entscheidenden Angriffs der Infanterie auf das Centrum der feindlichen Armee. S. 249. tadelt der Verfasser das Betragen der Oesterreicher nach der Eroberung von Schweidnitz und Breslau, und behauptet, daß sie den König nicht im Lager bey Leuthen hätten erwarten, sondern demselben entgegen gehen, ihn, so bald sie ihn gewahr wurden, angreifen, und ihm keine Zeit lassen sollen, sich in Schlachtordnung zu stellen, und ihre Stellung zu recognosciren. Bey der Ausführung

dieses Entwurfs wäre es blos auf den kleinen Umstand angekommen, den König, der in keiner andern Absicht marschirte, als dem Feind, wo er ihn auch fände, eine Schlacht zu liefern, zu bewegen, alle Maasregeln der Vorsicht, die schlechterdings auf Märschen getroffen werden müssen, zu vernachläßigen. Um einen solchen Entwurf auszuführen, hätte überdies die österreichische Armee eine ungleich größere Fertigkeit sich schnell zu formiren und jede beliebige Schlachtordnung anzunehmen besitzen müssen, als sie den ganzen Krieg über bewiesen hat; da hingegen die preußische Armee ihre Ueberlegenheit in diesem Theil der Kriegskunst bey jeder Gelegenheit auf eine auffallende Art dargethan hat. „Wenn man es mit Preussen zu thun hat, sagt der Verfasser auf der nämlichen Seite, muß man „ihnen jeder Zeit zuvorkommen, ihnen niemals so viel Zeit lassen, daß sie eine schiefe „Linie formiren oder eine andere vortheilhafte „Stellung nehmen können." Hier hat der Verfasser vollkommen recht; nur hätte er seinen Lesern erklären sollen, wie dies alles zu bewerkstelligen ist. Er hätte eben so gut sagen können, wenn man einen Sieg über seinen Gegner erfechten will, so muß man ihn schlagen. „Man muß, fährt er fort, ihren „Entwürfen zuvorkommen; dies ist das sicher„ste Mittel, sie in Unordnung zu bringen; „denn der König kann nicht überall gegen„wärtig sein, und seine Generale verstehen „mehrentheils weiter nichts als den Dienst in „der Linie, sie gerathen daher leicht in eine „Verlegenheit, in welcher sie sich nicht zu rathen „und zu helfen wissen." Das ist doch höchst ungerecht. Man lese die Geschichte des siebenjährigen

gen Kriegs, und man wird bald überzeugt werden, daß vielleicht nie eine Armee reicher an großen Generalen gewesen ist, als es damals die Preußische war. S. 274: „des Königs Absicht ist anfänglich gewesen, (bey der Schlacht bey Zorndorf) den linken Flügel zurück zu halten, und „mit dem rechten Flügel den Feind anzugreifen.“ Tempelhof versichert, daß nach der Disposition des Königs der linke Flügel den Feind angreifen, und der rechte Flügel zurück gehalten werden sollte. S. 430: „Wenn man nach einem so „fürchterlichen Kriege in den preußischen „Staaten so wenige Menschen mit zerstümmelten Gliedmaßen findet; so darf man sich darüber nicht wundern; denn ich weiß von guter „Hand, daß in den Spitälern die Aufseher „und Aerzte den Befehl hatten, alle diejenigen Verwundeten, von denen es voraus zu „sehen war, daß sie nie wieder zum Dienst „tauglich werden würden, sterben zu lassen.“ Dieser schwarzen Verläumdung widersprechen eine große Anzahl Invaliden, die gegenwärtig noch, nachdem seit dem Hubertsburger Frieden 28 Jahre verflossen sind, theils im Invalidenhause in Berlin, theils in andern Städten, auf Kosten des Königs unterhalten werden. Ueberdies machen der menschenfreundliche Charakter Friedrichs, der aus allen seinen Handlungen so sichtbar hervorstrahlt, seine Klugheit, die Liebe und das unbegränzte Vertrauen, das seine Soldaten beständig zu ihm hatten, und denen ein so unerhört grausamer Befehl, wenn er je gegeben worden wäre, gewiß nicht lange geheim gehalten werden konnte, eine so harte unmenschliche Handlung im höchsten Grad unwahrscheinlich und

unmöglich. Es haben auch glaubwürdige Männer, die bey den preußischen Hospitälern angestellt gewesen, dieser Nachricht, als der schwärzesten Verläumdung des großen Königs widersprochen, und öffentlich ausdrücklich versichert, daß nie von dem Könige ein so abscheulicher Befehl gegeben worden. Dies thaten Hr. Geheimerrath Baldinger in Marburg, welcher im siebenjährigen Kriege Feldarzt bey der preußischen Armee war, im XVII. Stücke seines medicinischen Journals, und in des Herrn v. Archenholz Litteratur- und Völkerkunde im des II. Jahrgangs VIten Stücke; Hr. Horn, Regimentschirurgus des Prinz Hohenlochischen Infanterieregiments in Breslau, in der gedachten Litteratur- und Völkerkunde II. Jahrg. IXtes Stück, und der erste K. Generalchirurgus Hr. Theden, in den von Hrn. Nicolai herausgegebenen Anekdoten Friederichs *II.* im dritten Hefte.

Rezensent hält es nicht der Mühe werth, die gehäßigen Schilderungen zu widerlegen, durch welche der Verfasser an verschiedenen Stellen seines Werks die Güte und Vorzüge der preußischen Infanterie zu verkleinern sucht; denn mit unauslöschlichen Zügen sind in den Jahrbüchern aller Nationen die ruhmvollen Thaten aufgezeichnet, welcher dieser tapfern Infanterie den Beyfall und die Bewunderung der spätesten Nachwelt versichern.

Ad.

Kurze

Kurze Nachrichten.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Versuch einer Agende für Prediger von allen christlichen Kirchenpartheyen, von Christian Wilhelm Krause, Garnison- und Feldprediger des Königl. Preußischen von Lichnowskischen Infanterieregiments. Berlin, 1788. Bey Carl Ludwig Ernst Hartmann, in der französischen Straße. 208 Seiten in 8.

Wir zweifeln sehr, ob ein einziger verständiger und gewissenhafter Prediger einer einzigen christlichen Kirchenparthey, geschweige aller, mit diesem Probestück von Kirchenagende zufrieden seyn werde. Das einstimmige Urtheil der klugen und rechtschaffenen möchte wohl dahin ausfallen: sie sey so wenig für **denkende** Christen, für welche sie doch nach des Verf. ausdrücklicher Erklärung gemacht seyn soll, als für **nichtdenkende**, im geringsten brauchbar. Man mag auf die Sachen, welche sie enthält, oder auf die Schreibart, oder auf die eingestreuten Anmerkungen sehen, so finden sich überall Anstößigkeiten, zum Theil nicht genommenes, sondern wirklich gegebenes Aergerniß.

Die Gebetsformeln, welche an den christlichen Festtagen gebraucht werden sollen, und sich also auf Christum beziehen, strotzen von paradoxen Sätzen, die Hr. K. als hohe, vor ihm noch nie gedachte Weisheit hier auskramt. Uns ist die christliche Kirchenparthey völlig unbekannt, die von dem erhabenen, göttlichen Stifter ihres Glaubens, von seinen Wohlthaten und seinem Verdienst um der Menschen Glückseligkeit, in des Verf. eingeschränkten Ideen je gedacht und geredet hätte. Alle Bekenner des Evangeliums haben von dem Zweck seiner göttlichen Sendung und den Früchten seiner Aufopfe-

opferung einen größern, weit mehr umfassenden Begriff, als Hr. Kr., der sein Religionssystem, dem er doch den Namen christlich giebt, nicht aus den Schriften der Apostel und ersten Schüler Jesu, sondern aus seinem eignen Kopf gebildet zu haben scheint. Es ist nicht gut, wenn Leute, die sich zu öffentlichen Lehrern des Christenthums bestellen lassen, in ihrer superklugen Heterodoxie oder vermeinten Orthodoxie so weit gehen, daß sie so gar wider den menschlichen Gemeinsinn und die ersten gesunden Auslegungsregeln der heiligen Schrift anstoßen. Die ausschweifenden Ideen, wozu eine über die Schranken der Vernunft getriebene so genannte Orthodoxie verleitet, sind nicht um ein Haar thörigter und dem ächten Christenthum schädlicher, als diejenigen, auf welche manche junge halbgelehrte Theologen vor großem Uebermaas ihrer aufgefangenen und blindlings nachgebeteten Paradoxien verfallen. Beyde schaden und verwirren die Gewissen so mancher ehrlichen, gutmüthigen Christen. Man muß es der guten Sache des rechtschaffenen Christenthums wegen, die auf alle Weise darunter leidet, äusserst bedauern, daß selbst Prediger auf solche thörichte Abwege gerathen. Zum Glück sind ihrer nicht viele. Es steht nur schwer zu begreifen, wie dergleichen Männer, so ganz wider alle Klugheit, Billigkeit, Vernunft und dem eigentlichen Zweck ihres Amts, ihre eigene Aftertheologie öffentlich vorzutragen sich erdreisten können, und sie nun gar in die liturgischen Formeln **aller christlichen Kirchenpartheyen** eingerückt wissen wollen. Dergleichen Produkte, wie diese christlich seyn sollende Kirchenagende, sind Schuld daran, daß jede noch so gegründete und nützliche Verbesserung liturgischer Formulare, von einer großen Anzahl aufrichtiger Christusverehrer als eine gefährliche Neuerung angesehen wird, welche auf nichts geringeres, als auf die Herabwürdigung der christlichen Religion, und Verwandelung derselben in den puren Deismus und Naturalismus abziele. Wie oft hat man seit einiger Zeit ohne Grund diesen üblen Verdacht auf Männer von anerkannter Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit geworfen, die ihn warlich nicht verdienten. Ist des argwöhnischen Beschuldigens der Naturalisterevsucht noch nicht genug unter uns? Will Hr. Kr. etwa in sich gegründetere Ursache dazu geben? Will er etwa Aufsehen machen, und in seiner künftig vielbedeutenden Person ein Beyspiel aufstellen, auf welches sich diejenigen mit größerem Schein

der Wahrheit berufen können, die, aus Besorgniß eines scheinbaren Nachtheils für die christlichen Gemeinen, allen Veränderungen in der kirchlichen Liturgie abgeneigt sind, und wohl gar dafür halten, daß die Freyheit dazu eingeschränkt und verweigert werden müsse? Nach dem Eigendünkel und der Arroganz, welche der Verf. in diesem Buche auf allen Blättern verräth, läßt sich wohl so etwas bey ihm vermuthen. Thut er doch in seinem Versuch, als ob in der ganzen protestantischen Kirche vor ihm noch kein lebendiger Mensch an Verbesserung unserer alten liturgischen Formulare je nur gedacht, geschweige deren Nützlichkeit für unsere Zeiten anerkannt, und dazu gerathen hätte. Führt er doch eine Sprache, als ob er der erste Prediger in der Welt und in den preußischen Staaten sey, der den edlen Muth gefaßt habe, die protestantische Kirche in diesen und andern Ländern aus ihrer barbarischen Dummheit zu reissen, und sie bey ihren religiösen Versammlungen, etwas Vernünftiges beten, ihre Geistlichen bey feyerlichen Amtsverrichtungen etwas Kluges und Nützliches reden zu lehren. Rec., der den Zustand der Religion und der Geistlichkeit von Berlin seit vierzig Jahren kennt, kann versichern, daß schon zu der Zeit, da Hr. **Krause** noch in der Wiege lag, ja noch ehe er gebohren wurde, wackere Prediger in Berlin waren, die auf der Kanzel, im Beichtstuhl, bey Trauungen und Taufhandlungen verständigere und zweckmäßigere Sachen redeten, als der Hr. Feldprediger nach seinem Versuch zu urtheilen, da je reden wird. Hr. K. muß auch mit der neuesten deutschen theologischen Litteratur völlig unbekannt seyn; muß wohl von der musterhaften **Kirchenagende**, welche im Jahr 1783 auf **Verordnung des Kurpfälzischen Consistoriums für die evangelisch-lutherischen Gemeinen in Kurpfalz** herauskam, nie etwas gehört haben; muß nicht wissen, was schon vor vielen Jahren der sel. **Zollikofer**, und neuerlich **Seiler**, **Hermes**, **Fischer**, **Salzmann**, in dem Fache, worin er sich hervorthun will, gearbeitet haben. Obgleich in dem **Versuche** des Verf. keine Spur vorhanden ist, daß er mit den liturgischen Schriften dieser Männer bekannt sey, so kann man ihm doch solche eben nicht rühmliche Unwissenheit kaum zutrauen. Vermuthlich stellt er sich nur aus Eitelkeit so unwissend an, denn ein großer Geist, der sich als Schriftsteller zeigen will, nimmt von dem, was ihm andere Leute vorgearbeitet haben,

keine Notiz. Wozu sollt' er das auch? In seinen Augen ist das viel zu unbedeutend. Er bahnt sich seinen eigenen Weg. Die oben gedachten pfälzischen und obersächsischen Theologen hatten, seiner Meinung nach, der Mutterkirche zur Geburt einer neuen Liturgie noch nicht hinlänglich beygestanden. Es fehlte noch an ihm, ihr die rechte Hülfe zu geben. Er kam und half, schüttete aber unglücklicher Weise das Kind mit dem Bade aus. — Man lese den **Krausenschen** Versuch einer **Agende** selbst, sehe, ob man ihn ohne lebhaften Unwillen über des Verf. arroganten Selbstdünkel lesen kann, und sage dann, ob wir über einen jungen, unerfahrnen Mann, der die Bescheidenheit, diese erste Tugend eines angehenden Schriftstellers, und ein weises Mißtrauen in seine eigenen Kenntnisse, so ganz aus den Augen setzt, zu hart urtheilen. Hr. Kr. hat gut gefunden, seine Einsichten und Meinungen öffentlich frey heraus zu sagen. Immerhin, aber der Kritik muß nun auch das Recht unbenommen seyn, eben so freymüthig ihr Urtheil darüber zu fällen, und wenn dieser Schriftsteller zu vorlaut ist, zu klug sich dünkt, ihm seinen Selbstdünkel etwas fühlbar zu machen. So wollen wir es denn auch mit Hrn. Kr. halten, und ich denke, er wird selbst dies Benehmen mit ihm nicht unhöflich, sondern ganz gerecht und billig finden.

Also erstlich, was für **Sachen** enthält diese Agende? und in welcher **Schreibart**? I. Die Reihe von längeren und kürzeren Gebetsformeln, welche Hr. Kr. den armen, seiner Meinung nach, stupiden Geistlichen der christlichen Kirche vorzudenken und vorzuschreiben beliebt hat, um sie **an den Sonntagen vor der Predigt abzulesen**, betreffen lediglich Gottes **Eigenschaften, Fürsehung** und **Regierung**. Welcher Christ wird diese nicht zum Gegenstande seiner öffentlichen Anbetung machen? Der Gott, der in seinen moralischen Wohlthaten durch Christum so groß und anbetungswürdig ist, ist es auch in den Werken der Natur, und ohne Christum würden wir schwerlich von der Güte und liebreichen Fürsorge, die er für alle Geschöpfe, für jeden Menschen ununterbrochen trägt, die reinen, gesunden Begriffe besitzen, welche sein göttlicher Unterricht uns darüber gegeben hat. Mir ist wenigstens keine philosophische Schule bekannt, die in größerer Lauterkeit, als Christus sie lehrte, selbige gelehrt hätte. Es ist also gut und nöthig, daß zu Zeiten auch Gebete

bete in christlichen Versammlungen abgelesen werden, welche blos die Eigenschaften, die Fürsehung und Regierung Gottes zum Inhalt haben. Aber so wie sie hier abgefaßt sind, in der zum Theil abstracten, zum Theil schöngeisterischen Büchersprache, würden sie auch bey dem öffentlichen Gottesdienst einer Deistengemeine nicht einmal brauchbar seyn. In Gebetsformularen fürs Volk müssen, unserm geringen ohnmaßgeblichen Bedünken nach, durchaus alle Vorstellungen concret, faßlich, versinnlicht ausgedrückt seyn, damit sie religiöse Empfindungen erwecken, die durch abgezogene Ideen nie rege gemacht werden. Wenn ich nach den Definitionen eines metaphysischen Compendiums der natürlichen Theologie dem lieben Gott seine Eigenschaften philosophisch vordemonstrire, heißt das den ewigen, unveränderlichen, allwissenden Gott in der Versammlung des Volks mit vereinigter Andacht anbeten? Hr. K. nennet das zwar **stark** und **erhaben gedacht**, aber wer wird denn in der Gemeine diese Sprache verstehen? Selbst der Metaphysiker, der sie verstünde, würde sich schlecht daran erbauen, weil er da nicht spekulativisch über Gottes Eigenschaften denken, sondern in lebhaftem Gefühl derselben sein Herz vor ihm ausschütten will. Z. B. Gleich der Anfang des ersten Gebets: **Ewigkeit Gottes**, lautet so: „Unendlicher Gott, der von dir **gebildete und beseelte Menschenstaub**, (ein anderer einfacher Beter, zumal wenn er im Namen des Volks betet, der nicht mit hochtrabenden Worten Parade machen will, würde gesagt haben: der Mensch, dein Geschöpf. Aber freylich der **gebildete und beseelte Mensch**, klingt viel prächtiger) „wagt es, über deine unbegreifliche Größe nachzudenken, und durch dies erfreuende „Nachdenken seine Hochachtung für dich zu vermehren. Vor „der ewigen Dauer deines Daseyns schwindelt er ehrfurchtsvoll zurück; denn sie liegt ganz außer seinem Fassungskreise. „Denkt er sich auch viele Millionen Jahre vor der Schöpfung „und Einrichtung deines unermeßlichen Weltgebäudes, ja „denkt er sich auch eine unübersehbare Menge von Jahren; „so wird er sich doch nicht sagen können, wenn (wann) du „zu seyn angefangen hast. Nein! du hast gar keinen Anfang. „Du bist eher gewesen, als die nach Tagen, Monaten und „Jahren berechnete Zeit, eher, als alle deine unzählige höchst „verschiedene Welten, eher als der erhabenste Geist außer dir, „eher als eins von den vorhandenen Dingen. Schon von

„Ewig-

„Ewigkeit her hattest du die besten Neigungen, theiltest deine
„Seligkeit auf die mannichfaltigste Art Wesen mit, welche
„deine Allmacht zum Seyn rief und warst immer wirksam.
„Schon von Ewigkeit her wußtest du die Gesetze, nach wel-
„chen in allen deinen aufs unzertrennlichste verbundenen Wel-
„ten an allen deinen verschiedenen Geschöpfen Veränderun-
„gen vorgehen sollten, u. s. w.“ Ich kann mir vorstellen,
wie innig sich Hr. Kr. wird gefreut haben, da er dies erste
ihm so erhaben klingende Gebet zu Papier gebracht hatte.
Und was ist es im Grunde? Das kälteste, trockenste Räson-
nement über die Ewigkeit, wie es der Metaphysiker in seinen
spekulativen Stunden bey sich anstellt. Gehört das in ein
liturgisches Gebetsformular? O, man bete doch dem Volk
den 90sten Psalm, oder einige Verse daraus, oder auch nur,
wenn man will, den einzigen 2ten Vers vor, so wird es sich
weit mehr dadurch gerührt finden. Die wenigen Worte:
**Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für, ehe
denn die Berge worden und die Erde und die Welt
geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu
Ewigkeit,** machen sicherlich einen tiefern Eindruck auf das
Gemüth des Volks, als alle das hochtrabende Geschwätz,
welches Hr. Kr. mit vermeinten philosophischen Scharfsinn
durch gehäufte Tautologien recht weitschweifig zu machen
weiß. Z. B. in eben diesem Gebet heißt es weiter: „Du
„wirst immer seyn, wenn gleich ganze Welten sich nach un-
„zähligen Jahren in ihre Urstoffe auflösen, und das, was sie
„vor ihrem Daseyn waren, ein Nichts, wieder werden soll-
„ten. Du wirst immer seyn, wenn gleich das Sonnenfeuer
„verlöschen, das Mondlicht ausgehen, der Sternenglanz da-
„hin schwinden, und die von uns bewohnte Erde in ihr vori-
„ges Nichts wieder zurückkehren sollte. Du wirst immer
„seyn, wenn gleich dein ganzes weite, unbegrenzte Reich
„durch deine vor (für) uns verborgenen in ihm selbst zu sei-
„ner Erhaltung und Fortdauer liegenden Kräfte zertrümmert
„werden sollte. O, wie beruhigend ist es für uns, daß wir
„wissen, du, der Ewige bleibest. — Nun mögen sich, alle
„Elemente zu unserm Untergange vereinigen! Nun mag die
„Erde unter unsern Füßen beben und uns zu verschlingen
„drohen! Nun mag das Wasser seine Wellen über uns zu-
„sammen schlagen und uns bey sich begraben! Nun mag
„ein Feuerwirbel uns ergreifen und uns in Asche wandeln!
[illegible]

„Nun

„Nun mag ein Sturm unsere Häuser über uns einstürzen, „oder ein pestathmender Wind uns schnell tödten! Nun mag „uns der Blitz ersticken, oder eine uns unerwartete Gefahr „uns plötzlich in die Arme des unerbittlichen Todes liefern!" (Wozu hier dies Detaille von physischen Uebeln? Und so ein wiederholter Klingklang prachtvoller Worte, die im Grunde nichts weiter sagen, als was wir durch die einfachen Wörter: Ueberschwemmung, Feuersbrunst, Sturmwind, Pest, Ungewitter, ausdrücken, und selbst für das Ohr übeltönend und widrig ist.) „Du, der ewig liebende Gott, wirst unsern Geist „über alle Veränderungen und Verwüstungen erhalten — „wenn er auch noch so viele Abwechselungen des Orts seines „Aufenthalts erleiden, noch so viele Empfindungs- und „Denkenswerkzeuge bekommen sollte?" (Ob der gemeine Mann wohl wissen mag, was Empfindungs- und Denkenswerkzeuge sind? Was mit seinen fünf Sinnen gemeint ist, versteht er.)

Wie wenig der Verf. auf die Popularität der Vorstellungen und des Ausdrucks, welche doch wohl eine Haupteigenschaft öffentlicher liturgischer Gebetsformeln ist, gesehen habe, das könnte mit einer Menge von Stellen belegt werden. Wir wollen nur ein paar anführen. S. 14: „Laß „uns oft zu unserm Trost denken: daß, so wenig ein „Sonnenstäubchen ohne dein Wissen und wider deinen Willen „sich aus deinem unermeßlichen Reiche verlieren kann, sich „noch viel weniger ein menschlicher oder irgend ein anderer „Geist vor deinem unendlichen Verstande verlieren könne, „weil sich durch den Verlust oder Untergang menschlicher oder „anderer Geister die unabsehbare Zahl deiner Begriffe verringern, und mithin dein Verstand Veränderungen leiden würde." (Wehe dem armen einfältigen Laien, der das nicht denken, nicht fassen kann; sein Trost ist dahin.) S. 19: „Laß uns durch den uns möglich besten Gebrauch aller unserer „Fähigkeiten und Kräfte, aller unserer Triebe und Neigungen und aller unserer äussern Umstände uns um unsre Mitmenschen, sie mögen sich sonst nennen, wie sie wollen, so „viel wahre Verdienste erwerben, als wir können, uns durch „diese auf die rühmlichste Art auf dieser deiner Erde verunsterblichen." Wie werden sich künftig unsere ehrlichen Tagelöhner und Schumachergesellen Verdienste um ihre Mitbürger erwerben, und sich auf die rühmlichste Art verunsterb-

sterblichen, wenn ihnen solche Sachen erst in der Gemeine werden vorgebetet werden. S. 30: „Du, Allgerechter, „müßtest unser Herz erst durch eine besondere Dazwischenkunft „deiner Allmacht, durch ein Wunder für die Freude in an„derer Tugend stimmen, sonst wird sie bey einer schlechten „Denkungs- und **Begehungsart** nie in unsere Seele kom„men, und wie könntest du dies?“ S. 31: „Du hast „nach deiner unendlichen Vaterliebe alle deine Geister so ein„gerichtet, daß sie in der Verbindung mit ihren künstlichen „Leibern die Folgen ihrer ersten Abweichung von deinen ihrer „Natur eingegrabenen **Glückseligkeitsregeln** nicht sogleich „empfinden, sondern sie müssen sie erst oft wiederholen, ehe „sie den sich dadurch zugefügten Schaden an sich bemerken, „und von der öftern Wiederholung derselben dadurch abge„schreckt werden.“ Wer seine Ideen von Gott so wenig an„schauend für den Gemeinsinn und in dem simpelsten, wiewohl edlem Volksausdruck darzustellen weiß, als Hr. Kr, der sollte es doch gar nicht unternehmen, die christliche Kirche mit liturgischen Formeln versehen zu wollen. Um wie viel eindringender, anschaulicher, faßlicher redet doch die Bibel von Gottes Eigenschaften. Fühlt denn der Mann das nicht?

Die sämmtlichen eilf längeren Gebete über die Eigenschaften Gottes haben außerdem auch einen viel zu einförmigem Gang, als daß sie nicht bald den Leser und Hörer ermüden sollten. Nachdem der Lehrer im Namen der vermeinten großen und kleinen Weltweisen, aus denen die Gemeine bestehen soll, dem anzubetenden Gott, Gottes eigene Gedanken und Gesinnungen vorgehalten, seine einzelne Werke aufgezählt hat, so heißt es dann gegen das Ende des Gebets: **Laß** uns darüber nachdenken! — **Laß** uns dem nachahmen! — **Laß** uns dies oder jenes thun! — **Oder möchten wir doch** so — **Möchten wir doch** so seyn! und dann Amen! Vom Detailliren gewisser Sachen, die das Geschöpf seinem Schöpfer zu sagen hat; vom Zerlegen eines einzigen Gedanken in viele kleine Stücke, davon wir schon vorhin eine Probe angeführt haben, ist Hr. Kr. ein großer Freund und besitzt keine geringe Stärke darinn. Man höre nur S. 14: „Laß uns oft zu unserer größten Freude den„ken: daß nach deiner unveränderlichen Güte der edelste Theil „von uns, unser Geist, seinen besten Kräften und Fähigkei„ten nach, ewig bleiben werde! Nun mögen mit unserm

„hin-

„hinfälligen Theile: mit unserm Leibe noch so viele Verände„rungen vorgehen; nun mag er in seine ursprünglichen Theile „wieder aufgelöst eine Speise der **Würmer**, ein Theil des „**Feuers**, ein Theil der **Luft**, ein Theil des **Wassers**, „ein Theil der **Erde** werden; nun mag er von Menschen „auf das grausamste **hingerichtet**, oder von Thieren **un„barmherzig zerrissen** und **gefressen** werden: unser Geist „wird, wenn sein bisheriges Wohnhaus entweder **vor Al„ter einstürzt**, oder von **Menschen** oder **Thieren ver„wüstet** wird, ewig leben, wird über alle Veränderungen „seines alten Leibes **siegen** und zur Fortsetzung seiner Wirk„samkeit einen neuen besseren bekommen, in welchem er edle„re Freuden bis zu einer neuen Entwickelung genießen wird." S. 17: „Nicht nur der sichtbare Theil von uns, unser künst„lich gebildete Leib, sondern auch der unsichtbare Theil von „uns, unser wundervoll eingerichtete Geist, nicht nur die „**Land**- sondern auch die **Wasserthiere**, die **kleinen** so„wohl als die **großen**, nicht nur die **Bäume** und **Pflan„zen**, sondern auch die **kleinsten Blumen** und **Gewächse**, „nicht nur die **aneinander hängenden Ketten von „Steinbergen**, sondern auch die unzähligen **Sandkörner** „auf und unter der Erde, nicht nur das **Wasser**, sondern „auch die **Luft** und das **Feuer**, nicht nur die **bekannten**, „sondern auch die **unbekannten**, nicht nur die **entdeckten**, „sondern auch die **unentdeckten Kräfte der Erde**, nicht „nur alles dies, sondern noch unzählig viel anders spricht zu „laut für deine Allmacht, als daß sie jemand mit Grunde „leugnen könnte." Läßt es doch, als wenn der allwissende Gott seine eignen Werke nicht genugsam kennte, daß man sie ihm erst alle vorzählen müßte. Wie langweilig ist auch so ein Detaille in einem Gebet. Hr. Kr. versichert zwar, daß er darum in seinen Gebeten so weitläuftig gewesen wäre, **weil sich ihm so viele Gedanken dabey aufgedrängt hätten.** (S. 34). Wir können aber den selbst gerühmten Reichthum der Gedanken nicht darinn finden, sondern bemerken vielmehr eine große Armuth derselben; denn ein und ebenderselbe Gedanke kömmt zehnmal vor, nur in andern Worten, mit neuen schönen Phrasen und philosophisch seyn sollender Terminologien aufgestutzt.

Auf die eilf langen Gebete folgen vierzehn kürzere eben des Inhalts, und vierzehn andere **zur Erinnerung** an-

wich-

wichtige Wahrheiten in Beziehung unserer auf Gott; alsdenn ein paar veränderte Kirchengebete aus der alten preussischen Kirchen- und Feldagende, ingleichen eine Paraphrase des Gebets Christi, und des apostolischen Wunsches: **der Gott des Friedens heilige euch.** Die fünfte Bitte in jenem wird so umschrieben: „Bestrafe uns nicht willkührlich „wegen unserer sittlichen Fehler! Wir versprechen dir dafür, „daß wir unsere Beleidiger auch nicht willkührlich bestrafen „wollen.“ Sollte das wohl wirklich der Sinn von Christi Worten seyn? welche kindische Uebersetzung des ὡς καὶ ἡμεῖς ἀφίεμεν durch: **wir versprechen dir dafür, daß wir unsere Beleidiger auch nicht willkührlich bestrafen wollen.** Der bon sens sagt uns schon, wenn wir zu unserm Beleidiger sprechen: **Ich vergebe dir,** daß das nicht heißt: **Ich strafe dich nicht willkührlich.**

II. **Ein Gebet, welches nach der Predigt von der Kanzel abgelesen werden kann.** An dem Inhalt ist nichts zu tadeln. Aber der Ausdruck ist wieder nicht durchaus populär, wie er seyn sollte. Wenn ich dem gemeinen Mann sage: Prüfe deine Gesinnung und dein Verhalten vor Gott; frage dein eigen Gewissen, wie es damit beschaffen ist? Ob du ruhig dabey seyn kannst? — Strebe nach dem Wachsthum im Guten, so versteht er sicherlich besser, was ich meyne, als wenn ich mit Hr. Kr. spräche: **Prüfe, ob deine ganze Denkungs- Begehrungs- und Handlungsart so beschaffen sey, daß sie von dir mit Zufriedenheit kann bemerkt werden. — Strebe, in deiner sittlichen Bildung, in der Veredlung und Vervollkommung deiner selbst immer zu wachsen.** So wohl die philosophische Büchersprache, als alle noch so gesuchte schöne Phraseologie, in welche unsre jungen Kanzelredner, oder vielmehr Kanzelschwätzer, so verliebt sind, mißfällt in geistlichen Reden und Gebeten auch dem denkenden Zuhörer, dem Mann von Geschmack, höchlich. Die letztere ist nirgends am rechten Ort, und die erstere hier auch nicht. — **Verändertes Kirchengebet aus der Reformirten Kirchenagende, Berlin 1741.** Ein bescheidener Mann hätte den Reformirten Geistlichen zu Berlin mit dieser Veränderung ihres Formulars, wenn sie solche nöthig und gut fanden, nicht vorgegriffen. Hr. Kr. hat überall daran geschnitzelt, auch da, wo es gar nicht nöthig war. Welches ist nun besser? Wir bitten

dich,

dich, vergieb uns unsere Sünde und Uebertretungen; erhalte unter uns die Predigt deines Worts, sammt dem reinen Gebrauch deiner heiligen Sacramente, wie es sonst lautete; oder wie es Hr. Kr. umgeschmolzen hat: „Wir bitten „dich, die natürlichen unangenehmen Folgen unserer sittlichen „Fehler und Uebertretungen einzuschränken. Erhalte unter „uns die Predigt der Weisheit und die Belehrungen über „unsre ganze Menschenpflicht. Laß uns von den Kirchengebräuchen, diesen sinnlichen Erinnerungsmitteln an gewisse „Punkte unsers Glaubens, nicht mehr erwarten, als sie uns „geben können." Wer wird denn Definitionen und Bestimmungen, welche in die Dogmatik gehören, in einem Gebet anbringen? Hr. Kr. corrigirt damit in das neue Formular gerade einen Fehler hinein, der in dem alten vermieden war. Hier ward bestimmt geredet, dort unbestimmt. Durch die Predigt des **göttlichen Worts** versteht jedermann die Predigt der christlichen Lehre, oder des Evangeliums Jesu. Dies enthält einen Schatz von wahrer Weisheit. Es lehrt auch den Menschen seine ganze Pflicht kennen. Es enthält aber auch Trost- und Beruhigungsgründe für unser Herz, deren Kenntniß dem Menschen zu seiner Glückseligkeit eben so nöthig ist, als die Kenntniß seiner Pflichten. Die christliche Gemeine, welche betete: Erhalte uns die Predigt deines Wortes, erbat sich damit die fortwährende öffentliche Verkündigung der Lehre Jesu, und zwar des gesunden Protestantismus. Aber was ist hier **Predigt der Weisheit**? Was bedeutet der unbestimmte Ausdruck: **Belehrungen über unsere ganze Menschenpflicht**? Vielleicht dieses oder jenes Weltweisen älterer oder neuerer Zeit geschriebenes Moralsystem? Etwa **Cicero** von den Pflichten des Menschen? oder **Ferguson**? vielleicht die **Sittenlehre für alle Stände**? Ueber diese werden doch die Reformirten Gemeinen im Brandenburgischen künftig nicht wollen gepredigt haben. Wie bestimmt beteten also die Leute nach dem alten, wie unbestimmt nach dem **Krauseschen** Formular.

III. **Allgemeine Beichte.** O! des seltsamen Liturgen, der Menschen, die ihr Gewissen vor Gott anklagt, will vorbeten lehren, und sich doch nie in ihre Seele hineinzudenken, nie den natürlichen, herzlichen Ausdruck, der zu ihren Empfindungen stimmt, zu treffen weiß. „Wir müssen „es dir gestehen, sollen sie sprechen, „daß wir uns selbst oft

„vernachläßiget, daß wir unserer sittlichen Bildung und Vervoll„kommung, der Aufklärung unsers Verstandes, und der Ver„edlung unsers Willens den Fleiß nicht geschenkt haben, wel„chen wir demselben doch schuldig waren.“

IV. **Bey der öffentlichen Vorbereitung zum heil. Abendmahl.** Die Sucht des V. durchaus Neuheit in seiner Agende zu affectiren, hat ihn vermuthlich dahin gebracht, daß er die bekannten alten Wörter **Sünde, Sündigen, Vergebung der Sünde bey Gott finden, die Gebote Gottes übertreten,** oder **halten,** niemals braucht, sondern dafür moderner sagt: **sittliche Fehler und gesetzwidrige Handlungen, Uebertretungen der Gesetze der Vernunft und Ordnung begehen; die Glückseligkeitsregeln unsers Schöpfers unbefolgt lassen; nicht willkührlich dieserhalb von Gott bestraft werden; unsere ganze Menschenpflicht erfüllen.** Rec. möchte wohl die Schule neuerer Zeit kennen, in der die preußischen Korporale und Grenadiere diese moderne Sprache hätte können verstehen lernen. — **Beym Krankenbesuche, besonders im Lazareth,** ehe die Kranken communiciren. — Nur etwas weniges von dem, was Hr. Kr. da diesen Leuten vorbetet: „Du wolltest uns mit dieser Krankheit unsre Mitmenschen „werther machen, und uns dabey davon überzeugen, daß wir „ohne die Hülfe anderer Menschen durchaus nicht fertig wer„den können — du wolltest uns überzeugen, daß alle Unmäs„sigkeit in Befriedigung unserer Triebe alle Maschinen unsers „Leibes in Unordnung bringe, und auch unsre Geisteskräfte „schwäche — du wolltest vielleicht unsern Leib von allen ihm „schädlichen Unreinigkeiten und überflüßigen Säften durch die „Krankheit befreyen — du wolltest mit derselben diese und „jene Menschen auf eine nützliche Erfindung dieser und „jener Krankheit bringen.“ (Die Aerzte und Wundärzte mögen also immer zur Erweiterung ihrer medicinischen Kenntnisse an diesen leidenden Experimente machen. Ihre Versuche sind in den Augen der Kranken selbst gerechtfertiget, sie erkennen darinn eine Absicht Gottes bey ihrer Krankheit.) „Du „wolltest mit derselben uns vielen Vorurtheilen entreissen.“ (Ob der kranke Soldat wohl weiß, was Vorurtheile sind? und welche Vorurtheile es wohl seyn mögen, die er sich beym Beten als nöthig ihm entreissen zu werden denken soll?) „O wie viel Ursachen haben wir also bey dieser unserer schmerz-

„haf-

„haften Krankheit, zu welcher wir schon lange den Stoff „eingesammelt haben, mit dir zufrieden seyn. — Wie viel „Ursache haben wir, uns ruhig und gelassen bey derselben zu „verhalten, und damit unsere Arzneymittel in ihren heilsamen „Wirkungen desto kräftiger für uns zu machen. — Möch„ten wir doch, wenn unsre Schmerzen zunehmen, nicht wie „der dich murren, u. s. w." **Bey Kranken, die an ihrer Krankheit selbst schuld sind, und bey gefangenen Missethätern — Bey Missethätern, welche wegen mit Bewußtseyn an andern verübter Grausamkeiten zum gewaltsamen Tode bestimmt sind,** will der Verf. dahin gearbeitet haben, daß sie zu dem höchsten Grad der Verzweifelung gebracht werden, daß sie als Verzweifelte beten, durch das heilige Abendmahl selbst, welches er sie doch will genießen lassen, ihren schreckensvollen Gemüthszustand vermehren, und auf den Hingange zur Gerichtsstäte nichts als die Sprache der Verzweifelung reden sollen. Wenn es auf der einen Seite für die Zuschauer schädlich werden kann, und oft schädlich geworden ist, daß man dergleichen Missethäter zur Freudigkeit im Tode ermuntert, ihren Glauben in den letzten Stunden gerühmt und sie vor allem Volk selig gepriesen hat, so würde es doch, dünkt uns, auf der andern Seite grausam und unmenschlich seyn, einem solchen Unglücklichen, der alle Qualen der Hölle in seinem Gewissen empfand und überzeugt war, daß die an ihm vollzogene Todesstrafe gerecht sey, den einzigen und letzten Trost zu rauben. Es sey vor dem göttlichen Gericht in der Zukunft noch Begnadigung für ihn zu hoffen, sein gewaltsamer Tod werde für ihn das Mittel zu seiner moralischen Besserung, und die in ihm hervorgebrachte Sinnesveränderung vor seinem Ausgange aus der Welt der Anfang einer künftigen glücklichern Existenz werden. Ungegründet ist es doch durchaus: daß der größte Missethäter es **nicht wagen dürfe, Gott um Gnade anzuflehen**. Will denn Gott eine einzige Seele, die den Gräuel ihrer Uebelthaten nachher erkennt und schmerzlich bereuet, ewig, ewig verdammen? Vernunft und Bibel sagen einmüthig: Nein! ungegründet ist es durchaus, daß **Vernichtung der Seele** des Uebelthäters, deren Gesinnung ja nun ganz verändert ist, **die größte Wohlthat in Zukunft für ihn** sey. Und doch legt Hr. Kr in einem Gebet an Gott dem unglücklichen Verbrecher diese Unwahr-

heiten in den Mund. Entweder lasse man einen solchen Menschen ohne Zubereitung zum Tode durch einen Prediger, ohne Genuß des Abendmahls seine Strafe leiden, wenn man glaubt, daß sie dadurch abschreckender für andere wird; oder der Geistliche, den man zu ihm läßt, arbeite an der Rettung und Besserung dieser verdorbenen Seele für die Zukunft auf eine seines Amts würdige, der Vernunft und Schrift gemäße Art; erwecke durch die gehörigen Vorstellungen das Gefühl der bittersten Reue in seinem Gemüth, aber er bewahre es für der Verzweifelung, zu der Christus keinen Missethäter in seinen letzten Stunden je hat bringen wollen, und durch welche die Ehre Gottes und Jesu Christi doch auch wohl nunmehr kann befördert werden. Er gönne der armen Seele des Missethäters, die über den Gräuel ihrer vormaligen Gesinnung zerknirscht und zerschlagen ist, und sich durch das heilige Abendmahl in dem Glauben an Gottes Barmherzigkeit, welche ihm der Tod seines Erlösers verkürzet hat, stärken will, den Trost, daß sie es auf Hoffnung könne; aber er profanire das Abendmahl nicht durch dessen Darreichung, indem er den Unglücklichen überredet, daß es ihn mehr niederschlagen als aufrichten, mehr zur Verzweifelung bringen, als zur Hoffnung auf die Zukunft erwecken müsse. Daß der Missethäter seine ihn begleitende Mitmenschen für einem lasterhaften Leben warne, ist gut, aber dazu braucht es der Sprache der Verzweifelung nicht, sondern nur der bittern innigsten Reue und Beschämung. — **Geänderte Vorbereitungsformel aus der Königl. preußischen Reformirten Agende, Berl. 1741; veränderte Beichtformel aus der preußischen Feldagende, und sogenannte Absolution, nebst einem Schlußgebet.** —

V. **Bey dem heiligen Abendmahl.** Da ist nun vieles ganz anders, als es sonst war. Rechtschaffene und vom Zweck des Abendmahls wohl unterrichtete Communicanten erwarteten niemals von dem gesegneten Brod und Wein, und dessen blos mündlichem Genuß wunderthätige Wirkungen auf ihr Gemüth. Aber wohl nahmen sie sonst aus der Lehre, dem Leben, dem Leiden, dem Tode und der Auferstehung Jesu, bey diesem Gedächtnißmahl desselben, dringende Antriebe zur dankbaren Verehrung ihres für sie gestorbenen Mittlers, zur Stärkung ihres Glaubens und ihrer Gottseligkeit, zur Befestigung ihres Trostes und ihrer Hoffnung auf das zukünf-

künftige Leben her. Hr. Kr. sucht freylich auch ihre Vorstellungen darauf zu richten; allein er verfehlt wieder dabey so oft den simpeln, faßlichen Ausdruck, der dem großen Haufen verständlich ist, und erinnert zugleich an manche zwar an sich billige Pflichten, die doch aber mit dem Zweck des heiligen Abendmahls in zu entfernter Verbindung stehen. Z. B. S. 105: „Laß uns an deine Wohlthaten fleißig denken, bey „jedem Bissen Brod, bey jedem Trunk Wein oder Wasser, „oder anderes Getränke an deine große Güte denken" (Ein guter Wunsch, aber nicht der nächste, zweckmäßige Wunsch eines Christen bey der Communion.) S. 112: „Schenke „uns, betet er, das Glück, daß wir unsre **Sinnlichkeit** „**bekriegen und besiegen, und der Tugend manches** „**Opfer bringen**, daß wir Jesum Christum als ein **Werk**„**zeug deiner Regierung** erkennen." S. 113: „Damit „wir nun mit der wahren Lehre Jesu Christi gespeiset wer„den, so lasset uns nicht an dem bloßen Brod und Weine „haften, und von dem Genusse desselben nicht **Verstandes**„**und Willensgüte** erwarten," (Sehr unbestimmt gesprochen! Wozu nützte denn die christliche Communion, wenn die, welche daran Theil nehmen, nicht dadurch erweckt würden, fürs künftige verständiger und besser zu werden? Von der Erhebung des Herzens zu Gott bey dem Essen und Trinken; vom gesegneten Brod und Kelch des Herrn; von der ersten Richtung der Gedanken auf Jesu theures Verdienst um unsre geistliche Wohlfahrt; von den Glaubensüberzeugungen und gewissenhaften Entschliessungen, mit der ein Christ das Abendmahl hält, ließen sich doch mittelbar durch den Genuß desselben wohl **Verstandes- und Willensgüte** erwarten. Man sieht wohl, was der Verf. meynt. Er will vor dem falschen Vertrauen auf den blos mündlichen Genuß des Sacraments warnen. Aber er drückt sich nicht bestimmt, nicht richtig genug aus. Und den rechten Ausdruck sollte doch ein Mann, der auf seine Sachen so groß thut und andere meistern und bessern will, billig in seiner Gewalt haben.) „sondern unsre „Ueberzeugungen auf die ewigen **Sittlichkeit und Tugend** „**bewirkenden Wahrheiten der Vernunft** gründen." (Ich will nicht hoffen, daß der Verf. hier die Wahrheiten der Vernunft dem unverfälschten Evangelium Jesu entgegensetzt, und dem letztern die Vernunftmäßigkeit, oder die **Sittlichkeit und Tugend bewirkende Kraft** abspricht.

Wenn dies nicht seine Meynung ist, wie kömmt er denn hier unerwartet darauf, die Wahrheiten **der Vernunft** zu den christlichen Glaubensgründen zu machen, da die Christen sonst ihre Religionsüberzeugungen auf dem beyfallswürdigen Evangelium Jesu gegründet, und mit dem Apostel Paulus noch immer gefunden haben, daß es ein kräftiges, göttliches Mittel sey, selig zu machen alle, die daran glauben. Die ganze Periode dünkt dem Rec. wahrer Galimathias. „Damit „wir mit der wahren Lehre Jesu gespeiset werden: so lasset uns „unsere Ueberzeugungen auf die ewigen Sittlichkeit und Tugend „bewirkenden Wahrheiten der Vernunft gründen.“ (Schwerlich wird jemand rechten Sinn und Zusammenhang in dieser Rede finden? Vielleicht soll es heissen: Lasset uns vernünftige Menschen werden, damit wir die Lehre Jesu vortreflich und annehmungswürdig finden. Ich dächte, Christi Lehren hätten eben die Menschen sowohl in ihrer Gottesverehrung, als in ihren sittlichen Handlungen vernünftiger gemacht, als sie es vorher waren, und der Rückfall der Christen in Aberglauben, in widersinnigen und vernunftlosen Gottesdienst sey erst von der Zeit angegangen, da man, den ausdrücklichen Warnungen Jesu und seiner Apostel zuwider, nicht bey seiner Rede blieb, sondern hier Vorstellungen und Fabeln jüdischer Rabbinen, dort Ideen und Lehrsätze heidnischer Sophisten in seine Lehre einzumischen anfieng. Und wenn sich dies historisch beweisen ließe, wie sichs gewiß beweisen läßt, so wäre damit zugleich dargethan, daß gerade das Evangelium, welches Christus predigte, die wichtigsten Vernunftwahrheiten der Religion und Moral aus der Finsterniß, in der sie sonst vielleicht noch Jahrtausende geblieben wären, an das Licht gezogen und mit dem glücklichsten Erfolg unter das Volk gebracht habe. Wem möchte ich fragen, verdankt denn nun die aufgeklärte Vernunft des tugendhaften Gottesverehrers, der unter Christen durchs Christenthum gebildet worden, ihre beruhigende und **Sittlichkeit wirkende** Erkenntniß von Gott, von der Bestimmung des Menschen, von seinen Pflichten und Hoffnungen? Ihr selbst, ihrem eigenen Scharfsinn? Oder ursprünglich dem Unterricht Jesu Christi, den ihr Gott zum Lehrer sandte? Hat sie selbst die großen Wahrheiten, deren Richtigkeit und Zusammenhang sie nun klar einsiehet, zuerst erfunden, zuerst aufgedeckt? Oder sind sie ihr von Jugend auf durch den christlichen Unterricht zur Prüfung anschaulich dar-

dargelegt worden? — Sollen wir den Verf. an dieser Stelle vielleicht übel verstehen und gänzlich mißdeuten, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern an seinem undeutlichen, schiefen Ausdruck, der nirgends, und am wenigsten in liturgischen Formeln gut ist.) — „Lasset uns, fährt er fort, von „unserer Bildung nach den Wahrheiten der Vernunft den „**wahren Seelenadel** erwarten,“ (wieder ein affectirtes, hier darum unschickliches Wort, weil es für den großen Haufen erst einer Erklärung bedarf.) „und auf das gewisseste glauben, daß unser Geist mit der Lehre Jesu Christi so gewiß „genährt werde, als wir itzt das geheiligte Brod, und den „geheiligsten Wein zum Andenken an ihn bekommen.“ (Die Darreichung des gesegneten Brods und Kelchs soll nun wohl eigentlich, nach aller gesunden Auslegung der Einsetzungsworte in der evangelischen Kirche, dem Communicanten versichern, Christus habe auch **für ihn** so gewiß seinen Leib dahin gegeben und sein Blut vergossen, als er von diesem Brod isset und vom Kelch des Herrn trinket; nicht aber, daß sein Geist mit der Lehre Jesu genährt werde, welches einer von den neuen seltsamen Privateinfällen des Verfassers ist.)

VI. **Bey der heiligen Taufe.** Ueber diesen Artikel ist Hr. Kr. ganz neu, und seine Liturgie bey der Taufe unterscheidet sich von allen möglichen Liturgien in der ganzen Christenheit. Er nimmt sich sogar, was noch kein christlicher Bischof oder Diakon je gethan hat, die Freyheit, statt der von Christo selbst vorgeschriebenen Taufformel, eine andere einzuführen. Der Geistliche soll nicht sagen: **Ich taufe dich auf den Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes,** sondern er soll sprechen: **Ich taufe dich auf Gott den Allweisen, Allgütigen und Allmächtigen, der dich beständig beglücke! Amen!** Hr. Kr. hätte doch wohl leicht begreifen können, daß eine solche willkührliche Veränderung in den von Jesu selbst gebrauchten Worten allen christlichen Partheyen mit Recht höchst anstößig seyn würde. War es der Kitzel der Paradoxen-Neuerungssucht, der ihn stach, oder wie kam es, daß er, der alle Christenkinder durch die Taufe zu Anhängern der geheiligten Vernunft einweihen will, nicht selbst die Vernunft, um deren Gebrauch in Religionssachen es eine gar trefliche Sache ist, zuvor befragte, ob sie ihm die gewagte Veränderung als gut und nützlich anriethe? Rec. glaubt gewiß, sie hätte ihn das von

davon abgerathen, wenn er sie darum befragt hätte. Haben denn etwa die eigenen Worte Christi keinen richtigen verständlichen Sinn? Oder dünkt dem Verf., der Glaube an den einigen Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, der auch unser und aller Menschen Vater ist, der Glaube an seinen eingebohrnen Sohn, den er zum Vermittler unserer Seligkeit in die Welt sandte, und an seinen Geist, der alles Gute in uns schaffet, sey etwa ein so vernunftwidriger Glaube, daß kein mündiger oder unmündiger Täufling ihn je, weder itzt, noch zukünftig, mit Zustimmung seines Verstandes und Herzens als seinen Glauben bekennen könnte? Wenn dies die Meynung des Verf. ist, so erklärt er sich damit öffentlich für einen bloßen Naturalisten, und will jeden Täufling durch die Taufe zum Bekenner der blos natürlichen Religion eingeweihet, ihn in die Gesellschaft der Anhänger des Naturalismus aufgenommen wissen. Dies widerspricht aber gerade zu seiner eigenen Erklärung, daß nämlich durch die Taufe eine feyerliche Aufnahme in die christliche Kirchengemeinschaft erfolgte. Für Naturalisten bedarf es ja gar keiner Taufe. Sie glauben auch ungetauft an den allweisen, allgütigen und allmächtigen Gott, leugnen aber die göttliche Gesandtschaft und Autorität Jesu, unter welcher er seine Lehre geprediget hat. Die beym Ursprunge des Christenthums die Taufe empfiengen, wurden ausdrücklich auf den Namen Jesu Christi getauft. Sie bekannten damit, es sey ihre volle Ueberzeugung, daß Jesus von Nazareth wahrhaftig der Sohn, der Christus oder Meßias Gottes sey, durch den er sie zur Seligkeit führen wolle. und verpflichteten sich damit zur treuen Befolgung seiner Lehre. Wer diese Ueberzeugung nicht hatte, diese Verpflichtung nicht auf sich nahm, der ließ sich nicht taufen, dem hätten die Apostel auch die Taufe verweigert, wenn er gleich an den allweisen, allgütigen und allmächtigen Gott, als Jude oder vernünftiger Heide schon geglaubt hätte. Wollen wir also die Christentaufe nicht ganz unnütz machen, sie nicht aus ihrem eigentlichen Zweck, den Christus bey deren Anordnung hatte, verrücken, so können wir als wirkliche Christen die Menschen auch nicht blos auf den allweisen, allgütigen und allmächtigen Gott taufen, sondern müssen schlechterdings bey der ausdrücklichen Vorschrift Jesu Christi bleiben, und die Täuflinge auch zu seinen Bekennern und Verehrern damit einweihen. — Aber vielleicht will Hr. Kr. mit seiner vorge-

schlage-

schlagenen Tauffomel die von Christo selbst gebrauchte nicht abändern, sondern nur ihren rechten Sinn darinn ausdrücken? Vielleicht sieht er, als ein freyer Ausleger und Uebersetzer der Bibel, mehr auf den Geist der Worte Jesu, als auf den Buchstaben, der nur tödtet, wenn jener lebendig macht? Es sey so. Aber dann muß Hr. Kr. aus dem Sprachgebrauch des neuen Testaments beweisen, daß in den Schriften desselben das Wort **Vater**, von Gott gebraucht, ausschliessungsweise den **allweisen** Gott, das Wort **Sohn Gottes** den **allgütigen** Gott, und das Wort **heiliger Geist** den **allmächtigen** Gott bezeichne. Kann er das nicht, erklärt und übersetzt er sich diese Wörter nur so, und meynt er dabey, daß alle christliche Kirchenpartheyen, für die seine Liturgie bestimmt ist, sie sich hinführo nach seiner Anleitung auch so erklären und übersetzen werden, so ist ja das die kindischste Grille, von der man kaum glauben sollte, daß sie in eines verständigen Mannes Kopf kommen könne. Jenen zu seiner Rechtfertigung nothwendigen Beweis wird nun unser neuer Liturgist nie führen können. Nach dem Sprachgebrauch der Bibel bedeutet der **Vater** allemal den allein wahren Gott nach allen seinen Eigenschaften, Weisheit, Güte, Allmacht u. s. w. zugleich; der **Sohn**, den Menschgewordenen Sohn Gottes, Jesum Christum, als ein vom Vater unterschiedenes, selbstständiges Subject, der vom Vater gesendet, zur bestimmten Zeit auf der Erde als ein wahrhafter Mensch erschien; und der **heilige Geist** zuweilen subjectivisch gebraucht, den Geist, den Verstand, die Kraft Gottes, die in alles wirkt, zuweilen **objectivisch** genommen, die von ihm gewirkten geistlichen Gaben, Kräfte, Neignngen, Gesinnungen in den menschlichen Seelen. Keine andere Jdeen drücken diese Wörter jemals aus, auch in keiner einzigen Stelle, wie alle biblische Philologen einstimmig wissen und bezeugen. Und so sind denn die Begriffe, welche ihnen Hr. Kr. unterschiebt, ganz willkührlich angenommen, und so schief, daß sie nicht schiefer seyn können. — Dies mag genug seyn über die von dem Verf. gewagte seltsame Abänderung der christlichen Taufformel, die sich durch nichts rechtfertigen oder nur entschuldigen läßt.

Das auf Vernunft gegründete Glaubensbekenntniß, (S. 118.) welches die Taufzeugen des Kindes bey der Taufe ablegen sollen, ist so gefaßt, daß es, wie Hr. Kr. aus-

drücklich sagt: **der Glaube aller Menschen seyn kann.** Wenn es denn nur seinen vom bloßen Deismus sich unterscheidenden Charakter auch hätte! denn die christliche Religion nach der Bibel hat freylich den Vorzug, daß sie sich für alle Menschen am besten schickt, daß ihre einfachen Glaubens- und Sittenlehren dem Wesen Gottes und der menschlichen Natur völlig zustimmen und die schärfste Prüfung der Vernunft aushalten. Rec. kann sich nur nicht überzeugen, daß jemand, der blos Deist seyn will und werden soll, nöthig habe, die Taufe zu empfangen, und dadurch in die christliche Religionsgesellschaft zu treten, deren aufrichtiges Mitglied, wie schon oben gesagt, er nicht ist, und seyn will. — Die Veränderungen, welche der Verf. in den Taufformularen aus der **königlichen preußischen Feldagende** von 1750, und der **Reformirten Kirchenagende** von 1741; ingleichen **für die Taufe der Erwachsenen** aus eben derselben gemacht hat, möchten hingehen, wenn nur nicht der Styl auch hier wieder bald zu abstrakt, bald zu hochtrabend wäre. Z. B. „Um unsere sittliche Bildung und Vervollkommung zu vermehren, sagt er, um unsre Geistesgebrechen zu vermindern — errichtete Jesus Christus zu seiner Zeit eine Gesellschaft von Menschen, welche nach dem einzigen wahren **Adel**, „dem **Seelenadel**, nach Weisheit und Rechtschaffenheit streben, und welche diesen **Erfreuerinnen des Menschengeschlechts**, damit äusserlich (nicht auch zugleich und vor „allen Dingen innerlich?) **huldigen** sollten, daß sie nach „seinem Rathe sich zur Erkenntniß und Verehrung Gottes, „des Allweisen, des Allgütigen und Allmächtigen taufen lassen sollten. In diese Gesellschaft sollen auch Kinder durch „diesen in die Augen fallenden Gebrauch aufgenommen werden, u. s. w." Ich stelle mir vor, wenn der Prediger auf dem Lande die Kinder nach seinem Formular taufte, die guten Aeltern und Pathen verstünden nicht nur keine Sylbe davon, sondern dächten wohl gar, ihre Kinder sollten durch die Taufe zu Junkern und Fräulein gemacht werden. Was weiß der Bauer vom **Seelenadel**? Adel ist ihm Stand und Vorzug seines Edelmanns. — Die Umschreibung der biblischen Stelle: **und sie brachten Kindlein zu Jesu,** war nöthig, und beugt durch richtige Angabe ihres Sinnes der Mißdeutung vor, der sie unterworfen ist. — Die Ermahnung an die Taufzeugen, auch die bey der Taufe der

Er-

Erwachsenen zu brauchende Formel hat, außer einzelnen zu schwülstigen und gelehrten Ausdrücken, ebenfalls ihr Gutes; nur dabey bleibt es nach Hrn. Kr. immer, daß in der Taufformel selbst der Name des Sohnes Gottes nicht genannt werden, sondern der Täufer zu dem Proselyten sprechen soll: „Ich taufe dich zum Bekenntniß und zur Verehrung Gottes, „des Allweisen, Allgütigen und Allmächtigen, und verpflichte „dich damit zu einem vernünftigen, nützlich fleißigen und „rechtschaffenen Leben, zu welchem dir Gott seinen Beystand „geben wolle! Amen!" Verpflichtete denn den Juden das Gesetz der Natur und der Glaube seiner Väter nicht auch schon hierzu? Wozu empfieng er die Christentaufe, wenn sie ihm keine neue Verbindlichkeiten auflegte?

VII. Bey der Einsegnung der Kinder. Hier gefällt uns der Verf. in dem, was er spricht, noch am besten; nur läuft manche Vorstellung dabey auf etwas weinerlich süßliche Empfindeley hinaus. Z. B.: „Kinder, ihr wißt es, „ich habe euch als ein zärtlicher Vater geliebt, habe euch „mein euch liebendes Herz mehr als einmal gezeigt. — O, „wie sehr freute ich mich, wenn meine väterlichen Ermahnungen euch Thränen entlockten. — Ihr seyd meine „Zeugen, daß meinen Augen oft dankbare Freudenthränen „zu Gott hin entzittert sind, wenn ich eure Fortschritte „in der Bildung eures Verstandes und Herzens bemerkte. — „O! so höret denn nach diesen Ergiessungen meines Her„zens die väterlichen Ermahnungen." — Wenn so ein sanfter liebreicher Johannes in seinem hohen Alter mit aller apostolischen Würde an die jüngern Christen, die alle seine Kinder hätten seyn können, als an seine Kinder väterlich schreibt, so gefällt, so rührt das sehr. Aber wenn ein junger Feldprediger in seinem zweyten Amtsjahr sich in diesen Ton wirft, so paßt das freylich nicht so recht — indessen es klingt doch süß und schön.

VIII. Bey der Trauung. Recht gut! Gegen die umgeänderten Formulare aus der preußischen Feld- und Reformirten Kirchenagende läßt sich an sich nichts einwenden. Vielleicht möchten es aber die Reformirten Herren Geistlichen als Anmaßung und Vorwitz ansehen, daß ihnen Hr. Kr. Aenderungen in ihrer Trauungsformel vorschreiben will, die sie vorlängst, wie der sel. Zollikofer, eben so gut

für sich werden gemacht haben; worinn sie denn auch nicht unrecht hätten.

IX. **Bey der Beerdigung (der Leichen) vor dem Altar abzulesen.** Einige verschrobene Gedanken und Ausdrücke müssen immer mit unterlaufen, der Verf. mag reden, worüber er will. Populär weiß er sich durchaus nicht auszudrücken. „Laß uns, Gott, unsere Bestimmung von dir für „mehr als eine Verbindung in unser Gedächtniß zurückrufen, „und daraus allen Trost hernehmen." Wie dunkel und räthselhaft ist das gesprochen. Zur Noth versteht man es aus dem Zusammenhange mit dem vorgehenden. Aber es sollte auch außer demselben jeder Satz in liturgischen Formularen klar seyn.

X. **Bey der öffentlichen Morgenbetstunde.**

XI. **Bey der öffentlichen Abendbetstunde;** fast alle Perioden fangen sich wieder mit **laß uns! laß uns!** oder **möchten doch! möchten doch!** an.

XII. **Gebete an den christlichen Festtagen, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, am neuen Jahrstage, Charfreytage, Buß- und Bettage, Erndtefeste, auch am Frühlings- Sommer- Herbst- und Winterfeste,** die der Verf. statt anderer Feyertage, auf den ersten Sonntag jeder Jahreszeit vorschlägt; theils neue selbst verfertigte, theils alte ungeänderte aus der Reformirten Kirchenagende. — Warum sich Hr. Kr. doch immer auf die reformirten Liturgien mag gesetzt haben? Er hätte doch auch wohl in lutherischen Agenden Stoff zu Abänderungen gefunden, die ihn näher angiengen. Rec. kann nicht bergen, daß es ihn höchst sonderbar vorkömmt, so etwas in ein Gebet an Gott zu fassen, das am Winterfeste abzulesen ist: „Laß „uns, o Gott, die große Wohlthat, welche du uns mit der „Kälte erzeigest, uns selbst nicht versagen! Laß uns nicht „durch eine übermäßige künstliche Wärme unsern Leib schwä- „chen, uns nicht immer in unsere Wohnzimmer einschliessen, „der erfrischenden Luft nicht allen Eingang in dieselben ver- „bieten, uns selbst nicht mit zu vielen Kleidungsstücken belästi- „gen, und mit denselben das wohlthätige Eindringen der kal- „ten Luft in unsern Leib nicht von uns abhalten." Diese diätetischen Regeln kann ja ein jeder vernünftiger Mensch, so bald er will, von selbst befolgen. Uns dünkt, es hieße

das

das Gebet ein wenig profaniren, wenn man bey jeder natürlichen, mechanischen Handlung Gott anrufen wollte, daß er einem dazu den Willen geben möchte.

XIII. **Bey Einschärfung des Eides.** 1. Bey der Abnahme eines Amtseides. 2. Bey der Abnahme eines Schwurs, durch welche man die Wahrheit herauszubringen sucht. 3. Beym Schwören zur Fahne, Standarte, Kanone ꝛc. — Diese Anreden an die Schwörenden enthalten im Kurzen die nöthigsten und dringendsten Vorstellungen. Hier affectirt einmal der Verf. nicht. So ein Wörtchen als den **Strafen entgegenzittern**, dem unglücklichsten Leben **entgegenbeben**, muß man ihm durchlaufen lassen. Er brauchts vermuthlich gern um des Wohllauts willen, den es für seinen Ohren hat.

Anhang. Bey der Einweihung eines Kandidaten zum Predigtamt. Dieser Vortrag ist nicht ganz unrecht, sollte aber doch für jemanden, dem ein Predigtamt in der Kirche Christi aufgetragen wird, noch etwas anders modificirt seyn. Man findet in den apostolischen Briefen so viel kräftige Vorstellungen für den angehenden Lehrer des Christenthums, deren hier gar nicht gedacht wird. Hr. Kr. hätte sich immer der eigenen Worte des Paulus an den Timotheus bedienen, und auf den Kandidaten anwenden können. Er zieht aber seine vermeinte Kraftsprache dem Ausdruck des Apostels vor, und rathet dem Ordinanden, **wahres Würdegefühl** bey seinen Pfarrkindern fleißig **zu wecken, ihr Verlangen nach dem Seelenadel immer stärker zu machen, und alles mögliche zu ihrer Vervollkommung zu thun.**

Wir kommen auf die **Anmerkungen**, welche Hr. Kr. hie und da eingeschaltet hat. Sie schicken sich sehr schlecht zu dem übrigen Inhalt des Buchs, und machen weder dem Verstande noch dem Herzen des Verf. Ehre. Von einem Mann, der so viel Unbescheidenheit, Eigendünkel und beleidigenden Muthwillen verräth, möchte die christliche Kirche sich wohl schwerlich liturgische Vorschriften geben lassen, wenn es auch die brauchbarsten und besten wären, die er ihr lieferte, welches sie, wie wir gesehen haben, doch so wenig sind. Jeder andere wohlgesittete junge Schriftsteller würde in der ersten **Anmerkung**, S. 33—36, seine Erinnerungen, welche er gegen

für sich werden gemacht haben; worinn sie denn auch nicht unrecht hätten.

IX. **Bey der Beerdigung** (der Leichen) **vor dem Altar abzulesen.** Einige verschrobene Gedanken und Ausdrücke müssen immer mit unterlaufen, der Verf. mag reden, worüber er will. Populär weiß er sich durchaus nicht auszudrücken. „Laß uns, Gott, unsere Bestimmung von dir für „mehr als eine Verbindung in unser Gedächtniß zurückrufen, „und daraus allen Trost hernehmen.“ Wie dunkel und räthselhaft ist das gesprochen. Zur Noth versteht man es aus dem Zusammenhange mit dem vorgehenden. Aber es sollte auch außer demselben jeder Satz in liturgischen Formularen klar seyn.

X. **Bey der öffentlichen Morgenbetstunde.**

XI. **Bey der öffentlichen Abendbetstunde;** fast alle Perioden fangen sich wieder mit **laß uns! laß uns!** oder **möchten doch! möchten doch!** an.

XII. **Gebete an den christlichen Festtagen, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, am neuen Jahrstage, Charfreytage, Buß- und Bettage, Erndtefeste,** auch am **Frühlings- Sommer- Herbst- und Winterfeste,** die der Verf. statt anderer Feyertage, auf den ersten Sonntag jeder Jahreszeit vorschlägt; theils neue selbst verfertigte, theils alte ungeänderte aus der Reformirten Kirchenagende. — Warum sich Hr. Kr. doch immer auf die reformirten Liturgien mag gesetzt haben? Er hätte doch auch wohl in lutherischen Agenden Stoff zu Abänderungen gefunden, die ihn näher angiengen. Rec. kann nicht bergen, daß es ihn höchst sonderbar vorkömmt, so etwas in ein Gebet an Gott zu fassen, das am Winterfeste abzulesen ist: „Laß „uns, o Gott, die große Wohlthat, welche du uns mit der „Kälte erzeigest, uns selbst nicht versagen! Laß uns nicht „durch eine übermäßige künstliche Wärme unsern Leib schwächen, uns nicht immer in unsere Wohnzimmer einschliessen, „der erfrischenden Luft nicht allen Eingang in dieselben verbieten, uns selbst nicht mit zu vielen Kleidungsstücken belästigen, und mit denselben das wohlthätige Eindringen der kalten Luft in unsern Leib nicht von uns abhalten.“ Diese diätetischen Regeln kann ja ein jeder vernünftiger Mensch, so bald er will, von selbst befolgen. Uns dünkt, es hieße

das

das Gebet ein wenig profaniren, wenn man bey jeder natürlichen, mechanischen Handlung Gott anrufen wollte, daß er einem dazu den Willen geben möchte.

XIII. Bey Einschärfung des Eides. 1. Bey der Abnahme eines Amtseides. 2. Bey der Abnahme eines Schwurs, durch welche man die Wahrheit herauszubringen sucht. 3. Beym Schwören zur Fahne, Standarte, Kanone ꝛc. — Diese Anreden an die Schwörenden enthalten im Kurzen die nöthigsten und dringendsten Vorstellungen. Hier affectirt einmal der Verf. nicht. So ein Wörtchen als den Strafen entgegenzittern, dem unglücklichsten Leben entgegenbeben, muß man ihm durchlaufen lassen. Er brauchts vermuthlich gern um des Wohllauts willen, den es für seinen Ohren hat.

Anhang. Bey der Einweihung eines Kandidaten zum Predigtamt. Dieser Vortrag ist nicht ganz unrecht, sollte aber doch für jemanden, dem ein Predigtamt in der Kirche Christi aufgetragen wird, noch etwas anders modificirt seyn. Man findet in den apostolischen Briefen so viel kräftige Vorstellungen für den angehenden Lehrer des Christenthums, deren hier gar nicht gedacht wird. Hr. Kr. hätte sich immer der eigenen Worte des Paulus an den Timotheus bedienen, und auf den Kandidaten anwenden können. Er zieht aber seine vermeinte Kraftsprache dem Ausdruck des Apostels vor, und rathet dem Ordinanden, wahres Würdegefühl bey seinen Pfarrkindern fleißig zu wecken, ihr Verlangen nach dem Seelenadel immer stärker zu machen, und alles mögliche zu ihrer Vervollkommung zu thun.

Wir kommen auf die Anmerkungen, welche Hr. Kr. hie und da eingeschaltet hat. Sie schicken sich sehr schlecht zu dem übrigen Inhalt des Buchs, und machen weder dem Verstande noch dem Herzen des Verf. Ehre. Von einem Mann, der so viel Unbescheidenheit, Eigendünkel und beleidigenden Muthwillen verräth, möchte die christliche Kirche sich wohl schwerlich liturgische Vorschriften geben lassen, wenn es auch die brauchbarsten und besten wären, die er ihr lieferte, welches sie, wie wir gesehen haben, doch so wenig sind. Jeder andere wohlgesittete junge Schriftsteller würde in der ersten Anmerkung, S. 33—36, seine Erinnerungen, welche er gegen das

das Ablesen einerley Kirchengebets an Sonntagen und der sogenannten Episteln, gegen die Zweckwidrigkeit des zu oft wiederholten **Vater unser** betens beym öffentlichen Gottesdienst, und gegen die langen Kirchengesänge, etwa zu machen gehabt hätte, mit großer Mäßigung und Höflichkeit vorgetragen haben. Aber von solcher anständigen Schreibart weiß Hr. Kr. nichts. So süßlich fein der Ton ist, in dem er vor den Altar spricht, so sauer grob ist der, worinn er hier redet. Ihm sind geradezu die bisherigen äusserlichen Kirchengebräuche, die bisherigen Lieder und Gebetsformeln, deren man sich bediente, **elend, Gedankenlosigkeit** und **Zerstreuung** veranlassend, **ekelhaft unnütz** oder **wohl gar schädlich** für **denkende** und **nichtdenkende** Christen. Unter diesen Benennungen urtheilt er hier von ihnen. Und wer wird auf so eines unbescheidenen Mannes Wort im geringsten achten. Etwanige Mängel bey liturgischen Formeln und Gebräuchen haben vernünftige Leute schon längst eingesehen, und Hr. Kr. kömmt mit seinen Vorschlägen, die eine thörigte Eitelkeit nur ihm als so ganz neu vorspiegelt, viel zu spät.

Noch viel weiter, als hier, geht die Ungesittheit des V. in der Anmerkung S. 71. 72. über **das Beichtwesen** in der lutherischen Kirche, wo sich Hr. Kr., wider alle Erwartung, die beleidigendsten Anzüglichkeiten und wirklich schmähsüchtige Verunglimpfungen gegen die ganze lutherische Geistlichkeit und namentlich gegen die **Berlinische** erlaubt. „Es „ist eine Schande für unsre Zeiten, fängt er an, daß ein „förmlicher **Tetzelscher Handel** mit dem Beichtwesen in den „meisten lutherischen Kirchen getrieben wird.“ Er will wissen, daß eine Menge von Menschen, die zur Beichte giengen, gewöhnlicher Weise eine „**sehr unvernünftige** Beichte „**herjammerten** und **herwinselten**, und dann Vergebung „aller ihrer Sünden von ihrem sogenannten Beichtvater, der „bey der **ganzen heiligen Gaukeley den Bonzen** machte, mit der größten Zuversicht erwarteten.“ Er spricht von Predigern, die **zu allen Zeiten einfältigen Leuten das Mark ausgesogen hätten, und sich von sogenannten Beichtkindern ihren Eingriff in die Majestätsrechte Gottes bezahlen liessen**, ruft ein: **O die Verwegenen!** über sie aus, schimpft, daß diese **Geldschneiderey** in dem helleseynwollenden Berlin noch **sehr stark** getrieben würde, und wundert sich, „daß die **Berlinische** Geistlich-

„keit,

„keit, der des Königs Majestät eine jährliche Zulage gnä„digst geschenkt hätte und sich ohne dieselbe schon gut genug „stünde, noch nicht darauf angetragen hätte, die allgemeine „Beichte einzuführen." Er rathet, die Berlinischen Bürger sollten um deren Einführung zur Beschämung der lutherischen Geistlichkeit einkommen, und freut sich, daß er nicht nöthig habe, **Sünden zu vergeben**, sondern diese Sündenvergebung **nur bedingungsweise ankündigen** dürfe, weil er sonst vor Schaam erröthen würde. — Was sagen unsere Leser zu dieser Anmerkung? Und dafür erröthet Hr. Kr. vor Schaam nicht? Ich dächte, es wäre doch unverzeihlich, das ganze Corps der lutherischen Geistlichkeit zu **Berlin**, das bekanntermaßen aus so vielen gelehrten und rechtschaffenen Männer besteht, einer so mönchischen Pfafferey, eines so niedrigen, auf Aberglauben gebauten und durch Dummheit genährten Eigennutzes zu bezüchtigen; ich dächte, man könnte sich selbst nicht mehr beschimpfen, als es der V. in dem Augenblick that, da er diese Anmerkung schrieb und zum öffentlichen Druck in die Druckerey sandte. Hr. Kr. sollte doch wissen, was schon vor Alters von vielen würdigen Lehrern in der lutherischen Kirche und in neuern Zeiten selbst in **Berlin** wider den Mißbrauch und über den rechten Gebrauch der Beichte geschrieben worden; sollte wissen, daß die lutherische Kirche nie gelehrt habe: ihre Prediger hätten auf gut papistisch **unbedingte Gewalt** Sünden zu vergeben, sondern vielmehr: die **bedingte** Ankündigung oder Versicherung aus Gottes Wort, er wolle dem Reuigen Sünde vergeben, gehöre mit zum Amte der Prediger. Denn die **Augsburgische Confeßion** sagt ausdrücklich im 23sten Artikel: **Es sey Gott, der die Sünde vergiebt, nicht des gegenwärtigen Menschen** (Predigers) **Stimme; die Sündenvergebung werde aus Gottes Befehl gesprochen, und diese sey tröstlich und nöthig dem erschrockenen Gewissen** bekannt zu machen. Welcher luthersche Prediger sollte dies mit Gewissenhaftigkeit nicht thun können und müssen, wenn er an Leuten die Gesinnung erkannt, oder sie ihnen eingeschärft hat, wobey ein reuiges Gemüth der göttlichen Begnadigung empfänglich wird. Aber wie Hr. Kr. vieles nicht weiß, was er wissen sollte, sondern ohne Kenntniß der Sache, in seinen Urtheilen blind zutappt, so tappt er auch hier im Dunkeln. Schämen sollt er sich doch, dem Amtsgehülfen,

der wohl oft selbst im Beichtstuhl über Beicht und Absolution seine Pfarrkinder nach der Wahrheit belehrt und vor Irrthum dabey warnt, zu sagen: **Du bist ein Tetzelscher Ablaßkrämer. Du greifst Gott in seine Majestätsrechte, du Verwegener.** Ist es nicht entehrend, um des freywilligen Geschenks willen, das lutherische Gemeinglieder ihrem Lehrer bey der Gelegenheit am Gelde machen, von **Geldschneiderey** zu reden, da es bekannt ist, daß fast alle lutherische Geistliche außer dem nicht hinlänglich würden zu leben haben. Freylich wäre zu wünschen, daß bey Handlungen, die sich auf die Religion beziehen, weder an Geld geben, noch an Geld nehmen gedacht würde, welches unterblieben, wenn die Geistlichen wie andere Diener des Staats vom Staat ihren Umständen nach angemessene Besoldungen erhielten. Aber so lange noch keine Regierung in dem protestantischen Deutschlande mit Ernst darauf gedacht hat, in den zur Zeit der Reformation mit der lutherischen Geistlichkeit gemachten fehlerhaften Einrichtungen eine Abänderung zu treffen, und ihr für die an der einen Seite erlittenen Einbuße, an der andern einen hinlänglichen Ersatz zu verschaffen; so lange gehört jener Wunsch immer unter die pia desideria, und es ist höchst ungerecht, einem ehrlichen Prediger, der von dem Altar, dem er dient, leben muß, dergleichen Vorwürfe zu machen, als Hr. Kr. hier anzubringen die Unverschämtheit hat. Mehr als dies wollen wir nicht dazu sagen. Denn da der Verf. in dieser Anmerkung völlig den Pasquillanten ihren Ton abborgt, so ist er nicht der Mann, mit dem man sich auf Erörterungen für und wider die von Luthern gut gefundene Beybehaltung der Privatbeichte aus Gründen einlassen könnte. Wie unreif alle seine Urtheile sind, zeigt er auf jedem Blatt seines Buchs. In dieser Anmerkung äussert er auch die Meynung: „daß in „den Provinzen weit weit weniger an die Abschaffung der „Privatbeichte zu denken sey, als in großen Städten.“ Und es ist gerade umgekehrt. Man hat sie in mehreren brandenburgischen Provinzialstädten selbst auf Betrieb der Geistlichen ohne deren äusserlichen Nachtheil zur großen Erbauung der Gemeinen wirklich abgeschaft, und in eine allgemeine Beichthandlung verwandelt. In Berlin würde dies wegen Vielsinnigkeit der Prediger und des Volks viel schwerer halten. Was in kleinen Städten durch Uebereinstimmung weniger Geistlichen mit ihren kleinen Gemeinen in Kirchengebräuchen

bräuchen leicht bewerkstelliget werden kann, das findet in grossen Städten bey zahlreichen Gemeinen aus vermischteren Ständen weit größere Schwierigkeit. Uebrigens wundert es uns, wie es Hrn. Kr., der in Berlin lebt, unbekannt seyn kann, daß daselbst durch landesherrliche Verordnungen seit langen Zeiten Beichtfreyheit eingeführt ist, und daß tausend lutherische Christen in Berlin ohne vorherige Privatbeichte zum Abendmahl gehen.

Die Anmerkung S. 97. enthält wieder den allerunanständigsten Spott über das Kniebeugen der Reformirten bey ihren Communionen, welches nach des Verf. beliebten Ausdruck: „nur Pfaffengeist, der sich sehr freuete, „als noch Landesherrn auf seinen Befehl vor ihm „auf die Knie fielen, unterhalten, nur unnöthiges „Geräusch in der Kirche machen, und niedrige Sklavenfurcht vor Gott unter Christen veranlassen soll" Des itztregierenden Königs von Preussen Majestät fiel nach seiner Thronbesteigung bey der ersten Communion in der Domkirche zu Berlin mit seinem Kronprinzen, als gebetet wurde, auch auf seine Knie. Hr. Kr., sollte mans glauben, hat dieses Buch dem Könige, seinem Landesherrn durch die voranstehende Zuschrift zugeeignet. Was muß der Monarch gedacht haben, wenn er hineingesehen und grade diese Stelle gelesen hat? Dieser hier ausgespöttelte Gebrauch in der Reformirten Kirche hat etwas so feyerliches und rührendes, daß er viel eher Nachahmung in der lutherischen Kirche verdiente, wo bey dieser Handlung vielleicht zu wenig für die Erweckung der äusserlichen Andacht gesorgt ist. Aber Hr. Kr muß als ein großer Vernunftmann, der sich über alle Sinnlichkeit weit erhebt, von solchen Dingen wohl kein Gefühl haben. Drum thut er am Schluß der Anmerkung, auf Geheiß der besonnenen Vernunft gewiß nicht, vielmehr wohl aus jugendlicher Unbesonnenheit, den Machtspruch: „Man wird doch „das Kniebeugen wohl nicht mit dem Hochachtung bezeichnen„den Gebrauch der Morgenländer beweisen wollen? Weg „also damit?"

Da der in finstern Zeiten aufgekommene und aus der katholischen Kirche in die protestantische übergegangene Exorcismus und das Segnen der Täuflinge mit dem Zeichen des Kreuzes größtentheils abgeschaft, und besonders der erstere allen verständigen Protestanten bereits lange anstößig gewor-

das Ablesen einerley Kirchengebets an Sonntagen und der sogenannten Episteln, gegen die Zweckwidrigkeit des zu oft wiederholten Vater unser betens beym öffentlichen Gottesdienst, und gegen die langen Kirchengesänge, etwa zu machen gehabt hätte, mit großer Mäßigung und Höflichkeit vorgetragen haben. Aber von solcher anständigen Schreibart weiß Hr. Kr. nichts. So süßlich fein der Ton ist, in dem er vor den Altar spricht, so sauer grob ist der, worinn er hier redet. Ihm sind geradezu die bisherigen äusserlichen Kirchengebräuche, die bisherigen Lieder und Gebetsformeln, deren man sich bediente, **elend, Gedankenlosigkeit** und **Zerstreuung veranlassend, ekelhaft unnütz** oder **wohl gar schädlich** für **denkende** und **nichtdenkende** Christen. Unter diesen Benennungen urtheilt er hier von ihnen. Und wer wird auf so eines unbescheidenen Mannes Wort im geringsten achten. Etwanige Mängel bey liturgischen Formeln und Gebräuchen haben vernünftige Leute schon längst eingesehen, und Hr. Kr. kömmt mit seinen Vorschlägen, die eine thörigte Eitelkeit nur ihm als so ganz neu vorspiegelt, viel zu spät.

Noch viel weiter, als hier, geht die Ungesittheit des V. in der Anmerkung S. 71. 72. über **das Beichtwesen** in der lutherischen Kirche, wo sich Hr. Kr., wider alle Erwartung, die beleidigendsten Anzüglichkeiten und wirklich schmähsüchtige Verunglimpfungen gegen die ganze lutherische Geistlichkeit und namentlich gegen die **Berlinische** erlaubt. „Es „ist eine Schande für unsre Zeiten, fängt er an, daß ein „förmlicher **Tezelscher Handel** mit dem Beichtwesen in den „meisten lutherischen Kirchen getrieben wird.“ Er will wissen, daß eine Menge von Menschen, die zur Beichte giengen, gewöhnlicher Weise eine „**sehr unvernünftige** Beichte „**herjammerten** und **herwinselten**, und dann Vergebung „aller ihrer Sünden von ihrem sogenannten Beichtvater, der „bey der **ganzen heiligen Gaukeley den Bonzen** machte, mit der größten Zuversicht erwarteten“ Er spricht von Predigern, die **zu allen Zeiten einfältigen Leuten das Mark ausgesogen hätten, und sich von sogenannten Beichtkindern ihren Eingriff in die Majestätsrechte Gottes bezahlen liessen,** ruft ein: **O die Verwegenen!** über sie aus, schimpft, daß diese **Geldschneiderey** in dem hellseynwollenden Berlin noch **sehr stark** getrieben würde, und **wundert sich,** „daß die **Berlinische** Geistlich„keit,

„keit, der des Königs-Majestät eine jährliche Zulage gnä„digst geschenkt hätte und sich ohne dieselbe schon gut genug „stünde, noch nicht darauf angetragen hätte, die allgemeine „Beichte einzuführen.“ Er rathet, die Berlinischen Bürger sollten um deren Einführung zur Beschämung der lutherischen Geistlichkeit einkommen, und freut sich, daß er nicht nöthig habe, **Sünden zu vergeben**, sondern diese Sündenvergebung **nur bedingungsweise ankündigen** dürfe, weil er sonst vor Schaam erröthen würde. — Was sagen unsere Leser zu dieser Anmerkung? Und dafür erröthet Hr. Kr. vor Schaam nicht? Ich dächte, es wäre doch unverzeihlich, das ganze Corps der lutherischen Geistlichkeit zu **Berlin**, das bekanntermaßen aus so vielen gelehrten und rechtschaffenen Männer besteht, einer so mönchischen Pfafferey, eines so niedrigen, auf Aberglauben gebauten und durch Dummheit genährten Eigennutzes zu bezüchtigen; ich dächte, man könnte sich selbst nicht mehr beschimpfen, als es der V. in dem Augenblick that, da er diese Anmerkung schrieb und zum öffentlichen Druck in die Druckerey sandte. Hr. Kr. sollte doch wissen, was schon vor Alters von vielen würdigen Lehrern in der lutherischen Kirche und in neuern Zeiten selbst in **Berlin** wider den Mißbrauch und über den rechten Gebrauch der Beichte geschrieben worden; sollte wissen, daß die lutherische Kirche nie gelehrt habe: ihre Prediger hätten auf gut papistisch **unbedingte Gewalt** Sünden zu vergeben, sondern vielmehr: die **bedingte** Ankündigung oder Versicherung aus Gottes Wort, er wolle dem Reuigen Sünde vergeben, gehöre mit zum Amte der Prediger. Denn die **Augsburgische Confeßion** sagt ausdrücklich im 23sten Artikel: **Es sey Gott, der die Sünde vergiebt, nicht des gegenwärtigen Menschen (Predigers) Stimme; die Sündenvergebung werde aus Gottes Befehl gesprochen, und diese sey tröstlich und nöthig dem erschrockenen Gewissen** bekannt zu machen. Welcher luthersche Prediger sollte dies mit Gewissenhaftigkeit nicht thun können und müssen, wenn er an Leuten die Gesinnung erkannt, oder sie ihnen eingeschärft hat, wobey ein reuiges Gemüth der göttlichen Begnadigung empfänglich wird. Aber wie Hr. Kr. vieles nicht weiß, was er wissen sollte, sondern ohne Kenntniß der Sache, in seinen Urtheilen blind zutappt, so tappt er auch hier im Dunkeln. Schämen sollt er sich doch, dem Amtsgehülfen,

der

der wohl oft selbst im Beichtstuhl über Beicht und Absolution seine Pfarrkinder nach der Wahrheit belehrt und vor Irrthum dabey warnt, zu sagen: **Du bist ein Tetzelscher Ablaßkrämer. Du greifst Gott in seine Majestätsrechte, du Verwegener.** Ist es nicht entehrend, um des freywilligen Geschenks willen, das lutherische Gemeinglieder ihrem Lehrer bey der Gelegenheit am Gelde machen, von **Geldschneiderey** zu reden, da es bekannt ist, daß fast alle lutherische Geistliche außer dem nicht hinlänglich würden zu leben haben. Freylich wäre zu wünschen, daß bey Handlungen, die sich auf die Religion beziehen, weder an Geld geben, noch an Geld nehmen gedacht würde, welches unterblieben, wenn die Geistlichen wie andere Diener des Staats vom Staat ihren Umständen nach angemessene Besoldungen erhielten. Aber so lange noch keine Regierung in dem protestantischen Deutschlande mit Ernst darauf gedacht hat, in den zur Zeit der Reformation mit der lutherischen Geistlichkeit gemachten fehlerhaften Einrichtungen eine Abänderung zu treffen, und ihr für die an der einen Seite erlittenen Einbuße, an der andern einen hinlänglichen Ersatz zu verschaffen; so lange gehört jener Wunsch immer unter die pia desideria, und es ist höchst ungerecht, einem ehrlichen Prediger, der von dem Altar, dem er dient, leben muß, dergleichen Vorwürfe zu machen, als Hr. Kr. hier anzubringen die Unverschämtheit hat. Mehr als dies wollen wir nicht dazu sagen. Denn da der Verf. in dieser Anmerkung völlig den Pasquillanten ihren Ton abborgt, so ist er nicht der Mann, mit dem man sich auf Erörterungen für und wider die von Luthern gut gefundene Beybehaltung der Privatbeichte aus Gründen einlassen könnte. Wie unreif alle seine Urtheile sind, zeigt er auf jedem Blatt seines Buchs. In dieser Anmerkung äussert er auch die Meynung: „daß in „den Provinzen weit weit weniger an die Abschaffung der „Privatbeichte zu denken sey, als in großen Städten." Und es ist gerade umgekehrt. Man hat sie in mehreren brandenburgischen Provinzialstädten selbst auf Betrieb der Geistlichen ohne deren äusserlichen Nachtheil zur großen Erbauung der Gemeinen wirklich abgeschaft, und in eine allgemeine Beichthandlung verwandelt. In Berlin würde dies wegen Vielsinnigkeit der Prediger und des Volks viel schwerer halten. Was in kleinen Städten durch Uebereinstimmung weniger Geistlichen mit ihren kleinen Gemeinen in Kirchengebräuchen

bräuchen leicht bewerkstelliget werden kann, das findet in grossen Städten bey zahlreichen Gemeinen aus vermischteren Ständen weit größere Schwierigkeit. Uebrigens wundert es uns, wie es Hrn. Kr., der in Berlin lebt, unbekannt seyn kann, daß daselbst durch landesherrliche Verordnungen seit langen Zeiten Beichtfreyheit eingeführt ist, und daß tausend lutherische Christen in Berlin ohne vorherige Privatbeichte zum Abendmahl gehen.

Die **Anmerkung** S. 97. enthält wieder den allerunanständigsten Spott über das **Kniebeugen** der Reformirten bey ihren Communionen, welches nach des Verf. beliebten Ausdruck: „**nur Pfaffengeist, der sich sehr freuete, „als noch Landesherrn auf seinen Befehl vor ihm „auf die Knie fielen, unterhalten, nur unnöthiges „Geräusch in der Kirche machen, und niedrige Sklavenfurcht vor Gott unter Christen veranlassen soll**" Des itztregierenden Königs von Preussen Majestät fiel nach seiner Thronbesteigung bey der ersten Communion in der Domkirche zu Berlin mit seinem Kronprinzen, als gebetet wurde, auch auf seine Knie. Hr. Kr., sollte mans glauben, hat dieses Buch dem Könige, seinem Landesherrn durch die voranstehende Zuschrift zugeeignet. Was muß der Monarch gedacht haben, wenn er hineingesehen und grade diese Stelle gelesen hat? Dieser hier ausgespöttelte Gebrauch in der Reformirten Kirche hat etwas so feyerliches und rührendes, daß er viel eher Nachahmung in der lutherischen Kirche verdiente, wo bey dieser Handlung vielleicht zu wenig für die Erweckung der äusserlichen Andacht gesorgt ist. Aber Hr. Kr muß als ein großer **Vernunftmann**, der sich über alle Sinnlichkeit weit erhebt, von solchen Dingen wohl kein Gefühl haben. Drum thut er am Schluß der Anmerkung, auf Geheiß der besonnenen Vernunft gewiß nicht, vielmehr wohl aus jugendlicher Unbesonnenheit, den Machtspruch: „Man wird doch „das Kniebeugen wohl nicht mit dem Hochachtung bezeichnen„den Gebrauch der Morgenländer beweisen wollen? **Weg „also damit?**"

Da der in finstern Zeiten aufgekommene und aus der katholischen Kirche in die protestantische übergegangene Exorcismus und das Segnen der Täuflinge mit dem Zeichen des Kreuzes größtentheils abgeschaft, und besonders der erstere allen verständigen Protestanten bereits lange anstößig gewor-

der wohl oft selbst im Beichtstuhl über Beicht und Absolution seine Pfarrkinder nach der Wahrheit belehrt und vor Irrthum dabey warnt, zu sagen: **Du bist ein Tetzelscher Ablaßkrämer. Du greiffst Gott in seine Majestätsrechte, du Verwegener.** Ist es nicht entehrend, um des freywilligen Geschenks willen, das lutherische Gemeinglieder ihrem Lehrer bey der Gelegenheit am Gelde machen, von **Geldschneiderey** zu reden, da es bekannt ist, daß fast alle lutherische Geistliche außer dem nicht hinlänglich würden zu leben haben. Freylich wäre zu wünschen, daß bey Handlungen, die sich auf die Religion beziehen, weder an Geld geben, noch an Geld nehmen gedacht würde, welches unterblieben, wenn die Geistlichen wie andere Diener des Staats vom Staat ihren Umständen nach angemessene Besoldungen erhielten. Aber so lange noch keine Regierung in dem protestantischen Deutschlande mit Ernst darauf gedacht hat, in den zur Zeit der Reformation mit der lutherischen Geistlichkeit gemachten fehlerhaften Einrichtungen eine Abänderung zu treffen, und ihr für die an der einen Seite erlittenen Einbuße, an der andern einen hinlänglichen Ersatz zu verschaffen; so lange gehört jener Wunsch immer unter die pia desideria, und es ist höchst ungerecht, einem ehrlichen Prediger, der von dem Altar, dem er dient, leben muß, dergleichen Vorwürfe zu machen, als Hr. Kr. hier anzubringen die Unverschämtheit hat. Mehr als dies wollen wir nicht dazu sagen. Denn da der Verf. in dieser Anmerkung völlig den Pasquillanten ihren Ton abborgt, so ist er nicht der Mann, mit dem man sich auf Erörterungen für und wider die von Luthern gut gefundene Beybehaltung der Privatbeichte aus Gründen einlassen könnte. Wie unreif alle seine Urtheile sind, zeigt er auf jedem Blatt seines Buchs. In dieser Anmerkung äussert er auch die Meynung: „daß in „den Provinzen weit weit weniger an die Abschaffung der „Privatbeichte zu denken sey, als in großen Städten.“ Und es ist gerade umgekehrt. Man hat sie in mehreren brandenburgischen Provinzialstädten selbst auf Betrieb der Geistlichen ohne deren äusserlichen Nachtheil zur großen Erbauung der Gemeinen wirklich abgeschaft, und in eine allgemeine Beichthandlung verwandelt. In Berlin würde dies wegen Vielsinnigkeit der Prediger und des Volks viel schwerer halten. Was in kleinen Städten durch Uebereinstimmung weniger Geistlichen mit ihren kleinen Gemeinen in Kirchengebräuchen

bräuchen leicht bewerkstelliget werden kann, das findet in grossen Städten bey zahlreichen Gemeinen aus vermischteren Ständen weit größere Schwierigkeit. Uebrigens wundert es uns, wie es Hrn. Kr., der in Berlin lebt, unbekannt seyn kann, daß daselbst durch landesherrliche Verordnungen seit langen Zeiten Beichtfreyheit eingeführt ist, und daß tausend lutherische Christen in Berlin ohne vorherige Privatbeichte zum Abendmahl gehen.

Die **Anmerkung** S. 97. enthält wieder den allerunanständigsten Spott über das **Kniebeugen** der Reformirten bey ihren Communionen, welches nach des Verf. beliebten Ausdruck: **„nur Pfaffengeist, der sich sehr freuete, „als noch Landesherrn auf seinen Befehl vor ihm „auf die Knie fielen, unterhalten, nur unnöthiges „Geräusch in der Kirche machen, und niedrige Sklavenfurcht vor Gott unter Christen veranlassen soll"** Des itztregierenden Königs von Preussen Majestät fiel nach seiner Thronbesteigung bey der ersten Communion in der Domkirche zu Berlin mit seinem Kronprinzen, als gebetet wurde, auch auf seine Knie. Hr. Kr., sollte mans glauben, hat dieses Buch dem Könige, seinem Landesherrn durch die voranstehende Zuschrift zugeeignet. Was muß der Monarch gedacht haben, wenn er hineingesehen und grade diese Stelle gelesen hat? Dieser hier ausgespöttelte Gebrauch in der Reformirten Kirche hat etwas so feyerliches und rührendes, daß er viel eher Nachahmung in der lutherischen Kirche verdiente, wo bey dieser Handlung vielleicht zu wenig für die Erweckung der äusserlichen Andacht gesorgt ist. Aber Hr. Kr muß als ein großer **Vernunftmann**, der sich über alle Sinnlichkeit weit erhebt, von solchen Dingen wohl kein Gefühl haben. Drum thut er am Schluß der Anmerkung, auf Geheiß der besonnenen Vernunft gewiß nicht, vielmehr wohl aus jugendlicher Unbesonnenheit, den Machtspruch: „Man wird doch „das Kniebeugen wohl nicht mit dem Hochachtung bezeichnenden Gebrauch der Morgenländer beweisen wollen? **Weg „also damit?"**

Da der in finstern Zeiten aufgekommene und aus der katholischen Kirche in die protestantische übergegangene Exorcismus und das Segnen der Täuflinge mit dem Zeichen des Kreuzes größtentheils abgeschaft, und besonders der erstere allen verständigen Protestanten bereits lange anstößig geworden

den ist, so hätte es der langen Anmerkung darüber S. 122-124. gar nicht bedurft. Aber da wäre freylich dem Verfasser eine gar zu schöne Gelegenheit entgangen, sich über alte Theologen lustig zu machen, und so gar an einem Kirchenvater zum Ritter zu werden. „Die edelsten und besten Werke der „Heiden, sagt er, nannte ein **geheiligter Dummkopf** des „christlichen Alterthums glänzende Laster. Und diesem spra„chen es sehr viele ohne alle Ueberlegung nach, so wie sie ihm „noch viele andere Dumme, von den gelehrtesten Köpfen „der damaligen Zeit öffentlich widersprochene Zeug, nachge„sprochen und so gar zu beweisen gesucht haben. Ja, alle „sogenannte symbolische Bücher der drey herrschenden christli„chen Kirchenpartheyen sind ganz aus dem sich selbst wider„sprechenden Unsinne zusammengesetzt, welchen dieser ein„fältige und herrschsüchtige Mensch ganz ohne Kopf und mit „einem schlechten Herzen hingeschrieben hat. Gott sey ewig „dafür gedankt, daß bey den meisten Theologen die Zeit vor„bey ist, wo dieser **Sünder** ihr einziges Orakel, und ihnen „mehr als jüdisch-biblische und delphische Gottheit war, (Zum Unglück wollen nur immer neue noch viel größere **Sünder** auch wieder das Orakel ihrer Zeitverwandten seyn.) „dieser von Kopf und Herzen elende Mensch — ich nenne ihn zur „Vermeidung des Anstoßes bey sehr vielen nicht," (es kennt ihn aber ein jeder) „ist mit seinem Unsinne auch schuld dar„an, daß sich die Christenheit in drey Hauptpartheyen ge„theilt hat."

Wenn sich doch von dem **Würdegefühl** und dem **Seelenadel**, wozu Prediger die Christen erwecken sollen, hier bey dem Verfasser selbst nur ein kleines Fünkchen geregt hätte, so würde er den heiligen **Augustinus** entweder in seinem Grabe haben ruhen lassen, oder ihn wenigstens etwas sanfter geschlagen haben. Ich finde es doch höchst unwürdig und unedel, einen Kirchenvater des vierten Jahrhunderts darum einen **geheiligten Dummkopf** zu schimpfen, weil das Auge seines Verstandes in dem Felde der Dogmatik noch nicht so weit sahe, als wir im achtzehnten Jahrhundert sehen. Denn so ein schlechter Bibelausleger Augustinus auch war, und so viel Antheil seine Scholastik an der Bildung des christkatholischen Lehrbegriffs in der lateinischen Kirche ohnstreitig hat, so war er doch wohl eben so gelehrt und klug, als sein Kunstrichter im Jahr 1788, der ihn so tief herabwürdigt, und

nicht ihn allein, sondern wirklich große, gelehrte Männer des sechzehnten Jahrhunderts zugleich mit, weil diese in seiner Schule gewisse scholastische Ideen eingesogen hatten, von denen sie sich natürlicher Weise nicht sogleich losmachen konnten. Kann wohl ein Schriftsteller, dessen keckes Urtheil über so verdienstvolle Männer der Vorzeit, als unsre Reformatoren waren, der alle Schranken der Mäßigung und Vernunft überschreitet, glauben, daß er damit bey vernünftigen Leuten Beyfall finden, damit Ehre einlegen werde? Oder muß es nicht vielmehr alle Menschen vor den Kopf stoßen, dergleichen ungesittete grobe Urtheile in einem Buche zu lesen, welches der öffentlichen Andacht gewidmet seyn, und uns Gott mit Verstand anzubeten lehren soll? Sollte die Beurtheilungskraft des Verf. in Zukunft je reifer, seine Denk- und Schreibart, die bis itzt noch sehr ungeschliffen ist, mehr abgeschliffen werden, und er dann nach zehen, zwanzig Jahren sein Buch wieder durchlesen: so würd' er sich selbst wundern, wie gerade er dem Aeltesten zu Hippo den Vorwurf habe machen können: daß derselbe viel dummes, von den gelehrtesten Köpfen der damaligen Zeit öffentlich widersprochenes Zeug den Leuten eingebildet, und so gar zu beweisen gesucht habe.

Me.

Neuer Beytrag zur Geschichte der geheimen Proselytenmacherey der Katholiken in protestantischen Ländern. Zweyter Theil. Enthaltend die Bestätigung der im ersten Theile angeführten Thatsachen und eine gründliche Widerlegung aller dawider gemachten Einwürfe. Herausgegeben von Johann Christian Gottfried Dressel, Prediger zu Charlottenburg. Berlin 1788. bey Johann Fr. Unger. 182 Seiten, in 8.

Der erste Theil dieses Buchs und eine seyn sollende Beantwortung desselben sind von uns im 79sten Bande dieser Bibliothek, Seite 70 ff. angezeigt worden. Der starke Verdacht, welcher auf den Kandidat Weisse, auch Aschus, gefallen

war, und den er durch seine Vertheidigungsschrift eher vermehrt als abgelehnt hatte, bestätiget sich nun noch mehr, daß wohl kein Zweifel gegen seine Proselytenmacherey für die katholische Kirche weiter übrig bleiben kann. Hr. Prediger Dressel hat von vielen Orten her Nachrichten gesammlet, woraus wenigstens so viel erhellet, daß Weisse noch immer fortfährt, den Verdacht wider sich zu vermehren, und daß alle die Berufungen auf angesehene Personen, die er als Zeugen für sich aufstellen wollte, nichts als Rotomontaden gewesen seyn. Hr. D. hat die ganze Sache sehr deutlich auseinander gesetzt, und überzeugend gezeigt, daß Weissens Beschuldigungen wider Kunschke größtentheils boshafte Verunglimpfungen oder doch hämische Insinuationen sind. Unter mehrern solchen Stellen, die in des Weisse Beantwortung vorkommen, spricht er auch von einer sehr häßlichen Krankheit, daß Niemand mehr hätte um ihn seyn wollen, von einer ihn noch näher angehenden Person, u. s. w. und zwar auf eine so zweydeutige Art, daß Kunschke dabey allerdings in einen sehr schändlichen Verdacht gerathen mußte. Hr. D. beweißt aber durch ein Zeugniß des Chirurgus, daß jene Krankheit in einer damals an dem Orte graßirenden Krätze bestanden habe, und zeigt, daß jene Person ein honnettes Frauenzimmer seye, auf welches K. die ehrlichste Absichten gehabt habe. Weisse behauptete auch, daß dem K. die Condition aufgesagt worden, ihn selbst aber habe man nur sehr ungerne entlassen; Durch beygebrachte Zeugnisse aber ist erwiesen, daß sich die Sache gerade umgekehrt verhalte. Ueberhaupt findet man, daß Weisse größtentheils Unwahrheiten vorgespiegelt habe.

Von Seite 106 bis ans Ende redet Hr. Kunschke selber, und antwortet auf Weissens Beschuldigungen eben so bestimmt als befriedigend. Größtentheils sind jene Beschuldigungen entweder offenbare Unwahrheiten, oder Verdrehungen. Man muß dabey Hrn. K. wegen seiner Bescheidenheit, Wahrheitsliebe und richtigen Begriffe liebgewinnen. Um so mehr wünscht Rec., daß dieser Vorfall, der ihm viele Leiden verursacht, aber auch viele heilsame Erfahrungen verschaft hat, auf seinen Charakter die Wirkung thun möge, daß in aller Absicht der brauchbare Mann aus ihm werde, der er nach seinen Kenntnissen und Einsichten werden kann.

S. 151 ff. erzählt Hr. K. einen Vorfall in Prag, der für ihn von sehr unangenehmen Folgen hätte werden können.

Er

Er logirte in einem Wirthshause mit einem gewissen Raspick zusammen, welcher eines Tages aller seiner Kleider und Habseligkeiten beraubt worden. Diesen Diebstahl wollte man K. zur Last legen, es fand sich aber nachher, daß er von dem Wirthe begangen worden. Dem ohngeachtet, obgleich die Sache gerichtlich geworden war, hat weder der diebische Wirth irgend eine Bestrafung, noch auch der Beraubte seine Habseligkeiten, und am allerwenigsten der ungerechter Weise beschuldigte Kunschke einige Ehrenerklärung erhalten. Der gerichtliche Bescheid lautete also: „daß zwar viel Verdacht auf den Wirth falle, aber die Anzeigen wären nicht „hinreichend — überdieß wäre er nur Pächter, nicht „Hausherr, und so verschuldet, daß man ihm nichts nehmen „könne."

K. Erzählung von seiner ausgestandenen Krankheit, von seinem bittern Mangel, von seiner beschwerlichen und zum Theil gefährlichen Reise muß bey jedem Leser Mitleiden, aber auch Bewunderung seiner Entschlossenheit und Standhaftigkeit erwecken.

Endlich S. 175 ff. zeigt Hr. K. noch in einigen angeführten Beyspielen, wie wenig die Reformation des Kaysers in Böhmen bisher ausgerichtet habe. Zum Beschluß schreiben wir noch ein Fragment aus einen Gespräch ab, daß K. bey Gelegenheit einer Wallfahrt mit einem Pater gehalten hatte. Der Pater rühmte die Wunderkuren in der katholischen Kirche, und fragte triumphirend: warum dergleichen nicht bey den aufgeklärten Herren Protestanten vorfielen. K. antwortete: vielleicht ist eben die Aufklärung daran Schuld, und der Pater erwiederte: Recht! die Aufklärung, die Freygeisterey, die von Luthern bis zum letzten Prädikanten in ihrer Kirche herrscht. Und warum das? — Weil Christus, der Herr, es blos der wahren Kirche versprochen, daß in ihr Zeichen und Mirakel geschehen sollen. Sehn Sie, Herr, so muß man die Sache ansehen! — O Aufklärung! Aufklärung!

Co.

Joh. Wilhelm Wolfgang Breithaupts, Pastors der St. Martini Gemeine in Braunschweig, und

Superintendentens der Querumschen Inspection, Predigt von dem Vernunftmäßigen in dem, was die Bibel von bösen Engeln lehret, über Matth. 15. v. 21–28. am Sonntage Reminiscere den 17ten Febr. 1788. gehalten. Braunschweig, bey J. Ch. Meyer, 1788. 8. 36 S.

Von dem Siege über die Versuchungen zur Sünde. Eine Predigt über das Evangelium am Sonntage Invocavit, von August Christian Bartels, Pastor an der Martinskirche in Braunschweig. Braunschweig, bey Joh. Chr. Meyer, 1788. 54 Seiten, in 8.

Diese beyden Predigten sind eine Erscheinung, die dem gelehrten und lesenden Publikum eben so viel Befremdung verursachen müssen, als sie Sensation bey dem gebildeten und ungebildeten Publikum der Stadt Braunschweig machten. Daß in unsren Zeiten, unter Protestanten und in einer Stadt, wie Braunschweig, von der wirklich die Aufklärung und der gute Geschmack, so wohl in den Wissenschaften überhaupt, als in der Kanzelberedsamkeit, wegen der merkwürdigen Gelehrten, die sich hier immer befanden, mit ausgegangen ist, Controverspredigten gehalten werden, ist äusserst merkwürdig.

Die letztere Predigt von Hrn. Bartels ist zuerst gehalten worden. Weil Hr. Bartels nun die im Evangelium erzählte Versuchung des Erlösers sich unter einem Gesichte oder einer Erscheinung denkt und seinen Zuhörern so erklärt, so hat sich Hr. Breithaupt gedrungen gefühlt, gegen diese Meynung den folgenden Sonntag zu predigen und zu behaupten, daß die Lehren von bösen Engeln vernunftmäßig und das Haupt der bösen Engel, Jesus in der Wüsten wirklich versucht habe. Ja, sein Drang für die Behauptung seiner Meynung gieng auch so weit, daß er diese Predigt drucken ließ. Hr. Bartels hat darauf am Sonntage Oculi eine Predigt von der Sanftmuth bey üblen Nachreden der Menschen gehalten, die jedermann für die Beant-

Beantwortung der Predigt seines Collegen vom Sonntage Reminiscere angesehen hat. Zu jeder andern Zeit würde keiner Selbstinteresse bey dieser Predigt geahndet, aber unter den gegenwärtigen Umständen soll das beleidigte Ich hervorgeleuchtet haben. Da nun aus dem Geheimenrathscollegio durch das geistliche Gericht eine Verweisung zu mehrerer Pastoralklugheit an beyde Prediger ergangen war, und des Geredes, besonders unter dem ungebildeten Haufen viel und für Hrn. Bartels höchst nachtheilig wurde — denn man behauptete nichts weniger, als daß er gegen Christus und gegen christliche Religion gepredigt habe, da er doch nicht einmal gegen den Teufel, wie aus seiner Predigt zu ersehen ist, gepredigt hat — so fand ers für gut zu seiner Rechtfertigung, die gefährlich seyn sollende Predigt drucken zu lassen. Die Zuschrift an seinen Collegen macht seinem Herzen oder seiner Selbstüberwindung viel Ehre. Sie hat auch den guten Erfolg gehabt, daß sie zwischen ihm und seinem Collegen eine völlige Ausgleichung bewirkt und eine Störung der collegialischen Harmonie und Freundschaft wegen der Verschiedenheit ihrer Meynungen oder ihrer Erklärungsart glücklich verhütet hat. Unvorsichtig und tadelenswürdig bleibt dies Controversiren immer. Allein, wenn man sich zween Männer denkt, von denen einer mit Gewissens- und Amtseifer bisherige Meynungen in der Religion aufrechts erhalten zu müssen glaubt, der andre aber einen warmen Eifer, Licht und Fruchtbarkeit, wo er nur kann, in seine Religionsvorträge zu bringen, fühlt: so kann man sich eine solche Abschweifung und ein solches Vergessen seiner selbst und des Zweckes der Sache, die man betreibt, erklären, um dem moralisch guten Charakter beyder nicht unrecht zu thun.

Das ist die Geschichte dieser Predigten, die zum Verständnis derselben erforderlich ist. Nun etwas über ihren Inhalt.

Hr. Breithaupt handelt in seiner Predigt **von dem Vernunftmäßigen in dem, was die Bibel von den bösen Engeln lehret.** Ich muß hier gleich zum voraus sagen, daß eine Sache sehr vernunftmäßig seyn kann, und dennoch leide, daß man sich eine vernunftwidrige Vorstellung von ihr mache. Nehmen wir das Wort lehren im rechten Sinne, so lehrt die Bibel eigentlich nichts von bösen Engeln. Alles, was davon im neuen Testamente vorkömmt, sind an-

genommener Volksglaube und damit verbundene Volkssprache. Und Volksglaube ist sehr oft von keiner größern Erheblichkeit, als Volksvorurtheil. Die Juden hatten ihre Geisterlehre von den Chaldäern. Die Lehre vom Teufel, von seinem Anhange und von seinen Wirkungen hat ihren ersten Grund in dem alten Systeme von zwey wirksamen Wesen, deren eins das Gute und das andere das Böse bewirke. Jedes dieser Wesen mußte seine Helfershelfer als Mittel und Werkzeuge zur Beförderung seiner Absichten haben. Bey einer solchen Meynung war es denn sehr leicht und sehr natürlich, daß das Geisterreich bald zahllos bevölkert wurde. Auch in die jüdische Philosophie und Religion waren diese Begriffe vom Geisterreiche aufgenommen und der Volksglaube zu mancherley Vorurtheilen und Aberglauben geworden. Man schrieb alles Böse, sowohl in der physischen als moralischen Welt, bösen Geistern zu. So dachte man sich die Krankheiten als Wirkungen des Teufels, so Rasende und Epileptische als vom Teufel wirklich besessene oder bewohnte, so sagte man böslich Irrenden, sie haben den Teufel, und so machte man alle Versuchungen zur Sünde, sie mochten aus Irrthum, aus Begierde, aus Reitzungen der Menschen oder der Güter der Welt entstehen, zu wirklichen Anfechtungen des Teufels. Und hat die Einfalt und der Aberglaube nicht noch in neuern Zeiten unter dem Namen der Hexerey und der Versuchungen dem Teufel alles Böse aufbürden wollen? Wenn man nur dies aus vorgefaßten und verhärteten Meynungen nicht leugnen will, so wird man die in der Bibel aufgenommene Volkssprache nicht unrecht, sondern recht verstehen. Aber so sprechen nicht etwa der unwissende, abergläubige Theil des Volks, so sprachen ja Jesus und seine Freunde über diese Sache, und letztere haben sie ja so gar schriftlich beybehalten. Wahr! Allein, sollten diese eine andre Sprache reden, als jederman redete und verstand? Oder sollten sie jedesmal sagen, so müsse nicht geredet werden? Würden sie sich nicht eben dem Tadel ausgesetzt haben, den wir uns aussetzen würden, wenn wir, so oft wir sagen hören, die Sonne geht auf, geht unter, die Anmerkung machen wollten: ihr müßt sagen, wir kehren uns der Sonne hin, wir kehren uns der Sonne weg? Und thaten denn nicht Jesus und seine Freunde dadurch alles, was sie thun konnten, Irrthümer und Aberglauben hinweg zu schaffen, daß sie eine bessere Lehre von Gott

und

und von seiner weissen und gütigen Regierung der Welt, die ihm allein zukomme und worinn ihm keine Teufel Eingriffe thun können, lehrten? Und eben dies ist es, was darunter zu verstehen ist, wenn es heißt: Christus hat dem Teufel die Macht genommen, hat die Werke des Teufels zerstört. So lehrte Jesus und seine Freunde beßre und fruchtbarere Kenntnisse, ohne die irrigen zu bestreiten, in der gewissen Ueberzeugung, daß wo richtige Kenntniße eintreten, die irrigen von selbst wegfallen. Möchten doch diesem Beyspiele alle Religionslehrer folgen, und alles hinweglassen, was weder frommet noch schadet, und nur das lehren, was wahre Weisheit und Besserung und Ruhm für den Menschen schaffen kann. Wir, die von Gott und seiner Vorsehung so helle Begriffe haben können, und die physische und moralische Natur des Menschen, nebst seinen Verhältnissen so gut kennen, sollten auch beßre Begriffe über Teufel und Teufelseinwirkungen und Versuchungen haben. Was ich hier gesagt habe, glaube ich, ist für jeden, der unbefangen urtheilen kann und will, hinreichend, sich das, was in der Bibel von bösen Engeln vorkömmt, vernunftmäßig oder vernunftwidrig zu denken.

Im ersten Theile der Predigt will Hr. Breithaupt zeigen: Es ist vernunftmäßig, was die Bibel von bösen Engeln lehrt. Zu dem Ende beweiset er: 1) Es giebt böse Engel a) aus der Bibel. Hier scheint er erst seiner Orthodoxie über die Teufelslehre ungetreu zu werden, kehrt aber auf seinen wankenden Wege wieder zurück, um zu beweisen, was er beweisen will. Ich mußte mich theils über das richtige Verständniß der Bibelsprache in dieser Sache wiederholen, theils in Exegese einlassen, wenn ich hier mehr sagen wollte. b) Aus der Vernunft. Was er hier sagt, kann eigentlich nichts beweisen, denn es ist Hypothese. Eigentlich kann die Vernunft das Daseyn vernünftiger und moralischer Wesen, außer dem menschlichen Geiste, weder beweisen noch leugnen. Sie findet für das Daseyn desselben viel Wahrscheinlichkeit. 2) Beweiset er in diesem Theile — oder vielmehr, er will es beweisen, denn er thut es nicht wirklich —: das Haupt der bösen Engel habe Jesum in der Wüsten wirklich versuchet. Woher Hr. B. wisse, daß der Versucher gar das Haupt der bösen Engel gewesen sey, das weiß ich nicht, auch die Bibel weiß es nicht und er selbst scheint es nicht zu wissen. Er führt auch weiter keinen Beweis dafür an, als daß er zu

vielenmalen wiederholt: Ich sage: „es war der böse Geist selbst.“ Freylich, wenn andre Menschen von gemeinen Teufeln versucht werden, so mußte es Jesus wohl von dem vornehmsten. Dieser Vorzug sollte ihm wohl gebühren. Wenn Hr. B. behauptet, Jesus könne nicht wie wir und nicht anders als durch den leibhaftigen Teufel versucht worden seyn, so muß er wohl nicht daran denken, was in der Epistel an die Ebräer gesagt wird: „Er ist versucht allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde.“ Ist es nicht die Natur der menschlichen Seele, daß sie von mancherley Ideen durchkreuzt wird, die fortgesetzt oder unterdrückt werden müssen? Und sollte das bey Jesus Seele anders gewesen seyn? Ist es Sünde, unrichtige Vorstellungen und Wünsche zu haben, oder sich ihnen zu überlassen und zu befolgen! Oder ist es Tugend, sie nicht zu haben, oder sie zu überwinden. Ich dächte, immer nur das letzte. Ich halte dafür, daß Jesus sich darinn groß und größer als andre Menschen zeigte, daß er in allen Anfechtungen, die ihm seine Menschennatur zu Schwachheiten und Fehlern gab, so rühmlich bestand und in keine Sünde willigte. 3) Beweiset Hr. B. die bösen Engel haben zur Zeit Christi die Leiber der Menschen besitzen und plagen können. Hier ist er wieder auf einem sehr vernünftigen Wege, wenn er sagt: „Vielleicht war die Krankheit der Cannanitin nicht einer solchen Einwirkung eines bösen Geistes zuzuschreiben, sondern es war nur Idee oder Vorstellung der betrübten Mutter, obgleich Jesus ihr weder darinn widerspricht, noch sie aus diesem Aberglauben zu reissen sucht.“ Aber auf einmal thut er wieder einen Seitensprung auf seinen alten Weg. Hier behauptet er nun, einige Kranke waren wirklich Besessene, von denen es in der damaligen Sprache gesagt wurde, und sucht durch abermalige Hypothesen die Möglichkeit davon zu beweisen. Es ist freylich möglich, daß Gott den natürlichen Lauf der Dinge abändern könne, aber deswegen thut ers nicht. Seine Vorsehung kann die Menschen so wenig der Willkühr böser Wesen vor Jahrhunderten überlassen haben, als sie es jetzt thun wird. Wäre dies, was könnte ich dann bey diesem Gotte für Vertrauen zu meiner Ruhe finden? Nein, warlich, alle Teufelsbesitzungen haben bey der Vorwelt sowohl ihren Sitz nur in dem Gehirne phantastischer Menschen gehabt, als sie es jetzt bey einem Gaßner und seines Gelichters haben.

Der zweyte Theil enthält einige Erinnerungen über den Gebrauch der Bibellehren von den bösen Engeln. Was hier gesagt wird, würde nach sonstigem natürlichen Abtheilungen keinen zweyten Theil der Predigt, sondern die Anwendung derselben ausmachen. Daß die Erinnerungen sehr unnöthige und unfruchtbare Erinnerungen seyn müssen, kann man sich leicht denken. Seine erste Erinnerung ist: „suchet keine Grösse darinn, böse Geister zu leugnen.“ Nach einiger Deklamation über Grösse und Weite des Staats Gottes, über zahllose Heere seiner Geschöpfe und denkender Wesen und Geister zeigt Hr. B. die gefährliche Folge, daß wenn man den bösen Geist aus der Versuchungsgeschichte sich hinwegdächte, man ein Mißtrauen in das Wort des Herrn setzen, und an seinem Glauben Schaden leiden müßte. Er ruft daher folgendes Weh und Wohl über die Ungläubigen und Gläubigen an böse Geister aus: „Ach aber ein unglücklicher Mensch, der bey seinen Schicksalen nicht das Wort des Herrn zum Führer hat, und ohne das Licht wandelt, das es über alle unsre Schicksale verbreitet! Glücklich hingegen ist derjenige, der da sagen kann: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte, und ein Licht auf meinem Wege!“ Recht wohl! allein ist es uns ein Licht, wenn wir es, anstatt auf den Tisch zu stellen, unter einen Scheffel setzen? Hilft uns das helleste Licht wohl etwas, wenn unsre Augen krank oder gar blind sind? Gewiß, wir werden den bey offenen Augen nicht sehen. Die zwote Erinnerung: „Danket dem Erlöser, daß er die Werke des Teufels zerstöret hat.“ Hier wird über den Fall der ersten Menschen, über den Menschenverführer und Menschenmörder, den Teufel gewaltig deklamirt. Der arme Teufel wird hier als der Urheber alles moralischen und physischen Uebels und des zeitlichen Todes schrecklich angeklagt. Welches doch alles natürliche Folge der Beschaffenheit des Menschen und der Welt sind. Was mag Hr. B. für Begriffe von der Weisheit, und Güte und Macht und ganzen Regierung seines Gottes haben, der durch eines seiner Geschöpfe seine ganze Schöpfung wieder verhunzen läßt? Wer sollte es glauben, daß ein solcher Mann den natürlichen Tod aller Menschen, als Folge der Teufelsverführung der ersten Menschen ansehen könnte? Und was soll man von einem Hrn. Superintendenten denken, der noch nicht weiß, was Tod und Leben in der Bibelsprache heißt, für seine armen Prediger für Aufschlüsse und Anleitungen zum

richtigen Verständnis der Bibel sich versprechen? Erst behauptet hier Hr. B., daß alle schrecklichen Verwüstungen, die der Teufel durch den bewirkten Fall der ersten Menschen über die Welt gebracht habe, bis ans Ende der Welt fortdauren werden, und bald darauf, daß Jesus alle Werke des Teufels zerstöret habe. Ein offenbarer Widerspruch. So wie er alle Schriftstellen unrichtig anwendet und erklärt, so thut ers auch hier: „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre." Was Jesus als Werke des Teufels zerstören oder hinwegschaffen wollen, ist der Glaube an Teufelswirkungen und die Sünde; keinesweges aber die physischen Uebel, welche keine Folge der moralischen sind, noch viel weniger den natürlichen Tod, der nicht nur die Menschen trift, sondern in der ganzen Natur allgemein ist. Die dritte Erinnerung: „Seyd sicher für die (vor den) Versuchungen böser Engel, aber fürchtet euer eigenes Herz." Alles, was Hr. B. hier sagt, hätte meines Erachtens das Resultat bey ihm verursachen sollen: „Ey steht es um die Sache so, so habe ich ja über sehr gleichgültige Dinge eine ganze Stunde pro et contra gestritten."

Eine solche Predigt ist eine zu merkwürdige Erscheinung in unsren Zeiten, als daß man sie kürzer beleuchten könne. Nun noch etwas über Hrn. Bartels seine, welche diese unglücklicher Weise veranlaßt hat. Wenn man den Unterschied eines zwecklosen und zweckmäßigen, eines unfruchtbaren und fruchtbaren Kanzelvortrages im hohen Kontraste sehen will, so halte man diese beyden Predigten zusammen. Hr. B. giebt sich mit der Teufelslehre gar nicht ab; zeigt dagegen aber desto mehr Kenntniß des menschlichen Herzens. Er erklärt sein Evangelium auf folgende Art: Jesus begab sich in die einsame Gegenden des jüdischen Landes, um da ein vierzigtägiges Fasten nach der Sitte der strengen Parthey unter den Juden zu halten, und zugleich über seine künftige Bestimmung nachzudenken. Hier war es nun, wo ihm alle die Versuchungen in einem Bilde begegneten, die ihm in seinem folgenden Leben unter ähnlichen und veränderten Umständen wiederfuhren. Dies scheint mir zu unbestimmt und zu hypotetisch gesagt zu seyn. Denn, einmal, so weiß man nicht, ob dieses Bild sich nur in seiner Vorstellung oder in seinen äusseren Sinnen zeigte. Doch, muß das erste wohl seyn sollen, weil es in der Folge heißt: „Es war ihm, als hörte er eine

Stimme.

Stimme. Er sah sich im Geiste da. Der Verführer schien sich ihm zu nähern. Und was für einen Grund kann Hr. B. haben zu glauben, der Erlöser habe hier alle Versuchungen seines ganzen künftigen Lebens im Bilde vorhergesehen? Ich wenigstens finde weder Grund noch Spur für diese Meynung. Auch sehe ich den Nutzen nicht ab, welchen der Erlöser von solcher Erscheinung hätte haben können. Es werden ja nur ohnedem dreyerley Versuchungen genannt, die ihn hier angewandelt haben. Auch ist die Idee von der letzten dieser drey Versuchungen zu gezwungen. Sie ist umschrieben: „Dies ganze Land kannst du dir unterwerfen, wenn du dich an die Spitze deiner Nation stellest; und ich will dir dazu behülflich seyn, wenn du mich nur zum Anführer wählen und mich hernach für deinen Oberherrn erkennen willst.“ Erst soll sich Jesus an die Spitze der Nation stellen, der Verführer will nur sein General seyn, und nach der Unterwerfung soll Jesus sein erkämpftes Land an seinen General abtreten, und diesen für seinen Oberherrn erkennen? Wenn in dieser Vorstellung keine Verworrenheit und kein Widerspruch liegt, so weiß ich es nicht. Meines Erachtens ist durch die Erklärung des Textes dem Texte zu viele Gewalt angethan. Nachdem der Verfasser einige andre Versuchungen, die dem Erlöser in der Folge seines Lebens begegnet und worinn er bestanden, hieher gezogen hat, so macht er den Uebergang zu dem Thema: **Von dem Siege über die Versuchungen zur Sünde**; stellt ihn vor als **einen schweren, aber doch immer möglichen und dabey sehr herrlichen Sieg.** Die Ausführung ist sehr wahr, sehr lichtvoll und fruchtbar. Seine Sprache neigt sich mehr zum Weitschweifigen als zur Nervösität. Daher seinem Vortrage mehr Eigenthümlichkeit und mehr Kraft zu wünschen bleibt.

Dk.

Christliche Catechisationen für die Landjugend über die Eigenschaften, Schöpfung und Vorsehung Gottes. Erste Fortsetzung von Johann Valentin Trautvetter, Schulmeister zu Witzelroda, einem Dorfe im Herzogl. Sachsen-Meiningischen Amte Salzungen. Mit Hrn. Adjunktus Walchs

zu

zu Meiningen Durchsicht und Vorrede. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1788. gr. 8. 1. A. 2. B.

Der Verfasser ist ein Lehrer in einer Dorfschule, und macht seinem Stande viel Ehre. Er hat schon eine Catechisation über die zehn Geboте herausgegeben, welche viel Beyfall gefunden hat. Dies ist die Catechisation über den ersten Artikel, die ebenfalls sehr gut gerathen ist. Der Mann ist weder auf Schulen noch Akademien gewesen: er hat nur anderthalb Jahr das Schulmeisterseminarium zu Meiningen besucht. Der Varsteher desselben, der Hr. Adjunktus Walch giebt ihm das beste Zeugniß; versichert aber, daß noch mehrere dergleichen vortrefliche Männer aus diesem Seminarium gekommen sind. Ich habe in unsern Seminarien dergleichen Männer nicht gefunden. Es ist wahr, die Schulmeister in dasiger Gegend sind so geschätzt und besoldet, daß sie Zeit und Lust haben, durch Lektür und Denken ihre Kenntniß zu erweitern. Auch müssen die Schulen in besserer Ordnung seyn. In einer Schulstube, wo hundert Kinder aneinander gedrengt sitzen, wäre mir es nicht möglich, eine solche vernünftige Unterredung mit den größten Kindern zu halten: weil die jüngern mich ohn Unterlaß stöhren würden. Es muß nothwendig eine Theilung der Lehrlinge gemacht werden, so daß die ältern ihre besondere Stunden haben, die mittlern und die ganz kleinen gleichfalls. Auf den Dörfern des Herrn Domherrn von Rochow ist diese Einrichtung schon lange gemacht, und diese Schulen sind die besten in diesen Gegenden.

Uw.

Christliches Religionsbuch zur Leitung des Unterrichts und des eigenen Nachdenkens in Sachen der Religion und ihrer Geschichte, von Hinrich Erhard Heeren, Past. am königlichen Dom zu Bremen. Bremen, und Leipzig in Commißion bey Göschen, 1788. 320 S. in gr. 8.

Ein nach den Bestimmungen des alten kirchlichen Systems ganz gut geschriebenes Religionsbuch, welches Duldungsgeist

geist beseelt, einige Vorzüge durch Ordnung, Hinweisung auf Natur und durch die zu Ende angebrachte kurze Religionsgeschichte vor andern ähnlichen Schriften erhielt, das besondere Rücksicht auf das bremensche Domgesangbuch nimmt, aus welchem es die Nummer und den Anfang passender Lieder oder einzelner Verse anführt; das aber noch manche Fehler, besonders in Citationen, unphilosophische Räsonnements und Dogmenaufstellung, die noch lange nicht bewiesen sind, an sich trägt. Es ist weder kurzes Lehrbuch der Religion noch ausführliches Erbauungsbuch, sondern steht ziemlich in der Mitte. Der Verf. gebraucht es beym Unterrichte der ältern Catechumenen, die nach der in Bremen üblichen Gewohnheit noch vom 13—17 Jahre wöchentlich zweymal seine Lehrstunden im Hause besuchen. Diese Umstände gaben dem einen Theile des Buchs ein gewisses Ansehen von, wenn man sagen darf, populärgelehrten Dogmatik. — Das Ganze ist in acht Hauptstücke vertheilt. 1) Von Gottes Daseyn, der Religion und heiliger Schrift. 2) Von Gottes Wesen, Eigenschaften, Dreyeinigkeit. 3) Von den göttlichen Werken der Schöpfung und Vorsehung. 4) Von der Sünde und dem dadurch entstandnen Unheil der Menschen. 5) Von der Wiederherstellung des Heils durch J. Chr. 6) Von der Theilnehmung an dem Heile J. Chr. in der Zeit und in der Ewigkeit. 7) Von den christlichen Pflichten und Tugenden. 8) Von der Geschichte der Religion, besonders des Christenthums. —

Proben vom Mangel an Genauigkeit im Citiren und Philosophiren findet man sehr häufig. Gleich S. 1. handelt von Vermögen des Menschen Gott zu erkennen, dabey ist citirt, „Ps. 36, 8—10. Wie theuer ist ꝛc." welche Stelle von Gottes Güte, aber nicht vom Vermögen den gütigen Gott zu erkennen redet. S. 6. Hebr. 11, 6. handelt vom Vertrauen auf Gott, aber nicht davon, daß unsere Ruhe und Glückseligkeit es erfordere Gott zu erkennen und seinen Willen zu thun. Nach der S. 8. gemachten Anmerkung über die Lehren der natürlichen Religion macht die unmittelbar darauf folgende Aeusserung: „Geschichte und Erfahrung lehren, daß „das blose Licht der Natur und Vernunft die Menschen bey „dem schärfsten Nachdenken doch theils in großer Ungewißheit, „theils in gänzlicher Unwissenheit, von den wichtigsten zur Religion gehörigen Dingen, gelassen habe,"

einen

einen sonderbaren Kontrast. Hier erwartete man billig eine Specification der wichtigsten zur Religion gehörigen Dinge, von denen die Vernunft in gänzlicher Unwissenheit lebe. Sollen es die in der Anmerkung S. 9. angeführten Fragen seyn, so wird der aufrichtige Forscher zweyerley gestehen; einmal, daß die Offenbarung eben so wenig als die Vernunft alles befriedigend beantworte, z. E. die Fragen vom eigentlichen Ursprunge der Welt, der Sünde, des menschlichen Elends ꝛc. (denn Mosis gesammlete Gemälde und sinnreiche Dichtungen der Vorzeit, nebst der darauf gebauten jüngern Sprachweise, sollen doch wohl nicht historische Sachen dogmatisch entscheiden?) Zweytens, daß aber andere Lehren, z. E. von der Einheit Gottes, von der Art und Weise sich des Wohlgefallens des Schöpfers zu versichern, nämlich durch Tugend ꝛc. ebenfalls Produkte der Vernunft sind. — § 45. Von den abgefallenen Engeln enthält mehr als bewiesen werden kann. Matth. 4, 3 ff. erklären die wichtigsten Exegeten von menschlichen Versuchungen. In Luc. 22, 31. 1 Joh. 3, 8. Jac. 4, 7. Ephes. 6, 12. ꝛc. ist hebräische Sprachart, das Böse zu personificiren. In der letzten Stelle ist es ja von Paulus selbst deutlich genug gesagt, was er unter bösen Geistern versteht, nämlich mächtige Menschen, Herrn der Erde, Fürsten und Gewaltige: Finsterniß heißt dabey blindes Heidenthum, Unwissenheit und Lasterhaftigkeit. Dabey ist die ganze Stelle mit kühnen Bildern angefüllt, die kein Vernünftiger eigentlich versteht, z. E. Rüstung Gottes, Gurt der Wahrheit, Harnisch der Unschuld, Fußpanzer der Eintracht, Schild des Glaubens, Helm der Hoffnung und Schwerdt der göttlichen Lehre. Gesetzt der Lehrtropus von der Dreyeinigkeit, von der Versöhnung ꝛc läßt sich jetzt in solchen Büchern noch nicht ändern und der Wahrheit näher bringen, so sollten doch Männer, die auf hellen Kopf Ansprüche machen, das, was nichts taugt, weglassen, zumal es mehrere schon gethan haben. Der V. verspricht einen Auszug aus dieser Schrift zum Schulunterricht, dabey er vermuthlich die unnützen, falschen, wenigstens äusserst schwankenden dogmatischen Bestimmungen weglassen wird. Weil dergleichen Waare für Kinder noch ungenießbarer ausfallen dürfte, als sie hier für Jünglinge aufgetischt wurde.

Ad.

Ueber Katholicismus, Vernunftreligion und vernünftiges Christenthum, in einigen nützlichen und nöthigen Anmerkungen zu des Hrn. S. de Marees Briefen über die neuen Wächter der protestantischen Kirche. Aufgesetzt von einem Freunde der Wahrheit. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1788. 8. 171 Seiten.

Nicht leicht ist der Rec. durch irgend ein Buch so angenehm unterhalten worden als durch diese wenigen Bogen. Der ruhige und gründliche Untersuchungsgeist, die lichtvolle Darstellung und philosophische Entwickelung der Gedanken, mit der piquantesten Laune verbunden, welche durchgehends darinn herrschen, machen mit dem spöttelnden und schimpfenden Ton, mit der Verwirrung der Begriffe und Unbestimmtheit des Ausdrucks in den de Mareesschen Briefen einen sehr auffallenden Kontrast und geben dieser kleinen Schrift, die als ein wahres Muster für dergleichen Streitschriften angesehen werden kann, ein ausnehmendes Interesse. Der ungenannte Verf. besitzt eine so eigenthümliche Gabe, die schiefen, schwankenden und unrichtigen Räsonnements seines Gegners in das helleste Licht zu stellen, weiß so geschickt die Widersprüche und Inconsequenzen, deren er sich so häufig schuldig macht, aufzudecken und setzt ihnen so treffende Bemerkungen entgegen, daß sein Buch sich wenigstens nach dem Gefühle des Rec einem jeden uneingenommenen Leser unwiederstehlich empfehlen muß. Wir wollen zur Rechtfertigung unsers Urtheils hier einige Stellen daraus und den wichtigsten Inhalt der Anmerkungen anführen. Herr de Marees hatte seine Verwunderung über das laute Warnen mancher Schriftsteller vor den geheimen Machinationen der katholischen Kirche bezeugt und unter andern gesagt: Es sind die Herrn Biester und Nicolai, zween mit Recht berühmte Gelehrte, welche auf die protestantische Zionswarte, die Hr Götze verlassen hat, hinaufgestiegen sind, und hierüber heißt es: „Nun, ist denn das Unrecht? Sollten sie denn das nicht? Durften sie das nicht? - Warum „denn aber nicht? Etwan weil sie nicht Götze, nicht de Ma„rees, sondern Biester und Nicolai heissen? Oder hält Herr „de Marees das sogenannte Hinaufsteigen auf die protestanti„sche

„sche Zionswarte und das Rufen und Warnen von derselben „herab an und für sich selbst schon für unrecht und verwerf„lich? Aber er ist doch auch selbst hinaufgestiegen und ruft „und schreyet Feuer! Feuer! Man sieht also wohl, er will „nur blos, daß Hr. Biester und Nicolai nicht hinauf sollen. „Ich frage also noch einmal, warum denn nicht? Sind sie „etwan nicht geschickt dazu, dem wichtigen Posten evangelischer „Zionswächter vorzustehen? Das sollte ich doch wohl denken. „Denn Hr. de Marees nennt sie ja doch selbst zween mit Recht „berühmte Gelehrte; und da denke ich nun so nach meiner Art: „Gelehrte, die mit Recht als Gelehrte berühmt sind, müssen „zu einem Posten, wozu Gelehrsamkeit nöthig ist, doch noth„wendig wohl geschickter seyn als andere, die nicht mit Recht als „Gelehrte berühmt sind. — Ohne wahre gründliche Gelehr„samkeit sieht man gar zu oft falsch, stellt sehr vieles sich „ganz unrecht und verkehrt vor und daher kommt es denn, „daß mancher, der sich zum evangelischen Zionswächter auf„wirft, auch alsdann schon Feuer ruft, wenn er etwa in der „Dunkelheit sieht, daß jemand von seinen Nachbaren ein mehr „als gewöhnlich helles Licht brennt." — Wie passend auf Hrn. de Marees und Consorten! Eben so treffend ist die bald folgende Antwort auf die Beschuldigung des Hrn. de Marees gegen Biester und Nicolai, daß sie mitten unter dem Rufen über Feuersgefahr selbst Feuer anlegten: Ist denn alles und jedes Feueranlegen unrecht? „Wenn man z. E. Feuer anlegt, „um auf dem Acker Unkraut zu verbrennen; ist das Unrecht? „Oder wenn man Feuer anlegt, um sich und andern Licht „und Wärme zu verschaffen; ist das Unrecht? Wenn nun „aber ein solches Feuer hin und wieder zu weit greift und „anfängt, schädlich und gefährlich zu werden; wessen ist die „Schuld? derer, die es anlegen, oder derer, die es miß„brauchen und damit leichtsinnig und unvorsichtig umgehen? „Unstreitig doch wohl nur der letztern! Gerade eben dies ist „nun aber der Fall mit dem geistigen Feuer, welches nicht „allein Hr. Biester und Nicolai, sondern überhaupt alle und „jede Freunde, Beförderer einer immer mehrern Aufklärung „in der christlichen Kirche angelegt haben und noch immer an„zulegen suchen. Sie legen es an, um auf dem Acker Un„kraut zu verbrennen; sie legen es an, um sich und andern „Licht und Wärme zu verschaffen, d. h. sie suchen ihre Mit„christen durch richtigen Gebrauch der Bibel und der Vernunft

„mehr

„mehr und mehr aufzuklären, ihnen eine bessere und reinere „Religionserkenntniß mitzutheilen, und durch dieses wohl„thätige Feuer zu einer ächten, christlichen Tugendliebe ihre „Herzen zu erwärmen. Ein solches Feuer legte ja einst „auch Jesus selbst Luc. 12, 49. an. Wenn man nun gerade „eben dasselbe thut, was einst auch Jesus that, ist denn das „Unrecht? u. s. w." Nachdem der Verfasser im Folgenden Hrn. de Marees einer unverzeihlichen Vieldeutigkeit im Gebrauch des Worts, Naturalismus überführt hat, macht er besonders die Behauptung desselben äusserst lächerlich, daß Naturalismus oder Theismus grade und schnell zur gänzlichen Irreligion und Atheismus führe und sagt unter andern: „Was ist denn Naturalismus oder Theismus; und was ist „hingegen Atheismus und Irreligion? Naturalismus oder „Theismus ist Glaube an Gott und an die Offenbarung Got„tes in der Natur mit Verwerfung jeder anderweitigen gött„lichen Offenbarung. Naturalismus oder Theismus grün„det sich also wirklich auf Wahrheit. Denn es ist ja doch „Wahrheit, daß ein Gott ist und daß er sich in der Natur „geoffenbaret hat Naturalismus oder Theismus ist folglich „in sofern auch wahre und wirkliche Religion Er fehlt blos „darinn, daß er auf der einen Seite zu wenig von Gott „glaubt, und eine Erkenntnißquelle der Religion verwirft, „die er nicht verwerfen sollte. Was ist hingegen Atheismus? „Atheismus ist gänzliche und thätige Verleugnung Gottes, „und also völlige Irreligion. Wie ist es also möglich, daß Na„turalismus oder Theismus gerade und schnell zum Atheismus „und zur Irreligion führen kann? Beydes steht sich ja ein„ander gerade eben so entgegen, wie Wahrheit und Irrthum, „wie Christenthum und Heidenthum. Wenn man also sagen „wollte; Naturalismus oder Theismus führt gerade und schnell „zum Atheismus; so müßte man mit eben dem Rechte auch „sagen können: Wahrheit führt zum Irrthum und Christen„thum führt zum Heidenthum. — Ja, wenn man das „Grundfalsche des Satzes: Naturalismus oder Theismus „führt gerade und schnell zur Irreligion und zum Atheismus, „innigst fühlen und mit Händen gleichsam greifen will; so „darf man ihn nur aus dem Lateinischen ins Deutsche über„setzen. Denn dann heißt er so viel: Glaube an Gott und „Vernunftreligion führt gerade und schnell zum völligen Un„glauben an das Daseyn eines Gottes und zur Irreligion.

„Ist das nicht wahrer Widerspruch?“ Gerne schrieben wir auch die ganze vortrefliche Vertheidigung einer Stelle aus den vertraulichen Briefen zweyer Menschenfreunde über das Buch der Natur ab, woran Hr. de Marees ein großes Aergerniß genommen hat. Allein der Kürze halber können wir nur einiges davon ausheben. „Was kann man doch, sagt Herr „de Marees aus diesem großen Buche der Natur von der „wahren zuverläßigen Bestimmung des Menschen lesen, dem „es in allen, was sichtbar ist, eben wie dem Vieh ergeht? „Und hierauf wird geantwortet? Also auch mit dem Auge des „Geistes, d. h. durch einen richtigen Gebrauch der Vernunft „kann der Mensch in dem Buche der Natur nichts weiter „sehen, als was dem Auge des Leibes darinn sichtbar ist? „das wäre doch entsetzlich! — Freylich, wenn man den „richtigen Gebrauch der Vernunft unterläßt, so ist es kein „Wunder, wenn man von dem Geiste Gottes, der auch in „der Natur webt und lebt, nichts vernimmt. Dann geht es „aber auch mit der Bibel kein Haar breit besser. Denn wer „in der Bibel weiter nichts sieht, als was dem Auge des Leibes darinn sichtbar ist; der sieht gewiß nur herzlich wenig. „Er sieht Buchstaben und Worte; aber keine Begriffe. Also „vernünftiges Nachdenken ist eben so nothwendig, wenn wir „in der Bibel lesen, als wenn wir in dem Buche der Natur „lesen. Ohne richtigen Gebrauch der Vernunft hilft alles „nichts. — Was kann man doch, fährt Hr. de Marees fort, „in dem Buche der Natur von dem allgemeinen Gesetz der „Liebe lesen? — Wie ist das Ernst oder will uns Herr „de Marees nur zum Besten haben? Paulus sagt ja doch „Röm. 2, 14. 15. Gott habe auch den Heiden sein Gesetz „gegeben und habe es ihnen sogar ins Herz geschrieben. „Was ist denn nun aber das für ein göttliches Gesetz? doch wohl „kein anderes als das allgemeine Gesetz der Liebe! Wenn „nun das Gott auch den Heiden publicirt, es in ihre Natur „gelegt und es ihnen ins Herz geschrieben hat; so muß es ja doch „in dem Buche der Natur unstreitig wohl zu lesen seyn? „Oder rechnet etwa Hr. de Marees die Natur des Menschen, „sein Herz und sein Gewissen nicht mit zu dem, was er Buch „der Natur nennt? — Sieht man denn in dem Buche „der Natur nichts von alle dem Schönen und Grossen, was „David auch schon darinn sahe, wenn er Ps. 104 sagt, welches Lob Gottes aus dem Buche der Natur in unsern Bibeln

„über-

„überschrieben ist, unter andern ausruft: Herr, wie sind „deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weißlich ge„ordnet und die Erde ist voll deiner Güte! — nichts von die„sen Spuren der höchsten Weisheit und Güte, die den Men„schen an seine Bestimmung, an seine Pflichten erinnern und „das Hauptgesetz des Christenthums ihm predigen könnten: „O Mensch, sey Gottes Nachfolger! Er ist liebevoll, gütig „und barmherzig; sey du es auch? hievon sieht man also „nichts in dem Buche der Natur? Also hat David, also „hat Christus unrecht gesehen, wenn er Matth. 5, 44. 45. „sagt: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl „denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen „und verfolgen, auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im „Himmel; denn er lässet seine Sonne aufgehen über die „Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte „und Ungerechte? Weiset hier nicht Christus selbst in das „Buch der Natur hinein, um daraus das Gesetz der Liebe „zu erkennen? Und doch soll es nicht daraus erkannt, nicht „darinn wahrgenommen werden können? heißt das nicht Chri„stum Lügen strafen?" — Besonders gut führt der Verf. hierauf den Satz gegen Hrn. de Marees aus, daß die Offenbarung Gottes in der Bibel unmöglich sich bey der ihr gebührenden Achtung erhalten könne, wenn die Vernunftreligion und die Offenbarung Gottes in der Natur unter den Menschen ihr Ansehen und ihren bisher anerkannten Werth verliert. Denn selbst die erste Wahrheit, welche aller Religion zum Grunde liegt, daß ein Gott ist, ist allein aus der Vernunft, nicht aus der Bibel erweißlich, weil die ganze Beweiskraft der Bibel nichts ist, so bald es nicht gewiß ist, daß sie Gottes Wort ist. Wie kann aber dieses gewiß seyn, wenn es nicht im voraus schon durch anderweitige vernünftige und von der Bibel unabhängige Gründe ausgemacht ist, daß ein Gott ist. Alle Lehren und ihre Beweise aus der Bibel beruhen überdem auf Vernunftgründen. Folglich ist der Satz unleugbar: der wahre und eigentliche Charakter der Göttlichkeit einer Lehre gründet sich einzig und allein auf ihrer wirklichen Vernunftmäßigkeit. Selbst die Bibel könnte ja ohne Vernunft und welches einerley ist, ohne wirklichen Gebrauch derselben schlechterdings uns gar nichts helfen. Welche Thorheit also, Bibel und Christenthum in Ansehn erhalten wollen und doch die Quelle, woraus die ersten Principien aller Re-

ligion fliessen in üblen Ruf bringen, und sie der Welt verdächtig machen! Das heißt wohl recht die Pferde hinter den Wagen spannen. — Möchte dies doch von allen gegen die Vernunft und ihren Gebrauch eifernden Theologen recht beherziget werden! Die Anmerkungen zum neunten Briefe betreffen hauptsächlich die sonderbaren Anklagen des Herrn de Marees, daß Herr Nicolai und die Verfasser der Berliner Bibliothek sich völlig jesuitischer Kunstgriffe bedienten, um ihren Plan durchzusetzen, statt der Bibel die Vernunft, statt aller andern Religionen die Vernunftreligion einzuführen und daß man die Toleranz nur zum besten der Naturalisten gelten lassen, aber für die Katholiken einziehen wolle, und es wäre sehr zu wünschen, daß Hr. de Marees sich doch einmal durch das, was auch hier so gut und gründlich gesagt ist, zurecht weisen liesse. Doch dies bleibt vielleicht nur immer ein frommer Wunsch.

Hz.

Christian Albrecht Döderleins theologische Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion, des 4ten Bands 2tes Stück. Fortsetzung von der Religion überhaupt und ihrer allgemeinen Beschaffenheit. Von der natürlichen Religion und ihrer allgemeinen Eigenschaften, insbesondre von ihrer Unzulänglichkeit. Uebergang zu der Seligkeit der Heiden. — Schwerin, Wißmar und Bützow in der Bordnerschen Buchhandlung, 1788. in gr. 8. 239 Seiten.

Christian Albrecht Döderleins Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion, des 4. Bands 3tes Stück. Von der Seligkeit der Heiden und andrer Unglaubigen. Von der geoffenbarten Religion. Möglichkeit der höhern Offenbarung; Nothwendigkeit derselben; ihre Kennzeichen und Beweise, theils von vorne her sowohl nach

ihrem

ihrem innern Inhalt, als äusserlich durch Weissagungen und Wunderwerke, theils aus der wirklichen Erfahrung ihrer gesegneten Wirkungen. Uebergang zu dem Beweis von der Göttlichkeit der heiligen Schrift. – Schwerin u. s. w. 1789. gr. 8. 228 Seiten.

Die ausführliche Anzeige des Inhalts dieser beyden Stücke auf dem Titel überhebt uns der Mühe selbst eine Anzeige davon zu machen, und wenn wir unsre Leser versichern, daß dieser Inhalt durchgehends so bearbeitet worden, wie man es eines Theils von einem eifrigen Anhänger des für orthodox angenommenen Kirchensystems, theils aus den bisher bey der Anzeige der vorigen Stücke angeführten und in Proben vorgelegten eignen Manier des Verfassers erwarten konnte, so hätten wir hier weiter nichts hinzuzusetzen. Um indessen von des Verf. Behandlungsart der obgedachten Materien auch aus diesen Stücken unsern Lesern ein Pröbchen mitzutheilen, wollen wir etwas von seinen Bemühungen, den ihm so verderblich scheinenden Naturalismus zu stürzen, anführen. Er stellt zu dem Ende den Satz fest: Gott habe die Menschen gleich von Anfang an durch übernatürliche Offenbarung in den Hauptwahrheiten der Religion unterrichtet, so daß sie die sonst aus der Natur auch erkennbaren Sätze durch übernatürliche Offenbarung gelernt hätten. Dies aus der Geschichte der Völker wahrscheinlich zu machen, nimmt er an: Die Religion der Völker sey um so viel reiner, je weiter man in das graue Alterthum hinaufsteige, als der Mensch in den übrigen natürlichen Künsten noch am rohesten und uncultivirtesten gewesen; hingegen je mehr die Menschen sich cultivirt und in den übrigen natürlichen Dingen ihre Einsichten verbessert, desto verdorbener sey ihre Religion, desto mehr sey die Welt von Vielgötterey, Aberglaube und unvernünftigen Irrthümern überschwemmt worden. Der Verfasser giebt sich Mühe, dies zu erweisen; wir glauben aber nicht, daß er diese Hypothese denen dargethan habe, denen die Religion des Numa lange nicht so rein, als des spätern Cicero; die Religion des Homers lange nicht so rein, als die des Socrates; die Religion des Moses lange nicht so rein, als die des Davids und des Jesaias gewesen zu seyn scheinet. Und wenn auch

ligion fliessen in üblen Ruf bringen, und sie der Welt verdächtig machen! Das heißt wohl recht die Pferde hinter den Wagen spannen. — Möchte dies doch von allen gegen die Vernunft und ihren Gebrauch eifernden Theologen recht beherziget werden! Die Anmerkungen zum neunten Briefe betreffen hauptsächlich die sonderbaren Anklagen des Herrn de Marees, daß Herr Nicolai und die Verfasser der Berliner Bibliothek sich völlig jesuitischer Kunstgriffe bedienten, um ihren Plan durchzusetzen, statt der Bibel die Vernunft, statt aller andern Religionen die Vernunftreligion einzuführen und daß man die Toleranz nur zum besten der Naturalisten gelten lassen, aber für die Katholiken einziehen wolle, und es wäre sehr zu wünschen, daß Hr. de Marees sich doch einmal durch das, was auch hier so gut und gründlich gesagt ist, zurecht weisen liesse. Doch dies bleibt vielleicht nur immer ein frommer Wunsch.

Hz.

Christian Albrecht Döderleins theologische Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion, des 4ten Bands 2tes Stück. Fortsetzung von der Religion überhaupt und ihrer allgemeinen Beschaffenheit. Von der natürlichen Religion und ihrer allgemeinen Eigenschaften, insbesondre von ihrer Unzulänglichkeit. Uebergang zu der Seligkeit der Heiden. — Schwerin, Wißmar und Bützow in der Bordnerschen Buchhandlung, 1788. in gr. 8. 239 Seiten.

Christian Albrecht Döderleins Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion, des 4. Bands 3tes Stück. Von der Seligkeit der Heiden und andrer Unglaubigen. Von der geoffenbarten Religion. Möglichkeit der höhern Offenbarung; Nothwendigkeit derselben; ihre Kennzeichen und Beweise, theils von vorne her sowohl nach

ihrem

ihrem innern Inhalt, als äusserlich durch Weissagungen und Wunderwerke, theils aus der wirklichen Erfahrung ihrer gesegneten Wirkungen. Uebergang zu dem Beweis von der Göttlichkeit der heiligen Schrift. — Schwerin u. s. w. 1789. gr. 8. 228 Seiten.

Die ausführliche Anzeige des Inhalts dieser beyden Stücke auf dem Titel überhebt uns der Mühe selbst eine Anzeige davon zu machen, und wenn wir unsre Leser versichern, daß dieser Inhalt durchgehends so bearbeitet worden, wie man es eines Theils von einem eifrigen Anhänger des für orthodox angenommenen Kirchensystems, theils aus den bisher bey der Anzeige der vorigen Stücke angeführten und in Proben vorgelegten eignen Manier des Verfassers erwarten konnte, so hätten wir hier weiter nichts hinzuzusetzen. Um indessen von des Verf. Behandlungsart der obgedachten Materien auch aus diesen Stücken unsern Lesern ein Pröbchen mitzutheilen, wollen wir etwas von seinen Bemühungen, den ihm so verderblich scheinenden Naturalismus zu stürzen, anführen. Er stellt zu dem Ende den Satz fest: Gott habe die Menschen gleich von Anfang an durch übernatürliche Offenbarung in den Hauptwahrheiten der Religion unterrichtet, so daß sie die sonst aus der Natur auch erkennbaren Sätze durch übernatürliche Offenbarung gelernt hätten. Dies aus der Geschichte der Völker wahrscheinlich zu machen, nimmt er an: Die Religion der Völker sey um so viel reiner, je weiter man in das graue Alterthum hinaufsteige, als der Mensch in den übrigen natürlichen Künsten noch am rohesten und uncultivirtesten gewesen; hingegen je mehr die Menschen sich cultivirt und in den übrigen natürlichen Dingen ihre Einsichten verbessert, desto verdorbener sey ihre Religion, desto mehr sey die Welt von Vielgötterey, Aberglaube und unvernünftigen Irrthümern überschwemmt worden. Der Verfasser giebt sich Mühe, dies zu erweisen; wir glauben aber nicht, daß er diese Hypothese denen dargethan habe, denen die Religion des Numa lange nicht so rein, als des spätern Cicero; die Religion des Homers lange nicht so rein, als die des Socrates; die Religion des Moses lange nicht so rein, als die des Davids und des Jesaias gewesen zu seyn scheinet. Und wenn auch

 die

die partiale Verdunkelung mancher frühern Religionsaufklärung sich erweisen läßt, so wird vielen der Schluß daraus auf einen übernatürlichen Ursprung dieses Lichts nicht einleuchten, so lange man aus dem Despotismus einiger wider die Erkenntniß und Einsichten anderer und aus so vielen andern Ursachen erklären kann, daß der Gebrauch des Verstandes in der Religion keinesweges mit der Verbesserung und Anwendung des Verstandes in andern Dingen gleiche Fortschritte hielte noch halten konnte. Um zu beweisen, daß kein Philosoph eine reine natürliche Religion von sich selbst erfunden, so muß, wenn wir dem Verfasser glauben, alles darinn wirklich richtige ein Ueberbleibsel der alten patriarchalischen geoffenbarten Religion gewesen seyn, oder Socrates, Antonin, Epictet, Seneca, u. s. w. haben auch keine reine richtige Begriffe gehabt, und Cicero ist ein Sceptiker der nicht gewußt hat, was er glauben sollte, u. s. w. Man siehet aus diesem wenigen, wie so gar nichts eignes und origenelles der Verfasser in Behauptung seiner Hauptsätze habe, sondern sich immer nur in dem ausgetretenen Wege seine zahlreichen Vorgänger halte.

Hz.

Neues katechetisches Magazin von Georg Heinrich Lang, Hochfürstl. Oetting-Oettingschen und Oetting-Wallersteinischen Specialsuperintendenten und Pfarrer zu Hohenaltheim. Dritten Bandes. Erste Abtheilung. Erlangen, bey Palm, 1788. in 8. 169 Seiten.

Der Inhalt ist folgender: 1) Ueber die Tauglichkeit der meßianischen Psalmen zu Lesestücken für die Jugend in Landschulen. (Der Hr. L. vertheidigt hierinn sehr gut seine Meynung, daß die Psalmen die vom Meßias zu handeln scheinen, zu solchen Lesestücken nicht tauglich wären gegen einen Recensenten im Journal für Prediger: seine Gründe sind unter andern: weil das, über dessen Sinn gestritten wird, am wenigsten für Bauerkinder gehört, weil sie nicht erheblich genug sind — und ihre angebliche Beweiskraft für die gute Sache des Christenthums nicht von solchen gefaßt werden

den kann, u. s. w.) Das übrige in diesem Stücke sind Recensionen. 2) Versuch einer Glaubenslehre für Kinder aus den höhern Volksklassen. 3) Zwilligs Unterricht in der christlichen Lehre. 4) Salfelds Versuch eines faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre für die fähigere Jugend. 5) Fortgesetzte Revision des Journals für Prediger vom 14—16ten B. (Hier hat Hr. L. einige brauchbare Stücke für den Katecheten ausgehoben.) 6) Liebe Lehrbuch der Wahrheit der christlichen Religion für junge Christen beym heiligen Abendmahl. 7) Jochims Anweisung, vernünftige Christen in den Landschulen zu bilden. 8) Masius Zergliederungskunst und Katechetik in Praxi. 9) Ribbecks Rede bey der Confirmation, u. s. w. 10) Entwurf eines kurzen und faßlichen Unterrichts in der Lehre Jesu. 11) Wygand über den kleinen Catechismus Lutheri. 12) Treumanns Catechisationen 2ter Th. 13) Keils freundschaftliche Belehrung an Schuldiener und Katecheten. N. 2. kommt in ganzen am besten weg, sonst werden die Schriften meistens wegen noch zu vieler dogmatischen Bestimmungen, und wegen Mangel an Faßlichkeit ꝛc. getadelt.

Hz.

2) Katholische Theologie.

Freyburger Beyträge zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie. Herausgegeben von Caspar Ruef. Ulm, bey Wohler, 1788. in 8. Erstes, zweytes und drittes Heft. 463 Seiten.

Man kennt den Verfasser schon aus dem Freymüthigen, wovon von 1782—1788. vier Bände und drey Beylagen erschienen sind, als einen der aufgeklärtesten Katholiken, der mit den gereinigtesten Religionsbegriffen den wärmsten Eifer verbindet, den Aberglauben zu stürzen, und richtigere Vorstellungsarten und edlere Grundsätze zu verbreiten. Zwar hat er sich durch seine Bemühungen den heftigsten Unwillen der Jesuiten Servati, Weissenbach und Hagiophile

zugezogen. — Zwar hat er auch manchen, obgleich von blindem Eifer doch nicht von frommer Aengstlichkeit freyen Katholiken geärgert, wenigstens für die Umänderung des Christenthums in neuere Philosophie besorgt gemacht; allein weder dieses noch jenes hält ihn ab, auf der einmal mit Ueberlegung und Entschlossenheit betretenen Bahn muthig und weise fortzuwandeln, und seinen zum Theil noch in der Finsterniß irrenden Mitbrüdern die Fackel des Lichts vorzutragen. Dies thut er wieder auf eine rühmliche Weise in diesen **Beyträgen**, die wir katholischen Glaubensgenossen nicht dringend genug anempfehlen können, weil wir überzeugt sind, daß sie in keiner von einem Katholiken verfertigten Schrift richtigere Anweisung zur Erkenntniß der unverfälschten Lehre Jesu, und lebhaftern Darstellung und Anpreisung ächt-christlicher und beglückender Grundsätze finden können. Aber auch für Protestanten ist diese Zeitschrift interessant, da sie darinn mit theilnehmender Freude die Lichtstralen bemerken können, welche bisher dunkle Regionen zu erleuchten anfangen, und mit den Nebel- Staub- und Wetterwolken bekannt werden, wodurch man den einbrechenden Tag aufhalten will. So lehrreich der Inhalt ist: eben so schön, vom Bewußtseyn der Wahrheit erwärmt, und bisweilen hinreissend ist der Vortrag, so daß wir uns auch von dieser Seite kaum erinnern, von seinen Glaubensgenossen etwas ähnliches gelesen zu haben. Eine nähere Anzeige der in diesen drey ersten Heften befindlichen Stücke wird unser Urtheil bestätigen, und verlangen nach der Fortsetzung dieser periodischen Schrift erwecken, wozu wir dem Verfasser Muth, Musse, und eine Anzahl guter Mitarbeiter wünschen. ?.

I. Ueber den Plan und Zweck dieses Journals. Verbreitung der Denkfreyheit, Rettung des Rechts der eigenen Untersuchung und Entbindung von allen Fesseln der Unvernunft, Vertheidigung des biblischen Christenthums und Bestreitung des dogmatischen Unglaubens und des Atheismus sowohl, als des Aberglaubens, des Köhlerglaubens und der Schwärmerey. Erweckung und Unterhaltung des wahren christlichen Geistes der Duldung, der Eintracht und des Friedens — dies sind die Zwecke dieses Journals. Urkunden und Aktenstücke, insonderheit die k. k. Religionsverordnungen sollen eingerückt werden, und, um durch Mannichfaltigkeit zu gefallen, Abhandlungen, Dialogen, Erzählungen,

Uebersetzungen und Auszüge aus großen Sammlungen und seltenen Werken mit einander abwechseln. — Sehr scharfsinnig setzt der Verfasser die Ursachen auseinander, warum von dem **Anfange** der Aufklärung eine gewisse Art von Verschlimmerung beynahe unzertrennlich sey. „**Erstens**: erinnert man die Menschen oft nur an das, was sie nicht glauben dürfen, und unterläßt, ihnen das desto tiefer einzuprägen, was sie nothwendig glauben sollten, um besser, weiser und der Tugend empfänglicher zu werden, welches freylich ein Fehler vieler Aufklärer ist, die nur immer niederreissen, und nie daran denken, wieder aufzubauen. **Zweytens**: geht die Kraft der alten, unächten Grundsätze durch bessere Belehrungen und Vorstellung verlohren, ohne daß die neuen und ächten Antriebe zum Guten sogleich diejenige Lebhaftigkeit, Vertraulichkeit, und Stärke erhalten können, die den von Jugend auf gebrauchten und dadurch ungemein befestigten Antrieben eigen war; und dieses Hinderniß liegt in der Natur des Menschen; kann folglich nicht ganz gehoben werden. **Drittens**: sind Irrthum und Wahrheit in dem Verstande oder Gedächtniß der Menschen zusammengestellt, und oft so in einander verflochten, daß es äusserst schwer hält, den einen ohne die andere zu vertilgen; und dies kommt größtentheils von der Unwissenheit und dem unklugen Betragen der Religionslehrer her, welche diejenigen Wahrheiten, worauf sich Tugend und Rechtschaffenheit vorzüglich gründen, mit andern theils entbehrlichen, theils irrigen und abergläubischen Lehren vermischen, sie alle in eine Klasse setzen, alle ohne Unterschied gleich wichtig machen, alle ohne Ausnahme nur blind geglaubt, nicht aus wahrer, innerer Ueberzeugung erkannt und befolgt wissen wollen." Er zeigt, wie diese schädlichen Folgen theils weggeräumt werden, theils uns von der Pflicht, Aufklärung zu verbreiten nicht lossprechen können. Und nun kommt er zur Festsetzung der Begriffe, **aufgeklärt, Aufklärung**. „Aufgeklärt nenne ich den Mann, der die Kraft und das Vermögen, sich von den Gegenständen menschlicher Kenntnisse klare und deutliche Begriffe abzuziehen, die Gründe der Wahrheit unpartheyisch zu prüfen, überall (?) mit eigenen Augen zu sehen, und über das, was er gesehen hat, selbst zu urtheilen, nicht nur besitzt, sondern auch anwendet und braucht." Hierauf zeigt er den Nutzen der Religionsaufklärung. Freyheit, von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Ge-

brauch

brauch zu machen, hält er für die erste und hauptsächlichste Bedingung derselben. Unter dem öffentlichen Gebrauch seiner eigenen Vernunft versteht er denjenigen, den Jemand als Gelehrter vor dem ganzen Publikum der Lesewelt von ihr macht. Höchst merkwürdig ist das Zeugniß, welches dieser freymüthige und wahrheitliebende Gelehrte von dem jetzigen Grade der Aufklärung in seiner Kirche ablegt. „Zu allen Zeiten haben die Leute, die sich die Herrschaft über den Verstand der Menschen anmaßten, der Aufklärung am meisten Hindernisse in den Weg gelegt, und thun dies jetzt mehr als jemals. Man betrügt sich, wenn man sich einbildet, die Kette, womit Pfafferey und Aberglaube die thätigen Kräfte zur Erlangung höherer Ausbildung Jahrhunderte hindurch hemmten, sey zerbrochen; höchstens ist sie geknickt, und Werkmeister sind noch in Menge vorhanden, die sie wieder zu ergänzen und auszuflicken bemüht sind. Mächtige Hierarchen sind jetzt mehr als jemals bedacht, jeden aufglühenden Funken der reinen Vernunft auszutreten; und ihre allzeitfertigen Schriftsteller lassen nichts unversucht, um den gesunden Menschenverstand, noch ehe er festes Land gewinnt, wieder zu verbannen, und die alte Barbarey wieder herbeyzurufen. Gewisse erzkatholische Journale und Monatsschriften, so sehr sie den Ton der Freymüthigkeit, Duldung und Unpartheylichkeit affektiren, scheinen recht dazu angelegt zu seyn, um die emporstrebende Denkfreyheit zu unterdrücken, und den Aberglauben, die Hierarchie und die Möncherey zu unterstützen und aufrecht zu erhalten, u. s. w." „Selbst das Wenige von Aufklärung, das jetzt vorhanden ist, hängt von sehr wandelbaren Ursachen ab, und kann in kurzer Zeit wieder verschwinden, wenn man die Feinde der Aufklärung ihr Spiel ungehindert forttreiben läßt." Nun erklärt er sich über das, was er unter der neuesten Philosophie und dem ältesten Christenthum versteht. Vortreflich ist, was er S. 35. von dem Gebrauche der Vernunft in Glaubenssachen sagt. „Haben sich gleich, seitdem statt der Glaubensmeisterey bey Auslegung der Bibelgeschichte, Sprachkenntniß, Philosophie und Kritik zum Grunde gelegt wird, die Christen in mehrere Partheyen getheilt: so ist doch seither des wahren praktischen Christenthums tausendmal mehr in der Welt, als damals, wo die ganze Christenheit, wenigstens öffentlich durchgehends einerley Sprache, aber durchgehends die Sprache des Unsinns

sums führte. Einerley christliche Moral kann gewiß bey sehr verschiedener Dogmatik wohl bestehen, und ein Mensch bey der pünktlichsten Orthodoxie, d. i. bey der getreuesten Anhänglichkeit an die Religion des Staats ein sehr schlechter, hingegen bey aller Heterodoxie ein sehr guter und frommer Christ seyn." Man kann hieraus schon abnehmen, wie wenig er von Projekten zur Religionsvereinigung hält; er erklärt sie für unnütz und unmöglich, wie sie es in der That sind, so bald nicht die heiligsten Rechte der Vernunft gänzlich aufgegeben werden sollen. „Sind, ruft der Verfasser in seinem Eifer aus, da wo Mönche mit Brüderschaften, Affiliationen, Ablässen, Qualen des Fegfeuers, Lobreden auf ihre Heiligen, Reliquien, Wunderwerke, Beschwörungen und Abtreibungen des Teufels allen gesunden Christenverstand lähmen, sind da die Leute besser, gesitteter, edeldenkender, arbeitsamer, menschenfreundlicher? Ist da, wo man jedem, der kein Kreuz macht, und sich kein Weihwasser ins Gesicht spritzt, für einen Verdammten ansieht, der Tugend und ächten Frömmigkeit mehr, der Verläumdung, des Stolzes, der Verschwendung, der Niederträchtigkeit und aller Ausschweifungen weniger? Gerade das Gegentheil ist wahr, und muß es seyn, weil unanständige Vorstellungen von Gott und Religion die Seele des Menschen nothwendig verderben, im Verstande eine elende Eingeschränktheit und Schiefheit erzeugen, und alle widrige Leidenschaften nähren, anstatt daß richtige Ideen und eigene Ueberzeugungen das Herz erheben, und die Tugend befördern." Man halte diese Vorstellungen vom Aberglauben und seinen Folgen gegen diejenigen, die sich ein **Lavater** davon macht. Ueberhaupt ist diese ganze Einleitung voll von vortreflichen Gedanken und gutgesagten Wahrheiten.

II. Berichtigung des Begriffs von der Gewalt katholischer Priester Sünden nachzulassen. Sünden nachlassen, glaubt er, könne unmöglich etwas anders heissen, als die Quelle des Lasters verstopfen, und die Quelle gemeinnütziger, tugendhafter Handlungen öfnen, die Ursache der Lasterhaftigkeit und der Anhänglichkeit an die Sünde wegräumen, schädliche Neigungen, Vorurtheile und Leidenschaften ausrotten, und Liebe zu Gott und zur Tugend ins Herz pflanzen. Um die Geschicklichkeit zu erlangen, die Neigungen der Menschen kennen zu lernen, sie zu bessern, und eine Sinnesänderung hervorzubringen, schlägt er die drey Abhand-

handlungen von **Cochius**, **Garve** und **Meiners** über die Neigungen, als eine sehr gute Anleitung vor, worinn wir ihm in Ansehung derjenigen Seelsorger, welchen erst noch gesagt werden muß, was Sünden vergeben ist, nicht beystimmen können. — In dieser Abhandlung kommen gute Erkläugen biblischer Stellen vor. Sehr freymüthig spricht er S. 80. vom tridentinischen Concilium. „Was die Entscheidungen des Kirchenraths von Trient betrift, so ist unter gelehrtern Katholiken noch lange nicht ausgemacht, worinn und wie fern dasselbe ein decisives Ansehen habe; und es ist noch immer unentscheiden, was diese Väter als Glaubensartikel, oder nur als Disciplinsache anerkannt haben. Ueberdies haben sie sich mit genauer Entwicklung der Begriffe gar nicht abgegeben, und manche Sätze in eine sehr dunkle Sprache eingehüllt, oder sie wohl gar auf Schrauben gestellt. Die genauere Entwicklung der Begriffe, die deutlichere Darstellung der Sätze muß also dem Theologen immer frey bleiben.“ Und noch freymüthiger S. 127. „So lange man nicht gerade heraussagen darf: **das Concilium von Trient verstund die Sache nicht besser, konnte sich betrügen, betrog sich in diesem Punkte** (vom Ablaß) **wirklich**, muß man sich wirklich mit Wendungen und Ausflüchten behelfen. Aber Ausflüchte sind doch nur Ausflüchte.“

III. **Abschrift eines Schreibens an seine K. K. Majestät von Seiner Churfürstl. Gnaden zu Maynz von 17ten April 1787.** Wir erinnern uns, es anderswo auch schon gedruckt gelesen zu haben. Bekanntermaßen wurde dem Bischof von **Costanz**, weil er von einem vorderösterreichischen Beneficialen die **fructus primi anni** gefordert hatte, eine Strafe von 500 Ducaten auferlegt, durch die Dazwischenkunft des Churfürsten von **Maynz** aber wieder aufgehoben. Dies ist das hierüber ergangene Schreiben. Wir sind auf das Urtheil begierig, welches Hr. R. über die in diesem Schreiben enthaltenen Grundsätze mitzutheilen verspricht, die er **sonderbar** nennt, worinne wir ihm so lange, nicht beystimmen können, als der Grundsatz gilt, daß Verträge heilig gehalten werden müssen.

IV. **Bayrisch-jesuitische Ablaßraffinerie vom Jahr 1749.** So voll des schändlichsten Aberglaubens, daß sie, um uns ganz der Ruesischen Worte zu bedienen, kein vernünftiger Christ lesen kann, ohne über die entsetzlichen Ver-

rungen des menschlichen Verstandes zu seufzen, in welche die Bekenner der alleinseligmachenden Religion unter der Leitung ihrer unfehlbaren Führer gerathen sind. Hr. R. begleitet diesen Ablaßpreißzettel mit Anmerkungen, die nicht selten sehr kräftig sind, zu S. 100. 102. 103. 106.

V. K. k. Hofverordnung wegen Abschaffung der privilegirten Altäre, und der Ablässe für die Verstorbenen, wogegen die Bischöffe zu Strasburg und Basel Vorstellungen machten, denen von Freyburg aus eine belehrende Antwort entgegengesetzt wurde, worinn das Unschriftmäßige und der spätere Ursprung des Ablasses, und das Recht des Regenten ihn abzustellen dargethan wird.

VI. Gesinnungen der Zöglinge des Generalseminariums zu Freyburg in Absicht auf die Ablässe. Ganz der eben erwähnten Antwort gemäß. Die Examinatoren bey dem Concurs nahmen ihnen das zwar übel, und wollten sie nur in die zwote Klasse setzen; allein die Sache wurde zum Vortheil der Examinirten abgeändert, und da bey einem bald darauf zu Costanz angestellten Concurs die nämlichen Fragen über den Ablaß aufgegeben wurden, kamen nur diejenigen, welche wie die Freyburger geantwortet hatten, in die erste Klasse.

VII. Seraphischer Bettelbrief vom Jahr 1788. Der Guardian des Franziskanerconvents zu Heitersheim schickt einen Layenbruder aus, Flachs zu betteln. Die Franziskaner würden, sagt R., weit bessere Menschen seyn, wenn sie den Bauern helfen Flachs und Hanf pflanzen und bearbeiten, als wenn sie ihnen den im Schweis des Angesichts gepflanzten oder bearbeiteten Flachs um des großen Gottes und des kleinen Francisci willen abnehmen.

VIII. Briefe aus Schwaben. Sie betreffen die Aufhebung des Cölibats der Geistlichkeit, welche die Correspondenten, und mit ihnen Ruef, sehr wünschen.

Zweytes Heft. 1) Von dem Vorzuge des Ehestandes vor dem Cölibate nach philosophischen Gründen. Die Abhandlung, welche im dritten Heft geendigt ist, enthält sehr viele schöne und gutgesagte Wahrheiten, denen wir Eingang in dem Verstand und dem Herzen derjenigen wünschen, die diese Unnatürlichkeit aufzuheben im Stande sind. 2) Recensionen, welche wir nicht wieder recensiren, sondern nur im Allgemeinen anzeigen wollen, daß der Ton,

der darinn herrscht, und, obgleich bisweilen lebhaft, doch allemal billig ist. Von der **Kantischen** Philosophie scheint er sich nicht die richtigste Vorstellung zu machen, daß man in derselben mehr Stoff für die Phantasie als Nahrung für den Verstand finde. — Von **Cagliostro** denkt er auch so wie andere vernüftige Männer, die keinen Theil an seinen Possen und Betrügereyen haben, die sich nicht durch Charlatanerien täuschen lassen, und die nicht aus Liebe zur Sonderbarkeit den Apologeten dieses Magus machen. 3) **Fastendispens des Fürstbischofs zu Basel** für die Fastenzeit 1788; und 4) **Anmerkungen darüber.** „Die Apostel, sagt R., deren Nachfolger die Bischöffe seyn wollen, haben keine **Mandements**, keine **Verordnungen**, keine **Patente**, am allerwenigsten **Fastenpatente** ergehen lassen. Sie hatten aber auch keine **Residenzschlösser**, aus denen sie dergleichen hätten erlassen können.“ Sehr richtig und unpartheyisch thut er den Ungrund der Klagen dar, welche in dieser bischöflichen Verordnung, und überhaupt von den meisten Geistlichen über die Allgemeinheit des Unglaubens und der Lasterhaftigkeit geführt werden. Zu der Stelle in der Verordnung, da der vom Pabst zur Fastendispensation erhaltenen Erlaubniß erwähnt wird, macht er folgende Anmerkung: „Wie man doch zu **Bruntrut** noch immer an **Rom** hängt! Mußte etwa **Paulus** auch Erlaubniß vom **Petrus** haben, wenn er an die Römer, Corinthier, u. s. w. schreiben wollte? Der Hr. Fürstbischof von **Basel** zu **Bruntrut** ist, in so weit sich dessen geistliche Obsorge über einen Theil von Vorderösterreich erstreckt, ein **österreichischer Staatsbeamter**, und der erste **Religionslehrer** in diesem Theil von Vorderösterreich Den k. k. Verordnungen zufolge, sollen die Bischöffe **aus eigner Macht** dispensiren, wo Dispensation nöthig ist. Aber, aber!“ Ueber das Fasten selbst äussert er sich folgendergestalt: „Wer gab der Kirche, oder vielmehr dem Bischoffe, die Gewalt, mir den **Küchenzettel** zu machen, und mir zu sagen: **du sollst die wohlfeilere Speise nicht genießen; du sollst dich um die theueren umsehen; magst du doch das Geld dazu nehmen, woher du willst.** Was hat mein Geldbeutel mit der Religion, was haben die Bischöffe mit meinem Geldbeutel zu schaffen? — Ich soll kein Fleisch essen, damit das Fleisch abgetödtet werde Entweder liegt **grobe Unwissenheit**, oder **Stolz** und **Herrschsucht**, oder **Geld-**

schnei-

schneiderey, oder dies alles zusammen bey dem Fastengebote zum Grunde. Soll man bona fide annehmen, daß es hier auf Zähmung der Begierden angesehen sey, warum verbietet die Kirche nicht, gewisse Fische zu essen, die von den Aerzten unter die Stimulantien gezählt werden? Warum nicht Eyer, Milchspeisen, Kraftbrühen, gewisse Kräuterarten, die den Stachel des Fleisches eben so sehr oder noch mehr als Fleischspeisen rege machen? Warum darf man an Fasttagen Wein und Bier u. a. erhitzende und reizende Getränke zu sich nehmen? — Also Gott zu lieb will ich heute keinen Speck, aber einen Aal, eine Forelle, einen Hecht verzehren, und etwa noch ein Gläschen Wein mehr als gewöhnlich ausleeren. O schön, sehr schön und erbaulich! — Ein vernünftiger Mensch kann nur das Gott zu lieb thun, was entweder die menschliche Glückseligkeit unmittelbar befördert, oder wodurch er, der Handelnde, selbst besser und zur Erfüllung seiner Bestimmung geschickter wird. Wozu kann aber das dienen, wenn ich keinen Kalbsbraten, wohl aber einen gebratenen Karpfen esse? Was für schiefe Köpfe müssen also diejenigen gewesen seyn, denen es zuerst einfiel, das Gesetz zu geben: du sollst an gewissen Tagen kein Fleisch essen. — Man wird das Fasten doch nicht an und für sich, blos aus dem Grunde, weil es uns beschwerlich fällt, als ein verdienstliches Werk ansehen? Freylich, das ist eben jene abscheuliche Mönchsmoral, die die sanfte, erhabene und vernunftmäßige Sittenlehre Jesu so sehr verunstaltet, und die heilsamste Arzney in Gift verwandelt. Was für ein unsinniger, den Menschen erniedrigender und Gott selbst entehrender Gedanke ist es, sich selbst zu quälen, ohne daß diese Quaal etwas zur Beförderung der göttlichen Absichten das Geringste beyträgt; ohne daß der Gequälte zur Erfüllung seiner gesellschaftlichen Pflichten aufgelegter oder irgend ein Mensch dadurch glücklicher wird! Welche Thorheit, welche Raserey, diese Qual für Tugend auszugeben!" In der Verordnung wird dem Handwerksmann erlaubt, die vom Mittagsmal übriggebliebenen Fleischspeisen des Abends zu essen. „Armer Handwerksmann! ruft R. hiebey aus, küsse deinem gnädigsten Bischoffe die Hand, daß er dir erlaubt, den Bissen Fleisch, der dir von deinem mäßigen Mittagsmale übrig blieb, nicht deiner Katze zu geben, sondern selbst zu verzehren." Wir können nicht umhin, seine

freymüthigen Gedanken über die Anrufung Mariens und der Heiligen abzuschreiben; denn wer wird nicht gerne bey unserm Verfasser verweilen, und sich für den Unwillen über die verunstaltende Darstellung des Christenthums entschädigen? Nachdem er den Begriff des Gebetes entwickelt, und die Absicht und den Nutzen desselben beschrieben hat, fährt er so fort: „Aber die in den Zeiten der Barbarey erdichtete Fürbitte der Heiligen und besonders der Mutter Jesu ist schlechterdings aus unächten und falschen Begriffen von Gott entstanden, den man sich immer wie einen irdischen Monarchen vorstellte, der sich durch wiederholte, dringende Vorstellungen seiner Vertrauten endlich bewegen läßt, eine lang unerhörte Bitte zu gewähren. Mit Ausrottung dieser des Christenthums so sehr entehrender Begriffe würde die widersinnige Anrufung der Heiligen auch wieder fallen, wenn die Lehrer der Religion fähig wären, einzusehen, was der Religion zur Ehre oder Unehre gereichen kann." Auf jeden Fastensonntag theilt der Bischof denen, die in vorgeschriebener Ordnung die Fastenzeit begehen, vierzig Tage Ablaß, zusammen also 240 Tage Ablaß. „Je nun, da darf man schon wieder einige läßliche Sünden mehr begehen, etwa ein Bischen betrügen oder verleumden 2c. Es ist doch eine bequeme Sache im Pabstthum, daß man im Vertrauen auf fremde Verdienste ein wenig boshaft seyn darf!" 5) **Anleitung zur Verfassung eines zweckmäßigen Entwurfes der Moraltheologie für die öffentlichen theologischen Schulen in den k. k. Staaten.** Die Anleitung ist schätzbar, und R. Anmerkungen darüber verdienen erwogen zu werden, zumal die S. 260, wo er mit dem traurigen Gefühle eines Wahrheits- und Menschenfreundes anzeigt, daß die Klosteräbte durch Annahme von Novizen, **welche die Jesuitenphilosophie zu Augsburg oder zu Dillingen studirt haben,** die gesunde breißgauer Luft mit dem Drachenhauche der Superstition zu inficiren suchen. Den Abt zu St. **Peter** auf dem Schwarzwald nennt er namentlich. Es ist doch merkwürdig, daß aufgeklärte Katholiken sich nun über die **Jesuitenphilosophie** in Dillingen beschweren, sie mit der so übelberüchtigten **Jesuitenphilosophie** in Augsburg in eine Klasse setzen. Gleichwohl ist der unter den Protestanten so bekannt gewordene Jesuit **P. Sailer** zu Dillingen, Professor der **Moral.**

Sailer

Sailer der Freund Lavaters und Pfenningers, dessen Gebetbuch für katholische Christen, den Protestanten auf eine so ungewöhnliche Art angepriesen worden, und so merkwürdige Auftritte veranloßt hat. Sailer, der eine Vernunftlehre erdacht, nach deren feinen sophistischen Sätzen man die Wahrheit so genau nicht untersuchen, sondern sich auf den Glauben verlassen, und allenfalls auch, wenn das eine Vernunftlehre heissen soll, allen Aberglauben vertheidigen. Ist die Jesuitenphilosophie in Dillingen, über die sich unser V. beschweret, die Philosophie Sailers, oder giebt es noch jetzt in Dillingen zweyerley Jesuitenphilosophie? Das möchte wohl einmal näher erläutert werden. So viel ist denn doch wenigstens zu sehen, daß wir Protestanten eben noch nicht großes Vertrauen zu Dillingen haben dürfen. 6) Schreiben aus Barcellona. Interessant. 7) Triumph des Klosters Thennenbach. Dieses Cistercienserkloster sollte aufgehoben und die Einkünfte desselben der Universität zu Freyburg geschenkt werden. Der Abbt wußte durch geschickte Verhandlungen den Unfall abzuwenden. Zu einem Dankfeste, welches hierauf angestellt wurde, mußte der Pastetenbecker Braun in Freyburg einen Tafelaufsatz von Teig verfertigen, der hier ausführlich beschrieben wird. Er stellte das Kloster vor, und enthielt viele Anspielungen und ein paar Chronodisticha auf diese frohe Begebenheit.

Im dritten Hefte ist die Abhandlung über den Celibat geschlossen. Hierauf folgen in 12 Nummern Recensionen, aus denen wir gerne manche kräftige Stelle ausheben möchten, wenn uns nicht die Anzeige der zwey ersten Hefte bereits zu viel Platz weggenommen hätte. Ueberall leuchtet der von dem Kirchenglauben befreyte Geist des edlen Verfassers hervor: möchte er den Muth, beseligende Erkenntniß auszubreiten, nie sinken lassen. Acht der neuesten k. k. Verordnungen, denen nichts als treue Folgeleistung zu wünschen ist. Neue Aussichten zur Verbesserung der Normalschulen und des Religionsunterrichts. N. erzählt die Geschichte der Verfolgung, die er sich zuzog, als er schon im Jahr 1781, mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit, wodurch er sich beynahe Cassation zugezogen hätte, die elende Methode in den Normalschulen in einer öffentlichen Rede verwarf. Nun wird aber die klägliche Litteral- und Tabellarmethode allmählig in eine vernünftigere umgeändert, und

Herr Ruef, die allgemeine deutsche Bibliothek, und alle Menschenfreunde, welche die Schädlichkeit derselben gezeigt haben, haben die tröstliche Genugthuung, daß ihre Gründe, welche anfangs so viel Aergerniß erregt, als richtig anerkannt werden Muster der alten, nun allmählig abzuschaffenden Catechisirmethode in der Normalschule. So elend als möglich. Dreyßig Artikel Junker Helferichs, Ritter Heinrichs und Hans Karsten vom J. 1525. Fünf geistliche Lieder der guten Betha zu Ehren vom J. 1785, immer eines schändlicher als das andere, nebst Reflexionen darüber.

Zu.

Explicatio Catechismi Catholici aere excusi pro faciliori instructione methodo etiam normali mutorum, surdorum, atque infantium aliorumue parum capacium hominum, cum appendice practicae confessionis a quodam sacerdote pastoribus oblata. Superiorum permissu. Augustae Vindelicorum sumptibus N. Doll. 1787. 280 S. und 54 Vorrede in 8.

und

Katholische Normalschule für die Taubstummen, die Kinder, und andern Einfältigen zum gründlichen sowohl als leichten Unterricht in dem Christenthum, durch vierzig Kupferstiche; nebst einem dreyfachen Anhange, besonders der Anweisung zur praktischen Beichte. Allen Seelsorgern und Hausvätern gewidmet von einem Priester. Mit Erlaubniß der Obern (Obern.) Augsburg, bey Doll, 1788. 272 S. und 4 B. Vorrede, in 8.

So bedaurungswürdig der Zustand der Taubstummen schon an und für sich ist, so würden wir sie doch noch weit mehr bedauern müssen, wenn sie nach der elenden Methode des

des hochwürdigen Herrn P. Romedius Knoll (so unterschreibt sich der Verf. hinter der Vorrede) im Christenthum unterrichtet werden sollten. Wir würden ein mühsames Geschäfte, ohne die geringste Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, über uns nehmen, wenn wir einen Mann, wie dieser und Seines gleichen zu seyn pflegen, bey welchen auch nicht ein geläuterter Begriff von der Religion, der menschlichen Seele, und einer brauchbaren Lehrart anzutreffen ist, überzeugen wollten, wie unmöglich es sey, blos durch Bilder- und Gebährdensprache in der Seele Vorstellungen von unsinnlichen Dingen zu erwecken; man erlasse uns also die vorgebliche Mühe, Wasser mit einem Siebe zu schöpfen. Aber eben so wenig sind wir im Stande, unsern Lesern die Bilder zu beschreiben, welche zu diesem Endzweck gebraucht werden sollen. Wenn wir also dennoch einen Versuch machen, so geschieht es blos, um zu zeigen, wie weit der Unsinn getrieben werden könne, keinesweges aber, als glaubten wir, sie so beschreiben zu können, wie sie wirklich sind. Man stelle sich den elendesten Stich, die erbärmlichste Composition, die abgeschmacktesten Figuren, die abentheuerlichsten Sinnbilder, Versinnlichung des unverantwortlichsten und schädlichsten Aberglaubens, die lächerlichsten Versündigungen wider das Kostume, die stupidesten Gesichtsbildungen, die schreyendsten, brennschwefelgelben und dichtrothen Farben vor; und man hat nur eine unvollkommene Vorstellung von diesen Bildertafeln: erst durch das Anschauen selbst wird sie vollkommen. Die erste Tafel stellt in der Kürze alles vor, **was man unter Verlust der ewigen Seligkeit glauben muß**; sie verdient also auch, als der Inbegriff der Heilsordnung, eine genaue Beschreibung. Der Leser vergesse aber bey derselben nicht, daß es eben so schwer ist, ein schlechtes als ein gutes Gemälde zu beschreiben, weil bey beyden nur das Ensemble die volle Wirkung hervorbringt, welches allein mit dem Auge gesehen, nicht aber auf gleiche Art mit Worten, die blos successive Zeichen sind, ausgedrückt werden kann. Wir sehen, wenn uns diese unbiblische athanasische Sprachformel erlaubt ist, die drey Personen in der Gottheit, mit einer Glorie umgeben, um die Einheit des göttlichen Wesen auszudrücken, auf Wolken sitzen, an welchen sich ein Regenbogen präsentirt, der den Vater und heiligen Geist zum Fußschemel, dem Sohn aber zum Stuhle dient. Gott der Vater, der mit einem

einen Nimbus auf dem Kopf, im Arbeiten begriffen ist, aus dem Zimmer. Maria, den Schein über dem Haupt, näht; der Faden sieht einem Strick ähnlich. Taf. 13. die Bahn der Frommen und der Gottlosen. Jene gehen mit schweren Kreuzeshölzern beladen einen steilen Berg hinan, der verschiedene Stationen enthält, die mit Kreuzen bezeichnet sind; oben ist die Himmelspforte. Diese springen und tanzen und schwelgen und spielen und treiben Wollust und raufen sich; einer s. v. erbricht sich. Wenn sie durch die obere Thüre, die sich über einem fürchterlichen Abgrund öfnet, gekommen sind, so stürzt sie der ewige Tod köpflings in die höllischen Flammen hinab. Taf. 16. sieht man mit seinen leiblichen Augen die Teufel aus dem Munde eines Besessenen fahren. — Taf 29. hält der Teufel einem Brüllenden den Mund zu. Unsere Leser haben gewiß eben so wenig Lust, mehr von dem Unsinne dieser illuminirten Kupfertafeln zu lesen, als wir, sie weiter zu beschreiben: es ist genug gesagt, um zu beweisen, daß die oben gebrauchten Superlative nicht aus Neigung zur Uebertreibung gebraucht worden sind. Die Künstler heissen **Franz Mayer** und **Joseph Gleich**; jener hat die Bilder gezeichnet, dieser gestochen. Sie kosten schwarz 3½ fl., illuminiret 9 fl.!!

P. Romedius Knoll steht den Künstlern so wenig nach, daß er sie vielmehr, wo möglich, übertroffen hat. Schon fünf Jahre hat er, nachdem er in Bibliotheken vergebens nach Anweisungen sich umgesehen, wie für die Taubstummen gesorgt werden könne, über die vortheilhafteste Art, sie im Christenthum zu unterrichten, nachgedacht, und endlich gefunden, daß diese Absicht am besten durch Zeichen und Bilder erreicht werden könne. Si enim, sagt er in der Vorrede, sonus aures penetrans animae ingerere potest notionem de Deo, omni ceteroquin sensui imperuio, cur idem non possit pictura aut signum quoddam quod oculos feriat? . . . Quid verba, nisi signa sunt auribus ingesta, quibus homo homini mentem suam explicat? At signa sunt item imagines, et actio explicantis, oculis obseruanda; signa autem tantum? imo juxta Augustinum (wenn man nur Kirchenväter citiren kann!) verba visibilia. Bald wird uns der Hr. Pater überreden, daß ein Taubstummer eben so viel verstehen lernen könne, als ein Blindgebohrner. Man sieht hieraus schon, wie

wenig

wenig der Verfasser im Stande ist, über eine Sache nachzudenken, wozu mehr Kenntniß der menschlichen Seele erfordert wird, als er besitzt. Uebersieht er doch ganz den Unterschied zwischen Wort und Gemälde! Weiß er doch nicht einmal, daß nur durch Worte, als die am wenigsten sinnlichen Zeichen der Dinge die am wenigsten sinnlichen Begriffe von den Dingen beygebracht werden können! Und wie will er Vergleichungen, Verbindungen, Verhältnisse ausdrücken? Und wo will er genug Zeichen und Bilder für die sinnlichen und unsinnlichen Dinge und ihre mannichfaltigen Beziehungen hernehmen? Und wie will er es, wenn er auch für alles dieses die unverworrensten und bestimmtesten Zeichen und Bilder hätte, machen, um durch Vorzeigung derselben in den Taubstummen die Begriffe zu erwecken, die dadurch ausgedrückt werden sollen? — An alles dieses hat **P. Romedius Knoll** nicht gedacht. Genug, er hält Bilder für ein dienliches Mittel des Unterrichts taubstummer Personen, und wird in seiner Meynung durch das Beyspiel **Bossuets** bestätigt, der nach S. 185. des deutschen Werks und S. 30. der Vorrede, bey seinen Katechisationen Bilder zur Erklärung gebraucht hat. Wir wollen einige Zeichen anführen, deren er sich bedient, Religionswahrheiten beyzubringen, und die er als Regeln für andere aufstellt. Ist der Satz: **Gott hat dich erschaffen**, zu erklären, so zeige der Lehrer **einstens** auf einen Ofen, damit die Tauben sich eines Hafners oder Töpfers erinnern; **zweytens**, spiele er selbst den Töpfer, der etwas aus Leim (Leimen) bildet; **drittens**, deute er in der Tafel auf Gott und den ersten Menschen, gleichsam sagend: so hat Gott diesen und uns alle erschaffen; **viertens**, zeige er dieses, als wenn er sich selbst von Fuß auf bilden wollte. **Alles erschaffen**: blase auf die flache Hand, gleichsam: **hergeblasen**. **Wer?** hebe die rechte Hand auf, so daß nur der Zeigefinger aufrecht steht, die übrigen Finger aber auf das Pult sehen. Ist nun die Person, nach welcher gefragt wird, auf der Tafel, so zeige man mit dem Stäbchen in der linken Hand auf dieselbe. **Gott der Vater** wird durch ein Kreuz an der Stirn, der **Sohn** über den Mund, und **der heilige Geist** auf die Brust bezeichnet. **Was?** wirf die ofne Hand gegen das nämliche, um was du fragst, so daß das Platte der Hand in die Höhe sieht. **Geist, Seele**: vereinige

alle fünf Finger hart, und setze sie auf die Stirne, als wenn du sie durchbohren wolltest. Also, (wie also?) sage, (zum Taubstummen sage?) ist alle Kraft des Menschen in der Seele enthalten? **Sterben**: lege die Zeigefinger kreuzweise. **Das letzte Gericht**: mache mit der rechten Hand ein Ringlein wie eine Krone, und mit der linken eine Faust, als wenn du alles zernichten wolltest. **Rechenschaft geben**: strecke den rechten Arm aus, und senke allein den Zeigefinger in die Tiefe. — Und so geht denn das Zeichenmachen in einem fort, sogar daß auch Zeichen angegeben sind, wie diese Unglücklichen beichten können. — Wenn sie diese Bilder recht verstehen, so werden sie den unbekannten Gott kennen lernen; und ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Das Gemälde müsse an einen Ort, wohin alle sehen können, hingehängt werden, und der geistliche Herr mit einem Stabe (als ein Rhapsode oder Bänkelsänger) auf die Figuren deuten. Nicht nur Taubstumme, sondern auch Kinder können auf diese Weise sogar von einer Magd unterrichtet werden; ja P. Knoll getraut sich, vermittelst dieser Methode einem Amerikaner in weniger als zehen Tagen von dem christlichen Glauben Unterricht zu geben. Er hoft daher, daß dieses Werk für Missionäre nützlich seyn werde, und zweifelt keineswegs, daß die Versammlung von Ausbreitung des heiligen Glaubens den Gebrauch dieser Bilder nicht nur gut heissen, sondern auch ihren apostolischen Arbeitern empfehlen werde. Wir aber bitten den Herrn P. Rom. Knoll, daß er uns in Zukunft mit dergleichen elenden Zeuge, deutsch und lateinisch, verschonen möge.

Iw.

---

3) Rechtsgelahrtheit.

Ausführliche Darstellung der Ansprüche des ersten regierenden Hrn. Grafen zu Bentheim-Tecklenburg auf die Herrschaft Bedbur, und einige andere zum Nachlaß der Gräfin Walpurgis von Nuenar gehörigen Güter; gegen den Herrn Grafen von Salm-Reiferscheid und den Churcölnischen Cammeranwald. Von D. Justus Friedr. Runde. Göttingen, bey Joh. Christ. Dietrich, 1788. 148 Seiten, in Fol. 128 Beylagen.

Nach einer zur Geschichte der Herrn von Heinsberg gehörigen Urkunde von 1273, besaß damals eine Gräfin von Sain die Herrschaft Bedbur, nach deren Tod es Friedrich von Reiferscheid an Dietrich von Heinsberg vermachen wollte. Es geschah aber nicht, sondern es kam, ohne daß man angeben kann wodurch, an Grafen Wilhelm V. von Jülich. Dieser gerieth 1278 mit Siegfried Erzbischof von Cöln in Krieg, wurde in Aachen von den Bürgern erschlagen, Siegfried bemächtigte sich seiner Schlösser und Festungen, gab sie aber nachher seiner Familie wieder, Bedbur ausgenommen, das er 1291 dem reiferscheidischem Stamme dergestalt einräumte, daß Söhne und Töchter ohne Unterschied darinn succediren sollten. Siegfried versprach dabey dem Johann von Reiferscheid acht Fuder Wein. 1403 verheyrathet dieser seiner Tochter Metza, oder Mechtildis, an den Grafen Wilhelm I. von Limburg, und versprach, daß nach seinem Tod Schloß, und Herrlichkeit Bedbur und Hackenbroch die Mannsgeburt, die aus der Ehe genommen würde, zum Erbtheil haben sollte; wenn aber die Ehe ganz kinderlos seyn würde, sollten Graf Wilhelm und seine Gemahlin dennoch die Leibzucht an Bedbur und Hackenbroch haben; wenn beyde nicht mehr wären, sollten Schloß und Herrlichkeit wieder an die Seiten fallen, woher sie gekommen wären. Graf Wilhelm und seine Gemahlin kommen wirklich zum Besitz, und als

zwischen ihnen und den Johann von Reiferscheid, dem Sohn zweyter Ehe des Johann von Reiferscheid ihres Vaters, Streit über verschiedene Pertinenzstücke der beyderseitigen Hauptgüter und übrigen väterlichen Mobiliarnachlaß entstand; wurde unter andern durch ein Jülisches Laudum vom 3ten September 1422, und ein Cölnisches vom 3ten März 1428 erkannt, daß Graf Wilhelm und seine Gemahlin sammt ihren Erben Bedbur und Hackenbroch nebst allem Zubehör zu ewigen Tagen behalten, und dabey von Johann von Reiferscheid und seiner Mutter ruhig und friedlich gelassen werden sollten. Graf Wilhelm verheyrathet hierauf seine mit Metza erzeugte einzige Tochter Margretha an Graf Gumprecht von Nuenar, und in den 1425 berichtigten Ehepakten wird versprochen, daß nach Graf Wilhelm und seiner Gemahlin Tod die Herrlichkeit Bedbur auch dann, wenn sie noch Söhne erzeugen sollten, an Graf Gumprecht von Nuenar kommen sollte. Von diesem wurde sie nebst Hackenbroch auf seinen Sohn Wilhelm I. dann auf Wilhelm II., und endlich an Graf Herrmann zu Nuenar und Mörs vererbet, der 1578 ohne Kinder, und als der letzte männliche Nachkömmling aus der wilheiminischen Linie, verstarb. Seine einzige Schwester die Gräfin Walpurgis, welche damals mit ihrem zweyten Gemahl dem Grafen Adolph von Nuenar, einem Absprößling von dem friedrischen Zweige des nuenarischen Stammes in der Ehe lebte, wurde seine einzige Erbin in Bedbur und allen andern itzt strittigen Gütern, die ihr Bruder besessen hatte.

So bald Graf Adolph von Nuenar den Tod des Grafen Herrmann erfahren hatte, begab er sich nach Bedbur, nahm es im Besitz, und ließ sich huldigen. Sein Besitz dauerte aber nur fünf Tage, denn am 11ten December 1578 kam Graf Werner von Salm — ein Nachkömmling des Johann Grafen von Salm, Herrn zu Reiferscheid und Eulenberg, den Johann von Reiferscheid mit seiner zweyten Gemahlin Jutta von Eulenberg erzeugte — mit Kriegsvolk, ließ die Thore erbrechen, und setzte sich mit Gewalt in Besitz, die Bürger aber huldigten ihm nicht. Gegen dieses Verfahren suchte Graf Adolph von Nuenar Hülfe beym Churfürst Gebhard von Cöln und dem Herzog von Jülich. Weil diese ihm aber keinen thätigen Beystand leisteten; so brachte er Kriegsvolk zusammen, belagerte damit Bedbur, und nöthigte Graf

Wer-

Wernern das Schloß und sich selbst zu übergeben, behielt es auch bis 1584 wieder im ruhigen Besitz.

Noch im vorhergehenden Jahr vermählte sich Churfürst Gebhard mit der Gräfin Agnes von Mansfeld, man hielt dadurch den erzbischöflichen Stuhl für erlediget, und wählte Herzog Ernst von Bayern zum Erzbischof. Gebhard suchte seine Würde zu behaupten, Gr. Adolph unterstützte ihn, Ernsts Macht war ihnen überlegen, und er machte sich zum Herrn der sämmtlichen Stiftslande, und der Stadt und des Schlosses Bedbur. Gr. Adolph aus Bedbur vertrieben, begab sich in die Niederlande, und erhielt die Stadthalterschaft von Geldern, wurde aber 1589 unter den Ruinen des Zeughauses zu Arnheim verschüttet. Inzwischen hatte Churfürst Ernst zur Erkenntlichkeit für den Beystand, den ihn Gr. Werner zur Erlangung der Churwürde geleistet hatte, und gegen Erlegung eines laudemii von 12000 Goldgülden den Gr. Werner unter der Bedingung mit Bedbur beliehen, daß wenn er sich wieder mit Gr. Adolphen aussöhnen würde, und dieser seine Ansprüche darauf geltend zu machen suchte, er Gr. Werner sich darauf einlassen sollte.

Nach dem unglücklichen Ende des Gr. Adolph, suchte nun seine Gemahlin Walpurgis ihre eigenthümliche Rechte auf Bedbur und andere von ihrem Bruder ererbten Güter, sowohl beym Churfürst Ernst, als beym Herzog von Jülich. Bey diesem fand sie kein Gehör; Ernst aber ertheilte ihr 1593 über Bedbur und alle ihr zugehörige nuenarische Güter, die beym Erzstift zu Lehn giengen, die Belehnung. Ohnerachtet er sich aber alle Mühe gab, ihr zum wirklichen Besitz zu verhelfen; so wurde doch immer seine Absicht durch die damalige spanische Besatzung, deren Schutz sich Gr. Werner zu erwerben gewußt, vereitelt. Sie blieb nur in possessione civili, und übte die damit verbundene Rechte aus. Hingegen brachte sie es durch Hülfe der vereinigten Niederlande dahin, daß ihr der Herzog von Jülich ihre in dem Jülischen gelegene Güter wieder einräumen mußte, wo sie auch 1594 wieder zum wirklichen Besitz von Gastorp Berchheim und Grevenbroch gelangte, und bis an ihren 1600 am 25sten May erfolgten Tod blieb.

Schon sechs Jahre vorher, am 28sten Octobr. 1594, errichtete sie einen letzten Willen, in welchem sie unter andern den Sohn der Gr. Magdalena von Nuenar, Gr. Adolphen

von Bentheim zum Erben in die Herrschaft Bedbur einsetzte, und auch zu seinem Vortheil über die übrigen cölnischen Lehne dispanirte. Bedbur machte man ihm auch nie strittig, ohnerachtet er weder unter Churfürst Ernst, noch Ferdinand, der während seiner langen Regierung beständig günstige Gesinnungen gegen Gr. Werner und seine Kinder hegte, zum wirklichen Besitz gelangen konnte. Auf die übrigen cölnischen Lehne hingegen, die dem Gr. Adolph von Nuenar gehört hatten, und worüber Gr. Walpurgis nicht frey disponiren können, gestand man ihn nicht so gerade zu ein Erbrecht ein. Inzwischen kam es doch hierüber unter Churfürst Maximilian Heinrich 1659, ingleichen alle denen, die Magdalena von Nuenar zur Stammmutter hatten zu einem Vergleich. In Ansehung der eigenen Güter der Gr. Walpurgis, blieb aber die testamentarische Erbfolge, weshalb auch Gr. Moritz von Bentheim in Ansehung dieser Güter allein, als Kläger auftrat. Hierzu wurde der Weg durch eine besondere Churfürstliche Resolation vom 16ten Decembr. 1659 eröfnet, in welcher die cölnische Lehngüter, die man zum Nachlaß der Gr. Walpurgis rechnete, nämlich Bedbur, Mörick und Gasdorf, ausdrücklich namhaft gemacht werden.

Diese nebst den weiteren Bestimmungen des walpurgischen Testaments, machen nun die eigentlichen Gegenstände des bey dem churcölnischen Hofrathsdicasterium seit 121 Jahren im petitorio geführten Processes aus; worinn sich erst ein Freyherr von Milendonk, und dann auch noch der churcölnische Cammeranwald mit einer Intervention mischten. Jetzt ist die Sache zum Erkenntniß reif.

Was die rechtlichen Gründe betrift, woraus der Hr. Gr. von Bentheim-Tecklenburg die Gerechtigkeit der Ansprüche auf den Nachlaß der Gr. Walpurgis herleitet; so gehen sie sonderlich 1) auf den Erweis der Kunkellehnseigenschaft von Bedbur und den übrigen strittigen Gütern. — Die Cölnischen, wie die meisten Stiftslehne, sind Kunkellehne. Daher sagt Churfürst Ernst in seiner Instruktion der Gesandten an Herzog Albert, es sey landkundig, daß alle des Erzstifts Cölns Lehne pro feudis communibus, in quibus sine ullo sexus discrimine successio ad proximiores transferret werde, zu halten. Durch einen Receß von 1659 zwischen dem churcölnischen Lehnhof und der Ritterschaft ist aber die Sache gänzlich entschieden; denn darinn wird bestimmt,

stimmt, daß in diejenigen Lehne, so ohne Meldung männli-chen, oder weiblichen Geschlechts bisher verliehen worden, die Töchter, oder Weibspersonen, a primo adquirente ent-sprossen, zur Succeßion admittiret, und also die männlichen und weiblichen Agnaten promiscue, auch proximiores in gradu remotioribus absque sexus differentia vorgezogen werden sollten. Dies ist hier der Fall. Der älteste Lehn-brief, den Erzbischof Siegfried 1291 den Johann von Rei-ferscheid über Bedbür ertheilte, sagt: Liberi etiam dicti Johannis utriusque sexus, si dictum Joh. quod absit, mori contigerit, succedent eidem in castro praedicto, und wenn er sine liberis huiusmodi, also beyderley Ge-schlechts, versterben würde, so sollten dann erst seines Bru-ders Söhne zur Erbfolge kommen. In keiner andern Eigen-schaft hat man auch die Herrschaft Bedbur in einer Erbfolge von mehrern hundert Jahren betrachtet. 1380 wurde eine reiferscheidische Tochter von Bedbur mit 2000 alten golde-nen Schilden abgegütert, welches für die damaligen Zeiten keine blose Abfindung einer erblosen Tochter war, so wie auch das Abgütern selbst ein Beweis vom Erbrecht ist. 1403 gab ein Johann von Reiferscheid diese Herrschaft seiner Tochter Metza zum Brautschatz. 1422 und 28 erfolgte ein von den Lehnherrn selbst ertheilter schiedsrichterlicher Spruch, daß Bedbur bey den Nachkommen des Gr. Wilhelm von Lim-burg und seiner Gemahlin Metza zu ewigen Tagen bleiben solle. Um das Jahr 1425 machten die limburgischen Ehe-leute einen Brautschatz für ihre Tochter Margretha daraus, welche an Gr. Gumprecht von Nuenar vermählt wurde. Churfürst Ernst ertheilte der Walpurgis selbst die Belehnung darüber. — Gleiche Qualität hatten die im Jülischen gelege-nen Güter. Sie wurden durch Kauf, oder Erbschaft von einer Familie in die andere gebracht, konnte also ohne Ein-schränkung vererbt werden. — 2) Auf den Erweis, daß die Gräfin Walpurgis die Befugniß gehabt, über diese Güter zu testiren. — Die churcölnische Lehne sind zwar keine feuda mere hereditaria im strengsten Verstand, weil in aliena-tione in extraneum, oder bey einer andern zu eines Frem-den Vortheil geschehenen Dispotion, die Einwilligung des Lehnherrns erfordert wird, man auch darinn ex pacto et providentia maiorum et titulo singulari succediret; sie sind aber doch alienabilia, das ist, sie dürfen ohne Ein-

willi-

willigung der Agnaten verkauft, oder sonst darüber disponiret werden. Der Beweis hiervon liegt in einem 1766 von dem churcölnischen Hofrath an das Reichscammergericht erstatteten Bericht, womit der Cammergerichtsassessor Ludolph in obseruat. forens. T. I. obs. 13. und Thummermuth in seinem Werk: Keumstab schleußt niemand aus, übereinstimmen. Zur Gültigkeit des Testaments war also die Einwilligung der Agnaten so wenig nöthig, als der Consens des Lehnherrns; denn dieser wird nur dann erfordert, wenn Jemand zum Erben ernannt wird, der in der ersten Belehnung nicht begriffen ist. — Selbst in Absicht der Intestaterbfolge müssen Gr. Werner von Salm und seine Descendenten Gr. Adolphen von Bentheim und seinen Nachkommen nachstehen; denn nach der in den Lehngütern statt findenden Linealerbfolge, werden, so lange von einer abgetheilten Linie Descendenten vorhanden sind, selbige allen übrigen vorgezogen. Gr. Werner stammt aber nicht von Margretha von Limburg und ihrem Gemahl Gr. Gumprecht von Nuenar, bey deren Nachkommen Bedbur zu ewigen Tagen bleiben soll, sondern aus einer ganz andern, in der Geschichtserzehlung bemerkten Linie des reiferscheidischen Hauses, und die übrigen Güter, davon hier die Rede ist, waren blos nuenarische, keine reiferscheidische. Er ist auch mit der Erblasserin Walpurgis erst im zehnten, hingegen der Testamentserbe Gr. Adolph von Bentheim im zweyten, und seine Mutter Magdalena im sechsten Grad verwandt. —

Diesen rechtlichen Gründen hat man salmischer Seits entgegengesetzt: 1) Ausflucht der Verjährung. — Sie findet nicht statt, a) ob possessionem vitiosam. Gr. Salm setzte sich vi et armis in Besitz. b) Ob defectum bonae fidei. Er und seine Nachkommen wußten, daß er nur mit Vorbehalt der Ansprüche der eigentlichen Intestat- und Testamentserben mit den strittigen Gütern beliehen worden war. c) Ob defectum iusti tituli. Belehnung überhaupt besonders mit einer fremden Sache, giebt keinen titulum adquisitionis. d) Ob defectum possessionis ciuilis qualificatae. Gr. Walpurgis war in possessione ciuili, Gr. Werner in nuda detentione; denn in Bedbur war er zu seinem Recht beliehen, und in den jülischen Gütern setzte er sich eigenmächtig in Besitz. e) Ob defectum iusti temporis. 1600 starb Walpurgis. 1618 bis 48 war der dreyßigjährige

jährige Krieg, wo nach den Canonischen und Reichsgesetzen keine Verjährung läuft, doch aber wurde die Sache 1616, 19, 37, 59 in Erinnerung gebracht; auch sind in feudis ex pacto et prouidentia maiorum tot praescriptiones quot personae. —

2) Ausflucht der Stammgütereigenschaft der strittigen Güter. Bedbur sey ein reiferscheidisches Stock- und Stammlehn, welches von 1219 so lange, bis es mit Widerspruch des Halbbruders der Metza auf diese, und nachher auf Margretha gekommen, ununterbrochen mit Ausschliessung der Töchter beyden Nachkommen des ersten Erwerbers gewesen. Auch beym nuenarischen Mannsstamme sey es zum Vortheil der männlichen Nachkommen geblieben, die aber mit Gr. Herrmann ausgestorben; daher es nun wieder an den reiferscheidischen Mannsstamm kommen müsse. — Diesem Einwurf begegnet der erste Lehnbrief von 1219, nach welchem Kinder beyderley Geschlechts ins Lehn succediren sollen, und die nachfolgende Erbfolge erweiset das Gegentheil.

3) Ausflucht, daß die strittigen Güter durch Felonie verwirkt wären. — Gr. Adolph von Nuenar vertheidigte seinen Lehnherrn Churfürst Gebharden; wurde ihm nie wegen Felonie der Proceß gemacht; seine Handlungen konnten seiner Gemahlin nicht zum Nachtheil gereichen. Handelte die gegen die Lehnspflicht, remittirte ihr Churfürst Ernst durch die Belehnung den Fehler. Die Gr. von Bentheim-Tecklenburg succediren als Collateralintestaterben ex pacto et prouidentia maiorum, was also Gr. Adolph von Nuenar und seiner Gemahlin allenfalls zu Schulden kommen lassen, traf sie nicht.

4) Ausflucht der Inqualification. Gr. Moritz von Bentheim sey zu den strittigen Gütern fremd; es wären Nachkommen aus dem wilhelminischen Zweig vorhanden, und ehe diese abgegangen, könnten die Absprößlinge des friederichschen Zweiges nicht zur Erbfolge gelangen. — Die Geschlechtsfolge, die bey dieser Ausflucht zu Grund gelegt wird, ist nicht erwiesen. In der 1601 salmischer Seits zu den Akten gegebenen Geschlechtstafel, liegt kein Beweis. Die Ausflucht ist exceptio de iure tertii, und durchkreuzt von Widersprüchen. —

5) Einrede gegen den von der testamentarischen Erbfolge hergenommenen Klaggrund. — Enthält nichts Erhebliches,

was nicht in der Geschichtserzählung und den rechtlichen Gründen, schon widerlegt ist.

6) Ausflucht wegen der Evictionsleistung In dem zwischen Churfürst Maximilian Heinrich und dem Gr. von Bentheim über Bedbur und die übrigen strittigen walpurgischen Güter 1659 gemachten Vergleich, versprachen die Gr. von Bentheim, wenn man salmischer Seits deswegen, und wegen der 12000 Goldgülden, die Gr. Werner Churfürst Ernsten für die Belehnung von Bedbur gezahlet hätte, an den Churfürsten den Regreß nehmen wollte, sie ihn vertreten würden. — Diese Ausflucht ist erst nach dem Schluß der Sache angebracht worden. Die Regel quem de euictione tenet actio, hunc agentem repellit exceptio, worauf sie sich gründet, hat nicht eher statt, als wenn exceptio rei venditae ac traditae entgegengesetzt werden kann. Dies ist hier nicht, weil possessio vitiosa et venditor iustam caussam haberet, cur rem vindicet. Das Erzstift Cöln ist auch nicht für das zu haften schuldig, was Churfürst Ernst für seine Person gethan.

8) Ausflucht wegen nicht geschehener Adcitation der Gr. zu Salm Dick. — Sie ist nach geschlossener Sache angebracht und nichtiger Weise angenommen worden.

Von der milendonkischen Intervention bey diesem Rechtshandel erwähnen wir nur des Resultats, daß sie von Personen angebracht ist, die ihre Ansprüche auf ein näheres Erbrecht gründen, aber ihre Verwandtschaft nicht einmal angeben können, daß sie auch deswegen ihre Intervention haben fallen, und so lange ruhen lassen, bis daß ihr Recht darüber verjährt ist. Ja, wenn sie auch nähere Intestaterben gewesen; so wären ihre Ansprüche durch das Testament der Gr. Walpurgis entkräftet worden. — Noch weniger verweilen wir uns bey der Intervention des churcölnischen Cammeranwalds, die weiter nichts, als ein Decokt aus den Akten zusammengelesener salmischer Einreden, mit einigen eigenen dürftigen Zusätzen vermehrt, und verbessert, und dem churfürstl. Interesse äusserst nachtheilig sind. Der Verf. zeigt die unsaubern Quellen aus der sie entsprungen ist, und versetzt deswegen den Concipienten einige empfindliche Streiche.

Dies wäre ungefähr der Geist der ganzen Schrift; das abgerechnet, was unserer Aufmerksamkeit vielleicht entfloh, oder die Kürze zu bemerken nicht erlaubte. Der Verfasser

hat darinn in systematischer Ordnung und lesbarer Schreibart die Sache in ein solches Licht gestellet, daß die Gerechtigkeit derselben von allen Seiten ins Auge springt. Und vorausgesetzt, daß von Seiten des Hrn. Gr. von Salm Reiferscheid keine merkliche Schwächen des Beweises der bentheimischen Ansprüche gezeigt, und keine vollwichtigere Einreden aufgebracht werden können; so möchte die Sache des Hauses Bentheim wohl nunmehr eine glücklichere Wendung erhalten, als ihr das Schicksal bisher bestimmte.

Ms.

Archiv für die theoretische und praktische Rechtsgelehrsamkeit. — Herausgegeben von Theodor Hagemann und Christian August Günther, Professoren in Helmstädt. Erster Theil. Braunschweig, im Verlag der Schulbuchhandlung. 1788. gr. 8. 326 Seiten.

Ueber allgemeine Grundsätze bey Abfassung juristischer Schriften, von D. C. H. v. R(ömer). S. 1. Dieser Aufsatz enthält manche wahre und gute Bemerkungen über Kaligraphie, Orthographie und die Erfordernisse einer guten juristischen Schreibart, in einem grossentheils reinen Styl. II. Ueber die Natur und Grenzen der richterlichen Willkühr bey Anwendung der Strafgesetze, nach Grundsätzen der Vernunft, der römischen karolinischen und sächsischen peinlichen Rechte, auch in Mitbeziehung auf die bey einer neuen peinlichen Gesetzgebung deshalb zu nehmenden Maasregeln, von J. H. H. S. 71. ganz richtig ist die S. 93. * ad L. 42 ff. de poen. gemachte Bemerkung: „Soll sonach nicht einmal der Richter, dem es doch ohnstreitig obliegt, strenge nach den Gesetzen Recht zu sprechen, eine gesetzliche Strafe verhärten können, wie viel weniger sollten Gesetzgeber selbst es sich erlauben, die Urtheile der Dikasterien, von denen man doch annehmen muß, daß sie jedesmal schon so strenge sind, als es die Gesetze wollen, in Gnaden noch mehr zu verhärten!“

Als das beste Mittel zu Aufhebung der richterlichen Willkühr wird (dem preußischen Gesetzbuch gemäß) vorgeschlagen: daß das peinliche Gesetzbuch die Generalnorm von Bestrafung der Verbrechen enthalte, den Richtern aber eine besondere Instruktion, wie sie sich bey Anwendung des Gesetzes auf einzelne Fälle verhalten sollen, zugestellt, und sobald Gesetzbuch und Instruktion über einen zweifelhaften Fall nicht hinlängliche Auskunft geben, die Entscheidung von der beständigen Gesetzcommißion ertheilt werde. III. **Kann ein gezogener Wechsel von dem Präsentanten in Abwesenheit des Bezogenen dessen Handlungsfactor zur Annahme der Tratte, und mit welcher rechtlichen Wirkung, vorgezeigt werden? von A. S. P. Semler.** S. 123. Der Verfasser verneint die Frage in dem Fall, wenn der Factor nicht durch den Präpositionsvertrag ausdrücklich in seines Herrn Namen zum Wechselgeschäft gehörige Angelegenheiten und Sachen zu betreiben bevollmächtiget worden, und hält — so fern nicht die Wechselordnung den Factor zur Zahlung verurtheilt — das ganze Geschäft für eine ungültige und nichtverbindliche Handlung in Rücksicht des Factors und seines Principals. IV. **Rechtliche Beleuchtung (oder Widerlegung) einer Stelle aus der** *Oeconomia forensi* **Th. 1. Hauptst. 1. §. 201. S. 189. die daselbst behauptete Verbindlichkeit der Landpfarrer, die Reparaturen an den Wirthschaftsgebäuden, die sie zur Bestellung des Pfarrackers nöthig haben, selbst zu bestreiten, betreffend, von ebendemselben.** S. 149. V. **Ob bey entstandenem Concurse der Gläubiger der bestellte Curator Bonorum die vom Schuldner bey annoch guten Umständen und während der Ehe gemachten Geschenke wider dessen Willen zur Masse zurückzufordern befugt sey?** S. 165. Die Frage wird unter Beziehung auf Nro. 162. cap. 1. und L. 6. pr. ff. quae in fraud. cred. verneint. VI **Ob es ein** *peculium profectitium* **gebe, wovon der Mutter das Eigenthum zustehet?** S. 190. wird nach römischen und deutschen Gesetzen bejahet. VII. **Etwas über die zur Nachtzeit ohne Lichter errichteten Testamente und deren Gültigkeit, von Th. Hagemann.** S. 198. Der Verfasser hält sie für ungültig, weil die Zeugen nach L. 9. C. de testam. den Testirer sehen sollen, und weil in solchem

Fall

daß große Gefahr eines unterlaufenden Betrugs vorhanden seyn würde. Der Aberglaube, daß drey Lichter angezündet seyn müssen, erhält auch seine Abfertigung. VIII. Vom Galgenlehn, von Adr. Eckhard in Eisenach. S. 207. „Das feudum furcale besteht darinn, daß jemand unter der Verbindlichkeit zur Treue mit dem Rechte, Todesurtheile zu vollstrecken beliehen (belehnt) wird. Zur Vollstreckung der Todesurtheile gehörte die Befugniß, einen Galgen aufzurichten, und durch die Belehnung mit demselben entstand der Name des Galgenlehns." IX. Protocoll v. J. 1782. über ein zu Jork im alten Lande gehaltenes Nothgericht (peinliches Gericht) mit Anmerkungen begleitet von D. Eisenhart S. 218. X. Etwas zur Erläuterung des 112 §. des jüngsten Reichsabschiedes von Th. Hagemann S. 225. Er sucht den Grund, warum die Appellationssumme bey dem Cammergericht schon im R. A. zu Speyer v. J. 1570 bey annuis redditibus auf 4 (nachher 8 und endlich 16) Reichsthlr. bestimmt, mithin hier statt 5 nur zu 4 pro Cent, gerechnet worden, in der auf L. 3. §. 2. ff. ad L. falcid. genommenen Rücksicht. XI. Biographien der Helmstädtschen Rechtslehrer, nebst genauen kritischen Nachrichten von ihren Schriften. Ein Beytrag zur Gelehrtengeschichte der Universität Helmstädt. Von Jul. Ge. Paul du Roi S. 232. Diese sollen nach und nach in diesem Archiv abgedruckt werden. Hier giebt der Verfasser in der Einleitung 1) nöthige Vorerinnerungen; 2) eine allgemeine Uebersicht der sämmtlichen Helmstädtischen Rechtslehrer von Stiftung der Akademie bis auf gegenwärtige Zeiten nach chronologischer Ordnung; (er führt 66 Professoren v. J. 1574 an;) 3) eine kritische Anzeige der zur Kenntnis der H. Rechtslehrer gehörigen Schriften. XII. Ueber das Leben und die Schriften des Andreas von Isernia, von Th. Hagemann S. 251. Dieser Rechtsgelehrte des 14ten Jahrhunderts heißt eigentlich Andreas Rampinus, gebürtig von Sergna (Isernia) im Königreich Napoli. Er machte sich insbesondere durch seine Commentaria in usus et consuetudines feudorum berühmt, und wird in der zu Frankfurt 1629 erschienenen Ausgabe der Commentarien Feudistarum patriarcha genennet. XIII. Etwas über den innern Werth der peinlichen Gerichtsordnung Kayser Carls V.

von A. G. P. Gemmler. S. 266. Nachdem der Verf. sich (I. Kap.) mit Darstellung der Fehler der P. G. O. Carls V. beschäftiget; so läßt er zwar (II. Kap.) eine Darstellung ihrer guten Eigenschaften; aber nur in der Absicht, die Vertheidiger derselben zu widerlegen, folgen, und spricht ihr am Ende seines Aufsatzes — welcher in Ansehung des Periodenbaues und Ausdrucks durchgängig lichtvoller, fliessender, besser und reiner seyn sollte — wahren innern Werth ab, und rühmt dagegen die Vorzüge der neuesten preußischen Criminalgesetzgebung. **XIV. Können Aeltern ihre Kinder verstoßen? Und welche rechtliche Wirkung hat diese Handlung? von C. A. Günther. S. 303.** Dem Verfasser ist nach deutschen Rechten Verstoßung eine ausdrückliche und deutliche Erklärung der Aeltern, daß sie alle Verbindungen mit ihren Kindern aufheben wollen. Sie geschieht aus Unwillen, aus einer erheblichen Ursache und wider Willen der Kinder. Wenn Aeltern sich sowohl von allen Rechten, als von allen Verbindlichkeiten gegen die Kinder lossagen, so hat diese Verstoßung keine rechtliche Wirkung in Ansehung der Rechte der Kinder, aber die Rechte der Aeltern, die zu ihrem Vortheil eingeführt sind, (z. B. ususfructus adventitiorum) gehen dadurch verlohren, jedoch mit Ausnahme des ihnen auf den Todesfall der Kinder zukommenden Erbrechts. Wenn aber Aeltern sich bloß von den Verbindlichkeiten gegen die Kinder lossagen, so ist eine solche Lossagung an sich ungültig. **XV. Ueber** *L. 6. §. 1. ff. de excusationibus,* **von ebendemselben. S. 324.** Das Wort sophistae wird dahin erklärt, daß darunter Lehrer der griechischen Sprache, so wie unter dem Wort rhetores Lehrer der lateinischen Sprache gemeint seyen.

Fa.

Beytrag zur neuesten jüdischen Geschichte, für Christen und Juden gleich wichtig, und veranlaßt durch die von dem königlichen Cammergerichte zu Berlin erhobene Streitfrage: Bleibt der Jude, der zum Christenthum übergeht, bey der jüdischen Religion? Herausgegeben von D. Wilhelm Abra-

Abraham Teller. Berlin, bey August Mylius, 1788. 218 Seiten, in 8.

Die hier abgedruckten Gutachten der Herren Tychsen, Professor zu Büzow, Teller O. C. Rath zu Berlin, und Israel Lohnstein, Assessor bey der Judengemeine zu Glogau, nunmehr Lehrer zu Berlin, betreffen eine Rechtssache, welche dem Publikum schon aus der berlinischen Monatsschrift, 8ter Band, S. 470. bekannt ist. Moses Isaac, ein reicher Jude zu Berlin, hinterließ, außer einem sehr grossen Vermögen, welches er unter seine drey Söhne und zwey Töchter vertheilte, ein Fideicommiß, von welchem die Kinder, welche nicht bey der jüdischen Religion bleiben würden, ausgeschlossen seyn sollten. Die beyden Töchter treten zum Christenthum über, und verlangen, nachdem sie christliche Ehemänner geheyrathet haben, an dem Fideicommiß Antheil zu nehmen. Das königliche Cammergericht entscheidet auch zu ihrem Vortheil. Allein das geheime Tribunal wirft dieses Urtheil über den Haufen; und als sich darauf die klagenden Töchter an den König selbst wandten, so bestätiget der König das Urtheil des Tribunals, befiehlt aber, daß durch neue Gesetze dem Nachtheil, welcher den Bekennern der christlichen Religion durch dergleichen jüdische Testamente zuwachsen möchte, auf die Zukunft vorgebeugt werde. Die königliche Antwort, welche schon in der berliner Monatsschrift a. O. stehet, ist hier dem Berichte des Tribunals, worinn es auf königlichen Befehl die Gründe seiner Entscheidung vorträgt, beygefügt. Der Ausspruch des Tribunals und die königliche Antwort sind von der Art, daß sie Auswärtigen eine große Hochachtung für die preußische Justizpflege einflößen müssen. Man hätte denken sollen, die Sache wäre hiemit völlig entschieden gewesen, und Klägerinnen würden keinen neuen Versuch gewagt haben, an dem Fideicommiß Antheil zu erhalten. Allein, was vermag nicht die Geschicklichkeit eines Advocaten auszurichten, wenn ihm ein im Talmud und den Rabbinen belesener Professor mit seinen Spitzfündigkeiten zu Hülfe kommt? Der Testator hatte von Kindern, die nicht bey der jüdischen Religion bleiben würden, gesprochen. Hr. Tychsen behauptet, daß dieser Ausdruck nicht auf Kinder, die zum Christenthum übergehen, sondern auf solche,

die zum Irrglauben, und Unglauben, zum Epicuräismus und ähnlichen freygeisterischen Sekten übertreten, gezogen werden müsse. Ihm zufolge sind die Juden, welche Christen werden, doch noch als solche, welche bey der jüdischen Religion geblieben sind, anzusehen. Diese Meynung will er aus den Schriften der Juden beweisen. Der Mandatarius der Klägerinnen nimmt die tychsensche Erklärung mit Freuden an, und zeigt, daß die Testamentsklausul, wenn sie so interpretirt wird, auf seine Mandanten nicht anwendbar sey. Der Nachtrag des Hrn. Mandatarius ist fast eine wörtliche Wiederholung des Gutachtens des Hrn. Tychsen. Ob nun gleich dadurch die Sache zu einem neuen Processe aus einem ganz andern Klaggrunde eingeleitet war: so scheinen doch die Klägerinnen bald ihr Unrecht eingesehen zu haben, indem sie es nicht zum Spruch haben kommen lassen, sondern sich mit den Executoren verglichen haben. Dem tychsenischen Gutachten ist das von dem O. C. R. Teller entgegengesetzt. Letzteres ist mit großer Gründlichkeit und Wahrheitsliebe, aber auch mit Schonung des Gegners, dem, wenn er ein gedungener Advocat der Klägerinnen war, eine solche Schrift zu verzeihen gewesen wäre, abgefaßt. Die Nichtigkeit der Behauptungen des Hrn. Tychsen (denn kaum kann man ihnen den Namen von Scheingründen geben) wird aus dem Gemeinsinn, den die Redensart: nicht bey der jüdischen Religion bleiben, bey allen Vernünftigen, der deutschen Sprache kundigen Menschen haben muß, aus dem jüdischen Sprachgebrauch gewisser Wörter, welche von Hr. Tychsen ganz falsch erklärt waren, und aus dem Geiste des Judenthums, der auf Gebräuche einen nicht geringern Werth setzet, als auf Lehrsätze, gezeigt. Hr. Tychsen hatte, um sein Paradoxon, daß Juden die Christen werden, doch als bey der jüdischen Religion gebliebene zu achten sind, zu beschönigen, folgenden Satz zum Grunde gelegt. Die altjüdische Religion ist einzutheilen in die christliche, karaitische und rabbanitische Religion. Wer einer von diesen drey Religionen zugethan ist, ist noch immer ein Bekenner der altjüdischen, so wie Katholiken, Lutheraner, Reformirten, doch noch Christen sind. Teller fordert ihn auf die Richtigkeit seiner Eintheilung nur aus einem einzigen jüdischen oder christlichen Schriftsteller zu beweisen. Hr. Tychsen ist den Beweis in seiner sogenannten Widerlegung des tellerischen Gutachtens schuldig geblieben. Diese Widerlegung ist

von Hr. Teller Stück vor Stück beantwortet. Eine musterhafte Schrift, nach deren Durchlesung dem Hrn. Tychsen auf immer der Muth entfallen seyn mag, sich mit einem solchen Gegner über diese Materie in einen weitern Streit einzulassen! Der Judenassessor Lohnstein hat den Hrn. Tychsen nicht weniger in die Enge getrieben. Dieser hatte die Aehnlichkeit der christlichen und jüdischen Religionen aus den 13 Fundamentalartikeln, welche Maimonides festgesetzt hat, und die bis auf einige wenige erlaubte Einschränkungen von den Christen angenommen würden, beweisen wollen. Lohnstein zeigt, daß sie Tychsen mit Fleiß abgekürzt hat, und daß sie nicht von den Juden als Fundamentalartikel angenommen werden; ferner daß die Töchter des Testators, welche zur christlichen Religion übergegangen sind, nothwendig die jüdische verlassen haben, weil sie eine Offenbarung einräumen, durch welche die von Moses verordneten Gebräuche und Gesetze aufgehoben werden. Hr. Tychsen hat zwar das lohnsteinische Gutachten in einem besondern Aufsatze entkräften wollen, dem er 37 größtentheils nicht hieher gehörige Fragen angehängt hat. Sein Gegner wirft ihn aber noch zum zweytenmal zu Boden und man kann nicht sagen, daß von dem Falle der Boden erschüttert sey: denn wirklich der Streiter war mit sehr elenden, mehr strohernen als eisernen Waffen ausgerüstet.

Az.

Prof. Schnaubert's Erläuterung des in Deutschland üblichen Lehenrechts, in einem Commentar über die böhmerschen Principia juris feudalis. Braunschweig, im Verlag der fürstlichen Waisenhaus-Buchhandlung, 1784. Erste Fortsetzung, 1786. Zweyte Fortsetzung, 1788. 4. 514 Seiten.

Der Verfasser hat dieses Werk hauptsächlich für seine Zuhörer, zu Wiederholung seiner Vorlesungen — Anfangs zu Giessen, nachher zu Helmstadt, und gegenwärtig zu Jena — bestimmt. Es enthält Erklärungen des im Titel angeführten böhmerischen Lehrbuchs, nach der Ordnung

der §. §., und gegenwärtige drey erste Abtheilungen gehen bis auf Lib. I. Sect. I. Cap. X. de success. feudali speciali ex simultanea investitura. Man hatte bisher noch kein Buch von dieser Art, und in dieser Absicht geschrieben, welches nämlich, nach Anleitung eines der gangbarsten und besten Lehrbücher, eine ausführliche Entwicklung, Erläuterung und Berichtigung der wichtigsten Sätze, in systematischer Ordnung, enthielte, und dem jungen Studirenden ein bequemes Hülfsmittel darböte, mit geringerem Zeitaufwande, sich den mündlichen Lehrvortrag zu wiederholen, die, nur flüchtig aufgefaßte Begriffe und Sätze seinem Gedächtnis tiefer einzuprägen, und zugleich sich im eignen Nachdenken zu üben. Das Unternehmen ist also allerdings nützlich. In Ansehung der Ausführung liesse sich indessen doch manches erinnern. Einige Abhandlungen über einzelne Materien, sind doch, selbst für einen solchen Commentar, zu weitläuftig, und enthalten vieles, was gar nicht ins Lehenrecht gehört und ganz andre Entscheidungsquellen hat. So findet man z. B. ad §. 74. de rebus in quibus feudum constituitur, eine mehr als 50 Seiten lange Abhandlung über die **Zehenden**, ihren Begriff, ihre verschiedne Gattungen, ihre Geschichte ꝛc., welche man allenfalls in einem Commentar über das Kirchenrecht, hier aber um so weniger suchen würde, als am Ende doch nicht einmal Anwendungen von den über die Natur dieser Gegenstände angestellten weitläuftigen Untersuchungen auf lehnbare Zehenden, und auf die, aus diesem Verhältnisse fliessende Rechte und Verbindlichkeiten gemacht sind. Eben so ist die Untersuchung über **Mißheyrathen** (ad Tit. de successione feudali legitima) nicht ganz an ihrem Orte: nämlich in sofern nicht, als der Verfasser von der Frage: Was in Rücksicht auf die Lehnssuccession eine Mißheyrath sey? auf die, davon doch immer sehr verschiedne Frage: Was nach der bekannten Stelle in der Wahlcapitulation K. Karls VII., in Rücksicht auf die Erbfolge in deutschen Reichslanden, eine notorische Mißheyrath sey? übergeht, oder vielmehr beyde mit einander verwechselt. Die leztre ist, wie es wenigstens Recensenten scheint, nach ganz andern Grundsätzen, als die erstere, zu untersuchen. Der Verfasser nimmt gegen Pütter, die Ehen des hohen Adels, hauptsächlich aber der Grafen mit dem niedern Adel in Deutschland, als standesmäßige Ehen, in Schutz: und er scheint Recht zu haben,

wenn

wenn zwischen dem Vasallen und Lehnsherrn die Frage ist: ob die aus dieser Ehe erzeugten Kinder fähig sind, im Lehen zu succediren? — auch hat Pütter dies nicht bestritten —: wenn es aber darauf ankommt, ob, wie es in der Wahlcapitulation heißt: „dergleichen Kindern, zu Verkleinerung des Hauses, die väterliche Titel, Ehren und Würden beyzulegen, und dieselbe zum Nachtheil der wahren Erbfolger, und ohne deren besondre Einwilligung für ebenbürtig und succeßionsfähig zu erklären sind?" so mögte doch wohl, wenigstens nach dem neueren deutschen Staatsrechte, die verneinende Entscheidung die richtigere seyn. Es ist hier der Ort nicht, auch hat Recensent überhaupt keinen Beruf in diese Untersuchung tiefer einzugehen. Indessen sieht man deutlich, daß die Wahlcapitulation in dieser Stelle nur gewisse innere Familienverhältnisse des deutschen hohen Adels, ohne alle Rücksicht auf Lehensverhältniß, hat bestimmen wollen, und daß also dieselbe bey der Frage von der Lehenserbfolge, keine Anwendung haben kann. Der Verfasser wird also in sofern freylich immer Recht behalten, wenn er, in Ansehung des, neulich sehr berühmt gewordnen Lippebückeburgischen Succeßionsfalls, mit Strube der Meynung ist, daß die Ehe des Grafen Friedrich Ernst von der Lippe mit Philippinen von Friesenhausen, den Abkömmling aus derselben nicht unfähig mache, in die, von dem fürstlichen Hause Hessencassel zu Lehen gehende Grafschaft zu succediren.

Uebrigens sind in diesem Buche überall viele Beweise von der gründlichen Gelehrsamkeit, und von dem unbefangenen Forschungsgeiste des Verfassers enthalten. Der Vortrag ist freylich ein wenig weitschweifig und steif, und es fehlt dabey nicht an Sprachunrichtigkeiten und Sünden gegen die deutsche Grammatik. Aber zum Glück sind die Rechtsgelehrten von dieser Seite noch immer nicht so verwöhnt, um diese Art Fehler sehr auffallend zu finden.

Im

4) Arz-

4) Arzneygelahrtheit.

Traité des principales & des plus frequentes maladies externes & internes. A l'usage des jeunes docteurs en medecine, des chirurgiens-medecins & des praticiens, qui suppleent au defaut des medecins gradués; ainsi qu'a celui des personnes eclairées, qui par des motifs de bienfaisance excercent la medecine dans les campagnes ou qui peu a portée des secours de l'art, sout obligés d'etre leur propre medecin & de medicamentes ceux qui les environnent. Ouvrage qui contient — — par M. Jean Fr. *de Herrenschwand* &c. Bern, 1788. bey Seizer. 540 Seiten, gr. 4. außer 104 Seiten für die Formuln.

Dieses große Werk ist zu gleicher Zeit in einer deutschen Uebersetzung unter dem Titel: Abhandlung von den vornehmsten und gemeinsten innerlichen und äusserlichen Krankheiten zum Gebrauch junger Aerzte und Wundärzte — eben daselbst auf 707 Seiten und mit einem Register erschienen. Der Titul des Werks zeigt schon die große Absicht und den Umfang desselben; der Verfasser äussert sich in der Vorrede noch genauer darüber, daß er es nämlich vorzüglich für die Wundärzte bestimmt habe, die bey Regimentern angesetzt und also im Besitze der innern Praxis sind. Es verdienet daher wegen des ausgebreiteten Nutzens, den es verspricht, eine umständlichere Anzeige, und der Leser wird eben so sehr dabey gewinnen, wenn wir ihn auf das Entbehrliche, Irrige aufmerksam machen, als wenn wir blos das Nützliche ausziehen. Ueberhaupt ist die Arbeit kein Meisterwerk, das etwa wie das Tissotische, Epoche machen wird, aber doch auch wahrhaftig für die Leser, denen es eigentlich bestimmt ist, nicht ohne Nutzen, und wenn sie vorerst nur die darinn gegebenen Vorschriften befolgen, so gewinnt das Land genug.

Der

Der Ton ist zugleich deutlich, faßlich; ohne Schwulst und ausgekramte Gelehrsamkeit. Auf neue Entdeckungen darf der Verfasser keinen Anspruch machen, und sein Werk enthält für erfahrne Aerzte nichts neues, aber es wird die Absicht gewiß dadurch erreicht, Anfängern nützlich zu werden. Man siehet es dem Verfasser an, daß er ein Schüler von Wedel, Hofmann, Boerhaaven ist, wenn er es auch nicht selbst in der Vorrede sagte. Seine Methode ist ein Gemisch aus jenen Zeiten, mit der französischen — etwas modernisirt. Die Theorie ist das schlechteste darinn. Die Therapie fast ganz französisch. — Tisanen, Clystiere, Bouillons, selbst bey Fiebern verschiedener Art, Fleischbrühen, häufige Aderlässe zum Ekel, selbst bey Wechsel- und Gallenfiebern, fast auch bey bösartigen, bey Wurmfiebern; jedoch findet man der ersten Wege auch öfters gedacht, und bey der Behandlung darauf Rücksicht genommen. Die Turgescenz aus den neuern Zeiten selten. Von sich selbst und seiner eignen Erfahrung giebt der Verfasser, wir wissen nicht, ob aus Bescheidenheit, nichts an, und man bleibet also ungewiß, ob sein Rath sich nicht zuweilen blos auf Lektüre gründe. Was wir unglücklicher Weise fast in allen, selbst den besten praktischen Werken dieser Art vermissen, findet man auch hier nicht, die Diagnostik ist zu sehr vernachläßiget, das Gemälde der Krankheit wie gewöhnlich nur hingekleckset, verhudelt, und dem Anfänger nicht bestimmt genug gesagt, woran er die Krankheit vorzüglich erkennen, oder das Uebel genau unterscheiden lernen soll, ehe er zu Recepten eilt. Wir sagen nichts von der Abtheilung und Ordnung der Kapitel, von Zusammensetzung und Folge der Krankheiten, sondern wollen nun den Innhalt dieses Werks noch näher untersuchen, um das eben gefällte allgemeine Urtheil zu beweisen.

Doch können wir vorher die Erinnerung nicht zurückhalten, daß bey einem Werke dieser Art öfterer hätten medicinische Vorurtheile bestritten und dem Leser gesagt werden sollen, was er zu unterlassen, oder nicht zu thun habe; nur einmal entsinnen wir uns, bey dem Seitenstich eine Warnung wider specifische Mittel und Bocksblut, so auch bey der Epilepsie gefunden zu haben, obgleich grade auch hier wieder ein eignes Pülverchen empfohlen wird.

Manchen Leser wird es vielleicht von der ganzen Lektüre des Werks abschrekken, wenn er die ersten Kapitel von Tem-

peramenten, von kalten und warmen Unreinigkeiten der ersten Wege lieset, wenigstens finden wir diese Begriffe so sehr schwankend, daß wir dem armen Wundarzte nicht ohne Grausamkeit zumuthen können, mit diesen ohnehin für ihn so äusserst entbehrlichen Dingen sein Gedächtnis zu überladen. **Fehler der Blutmasse, Verschleimung, Erhitzung** Unter den **Fehlern der flüßigen Theile** finden wir hier **kalte Schärfe, warme Schärfe, muriatische, skorbutische**, und da wir vorzüglich auf die Zeichen der muriatischen neugierig waren, so machten wir denn die große Entdeckung, daß dabey der Speichel, Schweiß, die Thränen salzig seyn sollen; und da war es freylich auch natürlich die Ursache eben so angegeben zu sehen, nämlich Käse, gesalzenes Fleisch und Fische. Wann wird man doch endlich aufhören, den armen Wundarzt, der ohnehin gar zu fest an dergleichen Dingen hängt, so zu unterhalten? **Die Verdickung der Lymphe** hat uns mit ihren Zeichen und der Behandlung, besonders bey Kindern, besser gefallen, auch die **Kacherie**, und sie sind für den Leser instructif. **Das Fieber**, allgemeine Symptomen. Den therapeutischen Theil hätten wir hier ganz weggelassen, und bis auf die nachher folgende Behandlung verschoben. Bey Gelegenheit des verschiedenen **Ausschlages** bey einem Fieber wollen wir hier eine ganze Stelle aus der deutschen Ausgabe abschreiben, um unsre Leser nicht nur mit dem semiotischen Theile des Werks, sondern auch zugleich mit der Uebersetzung bekannt zu machen: „Der „Frieselausschlag bestehet in kleinen rothen und weissen Körnern, die auf Petechien-Flecken geimpfet sind. Das Scharlachfieber hingegen äussert sich in scharlachfarbenen Flecken, „welche dem Flohbiß gleichen, aber auf der ganzen Oberfläche etwas erhöhet sind, bisweilen ziehen sie sich auf das „weisse, und denn heissen sie das weisse Scharlachfieber. „Was die Geschwulsten in den Fiebern betrift, so sind es „Knoten, Geschwulst der Speicheldrüsen, Karfunkeln, Hundsblattern ꝛc.“ Ohne Zweifel haben unsre Leser genug, und werden es uns zugleich Dank wissen, daß wir sie allein mit dem französischen Originale, nicht mit der Uebersetzung unterhalten, obgleich des Verf. Muttersprache die Deutsche ist. Was uns noch mehr von der Uebersetzung abschreckte, waren einige grobe Fehler z. Ex. S. 326, wo die Raude durch das Reiben mit dem **grauen Pflaster** gehindert werden soll.

Nichtis

Richtiger und genauer ist die Beurtheilung des Ausschlages, wenn er bey epidemischen Fiebern sich zeigt, wie man ihn oft da der Natur überlassen, um andre Indicationen erfüllen, ihn oft hervorbringen müsse. Zeichen, welche den Ausgang der Krankheiten anzeigen. Das Verhalten bey den Fiebern. Wenn sich im Unterleibe Zufälle äussern, die blos eine Anhäufung in den Gedärmen (Plenitude dans les intestins, welches der elende Uebersetzer durch Vollheit in den Eingeweiden giebt) andeuten, der Kranke dabey vollblütig ist, so muß vor den vorher empfohlnen Ausleerungen ein Aderlaß vorgenommen werden!! S. 86. Schön ist sonst der Rath, ehe man den Charakter des Fiebers herausgebracht hat, man solle unter dem Gebrauche allgemeiner Mittel *demeurer dans l'observation*. Von Wechselfiebern, sie scheinen von zurückgetretener Ausdünstung und einer Anhäufung von Unreinigkeiten in den ersten Wegen vorzüglich zu entstehen. Der Fieberrinde können die Armen Eichenrinde oder Chamillenblumen substituiren. Spinnwebe eingenommen, oder das Häutchen aus einem Hühnerey um den kleinen Finger geschlagen, habe oft auch Nutzen gehabt!! Bey Kindern äusserlich Seifenspiritus, Chinaumschläge oder solche Clystiere. Bey viertägigen haben die Chamillen oft die Fieberrinde übertroffen, (auch nach des Recensenten Erfahrung.) Gallenfieber, gut, wenn man bey der Behandlung die Aderlässe ausnimmt. Bey den gastrischen oder Intestinalfiebern ist die Diagnostik nicht ausführlich genug. Bey dem Wurmfieber ist von einem in diesem Fach berühmten Arzte unsre Erwartung nicht befriedigt; es wird fast mit dem Gallenfieber gleich behandelt, jedoch dürfen wir drey Gran! des corsicanischen Mooses nicht vergessen. Bey dem Scharlachfieber trauete der Rec. seinen Augen nicht, als er las, daß eine Art auch von Sonnenhitze entstehe; überhaupt ist die Zeichnung dieses Fiebers so, daß sie auf das, was wir in Deutschland in vielen hundert Fällen beobachtet, und die Engelländer neulich gut beschrieben haben, durchaus nicht paßt, z. E. die Röthe erst im Gesichte, die Heiserkeit, die bläulichen Flecken; doch warnet der Verfasser wider die freye Luft und die daher entstehende Geschwulst sehr richtig. Bey dem Fleckfieber solle man erst nach dem siebenden Tage abführen! Bey dem Friesel schweißtreibende Mittel. Die Pocken sind gut beschrieben, und die Inoculation wird umständ-

ständlich empfahlen. Wenn die Röthe plötzlich verschwindet, Blässe entsteht, das Gesicht sinket, der Speichelfluß aufhöret; so solle man geschwind Aderlassen! und ein Minerativ geben. Eins der besten Kapitel ist das vom bösartigen Fieber, sowohl im Absicht der Zeichnung als Behandlung, eben dies müssen wir auch vom Faulfieber rühmen. Von Verhärtungen des *Pancreas*, dagegen der Verfasser Clystiere, und Seife mit Terpentin anräth; so ist auch die Behandlung eines verhinderten Blutumlaufs durch das Pfortaderſystem, der verstopften Leber, und Milz, nach sehr richtigen Grundsätzen vorgetragen; auflösende Mittel, Blutigel, auch ein *eau de rouille*, das aus hundert kleinen rostigen Nageln bereitet wird. Gelbsucht, sehr gründlich erkläret, und dawider außer den bekannten Mitteln die fixe Luft (nach hulmischer Art) empfohlen. Die hier angerathenen abführenden Mittel sind jedoch selten hinreichend, und von langsamer Wirkung, von Fieberinde kein Wort, auch von dem Fall nicht, wo der Kranke von selbst einen Durchfall hat, eben so wenig bey den Gallensteinen der Durandischen Methode erwähnet, übrigens der Fall gut behandelt. Birkensaft sey oft wider hartnäckige Gelbsuchten nützlich. Bey den Entzündungen überhaupt räth der Verfasser, wenn sie an dem obern Theile, am Kopfe ꝛc. sind, erst ein Aderlaß am Arme und denn am Fuße zu wiederholen. Beym Rothlauf steht die Erklärung, daß er von gallichter Schärfe und gestöhrter Ausdünstung entstehe, mit der Behandlung durch schweißtreibende Mittel allein, doch ein wenig im Widerspruche. Bey Paraphrenitis ist die Therapie zu mangelhaft, und fast allein auf äusserliche Mittel eingeschränkt, man vermisset hier, so wie bey andern Entzündungen große zertheilende kräftige Mittel, Campher ꝛc. Die Bräune wird blos als Entzündungskrankheit angesehen, ohne verschiedene Arten derselben anzugeben, oder wider den allgemeinen Gebrauch des Aderlassens zu warnen. Bey der Peripneumonie läßt der Verfasser den Kranken erst Odem einziehen und husten. Bey der Entzündung der Leber finden wir so wie oben bey der Verhärtung, den Gebrauch des Quecksilbers verschwiegen, vielleicht mit Fleiß, um den Mißbrauch zu verhüten. Bey der Entzündung des Magens wäre eine kleine Erinnerung an Gift nicht überflüßig gewesen. In der Wassersucht will der Verfasser doch auch (nach Millmann) das regime sec nicht eher

als nach ausgeleerten Wasser rathen, und führet auch Gründe für das Verdünnen an. Die starkeyische Seife (wovon der Verfasser überhaupt ein großer Liebhaber ist) mit einem Drittel Calomel genau vermischt, und mit Copaivbalsam zu Pillen gemacht, davon eine Pille zu drey Gran alle vier Stunden genommen, bis das Quecksilber nach dem Munde gehe, sey hier ein mächtiges eröfnendes Mittel; denn alsdenn erfolge gern ein Urinfluß, der, wenn man dies Mittel mäßig fortsetze, das Uebel hebe. (Ein Mittel, das schon Riepenhausen zu Göttingen vor 30 Jahren in seinen kleinen Traktaten empfohl.) Bey der **Brustwassersucht** würden wir den unordentlichen, aussetzenden Puls und das Herzklopfen nicht unter die Zeichen gesetzt haben, da diese oft eine Krankheit für sich ausmachen, die freylich mit jener Aehnlichkeit haben, aber mit gar keinem Wasser in der Brust Polypus, Aneurisma rc. verbunden sind. Wenn bey dem **Wasserkopfe** S. 276. das Wort *dernier* in der vierten Zeile nicht ein Druckfehler ist, so ist das Zeichen ganz falsch. Bey **Zuckungen** erwarteten wir doch das pulvis de Gutteta nicht mehr, und würden eben so wenig von sechs Gran China und Baldrianextrakt Nutzen hoffen. Aber mit Vergnügen sehen wir hier den Terpentingeist äusserlich bey Wunden empfohlen, bey welchen oft Zuckungen und Krämpfe entstehen. Beym **Veitstanz**, Aderlassen und Purgiren? Beym **Blutspeyen** finden wir noch Lapis haematites und rothe Corallen als ein styptisches Mittel.

Auf Hämorrhagien folgen **Gifte**, wo auch vom **Wasserscheu** die Rede ist, und wo der Verf. das kalte Tropfbad aus einem nahen Springbrunnen lange Zeit auf die Wunde angebracht, und unter andern doch auch vorzüglich die Belladonna rühmt; der Friktionen mit Quecksilber erwähnt er nur da, wenn andre Mittel nicht helfen. Wider das **Gift der Kröte**, eine bezoardische Mixtur aus den hofmannischen Zeiten!! Wider die vom **Kohlendampf** entstandenen Zufälle die portalische Methode. Sehr wichtig war bey dieser Gelegenheit die Erinnerung, daß die Mixtur wider die Wuth billig in Vergessenheit gerathen sey; aber lieber hätten wir alsdenn die monströse Composition ganz weggelassen. Ueberhaupt ist dies ganze Kapitel von Giften kurz und praktisch gut. Von **Ertrunkenen** nicht völlig so, denn dem Ertrunkenen von Zeit zu Zeit einen Löffel voll Wein beyzu-

bringen, und wenn er anfängt sich zu erholen, ein Aderlaß, dürfte wohl nicht allgemein anwendbar oder rathsam seyn. **Hautkrankheiten.** Beym Jucken alter Leute Vipernsalz. Ueberhaupt erhält dieses Fach von Krankheiten auch hier wenig Aufklärung, sowohl was die Pathologie als Diagnostik betrift; dem Unerfahrnen kommt es vorzüglich darauf an, daß er sie genau von einander unterscheide; wäre **Lorry** weniger Gelehrter und mehr Beobachter, so hätte er hier viel geleistet. Bey der guten Behandlung unsers Verfassers und seiner Bekanntschaft mit wirksamen Mitteln wider alle Arten des Ausschlages, selbst der Ulmenrinde, der Vitriolsäure rc. vermissen wir doch die Dulcamara. **Krätze**, eine Art derselben werde untrügbar von Insekten erregt; übrigens aber trockne und feuchte Krätze, Tisanen rc. Der Begriff von *Tinea* S. 334. ist ganz verfehlt. Nun die Krankheiten nach den Theilen des Körpers, von oben an, von denen, welche **den Kopf angreifen**, wo man die Trunkenheit, das Heimweh, Melancholie, Migraine, Kopfweh rc. findet, die eben sowohl im Bauche zu suchen gewesen wären. **Krankheiten der Augen, Ohren, Zähne.** Länger müssen wir uns bey den **Krankheiten der Brust** aufhalten. Bey dem **spasmodischen Asthma** S. 385. freueten wir uns, das von **Miller** beschriebene, freylich nicht sehr häufige Fingerhutskraut zu finden, aber wir irrten uns, denn obgleich der Anfall selbst ziemlich gut beschrieben wird, so siehet man doch nichts von dem periodischen Gange des Uebels, und der specifischen Hülfe dagegen angegeben. Ueberhaupt scheint der Verfasser sich mit den Beobachtungen der Engländer, und ihren großen Entdeckungen ganz und gar nicht bekannt gemacht zu haben. Beym **Stickfluß** räth der Verfasser alle Viertelstunde ein halbes Quentchen Terpentinöl und 6 Tropfen Salmiakgeist in einer halben Unze Syrup in dringenden Fällen. Bey dem Eiter der Lungensüchtigen hat der Verfasser sehr richtig als ein Kennzeichen angegeben, daß er im Wasser zu Boden sinke, **wenn man ihn von Speichel und Schleim absondre.** Milch sey diesen Kranken das sicherste Antihecticum Poterii mit China und der künstlichen Geschwüre sollen die sich bedienen, welche die Milch nicht vertragen können; inzwischen sind die so sehr unterschiednen Arten dieses Uebels nicht genau genug bestimmt oder auseinander gesetzt, auf welche die empfohlnen Mittel allein passen, und wir fürchten, der Leser

werde sie zuweilen nicht auf den rechten Fall anwenden. Die Lungensucht mit einem Empyem würden wir doch auch nicht so schlechtweg für unheilbar erkläret haben, da wir Exempel vom Gegentheile gesehen; vielmehr sollte man den L aufmuntern, eine Stelle an der Brusthöhle zu entdecken, n Oefnung möglich wird. **Krankheiten des Her zen** Zu kurz, ohne an die anevrysmatischen zu denken, auch zu erinnern, daß das Herzklopfen nicht immer thisch sey, sondern seinen Grund in entfernten Einge den, der Leber ɩc. haben könne. Unter den **Krankhei des Magens** hat Hr. von H. auch Ruhr, Cholera, v rie, Coliken verschiedener Art, Bleycolik, Haemorrhoi , Würmer, sogar den Vorfall des Afters aufgestellet, der eigentlichen Krankheit des Magens selbst, des Scir rus zu erwehnen. Wir wollen nicht über diese Ordnung urtheilen, sondern vorzüglich das Kapitel **von Würmern** untersuchen; und unsre Leser errathen leicht, warum wir bey diesem Verfasser auf dieses am neugierigsten waren, oder sie damit bekannt zu machen wünschten. Den Keim schlucke man mit Wasser ɩc. hinunter — sie saugen sich oft so fest an die Gedärme, wie die Blutigel an die Haut; der Verf. nennt sie auch Insekten, giebt dem Bandwurme den Mastdarm zum Wohnsitze an; er sey besonders an den Orten häufig, wo es stehende Seen, und viele Fische gebe. (Doch wohl nicht, weil der menschliche Bandwurm mit dem im Fische einerley Ding ist?) In der That ist dieses Kapitel gerade das leereste im ganzen Buche, und am wenigsten wird dadurch die Naturgeschichte bereichert; vielmehr scheinen dem Verfasser sogar die großen Entdeckungen der Deutschen in diesem Fache entgangen zu seyn. Seit gewisser Zeit, sagt er, kenne man ein Mittel, das fast nie gefehlet habe, den kurzgliedrigten Bandwurm abzutreiben; so lange er selbiges selbst angewand habe, sey der Erfolg immer glücklich gewesen; aber in den Händen seiner Amtsbrüder, denen er es mitgetheilet habe, und die es verändert hätten, sey es bald unkräftig geworden; er habe daher aus Furcht, daß dies an andern Orten eben so gehen mögte, sein Mittel und seine Erfahrungen nicht bekannt gemacht, und hoffe unterdessen vielleicht ein allgemeines wurmtreibendes Mittel daraus zu machen. Bis dahin räth er also Farrnkraut, dann ein Pulver aus Gummigutte ɩc. auch Ricinusöl, das corsicanische Moos. Wir müssen nun er-

erwarten, ob die Leser mit dieser Vertröstung zufrieden sind, und überlassen ihnen allein die Auslegung. **Krankheiten der Urinwege, der Kinder, der Frauenzimmer, der Schwangern. Venerische Krankheiten** Eines der ausführlichsten und interessantesten Kapitel, das, so wie das letztre über **Onanie**, auch schön geschrieben ist. Die diaetetischen Vorschriften, worauf sich der Verfasser im Werke selbst beziehet, füllen 19 besondre Seiten aus, und den Beschluß machen auf 154 Seiten die Formuln von verschiedenen Mitteln, und zuletzt eine Sammlung von Arzneyen, welche der Apotheker **Morell** zu Bern, nach des V. Vorschrift verfertiget, ohne die Composition anzugeben, und die jenen umständlich angezeigten substituiret werden können, wenn keine Apotheke in der Nähe ist. Wir wollen uns über die Absicht und den Nutzen dieser letzten Pharmacie portative nicht äußern; aber wir befürchten, daß bey einigen Lesern dadurch auf des Verfassers Endzweck nicht immer das rechte Licht fallen werde, und sie ihm ihn anders auslegen, als wir wünschen, denn nirgends werden diese geheimen Compositionen allein von ihm angepriesen, und nicht anders als wenn sie anstatt der eröfneten gebraucht werden können, welches wir ausdrücklich zu des Verf. Rettung angeben müssen. Alle diese Mittel nun einzeln nach ihren verschiedenen Zusammensetzungen zu beurtheilen, würde fast wieder eben so viel Platz erforden, als Rezension des Werks selbst schon eingenommen, und die vorgesetzten Grenzen hinausgeführet hat.
Theil schon von der Methode des Verfassers im auge
erinnert haben, wird sich auf seine Mittel auch schon
lassen, und die Mischung finden wir überhaupt nicht zw
widrig, vielleicht hie und da wohl ein wenig zu viel I
dienzien; dies war jedoch der Geschmack der Zeit,
Verfasser seine medicinische Laufbahn eröfnete, und den ersten uns eingeflößten Grundsätzen pflegt man gerne getreu zu bleiben. Was wir aber als verwerflich rügen müssen, ist der Titul der Arzneyen, den wir lieber ganz weggelass
anstatt desselben jedesmal das Mittel mit einer Num
zeichnet hätten, auf die sich denn der Text beziehet.
leicht hachset der Leser solcher Schriften nach Recepten,
sich viel um Text und gelehrte Erklärung der Krankheit bekümmern; es scheint ihm viel kürzer, und ist seiner mächtigkeit angemessener, wenn er ein *Electuaire contre la* dy-

dysenterie findet; der Text selbst über die Ruhr, und eine Anzeige, ob dies auf alle Fälle anwendbar sey, interessiret ihn nun nicht mehr. Wie oft hat man nicht schon gewarnet, daß solche vielversprechende Titul und Benennungen von Arzneyen der Pfuscherey grade am meisten Nahrung verschaffen, und also am wenigsten in einem Werke sich finden sollten, das sie verhüten will! Wie oft wird ein Uneingeweiheter glauben, daß das *Elixir bilieux* S. 37, dem Namen nach, bey Gallenfiebern gebraucht werden könne, und also unendlichen Nachtheil dadurch stiften? oder daß das *Epitheme contre les maux de tete* auf alle Arten von Kopfweh passe? Eben dies gilt auch von *Gouttes aperitives*, *Pillules cephaliques*, *qui purgent le cerveau*, und andere. Von neuern Mitteln, vornehmlich aus der wienerischen Schule, und von englischen findet man wenig, doch isländische Flechte, fixe Luft, Ricinusöl, L'eau artificiale. Von Tisanen und Bouillons mancherley Formuln. Eine *Mixture contre la Rage* ist ein monströses Gemisch von 9 Pflanzen und Theriak. Antisyphillitische Pillen, im Geschmack der Hofmannischen aus Sublimat. Zu dem *Poudre pectoral* noch Wallrath! Quecksilber mit Syrup vermischt bleibt doch immer No. 198 eine sonderbare Mischung. Die Compositionen sind immer erst französisch und denn latein. Von den bey Morell vorräthigen Arzneyen ist der Preis beygesetzt.

Wenn der Verfasser von obiger in guter Absicht und mit der größten Unpartheylichkeit gemachten Critik bey der etwanigen zweyten Ausgabe seines Werks Gebrauch macht, so kann man noch größern Nutzen davon erwarten.

Kr.

Beobachtungen über die Krankheiten der Seeleute, von Gilbert Blane. – Aus dem Englischen. Marburg, 1788. 380 Seiten, in 8.

Ein in jeder Rücksicht ganz vortrefliches Buch, das sich auch von Seiten der meisterhaften Uebersetzung empfiehlt. Schon das, was der Verfasser in der Vorrede über clinische Beobachtungen überhaupt, und über die seinigen insbesondre sagt, zeuget von seltner Vollwichtigkeit zum schriftstellerischen

Beruf. Auch darf man sich von dem Studio dieses wichtigen Werks nicht etwa deswegen abhalten lassen, weil man mit Seeleuten und ihren Krankheiten nichts zu schaffen habe: denn man findet durchaus viel allgemein Anwendbares, die nützlichsten, jeden ausübenden Arzt intereßirenden Winke, die feinsten, ganz ins Detail gehenden Bemerkungen und wichtige Cautelen. Der **erste Theil** enthält die Geschichte des Gesundheitszustandes der brittischen Flotte in den Jahren 1780 bis 1782. Der **zweyte** handelt von den Ursachen der Krankheiten auf Schiffen und deren Vorbeugungsmitteln. Der **dritte** ist überschrieben: Beschreibung und Cur der Krankheiten, welche in heissen Climaten auf Flotten am meisten herrschen — Bey diesem Wenigen könnten wir es hier, bey einem ausländischen Produkte zumal, und weil das Werk Blatt vor Blatt gelesen zu werden verdient, bewenden lassen; aber wir können diesmal nicht der Versuchung widerstehen, einige Stellen auszuheben, die zum Vorschmack des Ganzen dienen, oder auch wie aus unserer Seele geschrieben sind. — Unerwartet wohlthätige Einflüsse eines fürchterlichen Sturms auf die Gesundheit der Bewohner der arabischen Inseln. S. 29. Wichtig ist die Bemerkung, daß, gegen den gemeinen Glauben, Ansteckungen in einem warmen Clima weniger statt finden, als in kalten oder gemäßigten. S. 38. 97. 213. wie manches andere, die Ansteckung überhaupt betreffend. S 180. 210. Ueberaus lehrreich ist das, was man hier liest über die fauligen (Kerker- Spital- Schiffs-) Fieber. S. 266. über die wesentlichen Unterscheidungszeichen derselben von den entzündlichen. S. 275. von dem Benehmen bey ihrer Cur in Absicht der zeitigen Beförderung eines allgemeinen Schweißes nach vorhergegangenen Ausleerungen: vom Gebrauch und den Versetzungen des Mohnsafts, besonders mit Mittelsalzen. S 282. 335. (wie in Dover's, manchem Arzte unserer Bekanntschaft nicht einmal dem Namen nach bekannten, Pulver) Aussagen und Bemerkungen, welche bey uns den lange und oft gehegten Gedanken wieder anfregten, daß mancher heutige Schreyer über die Mischungen in arzneylichen Formeln, ächte und falsche Simplicität durch chymisch seyn sollendes Geschwätz verwirre, und daß der modische Rath, in Pharmacopien die Dosis bey allen Arzneyen wegzulassen, auch sein Uebertriebenes habe, weil dabey die Pfuscherey doch nicht verhütet wird, und es selbst

dem

dem geübtesten Arzte bey gewissen Zusammensetzungen unmöglich wird, aus der Theorie die Gaben genau zu bestimmen. — Vom Gebrauch der Rinde bey solchen Faulfiebern. S. 287. die Offenherzigkeit, womit der Verfasser durch Autoritäten verleitet, minder glücklich geheilt zu haben, eingesteht. — Von der größern Sicherheit der Antimonialmittel im gallichten nachlassenden Fieber. S. 295. vom gelben Fieber. S. 302. von der Wirkung der Zinkblumen, des weissen Vitriols, u. s. w. bey hartnäckigen Wechselfiebern. S. 319. von der Ruhr, bey welcher nach Leichenöfnungen die Exulceration der dicken Gedärme, die gewöhnliche Ursache des Todes ist. Unterscheidung der Fälle, auch von der chronischen Ruhr, und Bestimmung der Mittel darnach. Vom Scorbut. S. 349. wovon der Verfasser S. 220. sagte: „Mir hat nie irgend eine Theorie die Natur und Curart dieser Krankheit Genüge geleistet, so **wie denn dies überhaupt mein Schicksal in der ganzen Pathologie und Therapie ist.**" (Manchem ehrlichen Manne auf dem festen Lande geht es auch so.) Eine prüfenswerthe, im Buche mit Gründen unterstützte Idee. S. 355., daß der Scorbut mehr einem Mangel an Nahrungsmitteln, als ihrer verderbten Beschaffenheit zuzuschreiben sey: die Nyctalopie, wie auch ein weicher schmerzloser Geschwulst unter der Haut, meist am Arm, als zuweilige bisher übersehene Symptomen dabey. Nutzen der Citronen in dieser Krankheit vor allem andern. — Vom Kinnbackenkrampf, Luftstreifschüssen, u. s. w.

Ts.

Antireimarus, oder von der Nothwendigkeit einer Verbesserung des medicinalwesens in der Schweiz, von D. J. M. Aepli, in Diessenhofen. Winterthur, bey Steiner und Compagnie, 1788. 90 Bogen, in 8.

Wir betrüben uns auf dem Titel dieses Buchs den Namen **Reimarus** so gemißbraucht zu finden; mit Recht können wir sagen gemißbraucht, da der Verf. in seiner Abhandlung jener Schrift des Herrn D. **Reimarus** mit kei-

nem Worte weiter Erwähnung thut, sie also weder berichtigt noch widerlegt hat, einer Schrift, welche, ob sie gleich in einem etwas beissenden, zu derben, doch, wie alle Werke dieses philosophischen Arztes, in einem unterhaltenden Ton geschrieben ist; die nothwendigen Verbesserungen des Medicinalwesens in Absicht auf die Apotheker, Wundärzte und Hebammen gründlich anzeigt, und sehr richtig von der andern Seite es beweißt, daß bey der Ausübung einer so freyen Kunst, als die des Arztes ist, Subordination, Zwangsgesetze, monopolisirte Doctorgilden, (wie er sich ausdrückt) schädlich und zweckwidrig sind; einer Schrift also, welche jedem wichtig bleiben sollte, der an der Verbesserung des Medicinalwesens in seiner Gegend Hand anlegt. — Anstatt jener Untersuchungen giebt der Verfasser zwar manche, in der Schweiz sehr nützliche Verbesserungen des Medicinalwesens an, daß er aber die Geburtshelfer in drey Classen, die Aerzte und Wundärzte unter sechs verschiedene Abtheilungen geordnet wissen will, können wir eben so wenig für nützlich halten, als wir die Zwangsgesetze überhaupt billigen können, welche er dem ausübenden Arzt aufzubürden wünscht. — Die sechs Classen, nach welchen der Verfasser die Aerzte und Wundärzte rangirt, sind folgende. Wir machen bey der niedrigsten, der sechsten nämlich, den Anfang. Diese schränkt sich nur auf die freye Behandlung einzelner (?) Krankheiten ein, namentlich der Wechselfieber, venerischer Krankheiten, u. d. g. — Die fünfte begreift die guten Empiriker mit dem Zusatze, daß sie allenthalben und in allen Krankheiten gebraucht werden können. — Die vierte Classe enthält **geschickte** Aerzte, weil sie alles, was zur vollständigen Empirie gehört, kennen, auch gehörige Kenntnisse von der Logik der demonstrativen Methode und Naturlehre sich erworben haben. — Die dritte **sehr geschickte** Aerzte, weil sie Logik, Zergliederungskunst, Naturlehre, Physiologie, Pathologie und Therapeutik wohl verstehn. — Die zweyte **vortrefliche** Aerzte, mit dem Brustbilde des Hrn **v. Hallers** auf einer silbernen Medaille an dem Kleide tragend, und die erste Classe begreift endlich **vortrefliche** und **ausgezeichnete** Aerzte mit dem Bilde des **Hippocrates** auf einer goldnen Medaille. — — Wir dürfen die näheren Einschränkungen, welche der Verf. diesen Aerzten auflegt, übergehn, da unsre Leser aus dieser Haupt-

eintheilung die Denkungsart des Verfassers über diesen Punkt schon werden einsehn können.

Bd.

W. Josephi, d. A. D., Privatlehrer auf der Universität zu Göttingen, und Prosector bey dem königlichen anatomischen Theater daselbst, über die Ehe und physische Erziehung. Ein Handbuch für solche, welche sich verehelichen wollen, wie auch für Eheleute, Aeltern und Lehrer. — Natur und Vernunft. — Erster Band, Göttingen, bey Dieterich, 1788. 423 S. in 8.

Daß in diesem dicken Buche einige für Eheleute nützliche Wahrheiten und Lehren enthalten sind, ist freylich nicht zu leugnen; zu bedauren ist es aber, daß in demselben das wenige Gute unter einer Menge minder wichtiger oder gar unnützer, nur halb wahrer oder ganz falscher Sätze vergraben liegt, und dem Vortrage auch die bündige Kürze und das Angenehme fehlen, durch welche Bücher dieser Art bey ihren Lesern und Leserinnen sich hauptsächlich mit empfehlen müssen, mehr Interesse für sie bekommen und ausgebreiteteren Nutzen stiften können.

In dreyen Hauptabtheilungen handelt der Verfasser: 1) Vom Verheyrathen in Rücksicht einer physischguten Nachkommenschaft; 2) von der Empfängniß und der Sorgfalt für Schwangere; und 3) von der physischen Erziehung der Säuglinge. — Der zweyte Band soll die physische Erziehung der entwöhnten und erwachsenen Kinder enthalten. — Den ersten Abschnitt überschlagen wir ganz; aus dem zweyten wollen wir das, was uns wichtig geschienen, ausheben, und, zur Bestätigung unsrer obigen Behauptung, auch einiges von dem, welches uns nicht gefallen konnte, anzeigen. — S. 63. behauptet der Verfasser z. B. noch jene falsche Meynung, daß sich die Frucht in den letztern Monaten der Schwangerschaft — zwar allmählig — umkehre, so daß der vorher nach oben gekehrte Kopf nach unten zu stehen komme. — S. 71. und folgenden, werden die Kennzeichen der Schwan-

gerschaft nicht bestimmt genug und ordentlich angegeben, sondern die eingebildeten und falschen mit den wahren untereinander gemischt und verwechselt. — S. 79. glaubt der Verfasser, daß einer der ältesten Prediger den Mädchen, kurz vor ihrer Verehlichung, unter dem Titel eines **praktisch-moralischen Collegiums** das, was sie als Ehefrauen zu wissen nöthig haben, vortragen sollte. — Recensent denkt aber, daß die Mütter zu diesem Unterricht viel besser sich passen, und daß auch keine gute Mutter ihren Rath und Unterricht zur gehörigen Zeit ihren Töchtern mitzutheilen versäumen werde. — Daß der Verfasser S. 85 f. den Beyschlaf bey Schwangern nur mit großer Vorsicht zu vollziehen, und, bey einzelnen Subjekten, ihn, wärend den 9 Monaten gänzlich zu vermeiden anräth, muß Recens. sehr loben, da diese wichtige, von vielen Eheleuten zu ihrem Schaden so oft vernachläßigte Vorsichtsregel nicht laut und oft genug gesagt werden kann. — Die wenigen gemeinnützigen Wahrheiten, über das Verhalten der Schwangern in Ansehung der Luft, in welcher sie leben, mit denen der Verfasser 24 volle Blätter (von S. 90—137) anfüllt, hätten alle auf ein paar Seiten füglich können vorgetragen werden. Dieselbe zwecklose Weitschweifigkeit herrscht in allen Abtheilungen des ganzen Buchs, welcher Leser würde z. B. glauben, daß der Verf. in diesem Handbuche für Eheleute eine ausführliche Beschreibung der verschiednen Zubereitungsarten des Kaffees liefern würde, welche jedoch die Seiten 163 und 64 ganz einnimmt. — S. 258. räth der Verfasser sehr unbestimmt und fälschlich, daß man, wenn bey schwachen und unterdrückten Wehen, die Kreissende zugleich einen Bruch oder geschwollne Beine hätte, die Geburt durch die Kunst endigen müsse; daß man, wenn eine verminderte Reizbarkeit die Ursache dieser unterdrückten Wehen wären, durch äusserliche Reize, als öfteres Berühren des Muttermundes, Nießmittel, oder auch wohl Brechmittel sie beleben sollte. — S. 260, daß die Hebamme nach herausgeholter Nachgeburt „nicht unterlassen müsse ihre Hand „noch einmal in die Gebärmutter zu führen und mit dem ge„ballten Rücken derselben im Kreise an die Wände der Gebär„mutter herumzufahren, um eine gleichförmige Zusammen„ziehung derselben zu bewirken." — S. 261 widerräth er den Frauen nach vollbrachter Geburtsarbeit, den, sie gewöhnlich so wohlthätig erquickenden Schlaf aus Furcht eines Blutflusses.

flusses. — Da die angeführten Stellen zum Beweise unsres gefällten Urtheils gewiß hinreichend sind: so hören wir auf von den vielfältigen Mängeln dieses Buchs hier Beyspiele auszuheben, und beschliessen die Anzeige desselben mit der Bitte und dem herzlichen Wunsch, der Verfasser möge doch, durch sorgfältigere Auswahl der zu gebenden Vorschriften, durch gute Ordnung und reichhaltige Kürze seinen Lesern den versprochenen zweyten Theil angenehm und wahrhaft nützlich machen. —

Bd.

Medicinisches praktisches (medicinisch-practisches) Handbuch der Frauenzimmerkrankheiten, zum Gebrauch der Aerzte und des schönen Geschlechts, von D. J. V. Müller, ausübendem Arzte zu Frankfurt am Mayn. Erster Theil. Frankfurt und Leipz. 1788. in der Jägerischen Buchhandlung. 526 S. in 8. (Auf schlechten Papier gedruckt.)

Mit vieler Kenntniß, Ordnung und Bestimmtheit im zusammenhängenden, angenehmen Vortrage bemerkt der Verfasser das Schädliche der Behandlung, welche wir von den ersten Augenblicken des Lebens der Neugebohrnen an, bis ins weibliche Alter, zum Nachtheil ihrer Gesundheit gewöhnlich gegen sie befolgen, und lehrt ein besseres Verfahren an deren statt beobachten, um jenen Schaden zu verhüten, oder den entstandnen zu heilen. — Alle verkehrte Behandlungsarten, des Verfassers Vorschläge gegen dieselben, seine Beurtheilung und Curarten der Kinderkrankheiten hier auszuheben, würde die Anzeige dieses, dem Arzte sowohl als jedem Pflegevater nützlichen Buchs, über unsre Grenzen weit hinaus verlängern, indem eine kurze Erwähnung einiger der vorzüglichsten Bemerkungen des Verfassers und des Hauptinhalts dieses Buchs unsren Lesern hinreichen wird, ihnen zu beweisen, daß auch sie, so wie Recens. es gewiß nicht ohne Vergnügen und Nutzen aus der Hand legen können.

Die Natur, sagt der Verfasser, bildet jeden physischen Menschen zu dem, was er seyn soll, und wenn wir sie ungehindert

hindert arbeiten lassen, bringt sie fast beständig Meisterstücke hervor, uns aber überläßt sie die Kunst aus Bäumen und Menschenkindern Zwerge zu erziehn. Diese von uns jetzt fast durchgängig befolgte Erziehung ist die hauptsächlichste Ursache der Schwächlichkeit und des frühen Hinsterbens unsrer Kinder. — Das Ausdrücken der Nabelschnur kann zwar nicht alle Kinderkrankheiten, und, wie einige glaubten, auch die Blattern nicht, aber doch manche Kränklichkeiten verhüten. — Ein vorsichtiges Abwaschen des Neugebohrnen mit warmen Wasser ist nothwendig, höchst schädlich aber das kalte Baden des zarten, eben aus dem warmen Schoos der Mutter gekommnen Körpers; daher auch bey der Taufe der Kopf, als der empfindlichste Theil, zu allen Jahreszeiten mit lauem Wasser zu besprengen ist. — Das den Weibern so gewöhnliche Zungenbandlösen muß sehr eingeschränkt, und im Allgemeinen verboten werden. — Das Wickeln sey wohl zu erlauben, nur müsse es den Absichten, derentwegen es geschieht, völlig entsprechen, ihnen nicht widerstreiten; nämlich gehörige Bedeckung, Festigkeit und bequeme Lage dem Körper verschaffen, ohne den Verrichtungen der Glieder und der Reinlichkeit hinderlich zu seyn. Der Kopf muß gegen Kälte und alle äussere Gewaltthätigkeiten, und die zum Wundwerden leicht geneigten Stellen des zarten Körpers durch weiche Leinewand, u. s. w. geschützt werden. — Das Wiegen vergönnt der Verfasser, wenn es nur nicht unmäßig und zu lange fortgesetzt wird; mit Recht verwirft er aber die sogenannten Lutscher, (ein Stück Semmel oder Zuckerbrod in Leinewand eingebunden) welche in Wasser getaucht, den Säuglingen mit so vielem Nachtheil gereicht werden. — Die Abschnitte von der Nahrung, der Bewegung, dem Schlaf, der Reinlichkeit und der Kleidung der Kinder sind zu voll von guten Vorschriften, als daß wir, auch nur das Nützlichste hier auszuziehen im Stande wären, wir müssen sie also überschlagen und zum Nachlesen und zur Befolgung unsren Lesern empfehlen. — Sehr nachdrücklich und wahr tadelt der Verf. den Gebrauch der Federbetten bey kleinen Kindern vorzüglich während der Zahnarbeit.

Im zweyten Kapitel, welches die gewöhnlichen Kinderkrankheiten eben so ausführlich als richtig beurtheilen und behandeln lehrt — werden zuerst die Zeichen, auf welche man bey den Krankheiten junger Kinder zu sehn hat, angegeben und

und als Hauptursachen derselben folgende fünfe angenommen: nämlich 1) das Kindspech; 2) die Säure; 3) das Zahnen; 4) Würmer, und 5) ein gewisses Miasma, welches zu Hautausschlägen Anlaß giebt. — Den Rath des Verfassers S. 76. dem mit Säure sehr geplagten Säugling auf einige Tage die Brust zu entziehn und mit Zwiebackbrey ihn zu nähren, mögte Recensenten nicht gerne befolgen, da das Kind leicht überfüttert werden, und der Amme die Milch dadurch verziehn könnte; obgleich einzelne Theelöffelvoll dünne Fleischsuppe und kleine Klystire von derselben mit Nutzen in diesem Fall gegeben werden können. — Eben so wenig können wir den Vorschlag S. 97. unterschreiben in der Krätze der Säuglinge eine Schwefelsalbe einzureiben, oder gar S. 99 u. 102. mit einem verdünnten Bleywasser sie zu waschen; Recensent würde lieber an deren statt in allen Fällen die werlhofische Salbe aus dem weissen Präcipitat, (deren der Verf. gleichfalls erwähnt hat), wenn ja ein äusserliches Mittel nothwendig seyn sollte, anrathen. — Ob der Verfasser bey dem Erbgrind das Ausreissen der Haare im Allgemeinen überflüßig mit Recht verwerfe, mögte Recens. nicht gerne behaupten.

Das dritte Kapitel, **von den Blattern.** (Mit so vieler Ordnung, Präcision und Kürze der Verfasser auch diesen Abschnitt, so wie alle übrigen dieses Buchs abgefaßt, und so manche treffende Bemerkungen er auch eingestreuet hat), unserer Meynung nach, den Fehler, welchen wir an so vielen medicinischen Volksschriften tadeln, daß sie für den Arzt vielleicht zu wenig, für den Laien in der Kunst aber zu viel sagen, welchen letzteren man nur eine kurze Beschreibung und Behandlungsart der gewöhnlichsten Krankheiten geben sollte, um sie hauptsächlich gegen ein widersinniges, ihnen schädliches Verhalten zu sichern, und sie gegen die ihnen nützliche Behandlung ihres Arztes willfähriger und folgsamer zu machen. — Wenn bey dem Ausbruch der Blattern sich ein Durchfall, mit Verminderung der Kräfte einfinden sollte, so räth der Verf. S. 186. sehr recht, ihn zu stillen, schlägt aber zu diesem Ende das Fieberrinden-Extrakt, und im Nothfall, Opiate vor, an deren statt Recens. lieber, in den mehrsten Fällen den Salmiak mit arabischen Gummi, und leichte Brechmittel aus Ipaecacuhanna als nützlich anrathen würde.

Im vierten Kapitel, **von der Blatterinoculation,** zeigt sich der Verfasser als ein behutsamer doch eifriger Verfechter

fechter dieser gewiß sehr wohlthätigen Erfindung. — Im fünften werden die **Masern**; im sechsten **das Scharlachfieber** abgehandelt; das siebente **von der englischen Krankheit**, hat Recens. vorzüglich gut gefallen. — Der Verfasser erwähnt auch in demselben S. 276. des Hinkens der Kinder, welches ohne äussere Ursache bey schwächlichen Constitutionen von Erschlaffung der Gelenkbänder, und der durch diese bewirkten Ausrenkung des Schenkelbeins oft verursacht wird.

Das achte Kapitel, **vom Wasserkopf und gespaltnen Rückgrad**; im neunten **von den Augenkrankheiten**. — Zu der vom Verfasser angegebnen Behandlung der scrophulösen Augenentzündung, und der eiternden Augen neugebohrner Kinder, hätte Recens. gerne den äusserlichen Gebrauch des Unguenti citrini hinzufügen mögen, eines Mittels, welches auch in manchen andren als Psorophthalmien, die herrlichsten Wirkungen oft äussert. — Das zehnte Kapitel behandelt **die Schwämmchen, Mundfäule, den Wasserkrebs, den Kinderbrand**; das eilfte, **den Reichhusten, Katarrh und Stickfluß**; das zwölfte, **die Gelbsucht**; das dreyzehnte, **die Brüche**. — Billig hätten wir diese letztern Kapitel alle nicht in einem Handbuche vermuthet, welches den Frauenzimmerkrankheiten, also denjenigen Beschwerden nur bestimmt war, welchen das schöne Geschlecht vorzugsweise vor dem unsrigen unterworfen ist. — Daß der Verfasser S. 373 die Brüche, bey welchen Zeichen des schon entstandnen Brandes zugegen sind, zu operiren widerräth, kann der Recensent nicht ganz billigen.

Das vierzehnte Kapitel liefert eine **physiologische Geschichte der Mannbarkeit des schönen Geschlechts**. — Ein sehr gutgerathner Abschnitt dieses Buchs nur die Hypothese des Verf., welche er, um die Entstehung der monatlichen Reinigung zu Erklärung angiebt, hat Recens. nicht sehr gefallen; sie ist kürzlich folgende. Meiner Meynung nach, „heißt es S. 400, hängt die monatliche Reinigung blos von „dem in den Knochen befindlichen **Medullarsöl** ab. Der „zarte Bau der Knochen, Knorpeln und Sehnen bestätigt zur „Genüge, daß die Natur die marköligten Theile zu einem „andern Zweck bestimmt, daher besitzt das schöne Geschlecht „nicht so viele körperliche Stärke als das unsrige, und wird „dieser einzigen Rücksicht wegen (?) das schwächere genannt.

„Zur

„Zur Zeit der Mannbarkeit, da die Knochen mehrentheils aus-„gewachsen sind, nimmt diese Feuchtigkeit den Weg nach den „Geburtstheilen des Frauenzimmers, (warum diesen Weg „vorzugsweise?) dringt nach der Haut und befördert den Aus-„bruch der Haare nach der Schaam. — Durch diesen Reiz „wird der Zufluß der Säfte nach unten gelockt, und wenn „sie nicht zur Ernährung einer Frucht angewendet werden „können, so schaft die Natur das überflüßige, nach der Ge-„bärmutter gelockte Blut zu einer gewissen bestimmten periodi-„schen Zeit hinaus, wodurch die monatliche Reinigung ent-„steht." — Recens. muß gestehn, daß, da er sich nicht überzeugen kann, diese Hypothese mit dem Verf für genug-thuend anzunehmen, er lieber der Meynung jenes Holländers seyn würde, welcher die Ursache dieses periodischen Blutflus-ses in den Eyerstöcken findet, da Erfahrungen es beweisen, daß bey Frauen, bey welchen diese Theile durch Krankheiten, oder Castration zerstört waren, die Reinigung aufhörte und nie wieder entstanden sey.

Das funfzehnte Kapitel handelt **von dem widernatür-lichen Zustande der monatlichen Reinigung**; das sechs-zehnte, **von dem natürlichen Aufhören der Reinigung und den Krankheiten, welche durch diese Verän-derung zu erfolgen pflegen**; das siebenzehnte endlich, (eines philosophischen Arztes völlig würdige Kapitel) **von den hysterischen Nervenzufällen** beschließt diesen ersten Theil. Im zweyten verspricht der Verfasser folgende Rubri-ken zu behandeln. — Ehestandscandidatinnen. — Ehestands-diätetik. — Unfruchtbarkeit, Schwangerschaft, fehlerhafte Einbildungskraft der Schwangern, Geburt, Selbststillen, Milchfieber, Kindbettfieber, Milchversetzungen, Krebs, Gicht, Wassersucht, Auszehrung, Haut und Gemüthskrankheiten — Mit Vergnügen sehen wir der Erfüllung dieses Versprechens entgegen, da wir das gerechte Vertrauen zum Verfasser ha-ben dürfen, er werde auch in diesem Bande die gute Ord-nung, Auswahl und bestimmte Kürze beobachten, welche seinen Vorgänger so vorzüglich auszeichnen.

Bo.

Marcus Herz, über die frühe Beerdigung der Juden. An die Herausgeber des hebräischen Sammlers. Zwente verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, 1788. bey Voß und Sohn. 60 Seiten, in 8.

In dieser kurzen aber wichtigen Abhandlung, — durch welche der Verfasser von Seiten seiner Kenntnisse, seines philosophischen Geistes, und seines Herzens in gleich vortheilhaften Lichte sich zeiget, — untersucht er die Schädlichkeit des jüdischen Brauchs die Todten so frühe zu beerdigen; und da, wie er es aus Thatsachen und a priori so schön beweiset: 1) die Zeichen des Todes mit denen des stockenden oder aufhörenden Lebens zuweilen für den weisesten Arzt trüglich, noch trüglicher aber für die Leute sind, welche dem Beerdigungsgeschäfte sich unterziehn; 2) die politischen, moralischen und religiösen Gründe, welche die Juden zu dem schnellen Begraben ihrer Todten bewegen, sich auf verjährte Vätersitte, auf mißverstandne Stellen des Talmuds, auf erdrechselte Erklärungen spitzfindiger Rabinen beruhn, nicht für unser Klima und Zeiten mehr sich passeten, und also nicht von solcher Wichtigkeit, nicht mit dem Wohl der Juden so verknüpft sind, daß sie, ohngeachtet der Gefahr, zuweilen einen Menschen lebendig in die Erde zu legen, ihnen dennoch folgen müßten; so findet er es für rathsamer, ja nothwendig und ermahnet sie dazu diesen Gebrauch zu verlassen und nach dem Beyspiel — wie sich der Verfasser ausdrückt — zu unserer gesitteten und aufgeklärten Völker, ihre Todten einige Tage wenigstens über der Erde aufzubewahren, bis das allein sichre Kennzeichen des Todes, die anfangende Fäulniß sie zum Beerdigen berechtige.

Wir begnügen uns den Inhalt, dieses für die Menschheit so wichtigen Buchs nur kurz angezeigt zu haben; ohne die Beweise des Verfassers und die Vorsichtsregeln zur Ausführung seines so nützlichen Vorschlags zu berühren, da wir glauben müssen, daß ein großer Theil unserer Leser diese zweyte, mit einer Titelvignette von Chodowiecki gezierten Ausgabe selber lesen wird; in welcher der Verfasser auch die Schwäche der Gründe hinlänglich an Tag legt, mit welchen Hr. Hofmedicus Marx in Hannover die frühe Beerdigung

gung der Juden im Journal von u. f. Deutschland zu beschönigen suchte, und welche dieser in einer, unsrem Verfasser zugeeigneten eben erschienenen Brochüre —

M. J. Marx, über die Beerdigung der Todten. Hannover, in der Schmidtschen Buchhandlung, 1788. 3½ Bogen in Octav — weiter auszuführen sucht.

So sehr wir auch Hrn. M. als einen scharfsinnigen und verdienstvollen Arzt kennen und lieben, so müssen wir doch frey gestehn, daß die Gründe, welche er gegen obige so schätzbare Schrift, und für die Beerdigung der Juden anführt, seichte und unrichtig sind. Sie schränken sich alle darauf ein, daß (1 bey den Juden das Reinigungsgeschäfte, welches bey der Begrabung beständig vorher gehn muß, durch verständige, nicht für Geld gedungne Personen besorgt und kein, auch der ärmste Jude nicht begraben würde, bevor ihn ein Arzt oder Wundarzt, (die Verstorbnen seiner Nachbarschaft unser Verf.) für wirklich todt erklärt hätte, (— gleich als wenn die besten Menschen und weisesten Aerzte — vorausgesetzt, daß jene Personen alle beyde Eigenschaften besitzen — sich bey der Wichtigkeit dieser Untersuchung, und der Trüglichkeit der Todeskennzeichen nicht auch irren könnten, —) und daß 2) in einzelnen Fällen, als z. B. bey Ertrunknen, Schwangern u. d. gl. den Juden es nicht nur erlaubt, sondern befohlen sey, die Todten länger als die gewöhnliche Zeit von wenigen Stunden unbegraben zu lassen.

Die gute Sache redet zu laut gegen den Verf.; und wir hoffen, er selbst werde, durch kaltblütige Ueberlegung bald dahin kommen, die Schädlichkeit jener übereilten Beerdigung einzusehn und zu hassen, da sie, wie Hr. H. so gründlich es bewiesen hat, nicht auf göttliche Verordnungen, sondern auf Menschensitte hauptsächlich beruht, für unser nordisches Klima und unsre toleranten Zeiten nicht mehr nöthig ist, und, wo nicht der Bosheit, doch dem Irrthum so mannichfaltige Gelegenheit giebt, ihre schädlichen Wirkungen zu äussern. Wir hoffen es um desto mehr, da die Juden — wie Recens. aus sicherer Hand weiß — ein Gesetz haben, welches sie bey dem frühen Beerdigen aber nicht mehr ganz befolgen

können, und welches der Verf. nicht anführt, nämlich: die ersten Wochen nach dem Verlust der Ihrigen zu klagen, sich den Bart wachsen zu lassen, gar kein Geschäfte vorzunehmen, **als in den ersten sieben Tagen nach dem Tode, zudem in das Todtenhaus hingestellten Entseelten oft hinzugehn**, um nicht nur zuzuschauen, ob ihr Bruder oder Schwester wirklich todt sey, sondern um auch alles noch zu versuchen, ob es ohnmöglich bleibe ihn zu erwecken; und nach dieser Zeit erst wurde der Leichnam in eine tiefere Gruft eingesenkt. — Daß einmal unter der Erde vergrabne Scheintodte, welchen der Zugang der freyen Luft also abgeschnitten ist, nicht wieder aufleben und Luft schöpfen können, sind wir mit dem Verf. völlig überzeugt, so wenig wir ihm es auch einräumen können, daß das Stehnlassen der Todten, — dessen Dauer sich doch nach der vorhergegangnen Krankheit vernünftigerweise richten wird — durch schädliche Ausdünstungen die Atmosphäre so sehr vergiften, den Nachbleibenden so schädlich werde, als er es fürchtet, zumal da die Todtengewölber zwar oberhalb der Erde gewiß aber ausserhalb der Städte würden angelegt werden.

Bd.

Anatomisches Handbuch von D. Just. Christian Loder, Hofr. und Prof. zu Jena. Erster Band. Jena, in der akademischen Buchhandlung, 1788. gr. 8. 709 Seiten.

Dieser Band enthält ein sehr brauchbares Compendium der Osteologie, Syndesmologie und Myologie, die in der eben genannten Ordnung nach einander vorgetragen werden. Die Beschreibungen der Theile sind gründlich und genau, ohne unnöthige Weitschweifigkeit; und ohngeachtet sowohl aus den hie und da zweckmäßig beygefügten Citaten, als auch zum Theil aus den Beschreibungen selbst, hinlänglich erhellet, daß der Verf. die Schriften der besten Anatomen fleißig studirt habe, so beweisen dennoch eben diese Beschreibungen, daß er nicht, wie manche Verf. anatomischer Compendien gethan haben, blos aus ihnen compilirte, indem er dieses Handbuch entwarf, sondern die Natur selbst zu Rathe zog.

Ohn=

Ohngeachtet der Verf. sich in der Vorrede erklärt, daß er absichtlich alle physiologischen Digressionen vermeide, so hätten wir doch gewünscht, an einigen Orten gewisse allgemeine Betrachtungen über Lage, Verbindung, zweckmäßige Einrichtung, Nutzen rc. voraus gesandt oder beygefügt zu finden, die allerdings in einem anatomischen Handbuche nicht am unrechten Orte stehen, da in den sogenannten physiologischen Handbüchern und Vorlesungen ihnen kein Ort angewiesen wird. So z. B. vermissen wir in den Kapiteln von den Knochen und Bänden der Arme und Beine, wo der Verf. sogleich mit der Betrachtung der claviculae, des femoris &c. anfängt, eine allgemeine Betrachtung der zweckmäßigen Einrichtung der Arme zu den körperlichen Arbeiten, der Beine zum Gehen — eine allgemeine Vergleichung der Arme und der Beine, u. s. w.

S. 291 steht: „An der innern Fläche (des hintern Endes am osse metatarsi hallucis) ist eine glatte überknorpelte Stelle, zur Verbindung mit der Basis des zweyten Mittelfußknochens. Betrachtet man diese Fläche in Rücksicht des Fußes, so ist die Benennung: innere, ganz richtig. Betrachtet man sie hingegen, wie man in den anatomischen Demonstrationen gewöhnlich zu thun pflegt, und wie auch der Verf. übrigens bey andern Flächen und Rändern gethan hat, so ist hier statt des angeführten Ausdrucks zu setzen: äussere. Da Recens. und andern Anatomen hinlänglich bekannt ist, daß man in den anatomischen Demonstrationen keine Wörter leichter verwechsele, als die Benennungen: innere und äussere, weil sie an manchen Theilen einen zwiefachen Sinn haben, einen in Rücksicht des einzelnen Theils, den andern in Rücksicht des ganzen Körpers, so nahm er diese Verwechselung sofort für einen Schreibfehler, worauf er denn auch denselben am Ende unter den Verbesserungen angemerkt fand. (Er erinnerte sich aber dabey an eine ähnliche Verwechselung in einem gewissen myologischen Handbuche, in dem vom musculo obliquo externo abdominis gesagt wird: seine Fasern steigen schief von innen nach aussen herab, (die bekanntlich von aussen nach innen herabsteigen, ohne daß am Ende, ja sogar, ohne daß in der zwoten Auflage dieser Fehler verbessert wäre, da doch eine solche Verwechselung die Anfänger ganz irre macht.) — S. 196 glaubte Recens. wider vermuthen, (weil das Buch sonst sehr correct ist,) einen ähnli-

 chen

chen nicht angemerkten Schreibfehler zu finden. Es heißt: der **hintere** Rand (des acromii scapulae,) welcher eigentlich als die Fortsetzung der obern Lefze der Gräte angesehen werden muß, ist concav, u. s. w. — Der **vordere** Rand, welcher sich von der untern Lefze der Gräte fortsetzt, ist convex, u. s. w. Da er aber nachher fand, daß S. 555 gesagt sey: „der cucullaris endige sich an die obere Lefze der Gräte des Schulterblatts, an den hintern Rand des Acromiums —" und S. 604: „der deltoideus entspringe „— — — vom vordern Rand des Acromiums, und von der untern Lefze der Gräte des Schulterblatts," so erhellete leicht, daß der Verf. den Rand des Acromii, der in der erst angeführten Stelle der hintere heißt, allerdings als den hintern, und den andern, welcher daselbst der vordere heißt, als den vordern wirklich ansehe. Recens. ist indessen der Meynung, daß dies nur dann geschehen könne, wenn das Schulterblatt sehr vorwärts und auswärts gezogen ist, und daß selbst dann der Rand, welcher hier der **hintere** heißt, doch nur der innere, und der, welcher der **vordere** heißt, doch nur der äussere werde; daß hingegen, wenn in der ruhenden Lage des Arms das Schulterblatt hinten liegt, mit der cavitate glenoidea nach aussen gewandt, der Rand des acromii, welcher hier der **hintere** heißt, als der vordere, und der, welcher hier der vordere heißt, als der hintere anzusehen sey.

Uebrigens ist im Ganzen sehr für die richtige Bestimmung solcher wichtigen die Lage bestimmende Benennungen gesorgt worden. So z. B. am Vorderarm, wo gemeiniglich die Flächen, (welche in der ruhig herabhängenden Lage die innern sind), die vordern genannt werden, sind diese die **innern** genannt worden, u. s. w.

Am Ende sind einige Abbildungen, namentlich eine des Keilbeins in Verbindung mit dem Gaumenbeine, eine des obern Kinnbackenbeins, und verschiedene des Gaumenbeins geliefert, die sich, wie der Verf. selbst in der Vorrede mit Recht behauptet, sowohl durch Richtigkeit der Zeichnung, als durch Sauberkeit des Stichs empfehlen. Sie sind von einem jungen Künstler aus Weimar, Hrn. **Waiz**, gezeichnet, und von dem schon rühmlich bekannten Hrn. **Berger** in Berlin gestochen. Der Verf. verspricht in der Folge das große Talent des erst genannten dem Publikum in größern Arbeiten zu zeigen, wozu wir uns um so mehr freuen, da uns

das zugleich von Hrn. **Loder** selbst wichtige Beyträge zur Anatomie verspricht.

Gu.

Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste. Zwey Preisschriften, durch die von der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal aufgegebene Preisfrage veranlaßt. Leipzig, bey Crusius, 1788. 192 Seiten, in 8.

Immer wird es für den Beobachter interessant bleiben, zu sehen, wie eingewurzelte Vorurtheile, man bestreite sie auch mit welchen Waffen man wolle, dennoch festen Fußes stehen bleiben, wenn sie nicht durch andere Vorurtheile verdrängt werden. Dies scheint der Fall mit den Schnürbrüsten, einem allerdings schädlichen Kleidungsstücke, zu seyn. Hr. Salzmann fordert die für die Schnürbrüste stimmenden Damen heraus, zu beweisen, was sie damit gewinnen, und was für Nachtheil aus Abschaffung derselben entspringe? Auf strenge Beweise lassen sich Damen bekanntlich nicht leicht ein, und selbst Ueberweisung, vielleicht Ueberzeugung vermag sie nicht immer von dem einmal gewählten Gang, zu thun und zu lassen, abbringen, das video meliora proboque, deteriora sequor, ist ja wohl auf sie passend. Die erste dieser Abhandlung ist von Hr. F. Sömmering, welcher von der genauen Darstellung des Brustgebäudes ausgeht, und zeigt, wie diesem die Form der Schnürbrüste gerade entgegengesetzt sey, und also nicht anders als der Natur Gewalt anthue, und die Gestalt verderben müsse. Andere schädliche Folgen sowohl auf die Gesundheit überhaupt, als die weiblichen Verrichtungen insbesondere sind mit überzeugender Genauigkeit dargethan. Ob die Rippen jemals auf der Schnürbrust ruhen, und ob die vermehrte Grösse einer geschnürten Person dem aufgehobenen Druck der Last auf die Knorpelscheiben zugeschrieben werde müsse, bezweifeln wir, da jenes nicht ohne Aufheben des Athmens geschehen könnte, dieses aber mehr von der Geradheit der einwärts gedrückten Wirbelsäule, und dem militärischen Hervorpressen der Brust abhängt. Die zweyte Abhandlung ist nicht so gründlich geschrieben, mehr witzelnd, decla-

matorisch, im Ganzen aber auf wahre Grundsätze gebaut, welche aber, wie wir fürchten, wenige bekehren werden, da hier unsers Erachtens nur eintretende obrigkeitliche Gewalt dem Unfug steuern kann.

III.

Ueber den thierischen Magnetismus, von C. Meiners, Professor der Weltweisheit in Göttingen. Lemgo, im Verlag der Meyerschen Buchhandlung, 1788. 340 Seiten, in 8.

Diese mit vieler Genauigkeit, Ordnung und Belesenheit gezierte vortrefliche Schrift lese ein jeder, der die Beobachtungen der Magnetisten studieren will, früher, als er sich an diese Arbeit macht. Sie setzt ihn völlig in den Stand, jene gehörig zu beurtheilen, und sich gegen das hinreissende Anlocken zu sichern, welches in den Versicherungen deutscher Magnetisten liegt. Sie überzeugt uns, wie wenig auch bey den Erscheinungen des Magnetismus der Philosoph den Finger auf den Mund legen und schweigen müsse. Sie zergliedert gerade die Fälle, bey deren Erzählung dem Philosophen Stillschweigen geboten wurde, und erklärt sie, zwar nach einer Hypothese, die aber mit der Natur des Menschen so übereinstimmt, daß sie wenigstens, als die wahrscheinlichste, den mehrsten Beyfall finden muß. Es erfordert die Wichtigkeit des Gegenstandes und die Vortreflichkeit der Schrift, dieselbe umständlicher anzuzeigen, damit die Leser desto eher von ihrem wahren Werthe urtheilen können, und den Inhalt aus ihr selbst weiter zu lernen bewogen werden. In der kurzen Vorrede bemerkt der Verf., „daß der Magnetismus bisher „mehr belachet als ernstlich geprüft sey, und zwar, wie ihm „scheint, aus Furcht, um nicht auf schwer zu erklärende und „zu widerlegende Facta und Gründe zu stoßen." Angesehene Aerzte hielten ihn der Achtung und Prüfung nicht werth, wie Hr. Hofr. **Zimmermann** und **Baldinger**, da doch der letzte die nächste Veranlassung dazu hatte. Sie verwarfen ihn als eine Gaukeley, ohne Beweis darüber zu führen, öffentlich, und liessen dem Strome des Wunderglaubens seinen vollen Lauf. Die Journalwiderlegungen führten die Gegengründe nicht hinlänglich aus, daß sie dem noch eingewurzel-

ten Hange zu geheimen und übernatürlichen Künsten, welcher den Magnetismus begünstigt, Schranken gesetzt haben könnten. Man vergaß jene bald und eilte zur magnetischen Bühne zurück. Daher war es nothwendig, daß ein Philosoph aufstand, der zur genauern Kenntnis dieser wunderbarscheinenden Heilart führen konnte, welche durch „Ausbreitung der „Schwärmerey, und durch Uneinigkeiten der Familien in grossen deutschen Städten ungleich nachtheiliger ist, als durch „die schädlichen Wirkungen auf die Gesundheit magnetisirter „Personen." Eine solche Arbeit, wie Hr. Pr. M. sich unterzogen hat, war also für das deutsche Publikum Bedürfniß, welches ihm dafür den größten Dank schuldig ist. Diese Schrift wird nach voraus geschickter Einleitung in **drey Theilen** verfaßt, wovon der erste eine umständliche Geschichte der Symptome und Heilung von vier magnetisirten Personen, der **andere** eine Vergleichung des Zustandes magnetisirter Personen mit andern ähnlichen Zuständen, und der **dritte**, und ausführlichste eine Erklärung der auffallenden Phänomene in den magnetisirten Kranken enthält. In der Einleitung vergleicht der Verf. die Sittlichkeit gegenwärtiger Zeiten mit der aus dem vorigen Zeitalter und findet die Verbesserung so, daß man vor den Fortschritten des Aberglaubens und den Ränken der schleichenden Bosheit sich nicht sehr zu fürchten habe. So sehr dies an sich auch gegründet ist; so wenig darf man leugnen, daß noch die Neigung zur Schwärmerey stark genug herrschet, daß sie bey der zunehmenden Zahl der Magnetismus-Gläubigen sehr weit um sich greifen und vom Reellen die Menschen ableiten kann; daß endlich die Liebhaber des Magnetismus eben so zahlreich werden können, als vormals die Zauberer, Beschwörer, Besessenen und Liebhaber magischer Künste. Doch gegen solche niederschlagende Aussicht haben wir noch einen Trost in Deutschland, welchen man aus der Verschiedenheit hernehmen kann, wie der Magnetismus daselbst aufgenommen und gehandhabt wird, und wie dies in Frankreich geschahe, wovon der Verf. S. 7. redet. Es mag wohl seyn, daß in Frankreich das Wunderbare mehr Mode geworden, als in Deutschland und **Mesmer** deshalb daselbst eher sein Glück fand, als in seinem Vaterlande, daß er nicht sogleich daselbst Widerspruch fand, als hier, daß der Magnetismus dorten schleuniger in der Hauptstadt und im Lande verehrt wurde, als hier. Gleichwohl kann auch da-

gegen gesagt werden, daß in Frankreich der Magnetismus nur darum sich so schnell ausbreitete, weil **Mesmer** seine Kunst an viele Zöglinge verkaufte, welche sich dann im Lande zerstreueten und das Erlernte praktisch ausübten, und daß dies der Fall in Deutschland nie gewesen sey, daß in Frankreich der Magnetismus reellen Widerspruch fand; indem Gelehrte nicht durch lesen der Beobachtungen, sondern durch Beywohnung der Versuche, durch angestellte eigene Erfahrungen den Magnetismus beurtheilten und widerlegten, welches bisher von keinem gelehrten Deutschen, er sey Arzt oder Philosoph, auf eine der Sache angemessene Weise geschehen ist, wo viel mehr die Forscher zur Parthey der Magnetisten übergehen und bey allem dem, was die Gegner, gesehen zu haben schreiben, den Magnetisten noch die Ausflucht übrig bleibt, daß nicht kaltblütig genug, nicht ausdaurend, nicht mit gehörigen Vorkenntnissen die gegenseitigen Beobachter geprüft haben. Gereinigter von Gaukeleyen wird meistens die Wirkung des Magnetismus in Deutschland von den ersten Versuchen an geschildert. Aber auch nicht alle französische Freunde und Besitzer des Magnetismus verkündigen Wundergaben und Wunderthaten, deren Anmaßung die Kunst lächerlich machen kann. Hr. de Jussieu wünscht nämlich aufrichtig, daß alle curiöse Versuche, welche gleichsam das magische des Magnetismus ausmachen, entfernt werden mögten, weil sie unnütz, täuschend, oft schädlich und einem vernünftigen Menschen unwürdig sind. Und im Gegentheil scheint Hr. Hofr. **Böckmann**, ein deutscher Gelehrter und Naturforscher, fast alles zu glauben, was in Frankreich vom Magnetismus gelehrt wird, weil er es in sein Archiv aufnimmt. Indessen mag man von diesem hoffen, wie ich es von jenem besorgen muß, daß beyde nur Ausnahmen von der Bemerkung des Hrn. M. S. 8. seyn mögen. Sehr zweifelhaft bleibt es bis itzt noch, ob nicht in mehrern Jahren der Magnetismus in Deutschland eben so allgemein werden wird, als er jetzt in Frankreich ist. Es darf nur z. B. so, wie seit kurzen, fortgehen, daß alle zweifelnde Prüfer, wie D. **Weber**, **Gmelin**, Pr. **Engelhard** u. a. glauben, von der Wirkung überzeugt zu seyn. Zu diesen dürfte nur ein **Selle** noch hinzutreten, von dem man die Nachricht lieset, daß er Versuche anstellen wolle, so werden Magnetisten in Menge schon durch den Unterricht dieses verdienstvollen Arztes allein, trotz allem

Wider-

Widerspruch erzogen werden. Daß jetzt noch wenige deutsche Männer sich öffentlich für Freunde dieser neuen Heilart bekennen, und sie nur an wenigen deutschen Orten angewandt wird, davon mag theils der Grund in der Neuheit der Sache, theils darin liegen, daß jene sich fürchten, von den Gegnern darüber beschimpft zu werden, theils darinn, daß sie den Beobachtungen nicht glauben können und nicht Gelegenheit haben Versuche zu sehn, noch Kenntnis genug sich zutrauen, solche anzustellen. Ins geheim giebt es doch viele Anhänger derselben, die größtentheils das böckmannische Archiv dazu gemacht hat, welches überall stärkere Proselytenmacherey wirkt, als d'Inarre, Pichler, der Graf Saintlieu und Consorten wirken konnten. S. 10. beleuchtet Hr. Pr. M. einige Umstände des vernünftigern Magnetismus, welche der Denkungsart vernünftiger und unterrichteter Männer entgegen streiten, und wodurch die neue Heilart schwerlich daurenden Beyfall sich erwerben wird, wenn das geheimnißvolle Dunkel auch niemals entwickelt werden sollte. „Denn, sagt er, „was ist aller bisherigen Erfahrung nnd Geschichte mehr zuwider, als daß es eine allgemein verbreitete, äusserst wirksame Materie gebe," (das Daseyn einer solchen Materie selbst ist noch nicht erwiesen und man weiß jetzt sehr genau anzugeben, was die Atmosphäre zum Leben der Thiere und Pflanzen liefert, als daß man solche Materie annehmen darf) „die durch blose Reibung, oder gar nur durch gewisse Bewegungen der Hände erweckt und in andere thierische Körper geleitet werden könne," (Hierauf antworten die Magnetisten, daß ihre Erfahrungen und die Geschichte des Magnetismus solches darthun, welches jeder Forscher durch sorgfältige Versuche bestätigt finden werde.) „und die dennoch „in einem Zeitraum von vielen Jahrtausenden nicht entdeckt „worden," (Valentin Greatrak heilte vor 120 Jahren durch Berührung und Streichen mit den Händen allerley Krankheiten, wie die gültigen Zeugnisse von damaligen Aerzten beweisen. Damals hielt man diese Kunst für ein Eigenthum dieses Mannes, woran die Einbildungskraft nicht den wenigsten Theil genommen haben mag; jetzt glauben die Magnetisten, daß jeder Mensch die gleiche Kraft besitzt.) „ohngeachtet Millionen Menschen sich täglich haben reiben „lassen." (Das Reiben und Streichen ist unter dem deutschen Landvolke noch sehr üblich und stammt wahrscheinlich, wie

gegen gesagt werden, daß in Frankreich der Magnetismus nur darum sich so schnell ausbreitete, weil **Mesmer** seine Kunst an viele Zöglinge verkaufte, welche sich dann im Lande zerstreueten und das Erlernte praktisch ausübten, und daß dies der Fall in Deutschland nie gewesen sey, daß in Frankreich der Magnetismus reellen Widerspruch fand; indem Gelehrte nicht durch lesen der Beobachtungen, sondern durch Beywohnung der Versuche, durch angestellte eigene Erfahrungen den Magnetismus beurtheilten und widerlegten, welches bisher von keinem gelehrten Deutschen, er sey Arzt oder Philosoph, auf eine der Sache angemessene Weise geschehen ist, wo viel mehr die Forscher zur Parthey der Magnetisten übergehen und bey allem dem, was die Gegner, gesehen zu haben schreiben, den Magnetisten noch die Ausflucht übrig bleibt, daß nicht kaltblütig genug, nicht ausdaurend, nicht mit gehörigen Vorkenntnissen die gegenseitigen Beobachter geprüft haben. Gereinigter von Gaukeleyen wird meistens die Wirkung des Magnetismus in Deutschland von den ersten Versuchen an geschildert. Aber auch nicht alle französische Freunde und Besitzer des Magnetismus verkündigen Wundergaben und Wunderthaten, deren Anmaßung die Kunst lächerlich machen kann. Hr. de Jussieu wünscht nämlich aufrichtig, daß alle curiöse Versuche, welche gleichsam das magische des Magnetismus ausmachen, entfernt werden mögten, weil sie unnütz, täuschend, oft schädlich und einem vernünftigen Menschen unwürdig sind. Und im Gegentheil scheint Hr. Hofr. **Böckmann**, ein deutscher Gelehrter und Naturforscher, fast alles zu glauben, was in Frankreich vom Magnetismus gelehrt wird, weil er es in sein Archiv aufnimmt. Indessen mag man von diesem hoffen, wie ich es von jenem besorgen muß, daß beyde nur Ausnahmen von der Bemerkung des Hrn. M. S. 8. seyn mögen. Sehr zweifelhaft bleibt es bis itzt noch, ob nicht in mehrern Jahren der Magnetismus in Deutschland eben so allgemein werden wird, als er jetzt in Frankreich ist. Es darf nur z. B. so, wie seit kurzen, fortgehen, daß alle zweifelnde Prüfer, wie D. **Weber**, **Gmelin**, Pr. **Engelhard** u. a. glauben, von der Wirkung überzeugt zu seyn. Zu diesen dürfte nur ein **Selle** noch hinzutreten, von dem man die Nachricht lieset, daß er Versuche anstellen wolle, so werden Magnetisten in Menge schon durch den Unterricht dieses verdienstvollen Arztes allein, trotz allem

Wider-

Widerspruch erzogen werden. Daß jetzt noch wenige deutsche Männer sich öffentlich für Freunde dieser neuen Heilart bekennen, und sie nur an wenigen deutschen Orten angewandt wird, davon mag theils der Grund in der Neuheit der Sache, theils darin liegen, daß jene sich fürchten, von den Gegnern darüber beschimpft zu werden, theils darinn, daß sie den Beobachtungen nicht glauben können und nicht Gelegenheit haben Versuche zu sehn, noch Kenntnis genug sich zutrauen, solche anzustellen. Ins geheim giebt es doch viele Anhänger derselben, die größtentheils das böckmannische Archiv dazu gemacht hat, welches überall stärkere Proselytenmacherey wirkt, als d'Inarre, Pichler, der Graf Saintlieu und Consorten wirken konnten. S. 10. beleuchtet Hr. Pr. M. einige Umstände des vernünftigern Magnetismus, welche der Denkungsart vernünftiger und unterrichteter Männer entgegen streiten, und wodurch die neue Heilart schwerlich daurenden Beyfall sich erwerben wird, wenn das geheimnißvolle Dunkel auch niemals entwickelt werden sollte. „Denn, sagt er, „was ist aller bisherigen Erfahrung nnd Geschichte mehr zuwider, als daß es eine allgemein verbreitete, äusserst wirksame Materie gebe," (das Daseyn einer solchen Materie selbst ist noch nicht erwiesen und man weiß jetzt sehr genau anzugeben, was die Atmosphäre zum Leben der Thiere und Pflanzen liefert, als daß man solche Materie annehmen darf) „die durch blose Reibung, oder gar nur durch gewisse Bewegungen der Hände erweckt und in andere thierische Körper geleitet werden könne," (Hierauf antworten die Magnetisten, daß ihre Erfahrungen und die Geschichte des Magnetismus solches darthun, welches jeder Forscher durch sorgfältige Versuche bestätigt finden werde.) „und die dennoch „in einem Zeitraum von vielen Jahrtausenden nicht entdeckt „worden," (Valentin Greatrak heilte vor 120 Jahren durch Berührung und Streichen mit den Händen allerley Krankheiten, wie die gültigen Zeugnisse von damaligen Aerzten beweisen. Damals hielt man diese Kunst für ein Eigenthum dieses Mannes, woran die Einbildungskraft nicht den wenigsten Theil genommen haben mag; jetzt glauben die Magnetisten, daß jeder Mensch die gleiche Kraft besitzt.) „ohngeachtet Millionen Menschen sich täglich haben reiben „lassen." (Das Reiben und Streichen ist unter dem deutschen Landvolke noch sehr üblich und stammt wahrscheinlich, wie

mehrere Gewohnheiten dieser Menschenart, aus alten Zeiten her. Die Erleichterung der Beschwerden, welche oft darauf folgt, läßt diese Gewohnheit nicht abkommen, so wenig als die Otahaiten ihr Romeen sich werden nehmen lassen, dessen gute Wirkung Cook selbst erfahren hat.) „oder auch „unzählichemale solche Bewegungen gemacht haben, als wo„durch man vorgiebt, daß man die Richtung der magneti„schen Materie bestimmen könnte?" (Hier hört man die Magnetisten fragen: ob auch von diesen ohne Absicht geschehenen Bewegungen eine völlige Gleichheit in der Art und Dauer mit den zur Magnetisation gebräuchlichen Manipulationen überzeugend erwiesen werden könne, oder man sie sich vielmehr nur gedenke?) S. 11: „Was ist ferner allen „unsern bisher erworbenen Kenntnissen der Natur und dem „darauf gegründeten und unserm Wesen gleichsam einverleib„ten Denkarten widersprechender, als daß ein körperlicher, „wenn gleich noch so feiner Stoff existire, der nicht den be„kannten physischen, sondern nur moralischen Gesetzen gehor„che." (Das Ungereimteste in der Theorie der Magnetisten bleibt immer noch die Behauptung, daß es blos vom festen Willen des Menschen abhange, die magnetische Materie auch in entfernte Personen zu leiten. Allein dieser Grundsatz scheint blos auf das Magische und Großpralische der französischen Magnetisten zu beruhen, bey dessen Ausübung eine Täuschung oder Betrug, wie die Erfahrung beweiset, zum Grunde liegt.) „Oder, um mich deutlicher auszudrücken, „der sich nur auf Winke und Bewegungen von frommen und „rechtschaffenen Menschen äussere, als wenn er eine genauere „und sichere Unterscheidungskraft, als die scharfsinnigsten un„ter den Menschen besäße." (Sehr wahr, sobald die Lehre des Magnetismus dahin gehet, daß die Materie unmittelbar aus der Atmosphäre auf die Schwachen geleitet werden soll. Könnte aber angenommen werden, daß belebende Ausflüsse des Nervenäthers in die Kranken sich ergiesse, um die Erscheinungen des Magnetismus zu bewerkstelligen, so liesse es sich erklären, warum Rechtschaffenheit und überhaupt Tugend von Seiten der Magnetisten erfordert würde, weil unter tugendhaften Menschen mehr gesunde und starke mit Nervenäther reichlich versehene Personen gefunden werden, als unter den Lasterhaften, ihre natürlichen Kräfte verschwendenden Menschen. Ob aber niemals ein Nichttugendhafter den Magnetismus

tismus glücklich ausgeübt habe? Ob alle französische Magnetisten der strengsten Tugend ergeben sind? Warum mancher starke, gesunde, ordentlich lebende Mann nicht magnetisiren kann, vielleicht weil er nicht so gesund ist und ordentlich, als er scheint? darauf läßt sich a priori nicht antworten.) „oder „wenn man die magnetische Materie in ihren Wirkungen von „dem moralischen Zustande derer, die sie erwecken und leiten, „unabhängig machen will, was ist unglaublicher, als daß „eine Kraft sey, wodurch ein jeder wachender, seiner Sinne „und Kräfte mächtiger und in den wichtigsten Geschäften begriffener Mensch plötzlich durch die Bewegungen muthwilliger oder boshafter Personen aufgelöst, in einen unnatürlichen Zustand versetzt, und in diesem Zustande der Neugierde „und Willkühr seiner Beschwörer unterworfen werde?“ (Eine schaudervolle Schilderung! Sie wird auch dadurch noch schrecklicher, wenn ein **Varnier**, um die Mitwirkung der Phantasie zu widerlegen, behauptet, daß der Magnetismus ohne Bewußtseyn der Menschen thätig sey. Denn Ausschliessungsweise zeigt der Magnetismus seine Kraft auch nicht blos auf Kranke nach **Gmelins** Erfahrung. Wenn es nun also wahr ist, daß hierdurch in der Entfernung die Menschen in Schlaf, Zuckungen, u. d. gl. gebracht werden können, daß nur Vorrath von Nervenkraft dazu erfordert werde, welche doch nicht gleich gänzlich von einer eben auflodernden Leidenschaft so sehr geschwächt werden kann, wenn sie schon von lang genährter oder heftig erschütternder Gemüthsunruhe wirklich sehr geschwächt wird, so muß man mit Hr. Pr. M. einstimmen, „daß alle geträumten Zaubermittel der Vorwelt zusammen genommen, nicht so vielen Mißbrauches fähig seyn und „nicht so viele Unordnung in der menschlichen Gesellschaft anstiften könnten, als die magnetische Materie nach der Lehre „ihrer Vertheidiger.“ Hiegegen trösten sich die Anhänger der neuen Heilart damit, daß jede gute Sache durch Mißbrauch schädlich werde, also auch die ihrige, und daß, wenn sie nur zeige, wie sehr vortheilhaft ihre Heilart dem Menschengeschlecht diene, sobald sie vernünftig angebracht werde, daß dagegen gar keine andere Heilkunst sich messen könne, so werde im Vergleich mit diesen großen Vortheilen der zu besorgende Nachtheil vom Mißbrauch sehr gering zu achten seyn. Hier käme es also vorzüglich bey den Gegnern darauf an, daß „sie zeigten, wie wenig Nutzen der Magnetismus im Vergleich

„mit

„mit seiner Schädlichkeit wirklich gestiftet habe und noch stiften „werde.“ S. 12. Was kann endlich den gemeinen Menschenverstand mehr beleidigen, als daß ein im höchsten Grade kräftiges Heilmittel vorhanden sey, das aber nur auf gewisse Kranke wirke, und in andern Kranken hingegen und in allen gesunden Personen gar keine bemerkbare Wirkungen hervorbringen. (Diese Periode hätte Recens. gern weggewünscht. Sie beweiset den Mangel der Bekanntschaft mit magnetischen Schriften. Denn wofern diese Glauben verdienen, so sollen wohl wenige Krankheiten übrig seyn, wo nicht der Magnetismus angewandt und gut gewirkt hat. An venerische und mit ansteckendem Ausschlag behaftete Kranken, wollen sich die Magnetisten nur noch nicht wagen. Daß aber magnetisirte gesunde Menschen die Wirkungen empfunden oder zu empfinden geglaubt haben, solches versichern uns die Wahrnehmungen, von D. Gmelin, D. Weber, Hofr. Böckmann, u. a. daß dieser Vorwurf des Hrn. Pr. M. genugsam widerlegt wird. Allein durch gleiche Triebfedern kann der Magnetismus bey Gesunden wirken, durch welche er bey Kranken thätig ist.) Was fernerhin auch S. 13. von dem Anstößigen der magnetischen Operationen gesagt wird, darauf haben die Magnetisten schon geantwortet, daß solches nur blos in der Vorstellungsart derer liege, die, ohne gesehen zu haben, urtheilen, und versichert, daß die Ideen nie mit der ungesehenen Sache selbst übereinstimmen, wenn man sie nicht in Augenschein genommen habe. Sie glauben dabey allzeit ihrer Behauptungen so gewiß zu seyn, daß sie jeden Zweifler zu Versuchen einladen, ja recht inständig bitten, nicht eher ein Urtheil zu fällen, als bis er durch selbst erfahrne Thatsachen, deren Richtigkeit nicht bezweifelt werden darf, dazu sich in Stand gesetzt hat. Und es ist sonderbar, daß noch bisher unter solchen Umständen die Urtheile vortheilhaft ausgefallen sind. Wie doch die Menschen ihrer Einbildungskraft Sklaven sind, das zeigt sich am deutlichsten in der Geschichte des Magnetismus. Der Witz, sagt Hr. Pr. M., konnte keinen reichhaltigern Gegenstand zur Satyre finden, als die Lehre vom thierischen Magnetismus. Ausgerichtet hat er dagegen aber nichts, wie er überhaupt nie großen Nutzen gegen Ausschweifung der Menschen geleistet hat, denn seine Hiebe hielten die Ausbreitung derselben nicht zurück, so wenig, als die ernsthaften Vorstellungen der Journalisten dies vermochten. Was vermögen

beyde

seyde auch gegen die geglaubte sinnliche Ueberzeugung! Gelingt es einem unter den Schriftstellern, die Richtigkeit dieser Lehre darzuthun, so ist es der Verf. der gegenwärtigen Schrift. Sollte auch dahin diese noch nicht hinreichen, so haben wir in der Folge eine vollständigere zu erwarten. Anitzt sind hier die vier in Deutschland besonders bekannt gewordene Fälle von magnetischen Kuren, nämlich Hrn. **Lavaters** Frau, und der drey bremischen Jungfern geprüft, um die natürlichste Ursache derselben auszumitteln und wunderbarscheinenden Phänomene zu naturgemäßen Ereugnissen zurückzubringen. Gesehen hat der Verf. nie eine von den Kranken und urtheilt blos nach schriftlichen Erzählungen und den Ideen, die er nach seinen Grundsätzen natürlich damit verbinden konnte. —

I. In der **Geschichte** stellt der Verf. die gleichen Umstände und Zufälle der Kranken zusammen und vergleicht sie mit einander. So genau dies auch geschehen ist, so vermißt man doch einen anzumerkenden Umstand, daß nämlich alle vier Kranke die **ersten** Wirkungen des Magnetismus im **wachenden Zustande und bey völligem Bewußtseyn** empfanden und bemerken liessen, daß die dritte Kranke (Hrn. D. **Wienholts** zweyte) anfangs, als sie in ihren Ohnmachten magnetisirt wurde, gar keine Veränderungen zu erkennen gab, aber merklich ängstig und bang wurde, u. s. w. als sie Hr W. wachend manipulirte (S. D. **Wienhalts** Beytrag 2c. S. 69.) S. 30. Daß diese Kranke die weisse Farbe des Papiers ohne die Flamme des brennenden Lichtes zu empfinden in ihrem Schlafwandel angegeben, scheint von dem Zufall des Errathens am leichtesten erklärbar zu seyn, da sie im Farbenangeben übrigens auch vielmals irrte. (**Wienholt** S. 87.) Vielleicht war ihr unter den Papieren das weisse am bekanntesten, und hatte es wohl öfters vorher in Händen gehabt. Eben so konnte sie Hrn. D. **Bickers** weissen Mantel auch, ohne zu sehen, treffen, da ihr vielleicht bekannt war, daß er in der rauhen Novemberluft sich damit zu bekleiden pflegt.

II. Die **Vergleichung des Zustandes der hier aufgeführten vier magnetisirten Personen mit andern Zuständen**, betrift vorzüglich den magnetischen Schlaf, oder Schlafwandel, ein für die Philosophie eben so wichtiger Gegenstand, als die Heilkraft des Magnetismus für die Arzneykunst ist. Er wird mit dem Zustande des Wachens, des natürlichen und widernatürlichen Schlafs verglichen, von welchem, wie

der Verf. hier zeigt, die Beobachtungen der Aerzte solche Beyspiele aufführen, welche mit dem magnetischen Schlafwandel, so weit er an diesen vier Schläferinnen sich offenbaret hat, die größte Aehnlichkeit haben. Hieraus folgt zunächst der Schluß, daß nervenschwache reizbare Personen vermittelst des sogenannten thierischen Magnetismus in einen Zustand gebracht werden können, in welchen die Art der Krankheit selbst solche Personen zuweilen versetzt. Nach Verhältnis erfolgt dieser Zustand von der Krankheit seltener, als vom Magnetismus. Hat man einerley Ursach in beyden Fällen anzunehmen, und welche? Durch die Erklärung der auffallenden Phänomene in den magnetisirten Personen wird diese Frage im III. Theile von Hrn. Pr. Meiners Schrift beantwortet. Hier zeigt der Verf., daß auch kein einziges Phänomen der Manipulirten als ihnen eigenthümlich gefunden werde, daß vielmehr ein jedes auch die sonderbarsten bey Nervenschwachen, Nachtwandlern, Wahnsinnigen, Fieberkranken oder Ekstatischen Menschen nach den glaubhaftesten Wahrnehmungen bereits ohne Manipulation angemerkt sey, wozu offenbar Ueberspannung der Einbildungkraft den ersten Grund legte, welche noch unglaublich größere Wirkungen geleistet hat, als man vom Magnetismus rühmt. Die bekannten Beyspiele der Besessenen S. 121. Zauberinnen S. 123. dienen zur Bestätigung. Magnetisirte Personen fielen schon in magnetischen Schlaf und Schlafrede ohne Manipulation S. 124. (Wie wenig die physische Berührung zu Hervorbringung der magnetischen Erscheinungen wirklich beytragen müsse, lehren die Erfahrungen der Magnetisten, welche bey ihren Operationen den Körper nicht berühren, und dennoch die Wirkungen des Magnetismus erfahren haben wollen.) Die durch Furcht und Schrecken erhöhete Einbildungskraft hat Menschen getödtet, Krankheiten, fast wider die gewöhnlichen Gesetze der Natur erregt und geheilt, ja selbst Contusionen, topische Schmerzen, sogar Wunden und Geschwüre, hervorgebracht, wovon der Verf. von S. 128 bis 154 die beglaubtesten Beyspiele anführt. Sollte sie durch festes Zutrauen und Hoffnung in Lebhaftigkeit gesetzt weniger vermögen? Man darf nur der guten Wirkung sympathetischer Mittel, der Amulete und anderer magischer Künste sich erinnern, um dies zu beantworten. Wie oft erfolgt durch zutrauenvolle Phantasie des Kranken auf den Genuß einer Arzney eine ganz andre Wirkung, als

in

in ihren Kräften liegt, und verleihet selbst unwirksamen Dingen die größte Thätigkeit, daß die gehofte Wirkung davon hinlänglich geleistet wird. Sie allein bestimmt gewöhnlich den Ruhm der Charletane und großen Aerzte, verändert schädliche Heilmittel in unschädliche oder wohlthätige, unwirksame in kräftige, den gewöhnlichen Lauf der Natur sogar manchmal aufhaltende Mittel. (S. 155 bis 162) Diese erstaunenswürdigen Wirkungen der Phantasie haben sogar die ältern Weltweisen verleitet, ihren Wirkungskreis zu weit auszudehnen, indem sie sich einbildeten, sie sey mächtig genug, um in weit entfernten Gegenständen, Veränderungen und Bewegungen hervorzubringen. — Eine solche Behauptung findet man bey den Freunden des Magnetismus von ihrer Heilsart, welche eben so gegründet seyn mag, als jene der alten Weltweisen. — Wenn also, schließt Hr. Pr. M., die Phantasie gleiche und noch wunderbarere Wirkungen hervorgebracht hat, ohne körperliche Berührung, als von der magnetischen Materie gerühmt wird, so kann man auch dafür halten, daß bey magnetisirten Kranken die Erscheinungen ebenfalls durch sie erzeugt sind, indem sie durch Zutrauen und Hoffnung im hohen Grade belebt wird. Indessen schließt er die Mitwirkung der Manipulationen zu den Erfolgen nicht aus, daß er vielmehr glaubt, davon schon ohne Hinzukunft der thätigen und gespannten Einbildungskraft die Zufälle der manipulirten Kranken in den beleuchteten Fällen erklären zu können. Er vergleicht, um sich zu rechtfertigen, die Manipulation mit dem Reiben und Drücken der Alten und noch jetzigen Völker, welches nach unläugbaren Zeugnissen sehr große Effekte zum Vorschein gebracht hat. Hiervon redet er S. 166 – 184. — Wenn es nun gleich wahr ist, daß durch das Reiben, Drücken und Kneten in warmen morgenländischen Bädern, nach der Versicherung der Reisebeschreiber, angenehme Ekstasen erregt werden, die denen gleich seyn mögen, welche die magnetisirten Frauenzimmer zu empfinden versicherten, so findet doch zwischen diesen und den Manipulationen der Magnetisten ein Unterschied statt, dadurch man bewogen wird, der Phantasie die mehrste Wirkung beyzumessen. Der Magnetist, wenn er physische Berührung anwendet, drückt so sanft als möglich, berührt mit den Fingern die äussere Haut so leicht, daß nichts als ein angenehmer Reiz oder Kützel der Hautnerven die erste Folge davon seyn kann, statt daß

der Morgenländer mit Flanell scheuert, mit Anstrengung drückt, knetet und sich bis zum Schweiß dabey anstrengt. Uebrigens kann aber dieser sanfte Reiz der Hautnerven bey reizbaren Personen durch den Nervenkonsens eben die wichtigen Folgen erzeugen, die ein starkes Reiben, Drücken und Kneten nach sich zieht, wie auch die gmelinsche Versuche bestätigen. Kützlichen Personen erregt die sanfte Berührung der empfindlichsten Theile ihres Körpers keine unangenehme, aber doch sehr erschütternde Empfindung, wodurch Ohnmachten, Zuckungen und selbst der Tod erfolgt seyn sollen. Man kennet dergestalt kützliche Menschen, welche nicht sehen können, daß ihnen von Ferne zum Kützeln drohende Finger entgegen gehalten werden, ohne niederzusinken, weil ihre Phantasie die zu erwartende Empfindung ihnen lebhaft vorstellt, (denn dies wird doch wohl nicht von Magnetisiren in der Ferne hergeleitet.) Der Fall aber, worauf Rec. hier eigentlich zielt, betrift das Manipuliren ohne physische Berührung, wovon die Magnetisten in Frankreich seit der Ausgabe des bekannten Kommißionsrapports so viel rühmen, und das da, wo schon alles Volk von Zutrauen und Hoffnung zu erwartender wichtiger Erscheinungen voll ist, auch alles wirken mag, so daß man nicht anders urtheilen kann, als daß die Einbildungskraft hier die einzige wahre Triebfeder des Magnetismus sey, wodurch die Kranken in einem ihrer Krankheit schon angemessenen Zustand des unnatürlichen Schlafs leicht versetzt werden können. Der Verfasser geht zuletzt noch einzelne Zufälle durch, welche theils von den Vertheidigern zum Beweise einer verborgenen Kraft des Magnetismus gebraucht, theils von den Gegnern als übernatürlich verdammt wurden, und zeigt, daß sie als Folgen widernatürlicher Zustände auch ohne Magnetismus bemerkt worden. Der erste betrift den drey- bis siebentägigen Schlummer ohne Speise, Trank und Ausleerungen, aus dem die Kranken nicht geschwächt erwachten. S. 186. der zweyte die verminderte Schwäche nach den Konvulsionen vor, in und kurz nach den Schlaf, welche sich nach gleichen Anfällen bey allen Besessenen, und eckstatischen und andern konvulsivischen Kranken geoffenbart hat und noch offenbart S. 190. so bald in den Zuckungen selbst eine wohlthätige Krise zu Stande kommt; der dritte die Sehkraft mit verschlossenen Augen S. 196; der vierte die Erhöhung der übrigen Sinne S 210; der fünfte die willkührliche Bewegung, und die Verrichtung der gewöhn-

gewöhnlichen Geschäfte, oder Ausrichtung schwerer und gefährlicher Unternehmungen trift man mehr in den Beyspielen der nicht magnetisirten Nachtwandler, als bey diesen vier Schläferinnen und andern magnetischen Schlafwandlern an; S. 213. der sechste die Erhöhung des moralischen Sinnes und aller Geisteskräfte; S. 218. der siebente die Fähigkeit Arzneyen zu verordnen, welches alsdann heilsam, wenigstens nicht schädlich wäre, wenn sie auch in ungewöhnlich großen Quantitäten von den Kranken verordnet würden; S. 233. der achte das Weissagungsvermögen der Schläferinnen, wodurch sie die Dauer, Stärke ihrer Zufälle, den Fortgang, das Abnehmen ihrer Krankheit und die endliche Heilung vorherbestimmten; S. 242. der neunte, daß die Schläferinnen sich in ihrem ekstatischen Zustande sich alles dessen erinnerten, was in vorhergehenden ähnlichen Zuständen und auch im Wachen mit ihnen vorgegangen war, und hingegen wachend von alle dem nichts wußten, was sie in den Stunden des Schlafredens gedacht und gesagt, gethan und gelitten hatten; S. 251. die Beyspiele, welche Hr. Pr. M. hier zum Beweise anführt, daß gleiche Zufälle bereits an mehrern Nervenkranken bemerkt worden, bezeugen mit der größten Gewißheit, daß Ueberspannung der Phantasie und Anstrengung der Gehirnnerven die einzige Ursache dazu gegeben haben, und die gleichen Zustände der magnetisirten Kranken sollten nicht einer solchen natürlichen, sondern einer bisher unbekannten und jetzt erst entdeckten, übrigens so allgemein existirenden Ursache, dem allgemein verbreiteten magnetischen Fluidum zugeschrieben werden müssen! Hätten die Vertheidiger des Magnetismus die Beobachtungen von Nervenkrankheiten, nebst der Psychologie fleißiger studirt gehabt, sie würden sich dieser Behauptung geschämt und nicht so in den Tag hineingeschwärmt haben. Alle Freunde des Magnetismus, denen Wahrheit lieb ist und die eines tiefen psychologischen Nachdenkens fähig sind, (deren man auch unter der großen Menge doch nur wenige annehmen kann) müssen durchaus die Mühe schätzen, welche der würdige Hr. Pr. M. sich genommen hat, sie von dem Irrwege abzuleiten. Hoffentlich werden sie diese Schrift fleißig studieren, mit ihren Beobachtungen genau vergleichen und wenn sie denn aufrichtig seyn wollen, oder, wegen ihrer magnetischen Phantasie, können, so werden sie ihre Menschlichkeit erkennen und bekennen. Niemand verüble es, wenn

von Täuschung der Einbildungskraft die Rede ist, da diese täglich vorgeht, der Mensch wache oder schlafe. Selbst die Erhöhung und Erhitzung der Phantasie muß und kann den Nervenschwachen nicht zum Vorwurf gereichen, weil dies ein nicht seltener Zufall dieser Art von Kranken zu seyn pflegt. Noch weniger können die Magnetisten sich darüber ereifern, wenn behauptet wird, daß durch ihr Verfahren, nicht durch ihre Ueberredung, das Sensorium ihrer Kranken diejenige Stimmung erhalte, welche eine erhitzte Phantasie und den Schlafwandel mit seinen Zufällen zur Folge hat, wie man dergleichen auch ohne Manipulation bemerkt. Das blose Berühren der Haut erweckt nicht zu jeder Zeit, und nicht gleich schnell diese Stimmung, denn sonst müßte in jedem Falle der Erfolg gleich bald eintreffen, der Kranke sey sich seiner bewußt oder nicht. Da aber die ersten Erfolge des Magnetismus bey den vier manipulirten Frauenspersonen bald später, bald früher und niemals zuerst in Ohnmachten, oder Schlaf sich zu erkennen gaben, auch durch Fieberbewegungen, Delirium, Zuckungen oder andre vorläufige Zufälle erst bis zum höchsten Grade der erhitzten Einbildungskraft und den wunderbarsten Zufällen sich empor hoben; so scheint die Berührung nicht ohne Bewußtseyn und Empfindung des sanften Reizes, den ersten Schritt zu der Stimmung des Gehirns machen, und sie nur Gradweise bis zur nöthigen Höhe treiben zu können. Ist der gehörige Grad aber erreicht, alsdenn versetzt das Berühren und Kützeln der Hautnerven auch im veränderten Schlaf das Gehirn in die Lage, die wundervollen natürlichen Erscheinungen der Besessenen, Ekstatischen u. a. Menschen darzubieten. So kann ohne Vorkenntnis, ohne die Einbildungskraft durch Erwartung in hohen Schwung gesetzt zu haben, der manipulirte Kranke Somnambule werde, und selbst Kinder können diesem unterworfen seyn. Hr. Pr. M. hatte nur Veranlassung, den Magnetismus so weit zu prüfen, als er sich in den vier Beyspielen offenbart hatte. Da aber dieselben nicht alle Zufälle und Umstände begreifen, welche von dieser Kraft behauptet und beobachtet worden, so frägt es sich noch, ob die Hauptsache durch die Mühe des Verf. enträthselt sey. Denn keine von den vier Kranken hat in ihrer Hellsichtigkeit die Mängel eines andern mit ihr in Rapport gesetzten Kranken entdeckt, Mittel und Rath dawider angegeben. Was also von den Consulationen der Somnambülen zu halten sey,

konnte

konnte uns Hr. Pr. M. nicht erklären. Aus eben dem Grunde übergeht er auch die Behauptung der Magnetisten zu beleuchten, daß ihre Kunst in Schlaf, in Ohnmachten, bey Blinden, neugebohrnen Kindern und Thieren thätig sey, selbst wenn ihre Manipulationen ohne Berührung des Körpers vorgenommen würde, wo gar keine Vermuthung von erregter Phantasie statt finde. Man findet in gegenwärtiger Schrift die Ursachen auch nicht entwickelt, warum selbst Gesunde die Kräfte des Magnetismus erfahren, sie mögen für oder wider denselben eingenommen seyn. Denn seit der mehrern Vervollkommnung des praktischen Magnetismus, wie man die Fortschritte desselben nennt, findet man keine Ausnahmen mehr, wie vor derselben. Jetzt steht den Magnetisten jeder Mensch, jedes Thier, jede Pflanze zu Gebote, die Wirksamkeit der magnetischen Materie augenscheinlich darzuthun. Von Carlsruhe aus werden die deutschen Gelehrten mit Thatsachen hinlänglich versehen, hierüber ihr Urtheil zu fällen, und Hr. Pr. M. wird hoffentlich in der Folge diese Gelegenheit benutzen und seine angefangene Erklärung durch alle Schwierigkeit glücklich hindurchführen, die sich in dem geheimnißvollen Dunkel des Magnetismus ihr entgegenstellen. Die Theorie falle nun aus, wie sie wolle, man nenne die Operation Reiben mit den Händen, oder Manipuliren und Magnetisiren, so bleibt doch die Entdeckung, oder Wiedereinführung derselben in die Arzneykunde sehr wichtig, wenn es wahr ist, daß schwere, andern Hülfsmitteln nicht weichende Leiden dadurch gehoben werden können. In dieser Rücksicht thun Aerzte unrecht, wenn sie eine solche Handhabung verwerfen, welche niemand glücklicher als sie, ausüben kann, und dadurch Unerfahrnen ein Mittel in Händen lassen, welches durch Mißbrauch und unrechten Gebrauch eben so leicht schaden kann, als man es durch guten Gebrauch zu nützen vermag, gleich einem jeden andern Arzneymittel und Gifte. Als eine **zweyte Abhandlung** theilt der Hr. Verf. einen Auszug mit aus dem Memoire sur la decouverte des Phenomenes que presentent la Catalepsie, & le Somnambulisme par M. *Petetin* Prof. agregé au College des medeçins de Lyon, 1. Part. 1787. Es betrift die Krankengeschichte einer hysterischen Frau, voll der seltsamsten und fast unglaublichsten Zufälle, dergleichen noch keine Somnambüle zu erkennen gab. Nicht blos die körperlichen Symptome stoßen

beym Lesen dieser Erzählung Schrecken und Entsetzen ein; sondern die Nachricht von den moralischen Erscheinungen giebt auch der Schrift, nach dem Ausdruck Hrn. Petetins, einen Schein der Verrücktheit. Durch über alle Beschreibung heftige Krämpfe und Zuckungen verfiel die Kranke in den Zustand des Schlafwandels, wo alle sinnliche Werkzeuge gegen jedes Reizungsmittel unempfindlich wurden, die Kranke mehrere Stunden anhaltend sang, von dem Gesang nur abbrach, wenn man gegen ihren Magen in der Nähe redete, auf alles bestimmt alsdenn antwortete und über ihre Empfindungen vernünftig urtheilte, kurz, das Gehör in den Magen gesunken war. Wer mit ihr sprach, mußte, um von ihr verstanden zu werden, einen seiner Finger auf ihre Herzgrube legen. In diesem Zustande hatte sie das feinste Gefühl, dadurch Karten zu erkennen und Worte zu lesen, wußte nach der Uhr genau die Zeit anzugeben, die Anzahl und Namen der Umstehenden anzuzeigen und die Personen zu erkennen, mit dem Magen zu sehn, was verborgen war, die Zeit ihres Schlafs, die Art und Dauer ihrer Convulsionen genau vorher zu sagen, und nannte die zu gebrauchenden Heilmittel. Nach dem Erwachen konnte sie sich von allem im Schlafe geschehenen nichts erinnern, wenn sie aber wieder einschlief, so brachte das Gedächtnis ihr dies wieder zurück, als wenn kein Zwischenraum zwischen dem einen und dem andern Schlaf vorhanden gewesen wäre. Wie der Magen die Stumme des Gehörs und Gesichts vertrat, so schien er auch der Stellvertreter des Geruchs und Geschmacks zu seyn. Man durfte die Augen nur stark auf die Augen der Kranken heften, so empfand sie gleich einen leichten Schwindel, und fiel in den convulsivischen Schlaf. Hr. P. sucht diese Erscheinungen durch eine Theorie über das Wesen der Nervenkraft, welches er zum elektrischen Fluidum macht, und dessen verschiedene Ableitungen, Richtung durch Gegenwirkungen des Gehirns, u. s. w. zu erklären und hält in Rücksicht des Magnetismus dafür, „daß zu dessen Wirkung dies elektrische Fluidum das mehreste beytrage, aber „erst dann, nachdem durch Aufmerksamkeit dasselbe im Gehirn „vorher gesammlet und von den Sinnen, bis zu deren völliger Fühllosigkeit, abgezogen, und wenn durch die Einbildungskraft die Thätigkeit dieses Fluidums verwahrt, die zarten Fibern, worinn es enthalten ist, überspannt werden, „indem dadurch die Masse des ganzen Gehirns gereizt, dies

„elektri-

„electrische Fluidum mit Gewalt in solche Nerven getrieben „wird, in welchen der geringste unnatürliche Reiz sich findet. „Und wenn dies geschieht, sagt er, so sieht der Magnetisirer „unter seiner unschuldigen Hand Wunder entstehen, von wel„chen er nicht einmal die Ursach ahndet.“ So natürlich redet doch noch ein Gelehrter zu Lyon, wo ein Heer von Magnetisten herrscht und zeigt wenigstens, daß ohne Magnetismus das hysterische Uebel gleiche wunderbare Zufälle bey sich haben kann!

Zum Beschluß dieser Schrift erhält man noch **Bemerkungen über des Hrn. D. Gmelins Schrift vom thierischen Magnetismus, 1stes und 2tes Stück**, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß Hr. G. sich selbst getäuscht habe und in aller Unschuld andre täusche. Aus dem Resultate, welches Hr. G. von seinen Versuchen herleitet, zieht Hr. Pr. M. Folgerungen, welche beweisen, daß die größte Verwirrung in der menschlichen Gesellschaft erfolgen würde, wenn Hrn. G. Versuche wirklich auf seine Theorie sich gründen sollten. Gott sey Dank, daß die Erfahrung noch zu mächtig dieser Theorie widerspricht und von dem noch nichts eingetroffen ist, was gerade davon in der Gesellschaft schon längst hätte folgen müssen, und ohne Hr. G. Theorie ganz unerklärbar würde geblieben seyn. — Man darf nur die Bekehrungsgeschichte der zweifelnden Prüfer des Magnetismus selbst, wenn sie sich haben magnetisiren lassen, genau prüfen, und man wird jedesmal finden, daß sie sich durch irgend ein ganz natürliches Phenomen, dessen Ursach sie nicht nachforschten, haben düpiren lassen, solches vom Magnetismus herzuleiten, und daß, so wie dies geschehen, sie auch sogleich in dem Netze des Glaubens eingefangen sind, um mehr zu empfinden, als sie der Ursach nach, empfinden konnten. Hier kommt es also blos auf eine geschickte Methode der Magnetisten an, um recht viele Zweifler aus eigner Erfahrung zu überzeugen. Recens. dünkt, daß die Frau von **Tschiffeli** gerade die geschickteste Methode hiezu besitzt, die Vernunft durch die Einbildungskraft zu dethronisiren, ohne dies selbst vielleicht zu ahnden. Sie hat dem Magnetismus auch schon manchen erhabnen Proselyten zugeführt. Nach der Beschreibung des **D. Webers** hebt diese Magnetistin ihre Operation damit an, daß sie ihre herabgesenkten Finger mit schlaffer Hand über den Kopf der zu magnetisirenden Person in solcher Bewegung schüt-

schüttelt, wie man mit einer Quasten zum Pudern der Haare zu thun pflegt. Ganz natürlich wird dadurch die Luft bewegt und die Empfindung rege, als ob man von weitem gepudert würde. Allein die Bewegung der Luft wird hier gewöhnlich übersehen, die davon abhangende Empfindung, als Erfolg des Magnetismus aufgenommen, und von dem Augenblick an die Phantasie thätig, daß sie jeder Bewegung der Magnetisirin analoge Empfindungen schaffet. Alle von dieser Dame Magnetisirte bemerkten gleiche eingebildete Empfindungen nach jener wahren, von der gelinden nach den Haaren des Kopfs hinwärts bewegten Luft. Der kreisförmigen Bewegung ihrer Finger über den Kopf folgte nämlich die Idee des Schwindelns und Kopfschmerzes, wie sie langsam die Finger von der Schläfe horizontal entfernte — die Idee, als ob sie etwas anziehe und dehne, welche denn die Vorstellung schuf, als wenn ein Drath mitten durch den Kopf gezogen werde; so gieng es an Augen und Ohren bey gleichen Manöver. Ueberall folgte den über die Glieder fortgeführten Händen die Idee des Durchströmens einer Materie, da denn der Kopf erleuchtert wurde, die Bewegung der Hände gegen die Magengegend hatte natürlich einen durch Idee erregten Magenkrampf zur Folge, der mit der Idee verschwand, sobald die Hände nach dem Beine heruntergeführt wurden, wo dann die Scene sich an den Füßen endigte. Wohl zu merken, diese Magnetisation geschieht ohne körperliche Berührung. So viel die Vertheidiger auch sagen mögen, daß dies nicht der Erfolg bloser Einbildungstäuschungen sey; so müssen sie doch gestehn, daß zwischen eingebildeter und wahrer Empfindung oft nur eine schwache Grenze liegt, sie selbst zu unterscheiden, und sie könnten sich von der hier geäusserten Behauptung am leichtesten überzeugen, wenn sie bey dem Magnetisiren ihre Einbildungskraft mit andern Gegenständen beschäftigten, als mit dem zu erwartenden Erfolg der Operation. Hat Rec. etwas vom Magnetismus selbst erfahren, so war es nur dies, daß bey solcher zerstreueten Phantasie der Magnetismus gar nicht wirken konnte.

Wh.

Arzeneyen ohne Maske. Von D. Joseph Lenhardt. Erster Band. Leipzig 1787. In Commißion bey Herrn Ernst, Buchhändler in Quedlinburg. 8. 388 Seiten ohne 54 S. Zuschriften. Zweyter Band. 1788. 302 Seit. ohne 34 Seiten Vorerinnerung und das Register für beyde Bände.

Da Gott selbst, als das allerhöchste Wesen, durch den alles ꝛc. seine weisen und unweisen Geschöpfe mit gleicher Wärme liebt: so hielt es Herr D. Lenhardt auch für seine Pflicht und Schuldigkeit, seine Arzeneyen ohne Maske nicht nur denen Aerzten zuzueignen, die schon durch ihre bekannte Gelehrsamkeit auf dem höchsten Thron der Ehre sitzen ꝛc. sondern auch Aerzten, deren Schimmer kaum sichtbar ist, deren Daseyn niemanden bekannt ꝛc. ja auch solchen Aerzten, die es weder kaufen noch lesen werden oder wollen. Hingegen droht er den Geschöpfchens, die sich gelüsten lassen ihm ungegründete oder gar hämische Vorwürfe zu machen, (man versteht ja diese Autorensprache wohl? sie bedeutet so viel, als wenn Jemand irgend einen Mangel an diesem Buche finden würde) daß es ihnen sehr übel bekommen und alle Götterkraft sie für einer zehnfachen Erwiederung nicht schützen sollte. Zueignen will also der Verf. mit göttlicher Liebe, aber verfolgen mit teuflischer Rache alle die sein Buch tadeln. — Gut nur, daß heut zu Tage dem T** die Macht genommen ist. In der zweyten Zuschrift an die Menschheit, theilt der V. einige Brosamen von seiner physischen Erziehungsart der Kinder und seiner Behandlungskunst der Krankheiten mit. Ein Kind soll nicht länger als ein Viertel, und wenns hoch kömmt, ein halbes Jahr saugen, weil es die Unarten und Leidenschaften der Mutter mit saugt; schon in der achten Woche ihres Alters sollen den Kindern die Pocken eingeimpft werden, wobey er aber die Galli-Voglersche Methode geradezu verwirft. Nun zur Schrift selbst: erst auf 140 S. vorläufige Gedanken von Aerzten und Arzeneyen, worinn der V. aus Baldinger das Receptschreiben der Aerzte schtet, etwas aus der Geschichte der Apothekerkunst erzählt, und zufolge des Satzes, daß das Menschengeschlecht nur eine

schüttelt, wie man mit einer Quasten zum Pudern der Haare zu thun pflegt. Ganz natürlich wird dadurch die Luft bewegt und die Empfindung rege, als ob man von weitem gepudert würde. Allein die Bewegung der Luft wird hier gewöhnlich übersehen, die davon abhangende Empfindung, als Erfolg des Magnetismus aufgenommen, und von dem Augenblick an die Phantasie thätig, daß sie jeder Bewegung der Magnetistin analoge Empfindungen schaffet. Alle von dieser Dame Magnetisirte bemerkten gleiche eingebildete Empfindungen nach jener wahren, von der gelinden nach den Haaren des Kopfs hinwärts bewegten Luft. Der kreisförmigen Bewegung ihrer Finger über den Kopf folgte nämlich die Idee des Schwindelns und Kopfschmerzes, wie sie langsam die Finger von der Schläfe horizontal entfernte — die Idee, als ob sie etwas anziehe und dehne, welche denn die Vorstellung schuf, als wenn ein Drath mitten durch den Kopf gezogen werde; so gieng es an Augen und Ohren bey gleichen Manövre. Ueberall folgte den über die Glieder fortgeführten Händen die Idee des Durchströmens einer Materie, da denn der Kopf erleuchtert wurde, die Bewegung der Hände gegen die Magengegend hatte natürlich einen durch Idee erregten Magenkrampf zur Folge, der mit der Idee verschwand, sobald die Hände nach dem Beine heruntergeführt wurden, wo dann die Scene sich an den Füßen endigte. Wohl zu merken, diese Magnetisation geschieht ohne körperliche Berührung. So viel die Vertheidiger auch sagen mögen, daß dies nicht der Erfolg bloser Einbildungstäuschungen sey; so müssen sie doch gestehn, daß zwischen eingebildeter und wahrer Empfindung oft nur eine schwache Grenze liegt, sie selbst zu unterscheiden, und sie könnten sich von der hier geäusserten Behauptung am leichtesten überzeugen, wenn sie bey dem Magnetisiren ihre Einbildungskraft mit andern Gegenständen beschäftigten, als mit dem zu erwartenden Erfolg der Operation. Hat Rec. etwas vom Magnetismus selbst erfahren, so war es nur dies, daß bey solcher zerstreueten Phantasie der Magnetismus gar nicht wirken konnte.

Wh.

Arzes

Arzeneyen ohne Maske. Von D. Joseph Lenhardt. Erster Band. Leipzig 1787. In Commißion bey Herrn Ernst, Buchhändler in Quedlinburg. 8. 388 Seiten ohne 54 S. Zuschriften. Zweyter Band. 1788. 302 Seit. ohne 34 Seiten Vorerinnerung und das Register für beyde Bände.

Da Gott selbst, als das allerhöchste Wesen, durch den alles ꝛc. seine weisen und unweisen Geschöpfe mit gleicher Wärme liebt: so hielt es Herr D. Lenhardt auch für seine Pflicht und Schuldigkeit, seine Arzeneyen ohne Maske nicht nur denen Aerzten zuzueignen, die schon durch ihre bekannte Gelehrsamkeit auf dem höchsten Thron der Ehre sitzen ꝛc. sondern auch Aerzten, deren Schimmer kaum sichtbar ist, deren Daseyn niemanden bekannt ꝛc. ja auch solchen Aerzten, die es weder kaufen noch lesen werden oder wollen. Hingegen droht er den Geschöpfchens, die sich gelüsten lassen ihm ungegründete oder gar hämische Vorwürfe zu machen, (man versteht ja diese Autorensprache wohl? sie bedeutet so viel, als wenn Jemand irgend einen Mangel an diesem Buche finden würde) daß es ihnen sehr übel bekommen und alle Götterkraft sie für einer zehnfachen Erwiederung nicht schützen sollte. Zueignen will also der Verf. mit göttlicher Liebe, aber verfolgen mit teuflischer Rache alle die sein Buch tadeln. — Gut nur, daß heut zu Tage dem T** die Macht genommen ist. In der zweyten Zuschrift an die Menschheit, theilt der V einige Brosamen von seiner physischen Erziehungsart der Kinder und seiner Behandlungskunst der Krankheiten mit. Ein Kind soll nicht länger als ein Viertel, und wenns hoch kömmt, ein halbes Jahr saugen, weil es die Unarten und Leidenschaften der Mutter mit saugt; schon in der achten Woche ihres Alters sollen den Kindern die Pocken eingeimpft werden, wobey er aber die Galli-Voglersche Methode geradezu verwirft. Nun zur Schrift selbst: erst auf 140 S. vorläufige Gedanken von Aerzten und Arzeneyen, worinn der V. aus Baldinger das Receptschreiben der Aerzte schätzet, etwas aus der Geschichte der Apothekerkunst erzählt, und zufolge des Satzes, daß das Menschengeschlecht nur eine

Gattung ausmache, verlangt, die Aerzte Deutschlands sollen sich dahin vereinbaren, ein muster- und meisterhaftes Dispensatorium einstimmig auszuarbeiten, das mit gleichem Vertrauen von allen übrigen Nationen als ein originelles Meisterstück der Kunst verehrt und bewundert und gleichlautend in allen bestehenden Apotheken der Erde eingeführt würde!!! denn die Dosen der Arzneyen seyen auf allen Erdpunkten einander gleich, ausser daß die Franzosen die wenigste Gabe von Arzneyen vertrügen und am leichtesten unter allen Nationen purgirten. (Hrn. L. Apotheker würde in Frankreich also ein armer Mann seyn.) Hierauf beweist der V., daß auch collegia medica in Absicht ihrer Verschreibungen eben so arg pudeln als kaum eine Compagnie Feldscheerer zu Fuß es kann, führt Krieg mit den Universalarzneyen, und fordert die Collegia sanitatis et medica auf, den Verkauf derselben durch ganz Deutschland zu verbieten, doch läßt er Arzeneyen, die für einzelne Zufälle bestimmt sind, z. B. das Berliner Fieberpulver, Portlands Pulver, Bechers Pillen, Herrenschwends Bandwurmpulver, Chillies Steinmittel, Plünketts Pulver wider den Krebs u. a. m. immer im Gedränge mit fortgehn, vermuthlich in Hinsicht auf sein eignes Gesundheitspulver und seinen Trank für die Schwangern. Ailhaud der Vater sey ein Mann von schlauem Kopf gewesen, er habe alle Aerzte für groß, und ihre Heilart übersehen, und sich die Schwäche derselben zu Nutzen gemacht; hätten die Aerzte die neue Erfindung benutzt, ihre Schwächen verlassen, und mehr die ausführenden Mittel angewendet, so würde Ailhauds Pulver nie berühmt und er nie so reich geworden seyn; denn man könne durch ein anderes einfältiges und einfaches Laxirmittel eben das bewirken, was man durch diese dumme Pulver bewirkt hätte. Auch tischt unser Verf. etwas über die Arzneymoden auf, z. E. über die Vipernsuppen, über die grünen Kräutersäfte, die eben so viel helfen sollen als ein Glas kalt Brunnenwasser, über den Schierling, die kalten Wasserkuren, die Kämpfischen Klystiere, über den Magnetismus. Insbesondre sucht er sich noch durch Erzählungen von Krankheiten, bey welchen mehrere und berühmte Aerzte ihre Mühe und Kunst vergebens angewendet, und die er, Hr. L. endlich noch geheilt, zu dem Rang unter den Aerzten zu legitimiren, den er einnehmen mußte, wenn er die Kunst vervollkommen, die Aerzte würdigen und zurechtweisen

weisen und hinreichende Subscribenten zu seinem glücklich und geschwind heilenden Arzt erhalten will. Endlich folgt nun die Demaskirung der in altväterschen Apotheken verkäuflichen Arzeneyen, der Zweck und das Beste des Buchs. Fast auf jeder Seite sieht man wie armselig des Verf. Kenntnisse in der Naturgeschichte und in der Chemie sind, z. B. die Rubriken agaricus, antimonium crudum, benzoe, cassia, ceti sperma, cortex chinae, radix senega &c. und wie oft er sich seiner Selbstgenügsamkeit, seiner Verachtung fast aller andern Aerzte neben sich und seiner Vorliebe für die Laxiermittel überläßt; doch sagt er auch manches Wahre und manches Gute, das Aufmerksamkeit und Dank verdient. Freilich verwirft der Verf. viele Dinge, die schon längst von andern Aerzten verworfen waren, und macht bey seiner Sichtung eine Miene, als sey er der erste, der ihre Entbehrlichkeit oder ihre Lächerlichkeit zeige, aber er verwirft auch viele auf ein bloßes Machtwort von seiner Erfahrung, die nicht jeder Arzt für infallibel oder für ächtbeobachtet annehmen kann oder wird. Rec. kann hier nicht alle Apothekerwaaren nennen, die des V. Anathema erhalten, er will sich nur auf die auffallendsten einschränken. Der innerliche Gebrauch des Alauns sey allemal gefährlich; das rohe Spiesglas sey hülflos; der stinkende Asand ein Blendwerk und eine entbehrliche Sache. Der Gebrauch der Kelleresel sey eine Schande für unser Jahrhundert. Der kanadische Balsam sey nicht besser als der Terpentin, und dieser werde auch von den Apothekern für jenen gegeben. Von der Ochsengalle scheint L. keine andere Kraft zu kennen als die Wurmtreibende, die er ihr abspricht; er überläßt jedem Arzt, mit dem Kampfer zu thun was er will, (wie bescheiden!) er selbst verordnet ihn nie, und wer ihn gegen den Wahnsinn verordne, sey schwachköpfig. Cardemomen seyen mehr zum Staat als zum Nutzen in den Apotheken. Die Roßkastanie als Nießpulver gebraucht, habe viele chronische Kopfschmerzen und Gehörlosigkeit geheilt. Die krampfstillende Kraft des Bibergeils sey erdichtet. Von der Chinarinde sagt unser V.: „Ich muß es aufrichtig gestehen, daß ich in den Krankheiten, in welchen man China mit Nutzen gebrauchen kann, solche oft verordnet, aber nichts damit ausgerichtet habe. — Durch die Erfahrung gewarnt, habe ich Scheu bekommen Chinarinde zu verordnen; ich verordne statt

ihrer die rothe Gentiana mit der Tormentillwurzel. Auch der Roßkastanienrinde und den Arnikablumen ist der V. nicht günstig. Die Wirkungen der Hollunderblüthen sollen meist in der Einbildung bestehen. Unter den Gummien hält der V. auch das Gummi guajac. galban. hederae, guttae und tacamahaca für entbehrlich. Des Eisenhuths gedenke man jetzt weder im bösen noch im guten! Unter den Krauten läßt er nur Hb. abrotani, absynthii, acetosae, adianthi albi, agrimoniae, altheae, anethi artemisiae, belladonna, betulae, cardui bened. chelidon. maj. cochleariae, hyosciani, majoranae, malvae, gratiolae, melilotti, menthae crisp. und piperit. nicotianae, rosmarini, rutae, salviae, serpilli, taraxaci, trifol. febrin. veronicae, zu, und auch von diesen sehr viele nur frisch. Die Manna hält L. für entbehrlich, auch der Moschus muß eine strenge Kritik aushalten. Die medicinischen Kräfte der Krähenaugen seyen Hirngespinnste. Von den Wurzeln duldet er nur Rad. aconi, allii, altheae, angelicae sylv. ari, arnicae, bardanae, bryoniae, carlinae, colchici, columb. consolida maj. contrayervae, curcumae, diptamn. albi, ebuli, enulae, filicis maris, rhei veri, salab, satyrii, scillae, senegae, spigel. anthelm. taraxaci, tormentillae, zedoariae. zingiberis. Die Ipecacuanha will er lieber den Amerikanern lassen, und dafür jederzeit Brechweinstein brauchen. Die Kraft der Färberröthe gegen die englische Krankheit läugnet er; es ist ihm unbegreiflich, wo in der Rad. saponariae das Seifenartige stecken soll. Der Baldrian und die Pommeranzenblätter seyen nichts weniger als krampfstillend!! Unter den Saamen erlaubt er Sem. cynae, cydonis, dauci, fagopyri, foeniculi dulc. foenu graeci, lini, lupinos, melonum, nigellae, papav. alb. ricini, psyllii, sabadillae, agriae und articae. Der Catechusaft und alle Misteln werden ohne Barmherzigkeit verwiesen.

Die Vorerinnerung des zweyten Bandes ist eine Harangue gegen den Mönchsstand, gegen die Inquisition und gegen ungerechte, habsüchtige Richter; man sieht also, welch ein Allaufklärer Herr Lenhardt ist! Dieser zweyte Band enthält die Musterung der zusammengesetzten Arzeneymittel. Unter den 89 einfach abgezogenen Wassern der alten Apothe-

ken

ken will L. nur das Rosen- das Kirsch- das Pomeranzenblüth- und das Pfeffermünzenwasser beybehalten. Auch die meisten andern medicinischen Wasser werden verworfen. Das Kunlandswasser mache der Brechweinstein entbehrlich. Wer das Kalchwasser innerlich gebraucht, müsse wenige Kenntnisse der Chemie und der Bestandtheile des Körpers besitzen!! Das Theerwasser sey ein Mode- oder noch mehr ein Narrenmittel. Statt des Goulardischen Bleywassers empfiehlt unser V. folgendes: Man vermische Flußwasser, weissen Wein, Weinessig, von jedem 2 Pfund, Kochsalz ein Viertelpfund. Thedens Wundwasser wird scharf kritisirt, und endlich das Urtheil darüber gefällt, daß es unter die Mittel gezählt werden muß, die viel versprechen und wenig leisten!! Der Aethiops antimoniato-mercurialis, das antimon. diaphoret. butyrum antimonii, der balsam. Arcaei, aromat. commendatoris, locatelli, Saxonis, erhalten auch das Verdammungsurtheil. Goulards Bleycerat und alle Arten von Kerzen werden exilirt, und von den Conserven blos die Rosenconserve zur Erhaltung des Oelgeschmacks beybehalten. Die mineralischen Saffrane taugen auch nichts. L. verordnet seinen Kranken nie Decocte, sie mögen Krankheiten haben welche sie wollen, sogar nicht einmal den Tissotischen Gerstentrank; er läßt sie gemeines Wasser oder ihr gewöhnliches Getränke, und wo Ausleerungen erfolgen müssen, Molken entweder allein, oder mit Honig vermischt trinken, oder ein halb Pfund Reiß mit 8 Maaß Wasser abgekocht, durchgeseiht, und mit Citronen und Zucker angefrischt. Die Mayenwürmer-Latwerge ist unwirksam; eine Auflösung aus Brechweinstein die Erbrechen macht, und eine zweyte geringere Auflösung, die blos den Schweiß befördert, thut nach L. Ausspruch bey von tollen Hunden gebissenen Menschen mehr Wunder als diese Latwerge, gefeiltes Kupfer oder Moschus. Mit Recht erklärt sich unser V. gegen alle officinellen Latwergen, und insbesondere gegen den Theriak. Unter den Elixiren rühmt er das elix aloes sapon. preißt ein Gicht-Elixir aus acht Loth Franzosenholz-Gummi, (das er doch im ersten Theile unter die entbehrlichen Mittel zählte,) Sennesblätter und Rhabarber, von jedem sechs Loth, Cassia zwey Maaßen. Von den Pflastern denkt er wie Hußti, ist aber noch sparsamer wie er, denn er will nur vier Pflaster gelten lassen, nämlich: Heft- Erweichungs- Zertheilungs- und Blasenpflaster,

ster, wozu er auch die Vorschriften ertheilt; allenfalls duldet er noch das Bley- und das Schierlingspflaster. In Rücksicht der Essenzen wünscht unser V., daß man wenigstens die zusammengesetzten nicht mehr dulde, und die einfachen statt des Weingeistes mit ungarischen Wein extrahire. Statt der gewöhnlichen Art, die Extracte durch das Kochen zuzubereiten, wodurch man nichts als Erde erhalte, empfiehlt er die Garayische Methode. Von den 33 von ihm angeführten Extracten ertheilt L. dem allgemeinen- dem Safran- Stechapfel- Franzosenholz- Süßholz- bitteren- Andorn- Wallnuß- Opium- mit Quittensaft und dem Rhabarextract den Abschied. Die Benzoeblumen sind entbehrlich, und die Zinkblumen ganz unwirksam. Statt Schwefelmilch, soll man immer Schwefelblumen nehmen, (haben die beyde einerley Kräfte?) L. giebt den Sublimat auch in Pulver, nämlich er mischt 30 Gran Sublimat mit einem Loth Süßholzpulver und giebt allemal 2 Stunden nach dem Essen fünf Gran ein, oder zweymal täglich. Den verschiedenen Naphthen scheint unser Verf. auch nicht günstig zu seyn. Bey den destillirten Oelen bemerkt L., daß die meisten Apotheker, wenn sie Oele abziehen, zu den macerirten Kräutern, Blumen u. d. gl. Terpentinöl gießen, so die infundirten und macerirten Spezies in die Blase tragen, und das Oel wie gewöhnlich abziehen. Ein Verfahren das harte Ahndung verdient. Dippelsöl könne nur da helfen, wo sich die Zufälle durch Schweiß heben und heilen lassen. Bernsteinöl und Bernsteinsalz könne durch Dippelsöl ersezt werden!!! Alle gekochten und aufgegossenen Oele sollten aus den Apotheken verwiesen werden, weil sie keine wesentliche Hülfe leisten, und noch dadurch, daß man sie insgemein in zinnernen Gefäßen aufbewahrt, schädlich sind. Von den ausgepreßten Oelen verwirft L. das bittre Mandelöl das Hanf- Bilsen- Nuß- und Mohnöl, vom Muskatenöl rühmt er blos, daß es zur Consistenz der Balsame diene, das Ricinusöl hat er gegen die Würmer untüchtig gefunden (als ob dies seine einzige Kraft wäre!). Den Phosphorus nennt er ein einfältiges, gefährliches und mehr Schaden als Nutzen stiftendes Arzneymittel. Es sollen keine Pillenmassen vorräthig seyn, allenfalls die grossen Hofmannischen Pillen ausgenommen. Unter den Potionen findet er nur die mineralische Limonade und die gemeine Tisane erträglich. Er verweißt alle zusammengesetzten Pulver, doch scheint er einige von seinen eigenen Compositio-

positio

positionen empfehlen zu wollen. Es sey sicherer Jalappenharz als Jalappenpulver zu verordnen, (nachdem man die Sicherheit nimmt.) Die Muse seyn meist verfälscht, sogar das Holundermus sey meist mit Mus von Mohrrüben, wilden Aepfeln, Turnips verfälscht. Man sollte in den Apotheken nur solche Mittelsalze beybehalten, die durch wahrhaft verschiedene Säuren und Laugensalze entstehen, alle andere seyen blos durch die stärkere oder schwächere Intension ihrer Wirkung unterschieden; (sollte denn dieser Unterschied in der Klinik unbrauchbar oder überflüßig seyn?) Der Verf. ist auch sehr gegen die Molken- und Brunnenkuren. Alle Spezies könnten in den Apotheken entbehrt werden. Von den Geistern will er blos den spiritus cornu cervi, bezoardicus Bussii, Mindereri, salis armoniaci, saponis, camphorae und spiritus vini beybehalten. Es sollen gar keine Syrupe in den Apotheken vorräthig seyn, sondern an deren statt die ausgepreßten Säfte, aus welchen man in einer jeden Viertelstunde frische Syrupe bereiten könnte. (sollten sich die Säfte ohne Zuckerbeysatz lange halten?) Alle Spießglastinkturen verwirft L., weil sie alle vom Spießglas nichts enthielten; die Thedensche sey noch die erträglichste, auch mustert und verbessert er die übrige Tinkturencompagnie als den Troß der Salben. Diese umständliche Anzeige einer Schrift, deren guten und nöthigen Zweck wohl Niemand abläugnen kann, würde zu viel Raum gekostet haben, wenn Rec. über jedes Urtheil seine Meynung hätte beyfügen wollen; Hr. Lenhardt beruft sich auf seine Erfahrung, und es scheint, als wenn er den Erfahrungen anderer Aerzte, wo sie nicht mit der seinigen übereinstimmen, entweder die Wahrheit oder die Genauigkeit und Bündigkeit absprechen wollte, und wer so abspricht ist zwar unwiderlegbar aber deswegen nicht untrüglich. Es ist wahr, die Aerzte sind Menschen und sehen eben deswegen sehr oft durch eine von einer vorgefaßten Meynung gefärbte Brille, aber sollte unser Verfasser so voller Eigendünkel seyn zu glauben, und zu behaupten, er allein sähe nie durch eine solche Brille? Der Ton seiner Urtheile und seine unbescheidenen Spötteleyen machen ihn dieses Eigendünkels sehr verdächtig. Er nimmt die Mine an, als sey er der erste Reformator der Apotheken; wußte er wirklich nicht, oder will er nicht wissen, daß er schon sehr viele Vorgänger gehabt hat, und daß diese auch wirklich den offenbarstee Einfluß auf

die Verfertigung der Dispensatorien und auf die Einrichtung der Apotheken gehabt haben? So lange es noch altväterische Aerzte und Quacksalber giebt, so lange wird es auch noch altväterische Apotheken und Quacksalberarzneyen geben; die Sonne bricht nicht mit einemmal, sondern nach und nach hervor, und so geht auch ihre Schwester die Aufklärung ihren Weg. Politische und medicinische Obrigkeiten müssen ihre Gesetze und ihre Verordnungen nach dem Maaßstab der allgemeinen Aufklärung des Landes richten, worinn sie wirken sollen, und nicht nach der Aufklärung einzelner Menschen; wer zu viel wirken will, wirkt oft nichts! Dies zur Vertheidigung der medicinischen Kollegien der Länder, wo die Apotheken noch nicht so gesäubert sind, wie sie es seyn könnten, wenn alle Aerzte **Zimmermanne, Teichmanne, Häslere, Stolle, Fritze, Baldinger, Crelle. Hußtis, Franks** u. s. w. wären. Noch muß Recens. bemerken, daß L. nicht sehr mit den neuern Vervollkommnungen der Pharmacie bekannt zu seyn scheint. Beweise sind die Artikel: Lapis infernalis, liquamen myrrhae, liquor probatorius, mercurius dulcis, sulphur antimonii ꝛc. und daß viele Arzneyen ganz fehlen: z. E. turiones pini, cortex ulmi. lignum campescanum, spiritus dulcificati ꝛc. Am Ende des zweyten Bandes liest man eine Pränumerationsanzeige auf eine Schrift: Der glücklich und geschwindheilende Arzt: ein jeder der sich dieses Werk anschaffen will, wird sich alsdenn selbst glücklich und geschwind, auch ohne Beystand eines Arztes, heilen können. Schämt sich denn Hr. L. dieser Charletanerie nicht?

Nr.

Der Somnambulismus unserer Zeit mit der Incubation oder dem Tempelschlaf und Weissagungstraum der alten Heiden in Vergleichung gestellt, von M. Joh. Friedr. Aug. Kinderling, zweyten Prediger zu Calbe an der Saale. Dresden und Leipzig, bey Joh. Gottl. Imman. Breitkopf, 1788. 108 Seiten, in 8.

Je mehr die Wirkungen des Magnetismus mit ältern Beobachtungen ähnlicher Erscheinungen verglichen werden, desto-

destomehr verliert sich das Wunderbare, welches das Anstaunen, das Verwerfen und Annehmen derselben unter den Gelehrten und Ungelehrten gewirkt hat, und man muß nach und nach auf die Aehnlichkeit der Ursachen fallen, um zuletzt anzuerkennen, daß längst bekannte Kräfte auch diese neuen angeblichen Wunder wirken. Hr. Prof. Wolf hat schon in der berliner Monatsschrift über den Gegenstand dieser Schrift gehandelt, welcher hier aber weitläuftiger auseinander gesetzt wird. Wenn noch in der Sache ein Unterschied statt findet, so beruhet er darauf, daß die heidnischen Priester wußten, wie sie die Einbildungskraft ihrer Kranken in Bewegung setzten und dies absichtlich thaten. Dahingegen die Magnetisten selbst durch ihre Theorie in ihrer Einbildungskraft verstimmt sind, daß sie nicht nur leugnen, sondern auch nicht sehen können, wie ihre Behandlungen auf die Phantasie der Kranken wirken. Es werden so auffallende Künste ja dazu nicht erfordert, schwache Gehirne schwindlich zu machen, als die heidnischen Priester anzuwenden nöthig hatten. Schon das geheimnisvolle, feyerliche, ordnungsmäßige Streichen mit einem ernsthaften Gesicht des Magnetisten, voll festen Willens zu helfen, er mag die Haut berühren oder nicht, die andächtige Stille, welche dabey beobachtet wird, reicht schon mehr als zu viel hin, den Zweck nicht zu verfehlen, daß die Kranken sich endlich mit der festgesetzten Behandlung gewisse Empfindungsvorstellungen machen müssen; wovon denn nachmals in ihrem Körper Revolutionen erfolgen, welche denen gleich sind, die man an Menschen erlebt hat, denen weit offenbarere Ursachen die Phantasie erhitzt hatten.

Wh.

Magnetistisches Magazin für Niederdeutschland. Sechstes Heft. Bremen, bey Joh. Henr. Cramer, 1788. 132 Seiten, in 8.

In diesem Heft befinden sich acht Aufsätze: 1) **Etwas über die Worte Desorganisation und Somnambulismus**, aus der berliner Monatsschrift. Kein Vernünftiger zweifelt an der Unschicklichkeit dieser Worte. Sie verschafften

schafften aber der ausserordentlich seyn sollenden Sache das beabsichtete fremde Ansehen, und darum schienen sie gewählt zu seyn. 2) **Ein Beytrag zur Geschichte des magnetischen Somnambulismus aus dem Alterthum**, aus der berliner Monatsschrift. Hr. Pr. Wolf vergleicht hier den Magnetismus mit der Incubation oder den Kuren der alten Welt durch divinatorischen Schlaf, zwischen welchen die größte Aehnlichkeit herrscht und welches beweiset, daß zu allen Zeiten die erhitzte Einbildungskraft gleiche Wirkungen auf schwache reizbare Menschen gehabt habe. Dergleichen Vorstellungen sind am ersten fähig, den Nebel zu zerstreuen, den das geheimnisvolle Dunkel der magnetischen Lehre mit großem Fleiß ausgebreitet hat, und welcher, die um Geschichte und Beobachtungen älter Zeiten sich nicht bekümmernde, schwache und schwärmerische Menschen so leicht umwölkt und irre führt. 3) **Noch ein Brief aus Bremen über die dortige Desorganisation**, aus der berliner Monatsschrift. 4) **Hrn. D. Olbers Erklärung über die in Bremen durch den sogenannten Magnetismus vorgenommenen Kuren**, aus dem deutschen Museum. Hätte sich der gelehrte Hr. D. O. bey der Wahrnehmung der sogenannten magnetischen Wunderkuren an die Incubation der Alten erinnert, so würde er wenigstens kein Freund der beweislosen und tollen mesmerschen Theorie geworden seyn und seinen Gegenstand gewiß von der rechten Seite betrachtet haben. Jetzt ist sein Kopf voll Mesmer und schwerlich wird er dafür andere Vorstellungen noch fassen können, welches immer um einen so treflichen Kopf bedauert werden muß. 5) **Zusatz zu einem Berichte über das Magnetisiren in Strasburg**, aus der berliner Monatsschrift. 6) **Beytrag zur Geschichte des Magnetismus**, aus dem Journal von und für Deutschland. Unwahrscheinlich ist die hier angeführte Schlafrede nicht. Die Phantasie täuscht im natürlichen Schlaf gewöhnlich, so auch im unnatürlichen Schlaf oft. 7) **D. Wienholt's Antwortsschreiben auf den, in einer Broschüre betitelt: Briefe von und an Lavater, von einem Ungenannten an ihn gerichteten Brief.** Eine Druckschrift. Voran steht ein Auszug aus Hrn. W. Beytrag zu den Erfahrungen über den thierischen Magnetismus, so weit er Auszugsfähig ist. 8) **D Wienholt's Beytrag zum Beweise der Glaubwürdigkeit von Anonymen**, aus Böckmanns Archiv.

Archiv. Die Enträthselung der Geschichte mit dem grauen Oberrock. Vielleicht nicht ganz befriedigend.

Ku.

Archiv für Magnetismus und Somnambulismus. Sechstes und siebentes Stück. Herausgegeben von Hrn. Hofr. Böckmann, Prof. zu Carlsruhe. Strasburg, in der akademischen Buchhandlung, 1788. 104, 112 Seiten, in 8.

Das sechste Stück dieses Archivs enthält 1) Hrn. D. Webers Beschreibung der Krankheitsgeschichte der Mad. v. Tschiffeli. Sie verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden; wenn sie schon nicht die Krankheit in ihrem völligen Verlauf darstellt. Die gänzliche Heilung dieser Person durch Magnetisiren lieset man im 1sten Stück dieses Archivs. Hr. D. W. vermuthet, daß die angewendeten Arzneyen die Heilung eines dem System nach unheilbaren Uebels (man gab nämlich in Strasburg eine vollkommene Verstopfung der Leber zur Ursach an) vorbereitet haben, welche nachher durch Magnetismus völlig zu Stanle gebracht ist. 2) Hr. D. Gmelins Versuche über den thierischen Magnetismus 2tes Stück. Ein umständlicher Auszug aus dieser besonders gedruckten und in der A. d. B. angezeigten Schrift. 3) Desselben Blicke und Winke den animalischen Magnetismus betreffend. — Die Zeit wird sie bestätigen oder verwerfen, nach dem entschieden seyn wird, ob die Theorie Grund hat, woraus diese Aussichten hergeleitet werden. 4) Beytrag zu den Erfahrungen über animalischen Magnetismus von D. Wienholt. — Hr. W. bekanntes Buch wird hier weitläuftig bekannt gemacht, und ein Auszug der Beobachtungen daraus vorgelegt; aber wie gewöhnlich nicht, was dagegen für Zweifel gemacht worden. 5) Hr. D. Mesmers Vorschläge an die medicinische Fakultät in Paris, aus dessen kurze Geschichte des thierischen Magnetismus. Uebertriebene Partheylichkeit konnte nur Bedenken tragen, die so großes Aufsehen erregende Heilart nach diesen Vorschlägen zu untersuchen. Und wenn noch etwas das Benehmen der Fakultät entschuldigen könnte, so

schafften aber der ausserordentlich seyn sollenden Sache das beabsichtete fremde Ansehen, und darum schienen sie gewählt zu seyn. 2) **Ein Beytrag zur Geschichte des magnetischen Somnambulismus aus dem Alterthum**, aus der berliner Monatsschrift. Hr. Pr. Wolf vergleicht hier den Magnetismus mit der Incubation oder den Kuren der alten Welt durch divinatorischen Schlaf, zwischen welchen die größte Aehnlichkeit herrscht und welches beweiset, daß zu allen Zeiten die erhitzte Einbildungskraft gleiche Wirkungen auf schwache reizbare Menschen gehabt habe. Dergleichen Vorstellungen sind am ersten fähig, den Nebel zu zerstreuen, den das geheimnisvolle Dunkel der magnetischen Lehre mit großen Fleiß ausgebreitet hat, und welcher, die um Geschichte und Beobachtungen älter Zeiten sich nicht bekümmernde, schwache und schwärmerische Menschen so leicht umwölkt und irre führt. 3) **Noch ein Brief aus Bremen über die dortige Desorganisation**, aus der berliner Monatsschrift. 4) **Hrn. D. Olbers Erklärung über die in Bremen durch den sogenannten Magnetismus vorgenommenen Kuren**, aus dem deutschen Museum. Hätte sich der gelehrte Hr. D. O. bey der Wahrnehmung der sogenannten magnetischen Wunderkuren an die Incubation der Alten erinnert, so würde er wenigstens kein Freund der beweislosen und tollen mesmerschen Theorie geworden seyn und seinen Gegenstand gewiß von der rechten Seite betrachtet haben. Jetzt ist sein Kopf voll Mesmer und schwerlich wird er dafür andere Vorstellungen noch fassen können, welches immer um einen so treflichen Kopf bedauert werden muß. 5) **Zusatz zu einem Bericht über das Magnetisiren in Strasburg**, aus der berliner Monatsschrift. 6) **Beytrag zur Geschichte des Magnetismus**, aus dem Journal von und für Deutschland. Unwahrscheinlich ist die hier angeführte Schlafrede nicht. Die Phantasie täuscht im natürlichen Schlaf gewöhnlich, so auch im unnatürlichen Schlaf oft. 7) **D. Wienholt's Antwortsschreiben auf den, in einer Broschüre betitelt: Briefe von und an Lavater, von einem Ungenannten an ihn gerichteten Brief.** Eine Druckschrift. Voran steht ein Auszug aus Hrn. W. Beytrag zu den Erfahrungen über den thierischen Magnetismus, so weit er Auszugsfähig ist. 8) **D Wienholt's Beytrag zum Beweise der Glaubwürdigkeit von Anonymen, aus Böckmanns Archiv.**

Archiv. Die Enträthselung der Geschichte mit dem grauen Oberrock. Vielleicht nicht ganz befriedigend.

Ku.

Archiv für Magnetismus und Somnambulismus. Sechstes und siebentes Stück. Herausgegeben von Hrn. Hofr. Böckmann, Prof. zu Carlsruhe. Strasburg, in der akademischen Buchhandlung, 1788. 104, 112 Seiten, in 8.

Das sechste Stück dieses Archivs enthält 1) Hrn. D. Webers Beschreibung der Krankheitsgeschichte der Mad. v. Tschiffeli. Sie verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden; wenn sie schon nicht die Krankheit in ihrem völligen Verlauf darstellt. Die gänzliche Heilung dieser Person durch Magnetisiren lieset man im 1sten Stück dieses Archivs. Hr. D. W. vermuthet, daß die angewendeten Arzneyen die Heilung eines dem System nach unheilbaren Uebels (man gab nämlich in Strasburg eine vollkommene Verstopfung der Leber zur Ursach an) vorbereitet haben, welche nachher durch Magnetismus völlig zu Stande gebracht ist. 2) Hr. D. Gmelins Versuche über den thierischen Magnetismus 2tes Stück. Ein umständlicher Auszug aus dieser besonders gedruckten und in der A. d. B. angezeigten Schrift. 3) Desselben Blicke und Winke den animalischen Magnetismus betreffend. — Die Zeit wird sie bestätigen oder verwerfen, nach dem entschieden seyn wird, ob die Theorie Grund hat, woraus diese Aussichten hergeleitet werden. 4) Beytrag zu den Erfahrungen über animalischen Magnetismus von D. Wienholt. — Hr. W. bekanntes Buch wird hier weitläuftig bekannt gemacht, und ein Auszug der Beobachtungen daraus vorgelegt; aber wie gewöhnlich nicht, was dagegen für Zweifel gemacht worden. 5) Hr. D. Mesmers Vorschläge an die medicinische Fakultät in Paris, aus dessen kurze Geschichte des thierischen Magnetismus. Uebertriebene Partheylichkeit konnte nur Bedenken tragen, die so großes Aufsehen erregende Heilart nach diesen Vorschlägen zu untersuchen. Und wenn noch etwas das Benehmen der Fakultät entschuldigen könnte, so

müßte ihr diese menschliche Schwachheit zur Tugend angerechnet werden. So urtheilen die Magnetisten. Allein die Vorschläge hatten doch große Schwierigkeiten. Woher sollten z. B. die 24 Kranken genommen werden, deren Umstände sich sogleich gewesen wären, als zu den Versuchen nöthig war. Die Unerfüllbarkeit mag aber auch wohl der Hauptgegenstand bey dieser Foderung gewesen seyn. Man konnte das Publikum desto besser täuschen, je mehr man dem Vorschlage einen Schein der Billigkeit und Leichtigkeit gab, den aber doch die Fakultät nicht annehmen konnte. — 6) Hr. D. Böckers Erklärung über seine beyden an Hrn. Hofr. Baldinger geschriebene Briefe ꝛc. Ein Auszug der besonders herausgegebenen Schrift, von welcher die Anzeige in der A. d. B. eingerückt ist. 7) Auszüge aus Briefen. Hr. D. Wienholt berichtet, daß Hr. Armand in Haag ein Baquet errichtet habe, daß Hr. Bode aus Weimar durch Sehen und eigene Versuche vom schwerglaubigen Zweifler zum überzeugten Freunde des Magnetismus geworden, dessen Beobachtungen in einem Auszug aus seinem Reisejournal zusammengetragen seyn sollen. — Hr. D. Gmelin spricht den Somnambülen die Divinationsgabe ab, läßt ihnen aber deutlichere Empfindung ihrer Krankheit und den Hang nach gewissen Dingen und Mitteln, welche bey der Anwendung die Heilung offenbar beschleunigen. Er will benachrichtigt seyn, daß Hr. Prof. Selle in Berlin selbst magnetische Versuche anstellen will. Der Rec. kann diesem Vorgeben positiv widersprechen. Die Magnetisten mögen gar zu gern Namen berühmter Aerzte nennen, die sich für ihre Lieblingsgrille schon interessiren sollen. So machten sie es mit Hrn. Zimmermann, so nun mit Hrn. Selle. 8) In den kurzen Nachrichten lieset man, daß die Lehre des Magnetismus nichts mit Schwedenborg und seinen Geistern zu thun habe, daß Schwärmerey und Charletanerie einzelner Magnetisten dieser Heilart und Lehre eben so wenig nachtheilig seyn könne, als die Bibel, christliche Religion und Arzneykunst durch gleiche Ausschweifung ihrer Verehrer auch nur das geringste von ihrer Würde verlohren haben — Uns dünkt, die Divinationsgabe ist doch von den vorzüglichsten Magnetisten behauptet worden, und sie ist doch wohl Schwärmerey und respektive zuweilen hin und wieder trefliche Charletanerie. Im siebenten Stück trift man interessante Aufsätze französischen Ursprungs an, welche

welche eine weitläuftigere Anzeige erfordern. 1) **Das Wesentliche aus dem Rapport des Herrn** *de Jussieu*, **einer der königlichen Commissaire zur Untersuchung des thierischen Magnetismus.** Der Verf. nebst drey Kollegen machten die königliche Commißion aus. Er hat sich der Sache ernstlicher angenommen, als die übrigen und geglaubt, Thatsachen gefunden zu haben, die ihn abhielten, den Rapport der übrigen zu unterzeichnen. Hiervon giebt er nun in diesem zu Paris schon vor vier Jahren gedruckten, aber noch nicht widerlegten Memoire Rechenschaft. Er trägt die Sache in guter Ordnung vor und scheint von biederer Unpartheylichkeit zu seyn. Hr. B. glaubt, daß, wenn der Verf. gegenwärtig bey mehr kultivirtem Magnetismus schriebe, er sich ganz anders benehmen würde und wir glauben das Gegentheil, weil sich nicht ein jeder vom Magnetismus so hinreissen lassen wird, daß er darüber die gemeinsten Grundsätze der Naturlehre und Psychologie vergißt. Hr. *de J.* theilt seine erfahrenen Thatsachen in vier Klassen: 1) allgemeine **Positive**, wovon man vielleicht die Ursach nicht angeben kann; 2) **Negative**, welche die Nichtwirkung eines Fluidums zu bezeugen scheinen; 3) Fakta, die der **Einbildungskraft** allein beygelegt werden können; 4) positive Fakta, die offenbar eine andere wirkliche Kraft erfodern. Man muß bemerken, daß diese Thatsachen im magnetischen Krankensaal vorfielen, wo es nicht fehlen kann, daß das Spiel der Einbildungskraft sich durch vielerley Wirkungen äussert, Magnetisirte und Magnetisten täuscht. — Von den Thatsachen, welche Hr. de J. der Einbildungskraft zuschreibt, behauptet Hr. B.: „daß sie das nicht beweisen, weil jeder praktische Magnetist „weiß, daß er auf Personen, **die stark mit ihm im Rapport sind**, (Hr. de J. sagt, **die ein starkes Zutrauen zu ihm haben**, welches doch eher verstanden werden kann) „und schon vielmals von ihm magnetisirt wurden, auch ohne „die Einbildungskraft ins Spiel zu bringen, (das möchte er „schwerlich beweisen können) in ziemlich beträchtlicher Distanz „wirken können.“ Wenn oft von einem Manne magnetisirte Personen durch seine Behandlungen gewisse bestimmte Empfindungen bekommen zu haben, fest überzeugt sind, so muß natürlich ein Zutrauen, eine gewisse Furcht oder Hoffnung gegen diesen Mann in ihrer Seele sich festsetzen, wodurch die gleichen Empfindungen wieder erneuert werden, sobald sie

dieses Mannes Behandlung sich nur lebhaft gedenken. So wirkt bey jeder starken Impreßion der Ideen die Einbildungskraft zu aller Zeit. Jeder Mensch erfähret dies an sich selbst unzähligemal. Streng gehaltne Kinder werden blaß und zittern, so bald ihr Züchtiger sie nur anblickt. Die mehresten Menschen gerathen in gewisse Verlegenheit, wenn sie wahrnehmen, daß sie von andern starr angesehen werden, vorzüglich wenn der starre Blick aus den Augen eines Gebieters oder Beurtheilers ihrer Handlungen, kurz eines Menschen, dessen Blick geheime Bedeutung haben kann, strahlt. — Viele Kranken befinden sich offenbar erleichtert, wenn ihr Arzt gegenwärtig ist. — Der Hund schreiet und sucht sich zu entfernen oder zu schmeicheln, wenn über ihm die Peitsche aufgehoben wird. Ist dies auch Folge des magnetischen Rapports, in welchem der leidende Theil mit dem andern steht? Den Magnetisten kommt es wohl nicht darauf an, dies zu behaupten. *Cagliostro* bewies die Existenz des thierischen Magnetismus aus den Empfindungen, die uns anwandeln, wenn Kaiser, Könige und Fürsten mit uns reden. Wer kann einem solchen Wundermann widersprechen? — Der Gegner aber glaubt, zur Erklärung dieser Erscheinung keine neue Kraft suchen zu dürfen, und ist sowohl von diesem, als den Wirkungen des Hrn. de J. überzeugt, daß sie von einem psychologischen Rapport am natürlichsten hergeleitet werden. — Die von der *Einbildungskraft unabhängigen Fakta* des Hrn. de J. bedeckt noch viele Dunkelheit, um sie gehörig begreifen zu können. Man muß abwarten, ob mehrere glaubwürdige Beobachtungen ausser Zweifel setzen, daß Personen ohne ihr Bewußtseyn von magnetischen Behandlungen deutliche Empfindungen und unverfälschte Wirkungen zu erkennen geben, ehe man darüber urtheilen kann. Bis dahin können die hier aufgeführten Thatsachen nur in die Rechte der Aufgaben treten. — In dem zweyten Abschnitt *über den medicinischen Nutzen des Magnetismus* gehen Hrn. de J. Gedanken dahin, daß durch die magnetische Berührung thierische *Wärme* den Kranken mitgetheilt werde. — Sollte aber auch diese Wärme nicht als Ausfluß aus den Fingern des Magnetisten anzusehen seyn, so leuchtet doch aus allen Erfahrungen ein, daß die Magnetisirten eher wärmer, als kälter geworden sind und gar leicht in Zustand der Wallung und in Schweiß gerathen, wodurch viele Krankheiten geheilt werden können.

kennen. Die Heilung der verschiedenen Plagen sind aber sicherlich so wenig ein Beweis für eine physische Materie des Magnetismus, als sie von dem physischen Einfluß der Sympathie, und magischer Amulete, Besprechungen, u. s. w. uns überzeugen werden. — „Um der magnetischen Behandlung mehreres Interesse zu geben, sagt Hr. de J., suchte „man sie aus einer ansehnlichen Theorie herzuleiten; man „nahm daher ein Fluidum an, welches auf große Entfernungen wirken sollte; suchte dessen Existenz durch curiöse und „ausserordentliche Proben zu erweisen, legte demselben eine „allgemeine Heilkraft bey; reducirte alle Krankheiten auf eine „einzige u. s. w. und nachher, wir müssen aufs sorgfältigste „von der Praxis (der menschlichen Berührung) alle nur „curiöse Versuche entfernen, welche gleichsam nur das Magische des Magnetismus sind und die eine weise Arzneykunst „überhaupt als unnütz, oftmals als täuschend, zuweilen als „schädlich und immer als unwürdig für Menschen, die nur „für große Zwecke bestimmt sind, verwirft." So wahr und richtig diese Behauptung bleibt, so wenig kann man doch glauben, daß ohne dergleichen magische Versuche, ohne das geheimnisvolle Dunkel, worinn das Wesentliche dieser Behandlung in der Theorie versenkt wurde, die magnetische Heilart irgend ein glänzendes Glück würde gemacht haben, das dem erreichten Glücke nur ein wenig gleich gekommen wäre. **Mesmer** kannte aber sein Publikum, wenn er nicht selbst schon verwirrt war, sehr genau. 2) **Ein Brief an die harmonische Gesellschaft zu Bordeaux von den Doktoren der Arzneykunst, Hrn. Fitzgibbon, Archbold, und Pradelle.** Diese Aerzte haben ein Baquet für funfzig Arme errichtet, welche sie ohnentgeldlich magnetisiren und zu heilen suchen. Ein Benehmen dieser Art offenbart eine edele Menschenliebe, verdient Lob und Nachahmung. Von dem Erfolg der Bemühungen dieser Männer ertheilen sie hier Nachricht, indem sie von vierzehn Heilungen reden, die allein vermittelst des Magnetismus verrichtet seyn sollen. Die mehrsten der völlig oder größtentheils Geneseten litten an sehr alten Schäden, gegen die alle Mittel der Aerzte vergeblich gebraucht waren. Sehr kurz sind die Erzählungen der Fälle selbst und dienen nicht zur Untersuchung der wirkenden Ursach des Magnetismus. Es wird kein Wort vom Schlafwandel gesagt, oder er müßte im Worte: Krisis, mit verstanden

 wer;

werden. 3) **Brief des Hrn. Vicomte Duhamel, Lieutenant de Maire von Bordeaux an Hrn. D. Archbold**, in welchem zwey magnetische Heilungen erzählet werden, die an erwachsenen Frauenzimmern verrichtet sind, von welchen die eine hellsehend wurde, die andre in ruhigen Schlaf versank und ihre Schmerzen dadurch verlor. Die lezte wurde in einer Entfernung von 15 Schuh magnetisirt, war nervenschwach, hatte große Empfänglichkeit für Magnetismus, d. h. eine sehr stark wirkende Einbildungskraft. 4) **Brief des Hrn. de Prunes Duvivier, Parlamentsrath zu Bordeaux an Hrn. D. Archbold** theilt eine durch viele Zeugen bestätigte Kur mit, welche in kurzer Zeit einen sehr schmerzhaften allgemeinen Rheumatismus durch Schlaf vertrieb, dergleichen die vormals in Credit stehende Sympathie auch so oft glücklich heilte. 5) **Fortsetzung der Untersuchungsgeschichte des Magnetismus der Carlsruher Aerzte.** Hr. Hofr. B. giebt hier erstlich die Bittschrift an den Fürsten zu lesen, in welcher die D. D. **Leichsenring, Schrikel, Stückelberger, Walz,** und **Gmelin** bitten, zu dieser Untersuchung von höchster Behörde autorisirt zu werden, deren Absicht sie hier offenbaren. „Sie versprechen, keinen verfälschten Wahrheitssinn, kein verstimmtes Gefühl, keinen „Stolz und kein unedles Herz mitzubringen, um das genaueste Urtheil zu fällen, was thierischer Magnetismus sey, „ob und wie vielen Antheil die Einbildungskraft daran habe, „ob wirklich ein Fluidum in den Patienten übergehe, und in „wie fern er nützlich und heilsam sey?" Ueberdies ersuchen sie noch den Fürsten, ihnen einen selbst gewählten Mann zur Seite zu setzen, der von philosophischen Geist und Wahrheitsliebe belebt und zugleich frey von Partheylichkeit sey, weil sie glauben, einen solchen zur Sicherheit im Beobachten und Niederschreiben der Erfahrungen nöthig zu haben. — **Zweytens,** seine ausführliche **Vorerklärung** an den Fürsten, welcher ihm die Bittschrift mitgetheilt hatte. Es erhellet daraus der Eifer des Verfassers, die **Wahrheit** des **Magnetismus,** weil er davon überzeugt zu seyn glaubt, auf alle mögliche Weise ins reine Licht zu stellen. — Aber Unpartheylichkeit wird man in seinem Betragen nicht finden. Die Wahrheit darf sich der strengsten Untersuchung von fremden Personen, zumal von Kunstverständigen, entgegenstellen. Wer zwischen Magnetist und Gegner in der Mitten steht,

(wie

(wie solches in der jetzigen Lage der Sachen [illegible] richtig [illegible]enden der Fall seyn wird), der würde der Beurtheilung unsrer Aerzte nach einer strengen, unermüdeten, lang gedauerten Prüfung der Thatsachen und angestellten Versuche nicht gleichgültig entgegen gesehen haben, und wird es bedauern, daß ihr Vorschlag, diese Sache, wovon so viel Lärm gemacht wird, unpartheyisch zu untersuchen, bisher vereitelt worden ist. 6) **D. Schweikhards zu Carlsruhe Schreiben an Hrn. B.** Der Verf. entschuldigt sich, daß er der prüfenden Gesellschaft der Carlsruher Aerzte nicht beygetreten sey, weil er nicht den Sinn in der Erklärung dieser Gesellschaft habe finden können, welchen Hr. B. ihr beylegt. — Sollte also zu fürchten seyn, daß hier eine andre Absicht zu Grunde liege, als die reinste, unbefangene Wahrheitsliebe, so mache solches Hr. D. S. dem Publikum bey Zeiten mit triftigsten Beweisen bekannt, damit es nicht durch bloße hingeworfene Winke in der unerträglichen Lage der Ungewißheit ferner erhalten werde, wenn die Untersuchung doch einmal zu Stande käme, und der Bericht seiner Kollegen dem physischen Magnetismus etwa das Wort reden möchte! Es wäre doch möglich!!! 7) In der **Antwort auf jenes Schreiben** versichert Hr. B., „daß er keine andere Absichten und Bewegungsgründe bey der Untersuchung der Aerzte „sich gedacht habe, als die reine Begierde, eine immerwichtiger „werdende Lehre nunmehr gemeinschaftlich, durch sich selbst „und, wo möglich, mit thätiger Unterstützung von schon geübtern „Personen philosophisch, moralisch, medicinisch zu „ihrem eigenen Unterricht und Nutzen zu untersuchen!" — Und Hr. S. ist es dem Publikum schuldig, das Gegentheil hievon, wenn er es entdeckt hat, zu offenbaren, um es gegen schädliche Täuschung zu sichern. Indessen beschweren sich diese Aerzte doch auch darüber, daß Hr. B. sie bereits für überzeugte Gönner des Magnetismus ausgiebt. (S. Journal von und für Deutschland.) 8) **Des Hrn. Hofr. und Leibarzts Engelhard Schreiben**, worinn er gesteht, ohne Vorurtheil den Magnetismus versucht und gut gefunden zu haben, wie er solches in seiner **Prüfung des sogenannten thierischen Magnetismus**, Blieskastell 1788 mit mehrern dargethan. Von dieser Schrift lieset man hier einen abgebrochenen Auszug. — Es ist doch ganz merkwürdig, daß nach gerade unter die Anzahl der Gönner des Magnetismus sich

immer mehrere Aerzte einfinden, die durch ihre Wahrnehmungen denselben zunehmende Kräfte mittheilen. Einige derselben sind vom Unterricht Anderer Magnetisten geworden, andere lediglich durch eigene Versuche ohne genaue Prüfung der Hauptursache. Sollten sie deswegen sich dieser Heilart annehmen, weil sie ihrer Praxis Schaden besorgen müßten, wenn sie solche in den Händen der Empiriker liessen? Die Hauptfrage also, welche die Realität dieser Heilart betrift, scheint vielmehr der Entscheidung sich immer mehr zu nähern, wenn man auch in der Theorie noch fernerhin verschiedener Meynung bleiben sollte.

Wh.

Antimagnetismus oder Ursprung, Fortgang, Verfall, Erneuerung und Widerlegung des thierischen Magnetismus. Aus dem Französischen übersetzt. Gera, bey Heinr. Gottl. Rothe, 1788. 269 Seiten, in 8.

Rec. erinnert sich, irgendwo gelesen zu haben, die Richtigkeit der mesmerschen Lehre werde auch daraus bewiesen, daß sie noch von Niemanden widerlegt sey. Unmittelbare Widerlegung dieser sonderbaren Theorie schien den Gegnern sehr überflüßig zu seyn, so lange sie noch glaubten, an der Wahrheit der vorgegebnen Wirkungen des Magnetismus zweifeln zu dürfen, und die Bestätigung derselben abzuwarten, und so lange sie aus bekannten Naturgesetzen eben diese Erscheinungen herleiten konnten, wodurch denn mittelbarer Weise jenes Lehrgebäude zerfallen müßte. So urtheilten auch die königlichen Commissaire zu Paris, deren Urtheil aber unter der Anführung eines Varnier und de Jussieu von den Magnetisten verworfen wird. — Endlich erscheint auch hier nun die Widerlegung selbst in bester Form. Wenn es sonst noch nöthig ist, obigen sonderbaren Beweis zu entkräften, so geschieht dies hierdurch, und die Magnetisten haben nun eine Arbeit mehr, um entweder andere Beweise hervorzusuchen, oder diese Widerlegung mit statthaften Gründen zu verwerfen. — In der Vorrede zeichnet der Verf. den Zustand der Gemüther in Paris mit lebhaften Farben. Seit Ludwig XIV. habe

hatte man in ganz Frankreich eine merkliche Abnahme der Gesundheitskräfte wahrgenommen. — Ninon von Lenclos, Voltaire, Buffon, Rousseau, und die Encyklopedisten hatten durch ihre Schrift die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen, und nach und nach über die öffentlichen Meinungen geherrscht. Sie waren die letzten Reste der bessern Zeit. Die epicureische Philosophie nahm bald darauf in den ausgeschweiftesten Gesellschaften den Vorsitz ein, und belebte alle Schriften. — Einige Lehrer dieser Philosophie zeigten sich unter der unverfeinerten Gestalt, man schärfte ihr Fach ab; Mittelmäßigkeit, hervorschimmernder Witz, Wortspiele, Ziereyen traten an die Stelle des philosophischen Gewäsches. — Reelle Philosophie war aus der Mode. — Quesnay, zum Partheygeist und Fanatismus geneigt, stiftete in einem Winkel des Hofs, in der Stille eine Sekte, welche sich sehr fest setzte. Das Geheimnißvolle dieser Verbindung, ihr mystischer Ton, ihre Bildersprache haben bey dem Mangel an Grundsätzen oder wahren Kenntnissen einen Hang und Geschmack zum Mystischen, Chemischen und allem, was dunkel oder verborgen ist, eingeführt. — Was Aberglaube, Dummheit und Schwärmerey jemals ausgeheckt, das soll in Paris jetzt die Unterhaltung der vornehmen Gesellschaften seyn. Unter dieser Verstimmung des gesunden Menschenverstandes mußte es Mesmern äusserst leicht seyn, sein Glück mit dem Magnetismus in Frankreich zu gründen, und die absurdesten Behauptungen annehmlich zu machen. Nimmt man nun Rücksicht auf die Nachahmungssucht unsrer Landsleute, auf die Nachläßigkeit in unserm Vaterlande, ächte Grundsätze und reelle Wissenschaft zu erlernen, sieht man schon Beyspiele, wie abergläubische Thorheiten bey Vornehmen und Gelehrten Deutschlands Eingang gefunden haben, so stehet dem Magnetismus eben ein so großes Glück unter den kalten Deutschen bevor, als er unter den lebhaftern Franzosen gefunden hat, und wir haben die traurige Aussicht zu einer bald eintretenden astrologischen, magischen, abergläubischen, dummen Epoche, dergleichen ehemals Paracelsus stiftete und jetzt durch Gaßner, Lavater und Mesmer wieder aufgewärmt wird. — Schöne Aufklärung, wo Theologen, Naturlehrer und übrigens gescheute Aerzte die Natur ganz verleugnen und sich vom Scheine hinterlistiger Betrüger äffen lassen, öffentlich zu ihren Vertheidigern sich aufwerfen, und in eigner Verfassung ihre

Nebenmenschen irre führen! hätten diese eine gesunde Philosophie und männliche Beurtheilungskraft sich eigen gemacht, sie würden sodann viele von **Mesmers** scheinbaren Wundern zwar nicht geleugnet, aber doch die Behauptungen seiner frappanten Lehre gegen die dagegen sich empörende Menschenvernunft, gegen die bekanntesten und wahrhaftesten Gesetze der Naturlehre und Physiologie nicht angenommen haben. So aber sahen sie einige Erscheinungen nicht so bald, als sie gleich an die ganze Lehre glaubten; unphilosophisch liessen sie sich täuschen, wurden voreilig Enthusiasten für die Theorie und vergassen nur gar zu frühe die Pflichten kalter Philosophen: Und, was das schlimmste ist, es wird diesen an Nachfolgern nicht fehlen. So steht jetzt die Sache in Deutschland! — Nun zurück auf unsern Antimagnetisten, der sein Buch, wie von hier die Rede ist, in vier Theilen verfasset hat. Der erste Theil legt die **Spuren des thierischen Magnetismus bey den Schriftstellern** vor Augen, oder **Ideen, welche den Mesmerischen ähnlich sind.** Aus diesen kann der Schluß gemacht werden, daß M. die alten astrologischen Aerzte zu seiner Theorie treflich genutzt hat, wo es zwar auch darauf ankam, ihrer Kunst durch eine seltsame Theorie mehr Interesse zu geben, aber doch auch die schlechte Vorarbeit in ihren Wissenschaften zur Entschuldigung gereichte. Wen konnte er sich wohl rühmlicher zum Lehrer nehmen, als einen Mann, der in der Welt ein sehr grosses Aufsehen machte, und das ausschweifendste Genie, der würdigste Arzt, und größte Narr seiner Zeit war; nämlich den berühmten Lügner **Philippus Aurelius, Theophrastus Paracelsus, Bombast von Hohenheim,** welcher sich einen doppelten Magnetismus des Menschen erträumte, den einen zur Nahrung der Seele, welcher die Gestirne an sich ziehe, den andern zur Nahrung des Leibes, welcher die Elemente anziehe. (Die Gestirne hatten ihrem Glanze diese edlere Bestimmung zu danken.) Wegen dieser anziehenden Kraft, gleich dem Bernstein und Magnet, ziehe der Magnet gesunder Personen den verdorbenen Magnet, oder den Chaos der Kranken an sich; u. s. w. So wurde **Paracelsus** der Stifter der magnetistischen und sympathetischen Sekte, verpflanzte den Aberglauben in die Arzeneykunst, welchen man jetzt wieder aufwärmt. Die heutigen Paracelsisten sind zwar noch nicht völlig so weit gekommen, als ihnen ihr Großahnherr vorgegangen war,

allein

allein sie sind unter Leitung des zweyten Theophrastus auf sehr gutem Wege, bald ihn noch zu übertreffen. Wenigstens behauptete jener doch nicht, einen [illegible] zu besitzen, vermöge dessen er durch Reihen sehen, und Wahrheit unbegreiflicher Theorien nur empfinden könne, wie Hr. [illegible]; noch durch bloße Kraft des Willens eine physische Fähigkeit viele Meilen weit in determinirter Stärke und Richtung fortschicken zu können, wie Mesmers Schüler; so unglaublich er und seine Sekte auch ausschweifte. Denn, wenn er schon die Behandlung, in weiter Entfernung zu wirken, nicht vergaß, so nahm er doch, nach seiner Art gescheuter, seinen Talisman zur wirkenden Ursach an, und machte wenigstens keinen Verstoß gegen die Physik. Pater Kircher, ein Nachfolger des Paracelsus, wandte den Magnet gegen allerley Nervenkrankheiten an, wie Mesmer in Wien. Die Lehre vom Magnetismus und Sympathie wurde in der Folge zu befestigen gesucht. Man glaubte damals die Krankheiten der Menschen in ein Thier oder in einen Baum zu verpflanzen als Resultate dieser Lehre. Der neue Paracelsus kehrt diese Behauptung aber um, nämlich daß aus einem andern Menschen, oder Thier, oder Baum das Genesmittel in den Kranken übergehe, daß also der Magnet des Kranken stärker sey, als der Magnet der Gesunden, von welchem die alten Paracelsisten das Gegentheil annahmen. — Man weiß aus der Geschichte, wie tiefe Wurzeln die alte paracelsische Lehre von Magnetismus und Sympathie in Frankreich, besonders in Deutschland auch gefaßt hatte, daß sie endlich doch durch gründlichen Unterricht eines **Libavs**, **Sennerts**, **de Lisle**, **Naude**, u. a. gelehrten Männer völlig widerlegt, und ausgepfiffen wurde. Und heutiges Tages bey der geläuterten Kenntnis in allen Naturwissenschaften sollte ein gleiches Hirngespinnst unwiderlegbar seyn? Gewiß nicht — bey denen wenigstens nicht, welche noch vernünftige Gründe anzunehmen fähig sind; wenn auch die Scenen eines **Goclens**, **Fludds**, **Helmonts** in unsern Tagen durch **Wienholts**, **Böckmanns**, **Puysegürs**, von neuem gespielt werden. **Pater Kircher**, der zwar nicht ganz frey von der Leichtgläubigkeit, aber doch der beste Schriftsteller über die magnetischen Kuren war, tadelte zu seiner Zeit schon eben so das Benehmen der Magnetisten, wie man [illegible]. — „Man sieht „Menschen, sagt er, die keine [illegible] Versuche oder gewisse

„Beweise

„Beweise von den magnetischen Kräften beybringen können, „sich falschen und betrügerischen Muthmassungen überlassen, „welche die Schulen, mit allen Arten von Träumereyen anstecken, die unerhörte und ganz ausserordentliche Dinge vorbringen, Schwärmereyen und Träume behaupten, die sie „mit Schande bedecken. Von daher schreibt sich der Gebrauch „der berüchtigten magnetischen Salbe und einer Menge anderer Heilarten von eben der Natur, die seit der Zeit in der „Medicin sind Mode geworden.“ Fehlen beym neuen Magnetismus dergleichen Heilarten wohl? Man hat magnetisches Wasser, Baquets, u. d. gl. statt jener magnetischen Salbe. — Es kann nicht mehr fern seyn, daß man die Schwierigkeiten wird begreifen lernen, welche die Hypothese von allgemeinen Fluidum, dessen Zusammenhang mit den Gedanken des Magnetisten, und dessen Wirkung durch Holz und Felsen mit sich führet; aber man wird deswegen nicht sowohl den praktischen Magnetismus bald fahren lassen, als vielmehr eine andre, dem Genius des Zeitalters einiger Länder und Oerter angemessen, auffallende Lehre dazu erfinden. Und was könnte man wohl näher wählen, als die Lehre von den Geistern, welche Wirdig vor 116 Jahren auf die Bahn brachte und jetzt schon wirklich in Schweden wieder auflebt? — Man sieht in der That sehr genau das alte Schauspiel von neuen aufführen, woran auch nicht einmal das Theatrum Sympatheticum fehlt, wofür Hr. Hofr. Böckmanns Archiv völlig gelten kann. So hat auch *à la Maxwell*, Hr. D. Würz den Magnetismus systematisch abgehandelt. — Nicht viel über hundert Jahre aber dauerte der allgemeine und vollkommne Sieg der Vernunft über den Aberglauben, der Philosophie über die Dummheit, als Pater Gaßners 1775 ausposaunte Künste die Leichtgläubigen verführeten und Betrüger ermunterten, auf Kosten des gesunden Menschenverstandes ein gutes Glück zu bauen. Denn von dieser Zeit an ist der Glaube an Magnetismus, Wunderwerke, Geisterseherey, mit allen übrigen Thorheiten der Schwärmerey und des Aberglaubens aufgeweckt und zur Mode gemacht, und schleicht nicht heimlich, sondern geht bey hellem Tage von Ort zu Ort, von Land zu Land über, daß es höchst nöthig ist, der einreissenden Barbarey Grenzen zu setzen. — **Zweyter Theil. Entwickelung des Systems des Hrn. Mesmers oder theoretischer Theil des thierischen Magnetismus.** — Der Stifter

[illegible] der zweyten magnetischen Sekte, dessen Lehre hier in ihrer Lauterkeit vorgetragen und beurtheilt wird, hatte von den Thaten Gaßners nicht blos gehört und gelesen, sondern um von ihren Wirkungen auf das Gemüth der Zuschauer sich zu überzeugen, war er in Regensburg Augenzeuge davon. Ob ihm dabey der Gedanke eingekommen, als Arzt eine gleiche Rolle zu spielen, die Gaßnern als Geistlichen so gut gelang, muß er am besten wissen, wenigstens ist dies wahrscheinlich. Das erste in diesem Theile ist Hrn. M. prahlerischer Brief an Hrn. D. Unzer, worinn er von der Wirkung des künstlichen Magneten die vorgeblichen Beobachtungen berichtet, welche Hr. P. Hell doch nicht bezeugen wollte. Der Antimagnetist macht den Einwurf, daß ein Stück Marmor eben die Wirkungen geleistet habe, als man vom Magnet erwarten konnte, da der Kranke sich vorstellte, es sey ihm ein Magnet applicirt. „Dies beweißt, sagt der Verf. sehr richtig, auf der „einen Seite, was eine erhitzte Einbildungskraft vermag und „auf der andern Seite, wie wenig man aus gewissen Ver„suchen und Erfahrungen schliessen kann, wenn es an einer „richtigen Beurtheilungskraft fehlt, oder wenn man sie nicht „gehörig zu Rathe ziehen will." — Wie oft hat man Gelegenheit dies bey magnetistischen Versuchen bestätigt zu finden! — **Zweytens**, die Abhandlung des Hrn. M. über den **Magnetismus**, worinn er alle seine Gedanken näher auseinander setzt. Man muß sich gleich viel und gleich wenig **darüber wundern**, daß die Erscheinungen des Magnetismus und die Lehre Hrn. Mesmers so viele Verehrer gefunden haben. **Gleich viel**, weil jede der Erscheinungen eben so bald von der wahren natürlichen Ursache hergeleitet, als das Widersprechende, und Seichte in der Lehre aufgefunden werden kann. **Gleich wenig**, weil die Erscheinungen so ausserordentliche Wirkungen zu seyn scheinen, darnach man in mystischen Zirkeln trachtet, und weil die wenigsten Magnetismusverehrer Vorkenntnisse genug haben, die Lehre richtig beurtheilen zu können, oder viele bey dem Anstaunen der Wunder die wahre Quelle derselben nicht suchen. — Nichts ist verdrießlicher zu lesen, als ein solches Gemische von wahren und falschen, unordentlich beysammengestellten Sätzen, wie in dieser Abhandlung vorkommt, weil so schwer ein Sinn darinn gefunden werden kann. So absurd auch die Behauptungen des **Theophrasts, Helmonts, Wirdigs** an sich waren, so

herrschte

herrschte doch Ordnung in ihrem Vortrag. — Hr. M. beweiset in seinem Aufsatze die seichteste Kenntnis in der Physik, Astronomie, Physiologie, welcher darum, unter aller Kritik gesetzt, gar keine Anzeige verdiente, wenn er nicht verblendete Anhänger gefunden hätte, denen man, leider, die Absurditäten erst aufdecken müßte. Der Verf. dieses Buchs theilt in den Anmerkungen zu dem mesmerschen Vortrage seine Gedanken mit, welche jenen widerlegen. Er rüget nicht allein die Fehler gegen die bekannten physischen Erfahrungen und Grundsätze, sondern auch alle die sonderbaren Widersprüche, welche sich Hr. M. selbst macht. — Aus dem (mißverstandnen) Newton, sagt er, die Idee vom allgemein belebenden Fluidum entlehnt zu haben, welche durch die (schlecht eingesehenen und sehr confundirten) Erscheinungen des Magneten und der Elektricität befestigt wurde. Er hat aus einer falsch erklärten Erscheinung geschlossen, (da ihm in Deutschland vorkam, daß der Ausfluß des Bluts aus der geschlagenen Ader durch seine Annäherung oder Entfernung sich ändere, welches er in Frankreich nicht mehr erwähnt) daß er eine magnetische Kraft besitzen müsse. Daraus folgert er nun, daß alle Menschen und alle Substanzen eine subtile Materie ausströmen lassen, welche das allgemein belebende Fluidum seyn soll. Ein sonderbarer Vergleich steckt in der Frage: „das Siegellack, der Bernstein u. a. ähnliche Materien, wenn sie durch „das Reiben trocken gemacht sind, werden magnetisch, warum „sollten wir nicht eben diese Eigenschaft besitzen?“ Die Antwort ist sehr leicht, weil wir weder Siegellack, noch Bernstein sind. Wer sieht aber nicht ein, wie hier schon die Elektricität mit den magnetischen Eigenschaften verwechselt wird. Hatte denn ein Arzt erst einen solchen Vergleich zu machen nöthig, um begreiflich zu machen, daß der thierische Körper Flüßigkeiten einzusaugen fähig sey. Das weiß ja Jedermann, ohne thierischen Magnetismus anzunehmen, der aus der Physik die Gesetze der Haarröhrchen kennt. Eben so dünstet der Körper nach den Regeln das Geblütumlaufs aus. Man hat weder von gesunden noch kranken Menschen Beyspiele, wo Erscheinungen offenbart wären, die nur den Namen nach mit einer magnetischen oder elektrischen Attraktion verglichen werden könnten, ausgenommen wenn der Körper mit Fleiß elektrisirt gewesen. Uebrigens ist der respirable Körper nicht mehr magnetisch gegen Flüssigkeiten, als der gemeine Badeschwamm.

schwamm. Daraus folgt, daß die Einsaugung und Ausdähnung der Köper nur figürlich Magnetismus genannt werden kann. — a la Kircher, aber bey weitem so gut nicht, sagt Hr. M., „das Daseyn des allgemeinen Fluidums hat „nichts widersprechendes, weil man seit undenklichen Zeiten „von der Sympathie, Antipathie, Attraktion, Repulsion, „ätherischer Materie, dem Phlogiston der subtilen Materie, „Geister, Thiere, elektrischen und magnetischen Materie redet und alle diese thätige Wesen, deren Wirkung eben so „gewiß ist, als das Daseyn des Lichts, das allgemein verbreitete, aber auf verschiedene Art, nach den Substanzen „und der Art des Daseyns oder der Action combinirte Fluidum ankündige." Nach Hr. M. Logik hengt also das Daseyn des allgemein belebenden Fluidums von seiner Möglichkeit ab, welche überdem nur auf Vermuthung beruhet. Wen kann das überzeugen? Ferner heißt es: „beobachtet man die Thätigkeit unserer willkührlichen und unwillkührlichen Bewegungen, die Schnelligkeit, mit welcher der Wille selbige vom Kopfe bis „zu den äußern Gliedmaßen unsers Körpers vollführt; so „sieht man leicht ein, die Geschwindigkeit könne — — nur „vom Nervensaft, von den Lebensgeistern (wer hat jemals „daran in unsern Tagen gezweifelt?) folglich von dem allgemeinen Fluidum herkommen, das uns durchdringt und „dessen erstaunliche Geschwindigkeit aus den elektrischen Erscheinungen bekannt ist." Woher kömmt das folglich? es war ja noch nicht erwiesen, daß das Nervenwesen und das angenommene allgemeine Fluidum einerley Substanz, noch weniger; daß beydes elektrischen Ursprungs war. Sachen können in verschiedenen Eigenschaften übereinkommen und sind doch wesentlich sehr verschieden, wie Naturlehre und Chemie genug zeigen. Auf Beweise läßt sich Hr. M. nun eben nicht ein. Zugegeben, daß die elektrische Materie auf die Nerven vorzüglich wirkt, so folgt daraus weiter nichts, als daß die Nerven von der Bewegung desselben am stärksten gereizt werden, welches auch ihre Empfindlichkeit sehr glaublich macht; aber keinesweges folgt daraus, daß der Nervensaft elektrische Materie sey, wie eben so wenig, daß, weil die elektrische Materie beständig in der Atmosphäre sich befindet, diese das allgemeine Fluidum zu Belebung aller lebender Substanzen sey. Die Nerven sind Konduktors des angenommenen

nen

nen Nervensafts, aber unerwiesen ist es, was Hr. M. sagt, daß sie Konduktores des allgemeinen Fluidums seyn. „Noch „mehr, sagt er, dies Fluidum (der Nervensaft) ist zu erstaunlichen Ausflüssen geschickt“ (wahrscheinlich, weil es, wenn es vorhanden ist, äußerst zart seyn muß, und gleichwohl hat man noch keine erstaunliche Ausflüsse desselben gesehen). „Man hat Tauben in den Händen epileptischer Personen, und „Kaninchen, die man zur Zeit des Anfalls auf die Fußsohlen „legte, sterben sehen. Man hat Ursache zu glauben, diese Erscheinung schreibe sich blos von dem elektrischen Feuer her, das „durch die Berührung aus dem Körper ist herausgezogen wor„den.“ Noch größre Ursach hat man zu glauben, daß hier unrecht geurtheilt ist. Kann man sich etwas natürlicher denken, als daß eine Taube in der durch Krämpfe entsetzlich zugedrückten Hand ersticken muß? Wo hat Hr. M. ein Kaninchen sterben gesehen, das auf die Fußsohlen gelegt war, ohne daß es einen konvulsivischen Fußtritt bekommen hatte? — „Die Kör„perchen, die wir in Spuren der Fußtapfen hinterlassen und dem „Hundsgeruche merkbar sind“ werden die Mesmerianer doch nicht vom Nervensaft, dem allgemeinen Fludium, der elektrischen, magnetischen Materie, denn alles ist Hr. M. eine Substanz, herleiten, woher käme sonst das Specifike, dadurch der Hund allein seines Herrn Spuren riecht. Hr. M. will hier aber auch von diesen Körperchen nicht reden. — Die Erfahrung, daß alte, schwache Personen durch den Beyschlaf bey jungen und gesunden gestärkt, diese von jenen aber oft geschwächt worden, beruht sicher auf einem nähern Grund als auf Magnetismus. Die mehrere Wärme der jungen und gesunden Personen erquickt die Alten und Schwachen, deren Adern zu schlaff sind, als daß man auf die Einsaugung viel rechnen könnte. Im Gegentheil haben die Schwachen und Alten weniger gut bearbeitete, weniger gesunde Ausdünstungen, welche von den Jungen und Gesunden wegen der lebhaften Verrichtung ihrer Adern leicht und häufig eingesogen werden, und zu Kränklichkeiten Anlaß geben. Man darf hier zur Erklärung weder Nervensaft, noch magnetisches allgemeines Fluidum zu Hülfe nehmen, wie Hr. M. — Von der Wahrscheinlichkeit (die noch nicht erwiesen ist), daß dies Fluidum alle Körper und Elemente der Natur durchdrungen habe, schließt Hr. M. nach seiner Logik auf die Wirklichkeit. — Kurz zuvor war dies Fluidum elektrischer Art, bey

der

der Erklärung der vorigen Erfahrung mußte es magnetisch seyn, bald darauf nimmt Hr. M. zwey besondre Strömungen desselben an, die eine von Süden nach Norden und die andere von Norden nach Süden, daß man nun weder die Gesetze der Elektricität, noch des Magneten damit vereinigen kann. Und gleichwohl denkt er, hiedurch einen Begriff von der Wirkung des allgemeinen Principiums in dem Magnet zu machen, daß man daher den Grund von dem Abweichen der Magnetnadel angeben könne. Er ist aber zu wenig Physiker, dies beurtheilen zu können, und läßt sich nicht weiter darauf ein. Denn es ist ihm alles leicht. — „Alle Phänomene, „sagt er, des Magnetismus (wovon, wie wir gesehen haben, noch nicht das geringste erwiesen ist) bieten weniger „Schwierigkeiten in der Erklärung dar." — Uns dünkt die größte Schwierigkeit ist noch, das Daseyn des Magnetismus in mesmerischen Verstande genommen, zu beweisen. „Es ist, heißt es im stolzen Ton, keinesweges „mehr ein Anziehen das man nicht begreifen kann (vom Mineralmagnet muß hier wohl die Rede nicht seyn, dessen Anziehen man sonst schon begriffen hat), „dieses Anziehen wirkt nicht „wie die verborgenen Kräfte des Aristoteles" (das nun wohl nicht. Nach Hrn. M. seinem wirkt es vielmehr wie die unerwiesene Kraft des Paracelsus und seiner Sekte) „es besteht in einer natürlichen Bewegung, die sich durch Vernunft und Sinne begreifen läßt," wovon aber Hr. M. auf jeden Fall den Beweis schuldig geblieben ist. Man hat zwar nie gehört, noch Versuche, die es entschieden hätten, daß eine elektrische Materie, in zwey Strömen, sich wie die magnetische, übrigens verhalten sollte. Um desto nöthiger wären aber von Hr. M. überzeugende Beweise beyzubringen gewesen, wenn er hierin eine neue Wahrheit und kein neues Hirngespinnst hätte vortragen wollen. — Dieses elektrische allgemeine Fluidum erforderte natürlich, da ihm zwey Ströme zugelegt wurden, da es alle Körper durchdringen sollte, nach Art des magnetischen Fluidums, in jedem Körper 2 Pole und Oberflächen, die denn auch ohne Bedenken Hr. M. demselben andichtet und sagt: „das allgemeine Fluidum, dessen „doppelter Strom diesen Körper in jedem Pole durchdringt, „hält jederzeit einerley Richtung, so lange sie nicht durch einen weit heftigern Strom, als der erste war, verändert „wird." Diesen Gedanken mit den Polen träumte vormals

Robert Flud auch. Bewiesen aber hat ihn so wenig dieser, als Hr. M. Ist es nicht unglaublich, daß heutiges Tages so was nicht allein gesagt, sondern auch selbst von Personen angenommen wird, die Naturlehrer seyn wollen? Las' man es in dem alten Autor, so spottete man der Dummheit damaliger Zeit, und in der Schrift des neuen Autors sollten diese Ungereimtheiten nicht eben so viel werth seyn? — „Hierin „liegt die ganze Stärke des mineralischen und thierischen „Magnetismus," sagt Hr. M. — Worinn also? In unerwiesenen Ungereimtheiten!! — Der mineralische Magnet hat zur Erklärung seiner Erscheinungen allenfalls nur einen Strom seines Fluidums nöthig, und der thierische Elektricitätsmagnetismus ist, so lange seine Grundsätze nicht einleuchtend erwiesen werden, wovon sein wackerer Lehrer auch keine Spur hinterlassen hat — eine Chimäre, deren ähnliche und größre die Geschichte aller Hirnspinnste gar nicht aufweisen kann. Und in diesem Betracht muß man Hrn. Mesmer zum Ruhme nachsagen, daß er seine Vorgänger, Paracelsus, Helmont, Wirdig, Maxwell, bey weiten übertroffen hat. Rec. hoft, daß es genug gethan sey, die Lehre des Magnetismus bis zum Hauptgrundsatze verfolgt zu haben, und daß er sich füglich die Mühe ersparen könne, die Folgerungen aus demselben zu beurtheilen, da er gezeigt zu haben glaubt, daß der Grundsatz selbst auf lockern Sand aufgeführt sey und kein Gebäude tragen könne. — — Tröstlicher als diese Abhandlung sind auch Hrn. Mesmers Lehrsätze über den thierischen Magnetismus nicht, deren Untersuchung in diesem Buche zugleich beygefügt wird. Er hebt gleich mit der astrologischen Meynung an, daß die himmlischen Körper, die Erde und belebten Körper einen wechselseitigen Einfluß unterhalten, und kennet ihn der Wahrheit und den Beweisen weniger gemäß, als Mead. — Von den übrigen Lehrsätzen soll nur so viel angezeigt werden, als nöthig ist, zu zeigen, daß Hr. M. sich selbst nicht verstanden hat. Spaßhaft ist zwar, daß er den Einfluß, dessen Hülfsmittel das allgemeine subtile Fluidum ist, zur Ebbe und Fluth macht, wovon er vorher versichert, derselbe sey mechanischen Gesetzen unterworfen, welche bis jetzt ganz unbekannt waren, (und die Hrn. M. auch noch ganz unbekannt sind, wie sie Newton waren). Durch diese Ebbe und Fluth erfolgt, eine relative Thätigkeit zwischen den himmlischen Körpern, der Erde und ihren Bestandtheilen, von ihr hangen

die

die Eigenschaften der Materie und organisirten Körper ab. (Hengt denn nicht die Eigenschaft dem Körper an und kann sie jemals von einer fremden Ursache herstammen?) Diese **Ebbe und Fluth**, nachdem sie vorher **Operation** und **Aktion** hieß, wird nun in §. 8. auf einmal ein **thätiges Wesen**, was unmittelbar in die Substanz der thierischen Nerven eindringt. (Was der Mann doch scharf sehen kann, daß sogar eine Aktion, Operation in die Substanz der Nerven eindringt! **Newton** meinte, dies Fluidum könne in uns Empfindung und Bewegung durch seine zitternde Bewegungen hervorbringen, die sich von dem äussern Ende unsrer Organe bis zum Gehirn, vermittelst der Nerven, fortpflanzt. Da ist doch Sinn darinn. Uebrigens bleibt hier alles ohne Beweis.) Im 9. §. ist die **Summa der ganzen Lehre** enthalten. Er heißt: „Im menschlichen Körper findet man „Eigenschaften, die mit denjenigen des Magnets übereinkommen.“ (So sprachen alle Magnetisten des vorigen Jahrhunderts und dennoch spricht Hr. M. nicht weniger falsch, als die.) „Man unterscheidet darinn gleichfalls verschiedene „entgegengesetzte Pole, welche mitgetheilt, verändert, zerstört, gestärkt werden können.“ (Dies ist unverständlich. **Flud** erklärte sich deutlicher, weil er aus Mangel besserer Kenntnis den Menschen mit der Welt verglich, so mußte er ihm, als der kleinen Welt, Pole beylegen. So wie aber jetzt das Geschäft des Blutumlaufs bekannt ist, hat man keine Axe, noch Wirbel, noch Pole zu erdichten nöthig, dem auch die vernünftige Physiologie völlig widerspricht. Diese berechtigt uns also, den Vergleich des Körpers mit einem Magnet als **unstatthaft** durchaus zu verwerfen.) „Die Erscheinung „des Abweichens ist selbst darinn beobachtet worden.“ (Wie, wo und von wem? Wo kein Magnetismus zu erweisen steht, da findet auch die Neigung des Stroms nicht statt. Dieser Zusatz des Hrn. M. gehört zu den Meisterstücken seiner Schwärmerey.) Nur noch zum Beschluß den 10 §., um Hrn. **Mesmers** feine Schlußart zu zeigen. Die Worte lauten so: „die Eigenschaft des thierischen Körpers, welche ihn „zu dem Einfluß der himmlischen Körper und zu der gegenseitigen Wirkung derjenigen, die ihn umgeben, fähig macht, „**durch die Aehnlichkeit mit dem Magnet dargethan**, „hat mich bestimmt, sie den thierischen Magnetismus zu nennen.“ Von der Aehnlichkeit mit dem Magnet findet man

nichts, als daß dem Menschen zwey Pole angedichtet und der Nervensaft fälschlich für eine magnetisch-elektrische Materie doppelter Zuströmung ausgegeben wurde. Welcher Schluß: weil der Magnet das Eisen anzieht, so zieht der Mensch die Sterne und seine Nebenmenschen an, und muß zur Aufnahme dieser Einflüsse, dieser Ebbe und Fluth, Operation, Aktion, oder thätigen Wesens fähig seyn. Eben so richtig wäre der Schluß: weil der Esel ein dummes Thier ist, so folgt man Mesmern in der Theorie des Magnetismus. O Mesmer und alle Loaik! — Der dritte Theil. Praktischer Theil, oder Zubereitung der Mittel, die man bey dem Gebrauch des thierischen Magnetismus anzuwenden pflegt. Diese Instruktionen zum praktischen Magnetismus pflegte Hr. M., wie hier gesagt wird, seinen Schülern im Form eines Katechismus zu übergeben, wovon hier ein Abdruck geliefert wird. Es betrift die thätigen Werkzeuge und deren Anwendung, nebst den Manipulationen. — Hier ändert Hr. M. wegen der Richtung des magnetischen Stroms seine Meynung, (weil gar kein Strom da ist, so kann die Meynung noch öfter geändert werden.) Vorhin, sagte er ganz bestimmt, der Strom gienge in doppelter Richtung von Süden und Norden, hier aber soll das nicht gelten, sondern er geht vertikal von oben nach unten, (gleich andern natürlichen Strömen bey Menschen, wobey auch nichts magnetisches ist.) — Von Seite 151 beschreibt der Verfasser des Hrn. Mesmers magnetisches Leben, Wandel und Kuren, welches alles nicht sehr zum Vortheil der neuen Heilart und ihres Erfinders spricht. Viele von seinen Kranken sind gestorben, die mehrsten schwach geblieben, wenige erleichtert, noch wenigere und nur diejenigen, auf welche die Einbildungskraft stark wirkte, und welche eigentlich nicht krank waren, genesen. Die Kranken werden beym Namen genannt, daß man also desto weniger an der Sache zweifeln darf. Hrn. Deslons gedenkt der Verf. gelegentlich auch. Ein Auszug läßt sich davon nicht geben. — Der vierte Theil, Manipulationen, Gaukeleyen, stellt verschiedene Geschichten von ähnlichen Charlatanerien vor. 1) Nachricht von dem Valentin Greatrake ausführlicher, als in Hrn. Hofr. Böckmanns Archiv; 2) der Pariser Berührer hinterging viele Menschen und wurde aus der Stadt vertrieben;

3) Gra-

3) **Graahams** magischer Apparat in London. — 4) Beyspiele von gerührter Einbildungskraft und Beweise, daß man etwas glaubt zu sehen, was man nicht sieht — eine gute Lehre für heutige Magnetisten. **Wirkungen des Zauberspiegels.** 5) Wirkungen der gereizten Einbildungskraft, welche beweisen, daß man durch Gaukeley in den Krankheiten selbst wahre Veränderungen hervorbringen kann. **Nachricht von dem Leben und den Wundern Gaßners**, gegen welche Hrn **Mesmers** Kuren sich nicht messen dürfen — In dem Schluß dieses Buchs versichert der Verf. nach dem Zeugniß **Bartholets**, daß Hr. M. für eincestrichene 100 Louisd'or nichts als lächerliche, falsche, betrügerische Dinge verkauft habe. Man kann also mit Recht schliessen, daß eine solche Lehre und Heilart nur blos die Personen verführen könne, welche aus Eigennutz oder Seelenschwäche Erscheinungen für Entdeckungen, Chimären für Wirklichkeiten, Betrug für wahre Thatsachen nehmen, und so bald sie alles vom Magnetismus ableiten, so werden sie alle Thorheiten des Aberglaubens annehmen, die man vor Zeiten glaubte. — Wem von den Thaten und Lehrsätzen des Magnetismus der Kopf noch nicht ganz schwindelt, dem muß durch Lesung dieses Buchs ein großes Licht aufgehen. Rec. empfielt es der Aufmerksamkeit eines jeden Biedermanns, der in Gefahr steht, in das Labyrint des Magnetismus zu gerathen und sich nicht Kräfte genug zutraut, sich allein wiederum herauszuwickeln. Man könnte tadeln, daß der Verf. seinen Namen verschweigt, weil die Magnetisten glauben, die Gründe der Anonymen seyn gewöhnlich schwach. Allein wer die hier vorgestellten Gründe kaltblütig erregt, muß ihre Stärke bekennen, und kann sie zum Schild gegen die magnetische Schwärmerey glücklich benutzen. Wenn man auch nur bedenkt, daß verschiedene Verhältnisse und Verbindungen des Verf. mit großen und vornehmen Verehrern des Magnetismus in Frankreich, die sich nie gern von erlittener Täuschung vorschwatzen lassen, die Verschweigung des Namens können nothwendig gemacht haben, so wird man billig genug seyn, davon keinen bösen Verdacht auf den Vortrag zu leiten.

Wh.

5) Schöne Wissenschaften.

Drey Lustspiele wider Schwärmerey und Aberglauben. 1) Der Betrüger; 2) der Verblendete; 3) der sibirische Schaman. Von J. K. M., D. K. a. R. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1788. 347 Seiten, in 8. (Mit einem saubern Titelkupfer von Henne gezeichnet und gestochen.)

Mit Recht kann sich der Herausgeber dieser drey, in mehr als einer Rücksicht merkwürdigen, Lustspiele von allen Deutschen, die gesunde Vernunft und Aufklärung lieben, Dank versprechen. Sie sind von ihrer erhabenen Verfasserin in rußischer Sprache geschrieben, in derselben gedruckt, und mit so großem Beyfalle in St. Petersburg aufgeführt worden, daß die Unternehmer des Theaters allein von den beyden ersten, **dem Betrüger**, und **dem Verblendeten**, weit über zwanzigtausend Rubel einnahmen. Sie haben ferner den Vorzug, daß sie nicht nachgeahmte fremde Sitten, sondern die Sitten des Landes schildern, und sind also schon von dieser Seite uns Deutschen merkwürdig, die wir einen fast leidenschaftlichen Hang zur genauen Kenntnis und Beobachtung der Fortschritte in der Cultur und Litteratur aller Nationen der Erde haben. Doch, das ist nur ein Nebenzweck. Sie können zu etwas mehr, als blos die Neugierde des Litterators zu befriedigen, dienen; sie können — und was für Gründe hätte man, zu zweifeln, daß es nicht geschehen werde? — wenigstens einen Theil von dem reellen Nutzen stiften, den sie in ihrem Vaterlande nothwendig gestiftet haben müssen. Die Thorheiten, die gefährlichen, schädlichen, den menschlichen Geist so sehr erniedrigenden Thorheiten, deren Schilderung die erhabene Verfasserin in diesen Stücken aufstellt, und die sie dem gerechtesten Spotte Preis giebt, sind nicht etwan nur in Rußland zu Hause; im Gegentheil, sie haben sich über einen großen Theil von Europa verbreitet, und, zu unserer Schande müssen wir es gestehen, in Deutsch-

land fast mehr, als sonst wo Eingang gefunden, und die Köpfe einer großen Menge Menschen, die nichts weniger, als zu dem dummen Pöbel gehören, verdreht und verdüstert. Welch eine angenehme Erscheinung also für jeden Menschenfreund, jeden Freund der Wahrheit und gesunden Vernunft, und vorzüglich für jeden Deutschen, wenn er sieht, daß eine große Monarchin, — eine Deutsche von Geburt! — voll edlen Eifers für das Wohl ihrer Unterthanen, die Augenblicke, die ihr von den wichtigsten Staatsgeschäften, von der Arbeit und Sorge für die Sicherheit, Ruhe und Verbesserung eines unermeßlichen Reichs übrig bleiben, dazu anwendet, der gefährlichsten Pest des menschlichen Geistes, dem **Aberglauben** und der **Schwärmerey** entgegen zu arbeiten, und selbst, nicht nur Mutter und Beschützerin, sondern auch Lehrerin ihrer Völker zu seyn, und für ihren Unterricht und ihr Vergnügen zu sorgen. Diese eben so seltne, als große und herzerhebende Erscheinung eröfnet zugleich die schönste Aussicht in die Zukunft, und berechtigt zu der frohen Erwartung, daß jener Gift entweder ganz werde ausgerottet, oder doch so geschwächt werden, daß für die Ausbildung und Veredlung des menschlichen Geschlechts wenig davon zu befürchten bleiben wird. Wahre und allgemeine Aufklärung muß durchaus von dem Throne ausgehen, oder wenigstens den Thron zur Stütze haben, wenn sie einen glücklichen Fortgang haben, und nicht bald von ihren fürchterlichen und zahllosen Feinden verschlungen seyn will. So niederschlagend nun also auch von der einen Seite der Blick auf unser sogenanntes aufgeklärtes und philosophisches Zeitalter ist, in welchem Schwärmerey und Aberglauben so ausserordentliche Fortschritte machen, und sich eine so große Menge selbst guter und edler Menschen dienstbar machen konnten; so tröstlich ist von der andern Seite der Gedanke, daß diese Seuche nothwendig bald vorübergehen muß, und unmöglich in Ländern und Zeiten lange dauern kann, wo die Fürsten nicht allein für die körperliche, sondern auch für die geistige Sicherheit und Gesundheit ihrer Unterthanen sorgen, und selbst erleuchtete Weltweise und Lehrer ihrer Völker sind. — — Die beyden ersten Lustspiele wurden durch die Ankunft des berüchtigten **Cagliostro** in St. Petersburg veranlaßt. „**Cagliostro**, sagt Hr. **Nicolai** im Vorberichte, „durch die unbekannten Obern, die ihn sendeten, unterrichtet, „glaubte in St. Petersburg ein bereitetes Feld vor sich zu finden,

„wo er das Unkraut unsinniger Meynungen mit beyden Hän„den ausstreuen könnte. Er hatte nichts geringeres im Sinne, „als auf den erhabenen Geist Catharina der Großen zu „wirken. Aber wie betrog sich dieser Elende! die erhabene „Frau, mit den reinsten Früchten der gesunden Vernunft und „der Philosophie genährt, würdigte diesen Ebentheurer nicht, „ihn auch nur einmal zu sehen *). Ihr durchdringender „Geist aber bemerkte, daß dieser seyn sollende Magiker, so „plump auch sein Betrug war, dennoch auf Leute, welche „sonst gar nicht unvernünftig waren, wirkte, und daß er von „ihnen für einen Wunderthäter gehalten ward. Sie glaubte, „die dramatische Vorstellung seiner Thorheiten würde eine heil„same Erschütterung zuwegebringen, welche vielleicht manchen „aufmerksam machen, und zur gesunden Vernunft zurückbrin„gen könnte. Sie schrieb in rußischer Sprache den **Be„trüger**, worinn sie den Ebentheurer **Cagliostro** unter „dem Namen **Kalifalkscherston** nach dem Leben schildert, „und den **Verblendeten**, worinn sie den gutmüthigen Be„trogenen, die er durch leere Vorspiegelungen zu hintergehen „wußte, heilsame Lehren gab." Der **sibirische Schaman** erschien erst kurz vor der großen Reise der erhabenen Verfasserin, und ist das am meisten ausgearbeitete Stück. Doch wird in allen dreyen jeder Kenner die genaueste Bekanntschaft mit den geschilderten Thorheiten, die sprechendsten Gemälde derselben, treue Darstellung des menschlichen Herzens, die edelste Moral, und den feinsten, treffendsten Spott bewundern.

Nw.

Alxin-

*) Dieser Elende war dennoch unverschämt genug, in Strasburg vorzugeben, er sey mit dieser erhabenen Monarchin in Bekanntschaft gewesen. Man sehe der Frau von der Recke Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau. (Berlin 1787. 8.) S. 20. Desgleichen S. 25. 27. 140. 157.

Alxingers sämmtliche Gedichte. Erster Theil. Klagenfurth und Leybach, bey J. Edlen von Kleinmeyer, 1788. 396 Seiten, in 8.

Bey der jährlich wachsenden Menge neuer Bücher erhalten auch die besten Schriften kaum eine zweyte Ausgabe, und wiederholte Auflagen von **Gedichten** fangen allmählich in Deutschland an, unter die Seltenheiten zu gehören. Hr. **von Alxinger** erlebt dieses Glück, und (was eben nicht immer der Fall zu seyn pflegt) es ist ein verdientes Glück. Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien 1784 und der Verfasser erhielt von Kennern Beyfall und Aufmunterung. In des 67sten Bande 1sten Stücke dieser Bibliothek (S. 110) ward sie von einem einsichtsvollen Rec. beurtheilt, der den Charakter der Muse unsers Dichters mit treffenden Zügen entwarf.

So sehr sich nun auch die Stimmen der Kunstrichter zum Lobe des Hrn. **von Alxinger** vereinigten, so hatte dies doch bey ihm nicht die übeln Folgen, die es bey den meisten jungen und alten Dichtern zu haben pflegt. Er hielt seine Gedichte deshalb nicht für untadelhaft und vollendet, sondern fuhr vielmehr mit lobenswürdigen Eifer fort, ihnen immer mehr Politur und Feile zu geben, die sie vorzüglich in Rücksicht auf den mechanischen Theil nöthig hatten. Wie sehr es ihm in diesem Bestreben geglückt, davon giebt diese Sammlung mehrere der angenehmsten Beyspiele. Wir glauben unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir beyde Ausgaben vergleichen, die vorgenommenen Veränderungen und gelegentlich auch einiges von dem mit anmerken, was uns noch eine fernere Verbesserung des Dichters zu bedürfen scheint. Denn, obgleich Hr. v. **Alxinger** in der Ankündigung dieser neuen Ausgabe versicherte, mit seinen Gedichten weiter keine wesentlichen Veränderungen vorzunehmen, so wollen wir doch nicht hoffen, daß es ihm damit immer wahrer Ernst bleiben werde. Er hat zu viel edlen Ehrgeiz, zu viel Achtung für sich und sein Publikum, er kennt die Pflichten des wahren Dichters zu gut, als daß er nicht seinen Werken den äussersten Grad der Vollendung geben sollte, den er ihnen zu geben fähig ist. Sagt er doch selbst S. 22. so wahr:

— — Correktion
Ist wohl die billigste der Foderungen,
Die je ein Leser an den Autor that.
Nicht immer breitet die Begeisterung
Den hohen Fittich über unser Haupt;
Nicht immer hat die Phantasie ein Bild,
Hat Witz und Laun' Einfälle zu Gebot;
Die Feile nur, die Göttin Critica
Der allzuraschen Muse warnend beut,
Versaget ihre guten Dienst' uns nie.
Und sie besitzet die geheime Kraft
Zum Besten eines mittelmäßgen Lieds,
Worüber sie, fest aufgedrücket, fuhr,
Selbst Kenner zu bestechen. Wer nicht feilt
Und doch auf Enkel Beyfall hoffen darf,
Der muß nicht weniger, als Shakespeare, seyn!

Auch hier machen **Oden und Lieder** den Anfang. Ganz weggefallen sind, acht Stücke: **Kalliopens Gesang an den Fürst von Kaunitz. Liebeserklärung eines Mädchens. N. d. Französischen. Die Exjesuiten. An Johann von Häring. An Doris. S. 70. Anakreons 24. Ode. Klage eines frommen Geistlichen,** und der **Glückwunsch an Fast.** Vielleicht hätte doch das zweyte, das einen recht artigen, naiven Gedanken enthält, und statt dessen die **Parodie** von Horazens 2ter Ode des 4ten Buchs, die uns, ohnerachtet einiger damit vorgenommenen Veränderungen, immer noch nicht behagen will, die Verwerfung verdient. Neu hinzugekommen sind sechszehn Gedichte, unter denen sich vorzüglich vier: **an König Friedrich Wilhelm, die Genesung, mein Entschluß** und **an Jaquet** auszeichnen. Aus dem ersten nur die letzten Strophen zur Probe:

Du lohntest, ehrtest sie (die deutschen Musen) in dem, von dessen Spiele
Schon dazumal ihr süsser Zauber klang,
Als er mit Weisheit und prophetischem Gefühle
Bey deiner Wiege sang *).

Vollen-

*) S. Ramlers Ode auf die Geburt des jetzigen Königs.

Vollende denn, o Fürst, was du so schön begonnen,
Begünstige der Musen Reihentanz;
Dem deutschen Genius, dem gönne sich zu sonnen,
An deutscher Fürsten Glanz.

Dann werden wir (mein Lied darf kühne Wahrheit singen,
Dein Ohr beleidigt nicht ihr rauher Ton)
Wir, die von unsern Purpurträgern nichts empfingen,
Als Undank oder Hohn,

Zum neuen Musensitz in Feyerkleidern wallen,
Und jubiliren, bis die Welt es hört:
Du seyst (nicht viele sinds von Deutschlands Fürsten allen)
Des deutschen Namens werth.

Uebrigens ist von den ältern, hier beybehaltenen Stücken keines ohne wesentliche Verbesserungen geblieben; mehrere sind fast ganz umgeschmolzen. Mit fester und geschickter Hand hat Hr. v. A hier einen matten Vers, dort einen gezwungenen Ausdruck, hier einen falschen Reim, dort einen kleinen Sprachfehler vertilgt, hier einem rauhen Verse mehr Wohlklang, dort einer ganzen Strophe mehr Runde und Geschmeidigkeit gegeben. Diese Verbesserungen sind so zahlreich, daß wir sie ohnmöglich alle anführen können, sondern sie der eignen Vergleichung der Leser überlassen müssen.

Die **Sinngedichte** sind noch immer die schwächsten Stücke der ganzen Sammlung, so wenig sie auch ohne Verbesserung geblieben, und ob sie gleich fast meist mit neuen vertauscht sind. Folgendes ist doch das beste:

Ein neuer Reihentanz! man reicht
Zuerst die Hände sich, dann dreht man sich den Rücken;
Ihr, welche Hymens Fesseln drücken,
Sagt, ob nicht dieser Tanz dem Ehestande gleicht?

Nisus und Euryalus. Aus dem Virgil. Jedermann kennt diese schöne Episode, die zu viel Schönheiten hat, als daß sie nicht in jeder Uebersetzung gefühlvolle Leser entzücken sollte. Die gegenwärtige ist gewiß nicht ohne Werth, aber freylich eine strenge Vergleichung mit dem Original hält sie nicht aus. Hrn. v. A. scheinen Hexameter nicht zu gelingen. Richtig skandirt sind sie zwar, an Wohlklang und hinreissenden Numerus aber fehlt es ihnen sehr.

Liebeslieder nach dem Ovid. Drey neue sind hinzugekommen. Das erste nach der 13 El. des 3ten und das vierte nach der 5. El. des 1. Buchs sind gar zu schlüpfrich, und stellenweise, besonders S. 207. wohl noch etwas mehr. Es fiel uns dabey ein, was ein großer deutscher Dichter irgendwo sagt:

Was im Homer das Recht uns zu gefallen hat,
Wird in der Neuern Mund oft schwülstig, öfter platt.

Und was vom Homer gilt, gilt gewiß noch vielmehr vom Ovid. Weit mehr Werth als diese fünf nachgeahmten Stücke hat die voranstehende **Schutz- und Zueignungsschrift an Stoll**, die voller Laune und guter satyrischen Züge ist.

O, überschlagt die Lieder, alte Basen,
Mit grauem Haar und zugespitzten Nasen!
Die Keuschheit, so in runzelvoller Brust
Am liebsten wohnt, flieht hier vor Amors Lust;
Mit dem Ovid geh' ich, sein Spießgeselle,
Auf den Parnaß, und vom Parnaß zur Hölle.
Denn denket nur, der römsche Frevler schreibt,
Was mancher Sohn Jansens verflucht und — treibt.

Und weiterhin:

In jenem Land, wo freylich nicht Beschneidung,
Noch Taufe galt, wo nicht in schwarzer Kleidung,
Nicht approbirt, ja ohne Priesterweih
Socrat gelehrt, was gut und edel sey:
Dort lähmte nie, so frey sie auch gesungen,
Ein Interdikt aristophan'sche Zungen;
Kühn zeigte sich der Phallusträger Schaar,
Mit Schilf verlarvt, mit Epheu um das Haar.
Als Phryne dort in Reize nur gehüllet,
Die mit Begier die Richter selbst erfüllet,
Dem Bad entstieg, und so für Griechenland,
Als ein Modell zur Liebesgöttin stand;
Begieng sie kein politisches Verbrechen, (S. unser neues Gesetzbüchelchen)
Das Fasten, Streich' und langer Kerker rächen.
Und dennoch stands, so sehr der Väter Grimm
Dies Heidenvolk verschrieen, nicht so schlimm

Mit

Mit Ehstandstreu, als nun da, unterstützet
Vom Christenthum, die Polizey sie schützet.
Penelope (wird es euch glaublich seyn,
Ihr Schönen Wiens?) schlief zwanzig Jahr allein.

Freymäurerlieder. Mit sieben neuen Stücken vermehrt. Diese Gedichte sind nicht nur vorzüglich reich an schönen Stel[illegible] vortreflichen Gedanken, und edlen Gesinnungen, selbst [illegible] Versification scheint uns hier weit geschmeidiger und wohl[illegible]r[illegible]ender, als in den übrigen Gedichten. Wie schön ist nicht der [illegible]hluß des lehrreichen Gedichtes: **Geständnis und War[illegible]ng!**

Glücklich jener Maurer, der von Träumern
Und von Träumemachern weit entfernt,
Nur die allererste der geheimern
Wissenschaften, Lebensweisheit, lernt.

Gut' und böse Geister als ein Magus
Unterscheidet, Gold durch Handel macht,
Grade, die ihre Schröpfers Kunst und Tagus
Reichen Sand verheissen, laut belacht,

Keinem Fürsten, keinem Pabste fluchet,
Aus dem Schlummer der Vergangenheit
Keinen Orden zu erwecken suchet,
Als den Orden alter Redlichkeit,

Leidenschaften durch Vernunft bejochet,
Frohe Tage lebet, und noch dann,
Wann der Tod an seine Thüre pochet,
Ein Herein! mit Lächeln rufen kann.

Agamemnon, ein Trauerspiel des Seneka. Voran eine poetische Phantasie als Zueignung an Denis. Der Dichter ersteigt den Helikon und erblickt im Traume den Homer und Oßian. Dies giebt den Uebergang zu einem schönen und verdienten Lobe des vortreflichen Denis. Das Stück selbst hat, als Uebersetzung betrachtet, gewiß nicht gemeine Verdienste: bey alle dem bedauern wir die Zeit und Mühe, die ein Mann von Hr. **v. A.** Talenten auf eine so mühsame und undankbare Arbeit verwandt hat. Wer so gut übersetzen kann, sollte entweder gar nicht, oder doch nur dann erst übersetzen,

setzen, wenn das Jugendfeuer erkaltet, die Einbildungskraft durch die Jahre geschwächt ist, und Geduld, Lust und Kräfte zu Ausführung eigenen Arbeiten verloren gegangen sind. Daß hie und da etwas in der Uebersetzung verfehlt oder wenigstens geschwächt ist, oft geschwächt werden müssen, weiß schon jedermann, der die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens kennt, noch eher, als man es ihm sagt, und es wäre die größte Ungerechtigkeit, den Uebersetzer deshalb zu schikaniren. — Zum Schluß setzen wir noch einige Stellen her, die uns aus leicht zu errathenden Gründen, tadelhaft geschienen, bey einer neuen Auflage aber von dem Verf. mit leichter Mühe werden verbessert werden können.

S. 23. Wie stehts mit dir? Sehr schlecht, das glaube mir.
S. 27. Rennpferde Yorkshire und Castilla Zelter. (Ein rauher Vers!)
S. 38. Sieh, wie der schwarze Domino
Den Schneehals noch erhöht —
S. 43. Neapels luftger Strumpf —
S. 79. Es ist geschehn! verschenkt ist diese Hand,
Auf der mein Mund oft ganze Stunden klebte —
S. 82. Hier, wo gewöhnlich nach dem Morgenrothe
Mein Aug' entgegenweint —
S. 93. Verlache die Blonde,
Die siegwartisirt,
Und zärtlich dem Monde
Eins vorlamentirt.
S. 107. — so schieden
Diese Gäste nicht, bevor als sie
Dich zum Schwesterchen gebildt —
S. 113. Ich, den Urania zu ihrem reinern
Entzücken ladt, —
S. 114. Vergebens glüht
Die Wange, lokt das Auge, welches heisse
Begierden sprüht —
Ebendas. Aus ist es, ewig aus mit meinem Drange
Zum Thiergenuß —
S. 110. Und keiner, keiner, der mich unterm Hammer
Des Schicksals sah, sprach Trost mir ein —
Ebendas. Du pflegtest liebreich meiner Wunde, gossest
Des Mitleids Oel darauf —

S. 125.

S. 125. Ihn blendet nicht der Höfe Tand,
Ein Sternchen, ein paar Ellen Band,
Und ein Commandoknittel —
S. 138. Wenn des Besungnen Schloß (Sanssouci) (mein
Lied beflecke
Des deutschen Schlosses fremder Name nicht,
Aus einer Sprach' entlehnt, die halb mit Schafs-
geblöcke,
Halb mit Gegrunze spricht)

(Durch einen Druckfehler, heißt es im Original im 3ten V. statt einer, meiner Sprache.) Dieses Urtheil ist eben so ungerecht und niedrig ausgedrückt, als das Gleichnis in der letzten Strophe dieses Gedichts unedel (S. 193) ist. Ganz wegfallen könnten, ohne vermißt zu werden, das Gedicht S. 120. Desgleichen 132. 122. 90 und 88. — S. 116. nach dem Catull ist ziemlich unbedeutend. Schon das Original dünkt uns von geringem Werthe, und die Copie ist noch schwächer.

Ehe diese Recension abgedruckt werden konnte, erhielten wir auch den zweyten Theil, (440 S. ohne den Anhang, 1788.) und verbinden die Anzeige desselben mit der vom 1sten Th. Doch müssen wir uns, um nicht allzuweitläuftig zu werden, hier kürzer fassen.

Den Anfang machen Briefe, Straf- und Lehrgedichte. Sie sind gleichfalls mit einigen neuen Stücken vermehrt, und ansehnlich verbessert. Das Gedicht an Mastalier S. 142. der ersten Ausgabe ist weggefallen. — Daß manche Gegenstände sich kaum auf eine Art behandeln lassen, die der gute Geschmack billigen könnte, davon mag das Gedicht nach Swift S. 44. zum Beweise dienen. So viel Mühe sich der Dichter auch gegeben hat, die grellen Farben abzutragen, so macht das Ganze doch immer noch einen sehr ekelhaften Eindruck. Desto glücklicher ist der Verf. mit seinen übrigen Verbesserungen gewesen. Aus dem schönen Gedichte der Antiplatonismus könnten wir allein eine Menge Beyspiele

aus-

ausheben. Nur ungern entsagen wir diesem Vergnügen, und lassen es an dem Schlusse des Stücks genug seyn, der ohne Vergleich besser, als in der ersten Ausgabe ist, und ein neues und glückliches Gleichnis enthält:

Die Liebe (der Platonisten) ist ein Kind der Phantasey,
In dichterischem Rausch gezeuget,
Von regelloser Schwärmerey,
Der schlimmsten Amme groß gesäuget,
Sie schweift umher, wies ihr gelüstet, frey,
Gebändiget durch keinen Zügel;
O thut mit ihr, wie der, der einem bösen Pferd
Sich nicht gewachsen fühlt, dem Bügel
Mit kluger Sorgsamkeit entfährt,
Dann von dem Sattel sich in blitzgeschwinder Eile
Herunterwirft, beglückt, wenn er mit einer Beule
Davon kommt, eh der Gaul auf einen Felsen läuft;
Den Reiter, der vor Angst an jedem Sinn zerrüttet,
Sich nicht mehr kennet, hebt und in den Abgrund schüttet,
Wo sein verspritzt Gehirn von schroffen Steinen träuft.

Unter den neuen Stücken haben uns vorzüglich die S. 88 und 104 gefallen.

Hero und Leander. Nach dem Musäus. Der Raub der Helena. Nach dem Coluthus. Beyde Gedichte sind in gereimte Stanzen frey übersezt, und lassen die sämmtlichen Versuche von poetischen und prosaischen Uebersetzungen, die wir von diesem Gedichte schon besitzen, weit hinter sich. Für die Rüge einzelner schwacher und fehlerhafter Verse ist hier weder Ort noch Raum.

Acht Fabeln aus Ovids Metamorphosen und Fastis, (theils in Stanzen, theils in freye Verse und Hexameter übersezt) und der Anfang des 3ten Buchs des Apollonius Rhodius. Interessanter noch als die, übrigens sehr wohl gerathenen Uebersetzungen, sind die Zueignungsgedichte, die Hr. v. A. jeder Fabel vorgesetzt, und an die Herren **Wieland, Uz, Adelung**, u. s. w. gerichtet hat. Es sind nicht blos poetische Komplimente; jedes enthält einen anziehenden Gedanken, oder ein glücklich gewandtes Bild, die sie über den gewöhnlichen Schlag von Dedicationen erheben, und zu wiederholter Lektüre reizen.

Hekuba, ein Trauerspiel des Euripides. In reimlosen fünffüßigen Jamben. Was den Werth dieser Uebersetzung anbetrift, so wiederholen wir unser Urtheil über den Agamemnon im ersten Theile. So ein großer Bewunderer der Alten Rec. ist, so glaubt er doch durch die Erfahrung überzeugt zu seyn, daß Uebersetzungen derselben nie großen Einfluß auf die Bildung des Geschmacks haben, und Niemand den wahres Vergnügen und Einsicht in ihre eigentlichen Vorzüge verschaffen können, der nicht ganz mit dem Geiste des Alterthums und der alten Gelehrsamkeit vertraut ist. Solche Personen aber können wiederum, aus bekannten Gründen, auch durch die besten Uebersetzungen nicht befriedigt werden.

Die Küsse nach dem Lateinischen des Johannes Secundus. Diese Uebersetzungen sind nicht ohne Verdienst; allein man darf sie weder mit dem Original, noch mit Dorats reizenden Nachahmungen vergleichen. — Wer glaubt, daß alles, was in einer Sprache gefällt, auch in einer andern gefallen müsse, ist sehr im Irrthum. Man vergleiche folgende Verse:

Dir strömen nicht Küsse, dir strömet Lavendel
Vom Munde, Neära, wohlriechender Zimmt,
Süßduftender Seelenthau, lieblicher Quendel,
Und Nectar, sonst einzig für Götter bestimmt,

Und Honig, wie Honig hybläischer Heiden,
Die ewig die Wolke der Bienen umhüllt,
Und das, so, hymettischen Rosengestäuden
Geraubet, viellöchrige Zellen erfüllt, u. s. w.

mit dem Originale. So sehr Rec. Gefahr läuft, von Hrn. v. A. unter die lectores torvi et censorii supercilii gezählt zu werden, so sagt er es doch frey heraus, daß Brüstchen, nasse Mäulchen, der marmorne Altar der runden Brust, die flammenvolle Brust, und Verse, wie:

Wenn du — — — —
Lipp' an Lippe fügest zu den langen Küssen
Wollustvoll mich beissest, wollustvoll gebissen,
Seufzest, auf die meine deine Zunge legst,
Gierig jene saugest, diese schnell bewegst — —

oder: Gieb mir so viele Küß', als ihrem giergen Dichter
Die holde Lesbia;

Als um die Wange dir Cupide schweben,
Als du im Busch der Locken hegst,
Im Spalt des Busens birgst, so viele Tod und Leben
Du in den Augen trägst —

und andere dergleichen sitten- und geschmackwidrige Ausdrücke ihm an einem deutschen Richter der neunten Decade des achtzehnten Jahrhunderts ganz unausstehlich sind.

Lateinische Gedichte. Sie sind weit besser, als die gewöhnlichen lateinischen Verse neuer Dichter, mehr als ein Cento aus den alten Römern; sonst aber nicht von sehr vorzüglichem Werthe.

Den Beschluß dieses Theils machen die vier treflichen Gedichte, die Duldung, der gute Bramine, das Cölibat und die Priester Gottes. — Einen rühmlichen Beweis, wie sehr Hr. von A. sich die Ausbesserung seiner Werke angelegen seyn läßt, liefern die angehängten bessern Lesarten einer Menge Stellen aus den beyden ersten Theilen, die er erst nachher, als sie schon gedruckt waren, gemacht hat. — Schade, daß das Aeusserliche dieser Sammlung ihrem innern Werth wenig entspricht. Die ziemlich geschmacklose Einrichtung des Drucks, und der Form der Schrift abgerechnet, ist sie durch eine Menge oft ziemlich grober Druckfehler entstellt. — Noch haben wir einen dritten Theil zu hoffen.

Tm.

Beyspielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, von Johann Joachim Eschenburg. Erster Band. 460 S. gr. 8. Zweyter Band, 448 S. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1788.

Hrn. Eschenburgs Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften hat ganz den Beyfall, den er wegen seiner vorzüglich zweckmäßigen Einrichtung verdient, erhalten, und wird fast allgemein bey öffentlichen Vorlesungen sowohl, als beym Privatunterricht gebraucht, so, daß die erste Auflage schon vergriffen ist, und bald eine zweyte verbesserte und vermehrte erscheinen wird, die der Verf. auch

hier in der Vorrede ankündigt. Gegenwärtige Sammlung auserlesener Beyspiele muß allen denen, die jenes Buch mit Nutzen brauchten, ein angenehmes Geschenk seyn, da gewiß nur der kleinste Theil der öffentlichen und Privatlehrer den ganzen Vorrath der dort angeführten Schriften zur Hand hat. Aber auch außer der Verbindung mit jenem Entwurf, kann sie als ein für sich bestehendes Werk, und als eine schätzbare **Handbibliothek der schönen Literatur** angesehen werden. Es fehlt uns zwar nicht an einer Menge poetischer Chrestomathien, allein die wenigsten haben eine bequeme Einrichtung und geschickte Auswahl, auch hat keine die Vollständigkeit und den viel umfassenden Plan, den Hr. E. zum Grunde legte. Er geht hier der Ordnung und Folge jener kurzen Anführungen in der Literatur seines Entwurfs beständig nach, hat aber noch verschiedene Schriftsteller hier aufgenommen, die er dort übersah, oder deren Werke erst in den letzten fünf Jahren erschienen sind. Der erste Band enthält Beyspiele von **äsopischen Fabeln, poetischen, (ernsthaften und komischen) Erzählungen, allegorischen Dichtungen, und Schäfergedichten.** Der zweyte von **Sinngedichten, Madrigalen, Sonnetten, Rondeaux, Triolets, Impromptus, Logogryphen, Boutsrimes, Lais und Virelais, Satiren und Lehrgedichten.** (Indeß hier nur noch von Lehrgedichten philosophischen Inhalts.) Diese Beyspiele sind aus griechischen, lateinischen (alten und neuen) italiänischen, französischen, englischen und deutschen Dichtern, gewählt. Hier und da hat Hr. E den Mustern in fremden Sprachen deutsche Uebersetzungen und Nachahmungen beygefügt, die zu einer angenehmen und lehrreichen Vergleichung dienen; so wie er auch unter manchen besonders kleinen Stücken solche wählte, die einerley Innhalt haben, um die Behandlungsart mehrerer V. desto leichter zusammen halten zu können. Wer die ausgebreitete Belesenheit und den feinen, geprüften Geschmack des Hrn. E. kennt, dem brauchen wir nicht erst zu sagen, daß die Auswahl mit möglichster Sorgfalt und vollkommner Einsicht gemacht, und gewiß kein schlechtes Stück aufgenommen worden ist. Wie schwer dem Sammler oft die Wahl unter der Menge werden mußte, da dabey nicht einzig auf den Werth der Gedichte, sondern auch noch auf andere Umstände Rücksicht genommen werden mußte, läßt sich leicht erachten.

Und schon deshalb konnte er nicht blos Meisterstücke aufnehmen, weil diese Sammlung nicht allein Muster von allen Gattungen der Poesie enthalten, sondern auch, so viel möglich, Charakteristik aller in dem Entwurf angeführter Dichter werden sollte. „Keine Erinnerungen der Kunstrichter, (sagt „Hr. E. im Vorbericht) werden mir weniger unerwartet „seyn, als diejenigen, welche meine Auswahl betreffen werden: und ich sehe es als unvermeidlich voraus, daß die „Stimme jedes einzelnen Kenners hier ganz verschieden, und „zuweilen wider mich ausfallen, daß sie manches, was ich wählte, weggelassen, und manches, was ich wegließ, gewählt zu „sehen wünschen wird." Eben dieser unvermeidlichen Verschiedenheit der Empfindungen und Urtheile halber enthält sich auch Recens. aller Anmerkungen über diesen Punkt, ob er gleich freylich hier und da, so wie jeder andere, ein anderes Stück gewählt haben würde. Nur hätte er gewünscht, daß Hr. E., da er doch einmal Muster aus den Dichtern aller Nationen, die sich je in der Dichtkunst besonders hervorgethan, wählte, die spanischen Dichter, die gewiß auf eine Stelle Anspruch zu machen hatten, nicht ganz übergangen haben möchte. Wahrscheinlich hat er sich durch die geringe Anzahl der Kenner dieser Sprache in Deutschland davon abhalten lassen. Die kurzen Nachrichten, die jedesmal über den Verf. seine Schriften, und die daraus gewählten Proben vorangeschickt sind, geben dem Buche einen Werth mehr. Mit wenig Worten ist der Charakter jedes Dichters und seiner Werke, meistens sehr glücklich, und für Anfänger vollkommen hinreichend entworfen, und jedem sein gebührender Theil Lob oder Tadel zugetheilt. 3 B. S. 21. Th. 1.

La Motte.

„(Houdart de la Motte, geb. 1672, starb 1731, ein „fruchtbarer und in verschiedenen Gattungen nicht unglücklicher Dichter, dessen Fabeln jedoch weit weniger Beyfall erhielten und verdienten, als die Lafontänischen. Denn seine „Schreibart entfernt sich allzusehr von der äsopischen Einfachheit, von der phädrischen Eleganz, und von der einnehmenden treuherzigen Gefälligkeit seines berühmten Vorgängers „unter den Franzosen. Kunst und absichtlicher Prunk mit „gelehrten Kenntnissen und Anspielungen schimmern darinn „zu sehr hervor. Auch gelangen ihm seine eignen Erfindungen nur selten.")

So bestimmt und richtig sind diese kritischen Gemälde durchaus. Nur würden wir hier, um dem Dichter vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, hinzugesetzt haben; daß, ob ihm gleich seine Erfindungen nur selten gelangen, doch mehrere meisterhafte darunter sind, die den vortreflichsten aller ältern und neuen Dichter an die Seite gestellt zu werden verdienen.

Tm.

Vermischte Gedichte und Aufsätze von J. H. Jugler, der Arzneygelahrtheit Doktor und Landphysikus zu Wittingen im Lüneburgschen. Auf Subscription, 1788. 312 Seiten, in 8.

Ausser dem Bezirk um Wittingen und Boitzenburg dürften wohl schwerlich diese Reime und Nichtreime jemanden intereßiren, und auch hier möchten wohl ganz gute Freunde von Hrn. Jugler, die sich durch freundschaftliche Verhältnisse nicht bestechen lassen, den Kopf darüber schütteln, daß derselbe diese Reimerey durch den Druck publici juris machte. Ausser einigen geistlichen Liedern, die auch keinen poetischen Werth haben, enthält diese Sammlung fast lauter Gelegenheitsgedichte, die natürlicher Weise an sich jedem andern unwichtig sind und nun durch schlechte Versification, Gedankenleere, schaalen Witz, Härte in der Sprache, Provincialismen u. s. w. noch unwichtiger werden. Mehrere, unter andern S. 118 das Danksagungsdocument, und S. 226 die Wäsche, sind im eigentlichen Verstande unter aller Kritik. Daß der Verf. unter dem Text Noten anbringt, das Jahr der Verfertigung über jedes Gedicht setzt, seinen Friseur, einen Boitzenburger Fuhrmann, den Unteramtsvogt daselbst, einen Kellerwirth in Lauenburg, u. a. m. durch Anführung ihrer unbedeutenden Namen unsterblich machen will, ist, wie jeder leicht sieht, Nachahmung, die aber seinen Sächelchen keinen Werth giebt. Einige Stücke sind in seynsollender klopstockscher Manier gedichtet, und diese sind die holprichsten und am unangenehmsten zu lesen, weil ihnen das einzige, was sie zu Poesien macht, der Reim, fehlt. Die prosaischen Aufsätze haben kein besseres Gepräge. Der 73 Seiten lange Aufsatz über geistliche

liche Volkspoesie, nach Beyspielen aus dem neuen (1767 schon herausgekommenen) lüneburgschen Kirchengesangbuche erläutert, ist zum Ekel gedehnt, voll von Hyperkritik und Diktatorsprüchen Die Predigt, Jer 19, 1–10 ist elender Witz und ebenfalls — verzeihen sie, Hr. Doktor, daß wir noch einmal dieselben Worte wiederholen — unter aller Kritik. Der Aufsatz über Brautkränze S. 253 enthält nicht nur nichts neues, sondern hat auch die Delikatesse des Herrn Landphysikus bey uns in übeln Ruf gebracht, denn er gehört gewiß nicht in eine Sammlung, in welcher so viele Gedichte an Freundinnen gerichtet sind. Die Probe einiger Hauptgrundsätze zur Bearbeitung der medicinischen Mythologie S. 271 enthält auch nichts als längst bekannte und schon gedruckte Sachen, die aber doch ein gelehrtes Ansehen geben, besonders, wenn man die Gelegenheit wie vom Zaune bricht, um in einer Note unter dem Text, wie öfter, Ausfälle auf ganze Stände oder einzelne Personen zu thun. Herr Jugler mag also, wenn er kein besserer Schriftsteller, und besonders kein besserer Dichter wird, immer mit seinen Sachen zu Hause bleiben, mehr Bescheidenheit lernen, und, wenn ihm die Fingerspitzen jucken, lieber einige α/ω schreiben.

Ik.

Sydney: Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. So auf dem Lemberger Theater in Gallicien mit Censur am 9ten Febr, 1788 von der Toskanischen Gesellschaft aufgeführt, nach der Aufführung aber gleich unterdruckt worden — und dann wichtige Folgen für den Verfasser gehabt. Gedrukt zu Cöln 1788.

Es wäre unbillig, wenn der V. dieses Trauerspiels andre unangenehme Folgen von seiner Arbeit gehabt hat, als die, welche man erwarten muß, wenn man ein sehr schlechtes Stück schreibt Uebrigens findet Recens. nichts darinn, das dem übel ausgelegt werden könnte; denn die Aeusserungen gegen Pfaffengeist und Fanatismus sollten doch wohl in unsern so aufgeklärten Zeiten niemand auffallen, und daß Sydney sich als

als ein Mann zeigt, der zu keiner Kirche gehören will, beweiset ja nicht, daß der Verfasser also denkt. Aber dies Stück hat gar keinen dramatischen Werth; das ist schlimmer als alles. Die Charaktere sind zu grob gezeichnet, die boshaften besonders, so hingekleckst, und manche Scenen so voll schändlicher Abscheulichkeiten, daß dies alle Illusion wegscheuchen muß. Die langen Monologe zu Anfange der Aufzüge ermüden. Die Sprache ist nicht rein (solche Fehler, daß immer statt Coulisse, Kolisse geschrieben steht, nicht einmal zu rechnen). Uebrigens ist der Verf. dieses Stücks wie wir hören ein Kapuziner, P. Feßler, der ehemals Professor der Hermenevtik in Lemberg war, wo er auch vor ein paar Jahren eine Anthologia hebraica herausgab. Es ward dieses Stück in Lemberg von der Toskanischen Gesellschaft aufgeführt. Es waren darinn viel Flüche und unanständige Ausdrücke, diese wollte die Censur nicht passiren lassen. Es gieng hernach dieser Kapuziner und Professor von Lemberg in der Stille weg, und soll jetzt in Deutschland herumirren. Es ist zu wünschen, daß er wenigstens ferner keine Tragödien schreibe.

Jz.

Skizzen von A. G. Meißner. Neunte und zehnte Sammlung. Leipzig 1788. in der dickischen Handlung. 1 Alph. 2 Bog. 8.

In der neunten Sammlung dieses noch immer sehr unterhaltenden Werks sind folgende Aufsätze enthalten. 1) **Alexander und Kiasa.** Letztere ist Königinn eines Indischen Volks: das Ganze soll nach einer persischen Fabel geformt seyn. Etwas gedrechselt und unwahrscheinlich. 2) **Die Rache.** Die Scene in Sicilien. Für dieses Land mag die Begebenheit einige Wahrscheinlichkeit haben. Der Ritter, der sich in ein Mädchen verkleidet und bey einem alten Wollüstling heftige Begierden erregt, möchte noch nicht zur Ausführung kühner Thaten geschickt scheinen. Hier helfen ihm der Weiberrock und der Dolch durch. Die Geschichte der doppelten äusserst weit getriebenen Rache ist durch die Erzählung von einer übertriebenen Eifersucht verlängert. 3) **Die Räuberschenke.** Wahre Anekdote. 4) **Die Edelfrau** unter

unter Mördern. Wahre Anekdote. Beyde lebhaft und interessant erzählt. 5) Marlboroughs Jugendsünde. Eine Liebesintrique mit der Maitresse von Karl II. der Herzogin von Cleveland, gegen welche M. nach dieser Erzählung sich freylich sehr unartig betragen hat, so daß er es, wie Hr. Meißner in der Einleitung zu der Erzählung ganz artig sagt, wohl verdient haben mag, daß nach siebenzig Jahren sein Andenken durch einen kläglichen Pariser Gassenhauer in neuen Umlauf gebracht, sein Tod auf eine Art, wie er sich nie ereignet, besungen, und seine Baare auf hunderttausend Fächern abkonterfait worden. — Dies ist in der Voraussetzung des Marlborough, der in dem bekannten franz. Liede vorkommt. Sonst wird auch gesagt, der M. dieses Lieds sey ein ganz anderer, nemlich ein katholischer Engländer, der am französischen Hofe wohlbekannt, und bey dem ersten Einfalle des Prätendenten in England erschossen worden. — Doch der Recens. traut sich nicht diese wichtige Frage auszumachen. 6) Was wagt eine Mutter nicht? Eine spanische Geschichte aus den Zeiten Philips IV. Um die Tochter, zu welcher der König eine heftige Liebe gefaßt hatte, zu retten, macht sie denselben glauben, daß jene von seinem Vater mit ihr erzeugt sey. Am Ende wird die Unwahrheit dieses Vorgebens entdeckt.

In der zehnten Sammlung: 1) Auch Vorwitz kann seinen Nutzen haben. Eine artige interessante Geschichte. 2) Der wohlgewürzte Hammel, nach einem alten Fabliau. Eine Erzählung im Geschmack des Boccaz. 3) P. Scipio, nach der Schlacht bey Cannä. In ziemlich gespanntem Heldenton. 4) Zwey Rechtsfälle, die noch nicht im Pitaval stehen. Betreffen ein paar ziemlich sonderbare Liebeshändel. Ob dergleichen wie diese und Nr. 2. in einer Sammlung wie die gegenwärtige ist, künftig Platz finden sollten, überlassen wir dem Hrn. Verf. 5) Vier Kriminalgeschichten; die dritte sehr lehrreich, die vierte ist unwahrscheinlich. Sie betrift einen Vorfall, den der ehemalige Professor der Anatomie zu Halle, Junker, mit einem Gehenkten gehabt hat, der aus der Betäubung wieder erwacht ist, von J. des Nachts aus Halle hinausgebracht wird, und nachher in Amsterdam ein angesehener Mann wird, wo Junker nach mehrern Jahren ihn antrift. Hr. Meißner hegt

selbst Zweifel wegen dieser Begebenheit, die gegenwärtig nicht wohl mehr ausgemacht werden kann.

Jw.

6) Schöne Künste.

Monatsschrift der Akademie der Künste und mechan. Wissenschaften zu Berlin. Drittes Stück, März 1788. 4. maj. 6 Bog. mit 8 Kupf.

Hr. P. Ramlers Fortsetzung von allegorischen Personen enthält die Bilder der Elemente, der vier Welttheile, der vier Weltalter, der drey Religionen, der Toleranz, der Vorsehung, Gelegenheit, des Glücks, des Ueberfluß, des Reichthums, der Armuth, Freyheit, Knechtschaft, Fama, des Siegs der Ehre, des Scherzes, der Frölichkeit, Jugend, Schönheit, Anmuth, des Witzes, der Klugheit, Staatsklugheit, und Weisheit. Der Verfasser verbindet die Ideen der Alten und Neuen sehr richtig, und saget in Kurzen viel Brauchbares von dem Künstler. Des Hrn. Gleims schönes Gedicht an Salom. Geßner folget hierauf. Hrn. Puhlmanns erster Aufsatz über Zeichnung und Composition enthält eine genaue Anzeige wie Mengs und Battoni in Rom nach dem Act zu zeichnen verfüget haben. Hr. B. V. Möller erzählet hierauf die Fortschritte dieser Königl. Academie. — Hier sind Beweise, daß Friedrich Wilhelm väterlich dafür sorget, und künftig gnädig sorgen will. Hr. P. Riem theilet hierauf die Beschreibung eines schönen Bildes des verstorbenen franz. Histor. Mahlers Drouais mit, welches den Marius vorstellt, indem ein feindlicher Soldat, der ihn umbringen will, vor dem Anblick dieses Heldens erschrickt, und sein Vorhaben unterläßt. Die Anzeige einiger bestimmter jährlichen Preiße für die Mahler und Kupferstecher, u. d. m. beschließen dieses Stück.

Dieser Monatsschrift — — Viertes Stück. April 1788. 6 Bog.

Sr. Excell. des Herrn Staatsminister Gr. von Herzberg Aufnahme bey der Akademie, hat die hier erschienene schöne Rede des Hrn. Frh. v. Heinitz als Curator der Akademie, veranlasset. Ein Epithalam auf die Vermählung des Königl. Staatsministers Herrn L. O. Gaudi vom Bergr. Mölter folget hierauf. — Schön ist in der Schlußleiste die berühmte alte Gemma, die des Cupido Hochzeit vorstellet, ins Große gezeichnet. Hr. J. W. Meil des jüngern Gedanken zu einer errichtenden Zeichenschule für Handwerker, sind vortreflich, und zu Beförderung dieses höchstnöthigen Endzwecks hinreichend. Die Vorlesung des Hrn. Rector Fischer über die Kirchenbaukunst enthält eine ächte Abschilderung einer vollkommen nutzbaren Kirche, in welcher wir aber doch die Säulen, als Brechungsmittel der Sprache, wegwünschen. Es folgen zwey vortrefliche Gedichte von Hrn. Canon. Gleim: und eine gute Lebensbeschreibung des großen Raphael, mit angehengtem Verzeichniß der vornehmsten Werke desselben, von Hr. Prof. Brunn.

Dieser Monatsschrift — — Fünftes Stück. May 1788. 7 Bog. mit 5 Kupfern.

Hierinnen stehet zuerst die Fortsetzung des Hrn. Prof. Ramler von allegorischen Personen; folgende Bilder werden in schon bekannter beliebter Kürze deutlich geschildert, als der Gerechtigkeit, Strafgerechtigkeit, des Kriegs, Friedens, der Eintracht, Mäßigung, Sanftmuth, Keuschheit, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Verschwiegenheit, Beständigkeit, Treue, Freundschaft, Wahrheit, Großmuth, Tapferkeit, Wachsamkeit, Geduld, Hofnung, Unschuld, Bescheidenheit und Dankbarkeit. — Hn. Canon. Gleim schöne Ode an einen großen Bildnißmaler; und des Hn. Geh. FinanzR. Gerhardt Versuche über die Kunst der Alten, zwey Arten von Glas zum Behuf der erhabnen Arbeit auf einander zu setzen, folgen. Zu diesen lobenswürdigen Versuchen gab das durch den Ritter Hamilton aus Rom nach England versetzte, berühmte barbarinische Gefäß den Anlaß. Man ward überzeuget, daß

ze kein Onyx, sondern von zweyerley Glas, als schwarzem zum Grund, und milchweißen zur Oberfläche, zusammengesetzt sey. Diese künstliche Vermischung der Alten wieder herzustellen, hat der Verf. sich alle Mühe gegeben, und nach vielen Versuchen gefunden, daß man Basalt zur untern, und zwey Theile Flußspath mit drey Theilen Gipsspath zusammengeschmolzen, zur obern Lage aufeinander schmelzen müsse. — Lobenswürdiger Versuch, welchen der mühsame Verf. noch weiter nachforschen wird. — Hr. Riem, vom Einfluß der schönen Künste auf Staaten und Charakteristik der Völker. — Hier beweiset der Verfass. daß die schönen Künste zum Sittenverderb der alten Völker nichts beygetragen haben. — Er giebt uns eine rechte schöne kurze historische Beschreibung des Ursprungs, Fortgangs, und der Größe des römischen Geschmacks an Künsten: Rom war nur enthaltsam, weil es arm war; Rom war mäßig, weil es nicht üppig seyn konnte. Den Einfluß der schönen Künste auf den Charakter der Nation sahe kein Volk so richtig ein, wie das kultivirteste, die Athenienser. — — In den Kunstanzeigen werden die Werke des Daniel Berger angezeiget, und zum Schluß in der Nachricht an die Künstler, stehet die Ankündigung der von Sr. Königl. Maj. ausgesetzten Preiße für die vaterländischen Künstler.

Zf.

---

7) Romane.

Kleine Romane von Friedrich Schulz. Erster Band. Leipzig, bey G. J. Göschen, 1788. 293 Seiten, in 8. Mit einem Titelkupfer.

Wenige aus der Menge unsrer neuen Romanschreiber haben mit so viel Beyfall debütirt, als Hr. Schulze. Der kleine Roman Moriz wird schwerlich einem von unsern Lesern unbekannt geblieben seyn. In ihm zeigte Hr. S. bereits manche zu einem guten Romandichter erforderlichen Talente. Viel Witz, eine fruchtbare Phantasie, einen leichten, angenehmen Vortrag, und was die Hauptsache ist, eine nicht alltägliche

tägliche Beobachtungsgabe, einige Kenntnis des menschlichen Herzens und des großen und kleinen Kriegs der Leidenschaften, wovon es der Schauplatz ist. Wir wünschen ihm, was den meisten deutschen Schriftstellern fehlt, Gelegenheit, seine Talente bis zur Vollkommenheit ausbilden zu können, und Sicherheit vor dem traurigen, verderblichen Zwang, mehr schreiben zu müssen, als er Lust hat. — Dieser Theil enthält 1) **Liebe nach der Kunst.** Eine kleine Erzählung, der man den französischen Ursprung angemerkt haben würde, auch wenn ihn der Verf. nicht selbst angezeigt hätte. Perioden von diesem Schnitt verrathen ihr Vaterland bald: „Mitten unter der Verzückung, die ihn ausser sich setzte, „regte sich doch die Besorgnis in ihm, daß er ihr zu dreist „scheinen möchte; und ohne noch zu fühlen, daß er vor Begierde ihr zu gefallen brannte, wollte er sich doch lieber Gewalt anthun, als sie eine böse Meynung von seinem Charakter fassen lassen." Der Fond bedeutet wenig, aber die Ausführung ist anziehend genug. Der Kampf der doppelten Neigung bey dem Grafen, das durch die verschiedenen Situationen bewirkte Steigen von dieser, und Sinken von jener, so wie das Betragen der Gräfin ist genau moderirt und ganz nach dem Leben. Nur der Ausgang ist etwas unbefriedigend. 2) **Leopoldine, ein Seitenstück zum Moriz.** Den Anfang dieses angenehmen kleinen Romans kennen die Leser schon aus dem deutschen Merkur, auch hier ist nur der erste Theil geliefert. Man weiß, wie glücklich Hr. S. in Kinderscenen ist, wie ungemein natürlich und wahr er die erste Entwicklung der Leidenschaften in jungen Seelen darzustellen versteht. Unser weiteres Urtheil versparen wir, bis wir das Ganze vor uns haben. Nur noch ein Wort. Es ist eine Lieblingsidee des Verf. die Neugierde der Leser immer gespannt zu erhalten, und sie durch unerwartete Zwischenfälle, die Schlag auf Schlag kommen, zu überraschen. So sehr ihm diese Absicht gelingt, so sollte er doch auf der Huth seyn, der Sache zu viel zu thun. Die Ueberraschung thut nur das erstemal volle Wirkung, und da übersieht der Leser auch wohl manches, was weder genug vorbereitet, noch mit den Charaktern in genugsamer Harmonie steht: bey wiederholter Lektüre aber, wo dieser Zauber gar nicht mehr, oder doch schwächer wirkt, untersucht er genauer, und fordert strengere Rechenschaft von dem Dichter. Versteht dieser seinen wahren Vortheil

theil, so wird er gewiß immer lieber dem Charakter eine Situation, als einer Situation den Charakter aufopfern.

Pk.

Der Wittwer zweyer Frauen, nach Imbert von Schütz. Berlin, 1788. bey S. F. Hesse, 17. B. in 8.

Imberts *Egaremens de l'Amour* schienen Hrn. S. der Uebertragung auf deutschen Grund und Boden werth; und freylich, wenn jedes gallische Pflänzlein durchaus zu uns herüber gebracht werden muß: so waren Schößlinge aus Imberts Garten immer noch die besten. Um jedoch für Deutschlands Totalität etwas Genießbares daraus zu machen, übersetzte Hr. S. nicht sowohl, als er vielmehr das Werk umschmelzte. Der Schauplatz ward nach Wien verlegt. Viel Imbertsches Geschwätz blieb weg. Die Sitten, Handlungen und Charaktere wurden so gut als es seyn kann, deutsch, und überhaupt die beyden französischen Bände auf einen einzigen Deutschen reduciret. Das alles verdient nun zwar billig Dank, und unsere vaterländische Lesewelt hat sichtbar dabey gewonnen. Allein warum Hr. S. seine Umarbeitung den Wittwer, und nicht lieber den Mann zweyer Frauen betitelte, da in der ganzen Geschichte kein Wittwer erscheint, wissen wir doch nicht zu erklären. Auch entschlüpften ihm hier und dort Gallicismen, z. B. S. 61. er sezt meinen Schmerzen zu, S. 71. ich finde mich in dieser Angelegenheit ein wenig Schüler, S. 78. spricht hie in eben der Junge, S. 119. was der Mensch drückend ist, u. s. w., die wir beym Urheber Moritzens und Leopoldinens nicht vermuthen waren.

Rm.

Der Ring, eine komische Geschichte nach dem Spanischen, vom Verfasser des Siegfried von Lindenberg und der Papiere des braunen Mannes. Zweyte rechtmäßige Ausgabe mit Kupfern. Göttin-

Göttingen, bey J. C. Dietrich, 1788. 15½ Bog. und 2 Bogen Vorrede, kl. 8.

Die erste Ausgabe erschien 1777, und ward der Zeit auch in der A. D. B. angezeigt. Im Jahr 1786 übersetzte ein gewisser Herr von Billerbeck das Werk unter dem Titel: *le novueau Paris, ou la malice de trois femmes,* ins Französische, und ließ es, wiewohl ohne zu vermehren, daß es nur übersetzt sey, zu Paris, oder vielleicht richtiger, zu Gotha drucken. Aus dieser Uebersetzung ward es hienächst zu gleicher Zeit an zwey verschiedenen Orten, nämlich zu Frankfurt und Zittau wiederum ins Deutsche übertragen, und Hr. v. B. als Autor des Buchs genannt. Um nun aber dem wahren Urheber sein Eigenthumsrecht wieder herzustellen, veranstaltete Hr. Dieterich die gegenwärtige zweyte Auflage. Der Stof des Buchs ist aus einer alten spanischen Novelle genommen, die Hr. M. im Verfolg nicht allein in *les récréations françoises. ou recueil de contes a rire etc. Utopie* 1681. *T. II.* antraf, sondern die auch vorlängst schon ins Ebräische übersetzt, und bey den Juden eine ganz bekannte Leserey seyn soll. Der Innhalt aber ist folgender: Zu Madrid lebten drey junge, reizende, tugendhafte, verständige und liebenswürdige Frauen, die von Jugend auf vertraute Freundinnen gewesen, und jetzt, die eine an einen Geizigen, die andere an einen Liederlichen, die dritte an einen Eifersüchtigen unglücklich verheyrathet waren. Diese fanden bey einer Collation am Blasiustage in einem Garten vor der Stadt einen Ring, woran jede allein Recht zu haben glaubte. Endlich vereinbarten sie sich, dem Marquis von Castromonte den Fall vorzutragen, und ihn zu bitten, ihr Schiedsrichter zu seyn. Der Marquis, ein galanter Mann, erklärte sich hiezu bereit, und bestimmte den Ring derjenigen, die ihrem Manne den listigsten, auf seine Besserung abzweckenden Streich spielen würde. Wie nun eine jedwede der Damen das angefangen habe, und wem der Ring geworden sey, das mögen die Leser im Buche selbst aufsuchen. Wir haben sie nur zu versichern, daß solches im ächten Novellenton und Hn M. bekannten Manier geschrieben ist, auch niemand dabey einschlafen, oder Langeweile haben wird. Diese zweyte Auflage ist übrigens ein unveränderter Abdruck jener ersten, und hat vor solcher blos acht Kupfer von Riepenhausen

hausen und Schwenderley voraus. Aus der Vorrede, worin Hrn. v. B. ziemlich der Kopf gewaschen wird, bemerken wir sonst noch, daß Siegfried von Lindenberg, bald zum fünftenmal, sehr verändert und mit 24 neuen Kupfern erscheint.

Rm.

---

8) Weltweisheit.

Eleutheriologie oder über Freyheit und Nothwendigkeit. Zum Gebrauch der Vorlesungen in den Michaelisferien von Johann August Heinrich Ulrich. Jena, in der Crökerschen Buchh. 1788. 8. 106 Seiten.

An einem eigentlichen systematischen und brauchbaren Lehrbuche dieser Art fehlte es uns noch bis jetzt, und wir zeigen daher mit Vergnügen diese kleine schätzbare Schrift des Hrn. Prof. Ulrich an, welche sich durch Genauigkeit in Entwickelung der Begriffe, Ordnung des Zusammenhangs und Bestimmtheit und Deutlichkeit im Ausdruck vorzüglich empfiehlt. Da die ganze Lehre über Freyheit, die schon an sich so manchen Schwierigkeiten unterworfen ist, noch neuerlich wiederum durch die überfeinen Distinktionen der Kantischen Moralphilosophie in mehrere Dunkelheiten verwickelt worden ist; so war eine genauere Berichtigung und Aufklärung derselben jetzt um so wichtiger und nothwendiger, und der Verf. hat sich gewiß in dieser Absicht ein nicht geringes Verdienst erworben. Denn er zeigt nicht allein sehr scharfsinnig, wie wenig Kants künstliche Theorie von der Freyheit mit sich selbst bestehen kann, sondern stellt auch den vernünftigen Determinismus nach seinem Umfang und Verhältniß zu andern wichtigen philosophischen Wahrheiten in seiner rechten vortheilhaften Gestalt dar, leitet ihn aus seinen eigentlichen Quellen her, und vertheidigt ihn kurz und bündig gegen alle Einwürfe, die sich dagegen machen lassen. Wir halten es daher auch nicht für überflüßig, hier den hauptsächlichsten Inhalt dieses

Com-

Compendiums näher anzuführen. Nach der summarisch vorgetragenen Geschichte der Ideen über Freyheit und Nothwendigkeit und der Literatur, wobey man aber Garves treffliche Anmerkungen über diese Materie in seinem Ferguson vermißt, sucht der Verf. zunächst darzuthun, daß es schlechterdings keinen Mittelweg zwischen Nothwendigkeit und Zufall, zwischen Determinismus und Indeterminismus giebt. Denn wenn ein vernünftiges Wesen in einem jetzigen ganz genau bestimmten Zustande etwas will, sich zu etwas entschließt, so hat es entweder unter vollkommen denselben Umständen auch die Entschließung unterlassen und sich anders entschließen können oder nicht. Ist es im ersten Fall nicht ein wahrer Zufall, daß die Entschließung gerade so ausfällt, da sie doch bey völlig unverändertem Zustande des Subjekts auch anders hätte ausfallen können? und haben wir nicht im zweyten Fall wahre Nothwendigkeit? Bey dieser Gelegenheit nun, prüfet der Verf. weitläufig Kants Versuch, die Freyheit der Handlungen mit ihrer durchgängigen Nothwendigkeit zu vereinigen und gesteht, daß ihm nie Spinoza so schwer zu verstehen gewesen sey, als es ihm von jeher die Stellen in der Kritik der reinen Vernunft waren, welche die Freyheit betreffen. Ja er glaubte sich wirklich oft in eine neuplatonische Schule versetzt, unaussprechliche Worte und Sachen zu hören: **Intelligibler und empirischer Charakter eines Subjekts, eine Ursache, deren Causalität nicht anhebt, obgleich ihre unmittelbare Wirkung anhebt, die Vernunft als ein intelligibles Vermögen und nach ihrem empirischen Charakter,** u. s. w. Aehnliches Schicksal haben wohl die meisten Leser der Kantischen Metaphysik der Sitten. Wenigstens muß Rec. bekennen, daß er sich in eben diese Verlegenheit gesetzt gesehen hat, und aller angewandten Mühe ungeachtet es nicht einzusehen im Stande gewesen ist, wie die Vernunft, wie Kant behauptet, zugleich ein Ding an sich und auch eine Erscheinung seyn und aus dieser verschiedenen Rücksicht betrachtet zugleich Freyheit haben und der Naturnothwendigkeit unterworfen seyn könne. Eines von beyden ist doch nur möglich, wo man nicht etwan die Erscheinung eben sowohl als das Ding an sich für etwas reelles und wirkliches halten will. Mit vielem Rechte erinnert der Verf. daher auch, daß es hiebey alles auf den Hauptpunkt ankomme, die Zeit sey nur eine subjektive Form

und es gebe keine wahre Folge in den Dingen an sich, folglich auch keine wahre Veränderung, kein Anheben und Aufhören eines Zustandes eines Dinges an sich; daß aber jener Satz, man sage was man wolle, durch alles das, was Kant und andre darüber gesagt, noch nicht erwiesen sey. Ueberdem sage Kant selbst: Eine tadelnswürdige Handlung sey der Unterlassung der Vernunft gänzlich beyzumessen, und es lasse sich doch die Anwendung des Vermögens der Vernunft einen Zustand von selbst anzufangen, dessen Anwendung unterlassen werden kann und die Unterlassung der Anwendung, die doch zuweilen statt findet, ohne Zeitbestimmung, ohne ein Entstehen und Anheben unmöglich denken. Ueberhaupt könne man nicht der Frage ausweichen: warum wird dieses Vermögen bey gewissen Handlungen angewendet, bey anderen nicht? Entweder ist etwas vorhanden, welches einmal den Grund der Anwendung, ein andermal den Grund der Unterlassung enthält, oder nicht. Im ersten Fall ist Nothwendigkeit, im andern Fall Zufall.

Hierauf wird die Grundlosigkeit des gewöhnlichen Indeterminismus gezeigt. Das Daseyn entscheidender Gründe unsrer jedesmaligen Entschließung, folglich die jedesmalige physische innere Nothwendigkeit derselben kann weder a posteriori noch a priori bestritten werden. Denn es ist schlechterdings unmöglich, durch Erfahrung auszumachen, daß zwey vorkommende Fälle völlig einerley sind, oder daß ich mich zweymal unter vollkommen denselben innern und äussern Umständen befunden und doch das einemal so das andremal anders gehandelt hätte. Das Nichtseyn des Unterscheidenden beyder Fälle ist kein möglicher unmittelbarer Gegenstand der Erfahrung und der Schluß vom Nichtempfinden auf das Nichtseyn würde hier um desto unsicherer seyn, da der Unterschied beyder Fälle in etwas schlechterdings nicht zu bemerkenden z. B. in ganz dunkeln Vorstellungen gelegen haben kann. Auch betrift die Frage: ob unser Geist eine Kraft sey, die unter vollkommen einerley Umständen, in völlig demselben Zustand auf verschiedene Weise sich entschließen könne, die existirende Beschaffenheit eines wirklichen Dinges. So etwas aber a priori zu erkennen, ist nach der Vernunftlehre unmöglich. In der folgenden bestimmtern Darstellung des Determinismus geht der Verf von dem basedowschen Begriff von Freyheit aus, daß nämlich der Mensch frey sey, in so fern sein Wollen, wenn es gleich jetzt noch nicht gut und richtig war, durch moralische Mittel verbesserlich, überhaupt be-

bestimmlich ist. Zu den moralischen Mitteln gehören nicht blos die vollendeten Vernunftbegriffe von Recht und Unrecht, moralisch Guten und Bösen, von dem was wir sollen, sondern überhaupt alle sich allmählig entwickelende deutliche und besonnene Vorstellungen von etwas Guten und Bösen, die Ueberlegung der versteckten und entfernten Folgen, des Schadens und Nutzens, Strafen und Belohnungen, Lob und Tadel, einleuchtende Erinnerungen, allgemeine und nach und nach gebildete Maximen. Die Erwerbung und Entwickelung solcher praktischen Kenntnisse hängt ab, theils von der Gelegenheit, die wir gehabt haben, Erfahrungen zu machen oder Unterricht zu erlangen, folglich von der gesammten Verknüpfung, in welcher wir durch unser ganzes Daseyn gestanden haben, theils vom vorsetzlichen Gebrauch unsrer Aufmerksamkeit und unsers Nachdenkens. Aber dieser Vorsatz aufzumerken und nachzudenken hängt immer wieder auf eine entschiedene Weise von Erfahrung des Schadens und Nutzens der unterlassenen und gebrauchten Aufmerksamkeit, von Beyspielen und Umgang, Erziehung und Angewöhnung ab, folglich zuletzt dennoch von unsrer ganzen Lage und Verknüpfung. Nicht zu gedenken des möglichen ursprünglichen Unterschieds der Thätigkeit und Munterkeit der Geisteskräfte. Die Wirksamkeit oder der bestimmte Grad des Einflusses der Vorstellungen auf unser jedesmaliges Wollen hängt nicht unmittelbar von unserm Wollen selbst ab, sondern davon, daß sie zahlreich, leicht, schnell, lebhaft und mit dem Gefühl der Ueberzeugung eintreten, also von der jedesmaligen individuellen Lage des Gemüths und des Körpers, von der ursprünglichen verschiedenen Munterkeit, Thätigkeit und Stärke der Geisteskraft, von der jetzigen vorsetzlichen Richtung meiner Aufmerksamkeit auf gewisse Bewegungsgründe, von der ehemaligen vorsetzlichen Uebung in gewissen praktischen Vorstellungen. Alle diese Vorsätze selbst aber hängen wieder von tausenderley Umständen ab, welche in der gesammten Verknüpfung der Dinge liegen. Kein Mensch kann also, wenn wir seinen ganzen innern und äussern Zustand bis auf den ersten Keim verfolgen, schon jetzt anders vollkommner, weiter seyn als er ist. Aber er kann anders werden, wenn er will. Er soll und muß auch anders werden und weiter kommen.

Endlich kommt der Verfass. seinem entworfenen Plane gemäß zur Beantwortung der gefürchtetesten Einwürfe wi-

ber den Determinismus. Die erste Beschuldigung, der Determinist hebe alle Sittlichkeit auf, widerlegt er damit, daß er sagt, man möge den allgemeinen Begriff von Recht und Unrecht bestimmen, wie man wolle, so werde durch Determinismus dieser sittliche Unterschied eben so wenig als der Begriff des Sollens aufgehoben. Auch sittliches Lob und sittlicher Tadel findet dabey statt. Denn wir loben die Denkungsart und Gesinnungen eines Menschen, seine Entschliessungen, seine Absichten und Bewegungsgründe und theilnehmungsweise auch seine Handlungen, in so fern wir an denselben Schicklichkeit, Rechtmäßigkeit, Gemeinnützigkeit antreffen, mit einem Wort, wenn sie so sind, wie sie seyn sollen, ohne darauf zu sehen und vorauszusetzen, daß dasselbige Wesen nach seiner ursprünglichen Anlage und nach allen seinen Umständen auch jetzt schlechter hätte seyn können. Denn wäre dieses zum vernünftigen Lobe erforderlich, so müßte man alles Lob Gottes für Unsinn erklären, da in den göttlichen Vollkommenheiten nichts anders seyn kann als es ist. Die Ausserung des moralischen Lobes bleibt also auch vernünftig und nützlich. Denn es gehört unter die moralischen Ermunterungsmittel des Gelobten selbst und anderer zur Nacheiferung. Eben so ist es mit dem sittlichen Tadel beschaffen. Ein gewisses Mißvergnügen und eine Verabscheuung der noch so merklichen Mängel und Unvollkommenheiten ist gleichfalls nach dem Determinismus eine natürliche nothwendige Empfindung und eine vernünftige heilsame Reue ist möglich und nützlich. Da der Determinist Absicht und Vorsatz nicht aufhebt, so wird auch durch seine Grundsätze der sittliche Begriff von Verdienst gar nicht vernichtet. Denn Verdienst ist absichtlich und vorsätzlich gestifteter beträchtlicher Vortheil für andre, für das allgemeine Beste. In Ansehung der natürlichen sowohl als positiven Strafen findet der Determinist keine Schwierigkeit. Denn jene sind die unausbleiblichen Folgen der noch mangelhaften Denk- und Handlungsart des Subjekts und überdem moralische Veränderungs- und Besserungsmittel dessen der sie an sich oder an andern erfährt. Der Zweck der positiven Strafen, den Gestraften zu bessern, wenigstens die künftigen Ausbrüche seiner mangelhaften Denkungsart zurückzuhalten bleibt offenbar auch beym Determinismus. Wenn der Fall einträte, wo die Gesellschaft eines ihrer Glieder durch Mittel, die sie in ihrer Gewalt hat, zu

bessern oder sich für die Zukunft auf andere Weise zu sichern, nicht getraute, so kann der Gesellschaft das Recht nicht abgesprochen werden, sich dieses Gliedes durch dazu hinlängliche Mittel zu entledigen. Ein deterministisch denkendes Glied selbst würde es der Gesellschaft nicht verdenken können, daß sie solches nicht weiter dulden will. Die Begriffe von Verbindlichkeit, Pflicht, Gesetzen werden durch Determinismus nicht aufgehoben. Denn Verbindlichkeit ist einerley mit sittlicher Nothwendigkeit oder der Einsicht, daß ich so oder so handeln soll. Diese Forderung bleibt ja allemal gerecht, wenn es gleich ausgemacht ist, daß wir nicht sogleich und auf einmal so seyn können wie wir seyn sollen. Der Trugschluß der Faulheit findet keinen Schutz bey dem Determinismus. Das Maaß der Wirkungen unsrer Bemühungen hängt freylich nicht von unsren vorsetzlichen Handlungen allein ab; aber ohne Wirkungen und Einflüsse sind diese niemals, wenigstens nicht das Bewußtseyn das Unsrige gethan zu haben. Auch der Determinist kann beten. Einer der blendensten Einwürfe gegen die Lehre von der Nothwendigkeit ist, daß nach derselben Tugend, diese Würde der Menschheit bloßes Glück, Laster hingegen bloßes Unglück seyn würde. Wenn ich auf die nähern Gründe meiner sittlichen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit sehe, so ist es offenbare Verläumdung, daß nach dem Lehrgebäude des Determinismus Tugend bloßes Glück und Laster bloßes Unglück sey. Sehe ich aber auf die letzten und entferntesten Gründe des jedesmaligen Zustandes und Maaßes meiner sittlichen Vollkommmenheit, so habe ich freylich zu diesen durch meine vorsetzlichen Handlungen und Bemühungen nichts beygetragen und beytragen können. Daß also jemand schon jetzt weiter voraus ist als der andere ist in diesem Verstande Glück; er darf sich dessen nicht erheben. Und wenn ein anderer noch so tief unter mir steht, so darf ich ihn nicht hassen, nicht hämisch verachten, nicht als einen Verworfenen behandeln. Wenn man ferner behauptet, der Determinismus enthalte eine Gotteslästerung, weil nach demselben alle Schuld aller moralischen Mängel, die sich noch an einem gewissen Subjekt befinden, auf Gott allein zurückfalle; so müßte, wenn dieser Einwurf gültig seyn sollte, gezeigt werden können, daß Gott die ganze Einrichtung des Universums anders habe machen sollen. Es gehört aber zur Idee des bestmöglichsten Systems, und einer unendlichen

Güte,

Güte, daß alle nur beysammen mögliche Arten und Stufen lebendiger Wesen besonders auch der vernünftigen Geschöpfe das Daseyn haben. Auch die niedrigste Stufe der ursprünglichen Vollkommenheit vernünftiger Geschöpfe durfte nicht fehlen. Was die Verknüpfung der Umstände anbetrift, so kann kein Mensch zeigen, daß eine andere Verknüpfung möglich gewesen wäre, wo alle periodische Einschränkungen weggefallen und doch eben so vieles und noch größeres Gute für die Lebendigen erreicht worden wäre. Dagegen haben wir so viele Proben, daß alles in der Verknüpfung der Dinge auf Vollkommenheit und Wohlseyn der lebendigen Wesen abzwecke, daß wir verbunden sind zu vermuthen und zu glauben, daß wenn auch jetzt ein Subjekt still zu stehen oder zu sinken scheint, dennoch in der ganzen natürlichen Einrichtung Mittel liegen, wodurch es zu seiner Zeit wieder gehoben und fortgerückt wird. Am Ende stellt der Verfasser noch eine kurze Vergleichung des Determinismus und Indeterminismus an, welche sehr zum Vortheil des erstern ausfällt. Denn der Determinist bleibt dem allgemeinen Grundsatz entscheidender Ursachen auch in Ansehung unsrer Vorsätze und Entschliessungen getreu. Seine Lehren stimmen mit Religion und Sittlichkeit auf das vollkommenste überein. Nach diesem System hat das untrügliche Vorherwissen auch der geringsten Kleinigkeiten, auch des geheimsten Zugs unsrer Gedanken und Begierden keine Schwierigkeit. Kein System beugt dem Leichtsinn in Ansehung unsrer früh anzufangenden Besserung so kräftig vor als dieses. Der Determinist kann insbesondere die Sittenlehren auf das vollständigste ausüben, kein pöbelhafter Unwille oder Haß und Rache kann sich seiner bemeistern. Durch Determinismus wird der Neid und alle Art von Unzufriedenheit mit dem Lauf der Dinge in der Welt mit der Wurzel ausgerissen. Er legt den Grund zur befriedigenden Theodicee; vermöge des Hauptgedankens: alles sogenannte Böse, oder Mängel, Einschränkungen, Unvollkommenheiten, die sich von Zeit zu Zeit an endlichen Wesen noch befinden, haben zu der Zeit nach allen Umständen, nach ihrer ursprünglichen Verschiedenheit und der ganzen Verknüpfung noch nicht weg seyn können. Sie sind ein unvermeidlicher Anhang von dem übrigen Guten. Ohne die endliche Einsicht oder Ueberzeugung, daß ich zu keiner Zeit nach allen meinen innern und äussern Umständen schon damals vollkommner,

 ner,

nen, weiser, klüger seyn und handeln konnte ist für mich in Ewigkeit keine völlige Beruhigung in Absicht des Geschehenen möglich.

Karl Adolph Cäsars, Professors der Philosophie auf der Universität Leipzig, philosophische Annalen. Des ersten Theiles zweyter Band. Nulla est homini causa philosophandi nisi ut beatus sit. Nürnberg, bey Johann Adam Stein, 1788. gr. 8. 332 Seiten.

Die Absicht und Einrichtung dieses Werks sind schon aus der Anzeige des ersten Bandes bekannt. Der gegenwärtige enthält Auszüge aus folgenden Schriften. 1) Adelungs Geschichte der Philosophie für Liebhaber; zweyter und dritter Band, 1786 und 1787. 2) Memnonium. Zweyter und letzter Band; oder Beschluß der Versuche zur Enthüllung der Geheimnisse des Alterthums, von Friedr. Victor Leberecht Plessing, 1787. 3) De la Reforme des Loix Civiles p. Msr. d'Olivier. Premiere et Seconde Partie. á Paris, 1786. 8. 4) Eleutheriologie, oder über Freyheit und Nothwendigkeit, von Johann August Heinrich Ulrich, Jena, 1786. 8. 5) Traité philosophique et politique sur le Luxe, par Msr. l'Abbé Pluquet, T. I. et II. á Paris, 1786. 8. 6) Dieterici Tiedemann, Disputatio de Quaestione: Quae fuerit Artium Magicarum origo, quomodo illae ab Asiae populis ad Graecos, atque Romanos et ab his ad ceteras gentes sint propagatae, quibusque rationibus adducti fuerint ii, qui ad nostra usque tempora easdem vel defenderent, vel oppugnarent? Quae praemium tulit a Societate Scientiarum Regia, quae Goettingae est. Marburgi, 1787. 4. An Vollständigkeit und Deutlichkeit sind auch die hier gelieferten Auszüge den vorhergehenden gleich.

Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt, herausgegeben von Carl Adolph Cäsar, Professor der Philosophie auf der Universität Leipzig.

Sechster Band, 1788. Veritati et humanitati sacrum. Leipzig, in der Joh. Gottfr. Müllerschen Buchhandl. 274 S.

Der gegenwärtige Band enthält: I. Bemerkungen über die Blindheit und über den Gebrauch der übrigen Sinne, um den Mangel des Gesichts zu ersetzen. A. d. Engl. des Hrn. Lev. vom Herausgeber. Hier werden manche merkwürdige Nachrichten von Blinden, unter andern auch noch von dem Doktor Saunderson mitgetheilt, der in seiner frühesten Jugend das Gesicht verlor. Sein Gefühl war so fein, daß er unter einer Menge römischer Medaillen die ächten von den unächten blos an der verschiedenen Rauhigkeit ihrer Oberflächen unterschied. Die Eindrücke, welche durch die Annäherung und Entfernung der Körper auf ihn gemacht wurden und die verschiedenen Zustände des Luftkreises wußte er durch denselben feinen Gefühlssinn zu unterscheiden und sein Gehör war bis zu einem gleichen Grade von Vollkommenheit verfeinert. Er unterschied nicht nur und kannte die verschiedenen Leute, mit welchen er umgegangen war, sondern in einigem Maaße auch die Stellen, wo sie standen, durch den Ton ihrer Stimmen. Da er aus dem bloßen Schalle und der Zurückprallung desselben von den Mauern auf die Beschaffenheit der Fußböden, der Höfe und Plätze schloß, so erinnerte er sich dieser verschiedenen Abänderungen so gut, daß er ziemlich genau wieder die Stellen angeben konnte, wenn man ihn nachher wieder zu denselben hinführte. Doktor Moyes Lehrer der Chemie war gleichfalls so frühe blind geworden, daß er sich nicht mehr erinnern konnte, jemals gesehen zu haben. Und dennoch verfertigte er, seiner gänzlichen Blindheit ungeachtet, kleine Windmühlen und einen Weberstuhl mit eigenen Händen. Die Augen dieses Mannes waren dabey nicht ganz unempfindlich. Die durch ein Prisma gebrochenen Strahlen äusserten, wenn sie lebhaft genug waren, gewisse unterscheidbare Wirkungen auf ihn. Die rothe Farbe erweckte ihm eine unangenehme Empfindung, welche er mit dem Gefühl von den Spitzen einer Säge verglich. In dem Maße, als die Farbe an Stärke abnahm, nahm auch die Rauhigkeit des Gefühls ab, bis endlich das Grüne ihm eine sehr angenehme Empfindung gewährte; und diese beschrieb er als eine

eine Vorstellung, welche viel Aehnlichkeit mit dem hätte, was er fühlte, wenn er mit seiner Hand über ebene polirte Oberflächen hinwegführe. Glatte Oberflächen, sanftfliessende Ströme, und allmählich sich herabneigende Hügel waren die Aehnlichkeiten, durch welche er seine Ideen von Schönheit andeutete. Schroffe Felsen, unregelmäßige Spitzen und tobende Elemente gaben ihm die Ausdrücke für Schrecken und Abscheu her. In England giebt es sogar einen Blinden, der die Stelle eines Straßenaufsehers verwaltet und bey Anlegung neuer Wege gebraucht wird. II. Untersuchung über den Einfluß der Naturscenen eines Landes auf die Sitten seiner Einwohner. A. d. Engl. des Hn. W. Falkoner, gleichfalls vom Herausgeber. III. Herrn Charles de Potiers Versuch über das Vergnügen, welches die Seele durch die Uebung ihrer Fähigkeiten genießet und besonders über das, was der Geschmack gewährt. A. d. Engl. von Hrn. Bündell. IV. Ein Versuch über das Vergnügen der Jagd, in wie fern es sich mit der Menschlichkeit verträgt. A. d. Engl. von eben demselben. V. Beytrag zur Lebensgeschichte des Jordanus Brunus von Hrn. Kindervater. Er enthält eine Uebersetzung des lateinischen Briefes des Scioppius an seinen Freund Conrad Rittershut über den Märtyrertod des Jordanus Brunus zu Rom, welchen Bayle bezweifelt und ungewiß zu machen sucht. Dieser Brief ist aus den Entretiens sur divers sujets d'histoire, de litterature, de religion et de critique hier ganz abgedruckt und Scioppius erzählt darinn, daß er der Hinrichtung des Jordanus selbst mit beygewohnt habe, der 1600 in Rom auf dem Campo Florae, dem Theatro Pompeji gegen über, lebendig verbrannt worden sey, und erzählt zugleich, daß derselbe alles, was je von heydnischen Philosophen oder von ältern und neuern Ketzern wider die Religion vorgebracht worden, in Schutz genommen habe, und um dieser seiner Ketzereyen willen, die er durchaus nicht wiederrufen wollte, endlich von der Inquisition zum Feuer verdammt worden sey. VI. Davidis Humei de vita sua acta liber singularis ist aus England mehrern deutschen Gelehrten und in Leipzig dem Herrn Doktor Morus zugeschickt worden. Dieser theilte die Schrift sogleich dem Herausgeber mit, der sie, um sie weiter bekannt zu machen, in die Denkwürdigkeiten einrückte. Die Offenherzigkeit und Bescheidenheit, mit der sich Hume darin selbst charakterisirt, wird

gewiß

gewiß jedem Leser Vergnügen machen und die darinn enthaltenen Nachrichten von seinem Leben und seinen Schriften sind in aller Absicht interessant. VII. Vergleichung des Zoroaster, Confucius und Muhamed und der Jahrhunderte, in welchen sie lebten. Aus des Hrn. von Pastoret Zoroaster, Confucius et Muhamet, à Paris 1787. übersetzt vom Herausgeber. Eine sehr lesenswürdige Abhandlung. VIII. Fragmentarische Ideen über Raum und Zeit in Beziehung auf Kants Kritik der reinen Vernunft nebst Anmerkungen von dem Verfasser derselben. In einer Note bittet der Verfasser die gestrengen Vertheidiger der kantischen Philosophie wegen der Mittheilung dieses unausgearbeiteten und unvollendeten Aufsatzes um Gnade. Es sind, wie er sagt, Ideen, die sich ihm vor mehrern Jahren bey Durchlesung der Kritik der reinen Vernunft aufdrangen. Er war schon im Begriffe, sie mit derjenigen Sorgfalt zu ordnen und zu ergänzen, die man dem Publikum schuldig ist, für welches man schreibt, als er auf einmal durch den Ausspruch eines der eifrigsten Kantianer vernahm; wer die kantische Philosophie gefaßt habe, müsse nothwendig davon überzeugt seyn, wer dieses nicht sey, könne sie unmöglich gefaßt haben. Sein Urtheil war ihm hiemit gesprochen; er hielt es nicht der Mühe werth seinen Ideen die nöthige Bildung zu geben, und wenn er sie dessen ungeachtet dem Druck übergab, so geschah es blos, um seine Mißverständnisse in dem System, wovon die Rede ist, bekannt zu machen und sich Erklärung und Belehrung auszubitten, damit er richtiger fassen und überzeugt werden könnte. Wir müssen gestehen, daß wir des Verfassers vorgetragene Zweifel gegen die kantische Theorie von Raum und Zeit keinesweges für bloße Mißverständnisse halten, sondern für sehr gegründete Einwendungen, die wohl von den Vertheitigern jenes Systems beantwortet zu werden verdienten, wenn sie sich überall auf Beantwortung einlassen wollten. Allein das scheint nun einmal ihre Sache nicht zu seyn und so wird auch der Verf. dieses Aufsatzes sich schwerlich Hoffnung machen dürfen, Erklärung und Belehrung von ihnen zu erhalten. IX. Menschenbestimmung nach Spinoza von Hrn. M. Heydenreich, ein kurzes Gedicht ohne sonderlichen poetischen Werth. X. Der letzte Chor des zweyten Akts von Senekas Trojanerinnen, metrisch übersetzt. XI. Trennungsphantasie von Hrn. M. Heydenreich. XII. Skizze einer Einleitung in die

Aesthetik, soll noch fortgesetzt werden. XIII. Ruhe durch Tugend, moralische Ode von Hrn. M. Heydenreich XIV. Ueber den Vollkommenheitstrieb des menschlichen Geistes, ist eine Prüfung des Beweises für die Unsterblichkeit der Seele, welcher aus dem Triebe des Menschen nach höherer Vollkommenheit hergenommen wird und den der Verf. unbefriedigend findet, weil dabey vorausgesetzt werde, daß wir alle Kräfte und Anlagen des Menschen genau zu kennen und so tief in den Geist des Weltsystems einzudringen im Stande wären, um entscheiden zu können, diese aber jene Kraft bedürfe, um ihre Bestimmung zu erreichen, eines vollkommnern Lebens. Und gesetzt auch, heißt es, wir könnten hievon wenigstens eine wahrscheinliche Kenntniß erlangen; so dürfen wir dennoch nichts gewisses entscheiden, da so viele tausend Fähigkeiten hier auf Erden nicht einmal zu dem mäßigen hier möglichen Grade der Entwickelung kommen. (Eben dies scheint ja aber jenen Beweis zu verstärken. Grade darum, weil so viele Kräfte hier nicht den höchsten Grad ihrer Entwickelung erreichen, ist es wahrscheinlich, daß sie nicht untergehen, sondern sich endlich doch ihrem Ziele nähern werden.) XV. Fragment über Empfindung und Phantasie, vom Hrn. M. Heydenreich, erklärt das psychologische Phänomen, daß uns in den Zeitpunkten der stärksten Rührung, in den Augenblicken heftig erregter Leidenschaft die sinnlichen Bilder zuweilen ganz verlassen. XVI. Ueber den Begriff, welchen Des Cartes und Spinoza von der Materie geben, von eben demselben. Der Verf. sucht besonders zu zeigen, was auch schon der Rec. bemerkt zu haben glaubt, daß Hr. Herder in seinen Gesprächen Spinozas System in verschiedenen Stücken völlig verkannt, in andern mit den lebhaften Farben seiner schöpferischen Phantasie verschönert habe. So glaubt Hr. Herder, daß es einer der Hauptfehler des Spinoza war, daß er sich von dem irrigen Begriff, den Des Cartes von der Materie gab, welche er durch Ausdehnung erklärte, nicht losmachen konnte. Man irrt sehr, heißt es, wenn man meynt, Des Cartes habe durch den Begriff Ausdehnung das ganze innere Wesen der Materie zu erschöpfen geglaubt. Der Weltweise suchte blos einen Begriff, der das Gemeinsame aller Arten und Theile derselben für unsre Vorstellung enthielte, einen Begriff, durch welchen man sie von den geistigen Wirkungen, von dem Denken unterscheiden könnte, und zu diesem Behufe

fand

fand er keinen schicklichern als den der Ausdehnung. Spinoza unterschied ebenfalls Ausdehnung und Gedanken. Allein er war weit entfernt zu glauben, durch die Erscheinung der Ausdehnung werde das Wesen der Materie erschöpft und ich weiß nicht, wie man Spinoza gelesen haben und doch glauben kann, das Extensum sey nach ihm ein todtes, von wirkenden Kräften entblößtes Wesen. Er hatte die erhabenste Begriffe von der Materie; sie war ihm eine unendliche, ewig wirksame Eigenschaft der Substanz, keineswegs aber eine kraftlose todte Masse. Der Verf. belegt diese seine Behauptung noch mit einer sehr deutlichen Stelle aus Spinozas Werken.

Wo.

---

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie, Bergwerkskunde und Technologie.

Bergmännisches Journal. Erster Band. Herausgegeben von Alex. Wilh. Köhler, Sekretär zu Freyberg, u. s. w. Freyberg, 1788. 8. (1stes bis 5tes Stück, April bis August) 478 Seiten. Zweyter Band, (6. u. 7. Stück, Sept. Oct.) mit bis 673 fortlaufenden Seitenzahlen.

Ein vortrefliches Institut! Monatlich erhält das mineralogische Publikum einen Fascikel Originalabhandlungen, übersetzter wichtiger Schriften, Anzeigen, Auszüge, Recensionen, bergmännischer und mineralogischer Schriften, Nachrichten von neuen Einrichtungen, Erfindungen, verkäuflichen Mineralien oder Instrumenten, u. s. w. Erhält sich diese Zeitschrift in dem vorzüglichen Werthe, der ihr bis jetzt eigen ist, so wird es ihr weder an Dauer noch an ausgebreiteter Nützlichkeit fehlen können. Auch gereicht es dem Unternehmen zur besondern Empfehlung, daß es in einer Gegend veranstaltet wird, die, man mag auf Lage und Beschaffenheit oder auf das mineralogische Personale Rücksicht nehmen, von jeher große Vor-

züge für diesen Zweig der Naturkunde in Absicht anderer Länder hatte. Recens. sagt dies aus Ueberzeugung, nicht aus Partheylichkeit. Er lebt weit von diesem Lande entfernt, steht mit Niemand dort in näherer Beziehung, und — was noch mehr sagen will — er befindet sich in einer Lage, die er mit keiner andern, wo es auch sey, vertauschen möchte. Ohne ermüdende, und doch nichts frommende Weitläuftigkeit lassen sich hier nicht alle Rubriken angeben: einige größern und vorzüglich interessante Abhandlungen mögen zum Vorschmacke dienen. **Werner von den verschiedenen Graden der Festigkeit des Gesteins.** (Da der Mann nicht gern voluminöse Werke vollendet, so darf man hoffen, einzelne Aufsätze von ihm in Zukunft hier öfter zu lesen.) **Schreiben über das Gebirge Chalanches bey Allemont in Dauphine,** aus *Rozier Journal de phys.* mit schätzbaren Zusätzen von Hrn. **Hoffmann,** dem wir auch den durch mehrere Stücke fortlaufenden, noch nicht geendigten **Versuch einer Oryktographie von Kursachsen,** in **Werner's,** man sage was man will, vortreflicher Manier verdanken. **Werner Geschichte, Karakteristik und kurze chemische Untersuchung des Apotits. Klaproth Phosphorsäure, ein Bestandtheil des Apotits** (der andre ist Kalkerde.) **Von Oppel von der Aufbereitung der Erze zu Gersdorf. Klinghammer** von steyrischen **Eisenwerken und Stahlfabriken. Karsten Beobachtungen auf dem Basaltberge des Städtchens Amöneburg im Mainzischen.** (Gegen die Vulkanität des Basalts, und das von Rechtswegen. Nur sollte Hr. K. etwas weniger preciös schreiben.) **Aktenstücke vom verstorbenen Cramer, die Verbesserung des ungerschen Schmelzwesens betreffend. Vom Tarnowitzer Bergbau. Bergwerksfragmente. Geschichte der Amalgamation in Sachsen,** u. s. w.

Wz.

Anweisung zum Anbau des Nadelholzes, besonders wo Heide den Anbau anderer Holzarten nicht verstattet. Von Dietrich Eberhard Kunze, königl. churfürstl. Oberförster zu Aerzen. Detmold

mold und Meyenberg, bey den Gebrüdern Helwing, 1788. 102 Seiten, und 1 Bogen Vorrede, in 8.

Es giebet der Heiden und öden Plätze noch fast aller Orten so viele, und die vorliegende Anweisung ist so faßlich und gut geschrieben, daß wir sie in recht vieler Forstleuten Händen zu sehen wünschen. Der Verfasser bedauret in der Vorrede, daß man bey der anerkannten Vorzüglichkeit des Laubholzes, besonders der Eiche und Buche, gar zu sehr gegen das Nadelholz eingenommen sey, und den Anbau des erstern auch da anpreise, wo man nur noch einen Stamm davon antreffe, er und der Boden möge beschaffen seyn, wie er nur wolle. Dieses geschahe oft bey allen nur möglichen Hindernissen, und mit einem ungebührlichen Kostenaufwande. Dagegen sey es nützlicher, die Natur nicht immer zwingen zu wollen, und es derselben abzusehen, was sie wohl thun will, und vermöge der vorhandenen Umstände thun kann. Man baue also da, wo das Laubholz nicht gut fortkommt, Nadelholz, das ebenmäßig mancherley Nutzen hat, und zu verschiedenen Bedürfnissen nicht ganz entbehret werden kann. An manchen Oertern müßte man es, wie auch in des Recensenten Gegend, mit vielen Kosten weit herkommen lassen. Indessen will der Verf. nicht, daß man die Laubholzreviere mit Nadelholz vermische und verderbe, da dessen Eindringen bekanntlich so leicht und so gefährlich ist. Ein Boden der gutes und schönes Laubholz träget, schicket sich nicht einmal zum Nadelholz, welches auf einem schlechtern vorlieb nimmt, und worauf sein Holz besser und fester wird. Der Einwurf, daß die Hude und Weide da verlohren geht, wo Nadelholz stehet, bekümmert den Verfasser nicht sehr. Denn Hornvieh und Pferde können in jungen Nadelholze in gewissen Jahren zugelassen werden, und finden darinn Gras, wo Gras wächset. Wird dieses Holz älter, so wird zwar die Weide geringer, aber sie höret doch nicht, wie in gehörig bestandenen Buchenörtern, ganz und gar auf, da das Nadelholz, wenn es eine gewisse Höhe und Stärke erhalten hat, noch etwas feines Gras durchkeimen lässet. Am Ende wird auch der Abgang, den die Weide eine Zeitlang erlitten hat, sowohl durch die Vortheile am Holze, als am verbesserten Boden, den Weidegenossen reichlich ersetzet.

holzes gegeben. Wider das alte Vorurtheil gehet dieses recht gut von statten, wenn Stämme von 4 bis 5 Jahren genommen werden, woran man nichts beschneidet; und die man nicht tiefer, als wie sie gestanden haben, in die Erde setzet: Der Verf. hat viele tausend Stämme setzen lassen, und nachher niemals eine Ausbesserung nöthig gehabt. Bisweilen werden die Fichten erst im dritten Jahre nach den Verpflanzen wieder grün; so lange sie die Nadeln nicht abgeworfen haben, sind sie nicht gänzlich abgestorben. Die Fuhren behalten ihr grünes Ansehen, aber wenn sie ausgehen, werden sie roth und werfen die Nadeln ab. Wir hoffen genug ausgehoben zu haben, um zu der Schrift selbst Begierde zu erregen, und wir wünschen, daß ihr Verfasser über mehrere Gegenstände der Forstwissenschaft seine Erfahrungen bekannt machen möge. Wer bey so vieler Aufklärung täglich die offene Natur betrachtet, dem kann es nicht fehlen, viele gute Beobachtungen zu machen.

Rd.

Handbuch der Fruchtbaumzucht, von C. C. L. Hirschfeld. Erster Theil. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung, 1788. 222 Seiten, in 8.

Die bisherige Verzögerung des Abdrucks dieses lange versprochenen und erwarteten Buchs, wobey indessen die Theilnehmende eher gewonnen, als verlohren haben, ist größtentheils durch die beständigen Geschäfte des mit Recht berühmten Verfassers mit der Einrichtung der ihm anvertrauten königlichen Fruchtbäumschulanstalt zu Düsternbrok bey Kiel veranlasset. Die Fruchtbaumzucht fängt nach seiner Meynung mit der Aufklärung des Menschen an, und schreitet mit ihr fort. Je vernünftiger die Landbewohner werden, desto fleißiger und geschickter besorgen sie ihre Gärten, und die Anpflanzung nützlicher Fruchtbäume. Daher ein Dorf, das gute Fruchtbäume haben könnte, und sie nicht hat, faule und unwissende Bewohner verräth. Der Landmann hat die Einnahme für Obst mit keiner Ausgabe in Abrechnung zu bringen; es ist gleich reiner Ertrag. Die Vortheile der Fruchtbaumzucht sind überhaupt so mannichfaltig und wichtig, daß

sie schon lange der Gegenstand der Vorsorge weiser Regierungen ward. In Chursachsen darf der Prediger keine Eheleute copuliren, bis der Bräutigam von dem Beamten einen Schein eingeliefert, daß er sechs gute Obstbäume gepflanzt hat; und im Jahr 1778 sind daselbst allein von angehenden Eheleuten 23434 Fruchtbäume gesetzt worden. In dieser Absicht haben auch wohlthätige Regierungen öffentliche Baumschulen angeleget, wie die zu Herrenhausen bey Hannover, zu Friedrichsberg bey Koppenhagen, zu Düsternbrok bey Kiel sind. Es ist sehr vortheilhaft einheimische Baumschulen anzulegen; man weicht dadurch den Kosten, den Betrügereyen bey den von aussen verschriebenen Bäumen aus, und die junge Stämme werden früh an den Boden und das Klima gewöhnt; und überdem ein gutes Beyspiel zur Nachahmung gegeben. Jedes Dorf oder doch jedes Kirchspiel sollte eine Pflanzschule haben, und der Schulmeister darüber die Aufsicht führen, und die Knaben darinn wie zum Spiel unterrichten; ein Rath, der gewiß verdienet beherziget zu werden!

Erster Theil. I. Von der Natur der Bäume überhaupt. Durch die Wurzel wird der Baum in der Erde befestiget, und erhält dadurch vornehmlich seine Nahrung; denn diese hat er zum Theil auch aus der Luft durch die Blätter, und Aeste. Der Verfasser trägt nun eine kurze Physiologie der Pflanzen auf die bekannte Art vor, in welcher freylich noch manches problematisch seyn mögte. II. Von den verschiedenen Erdarten, ihren Mischungen und Kräften. Die Oberfläche der Erde, die lange den Einflüssen der Luft und Witterung ausgesetzt gewesen, erhalte schon dadurch die Fähigkeit, Gewächse zu ernähren, und die wild wachsenden Pflanzen gäben durch ihre jährliche Verwesung dem Boden, wo sie stehen, eine Menge von Nahrung zurück, die seine Fruchtbarkeit vermehrten. (So gewiß wie der zweyte Theil dieses Satzes ist, so sehr scheint der erste Theil eine Einschränkung zu verdienen. Denn sonst könnte man schliessen, ein Boden müßte desto fruchtbarer seyn, wenn er noch eine Jungfernerde sey, oder je länger er dem Einflusse der Luft und Witterung, ohne Pflanze hervorgebracht zu haben, ausgesetzt gewesen; welches die Lüneburger Heide und die Beobachtungen des de Luc sattsam widerlegen. Eigentlich ist nur die Dammerde oder Gewächserde, oder die aus vegetabilischem Stoff bestehende Oberfläche der Erde, fruchtbar zu nennen, die an manchen

setzet. Die Frage, wo man zuletzt mit dem Nadelholze bleiben wolle? wird der Zukunft zu beantworten überlassen, und vermuthet, daß selbige dadurch in keine Verlegenheit gerathen wird. In der Einleitung erkläret der Verf., daß er unter dem Nadelholze hier nichts anders als die Fichte oder Rothtanne, und die Fuhre verstehe, deren Anbau oft mit Unrecht auf einerley Grund und Boden, und so wunderbar vorgenommen werde, daß man glauben sollte, allgemeine Grundsätze wären darüber nicht vorhanden. Daher komme denn nach Zeit- und Kostenverlust das Verkriechen hinter die Witterung, u. s. w. deren widriger Einfluß auf einige Arten des Laubholzes weit größer sey.

Die eigentliche Anweisung handelt zuerst vom Grund und Boden. Die Beurtheilung desselben ist schwer aber sehr nothwendig. Mit chemischen Untersuchungen kann sich der Forstmann nicht abgeben, weil er mit großen Räumen zu thun hat, darinn die Erdarten oft sehr abwechseln. (Rec. glaubt doch, daß einiger Vorschmack der Chemie, oder der Umgang mit einem derselben kundigen Freunde, dem Forstmanne in manchen Fällen sehr nützlich seyn könne.) Der Verfasser bestimmt sechs Arten des Bodens, die er in Heidgegenden angetroffen hat, scheinet aber doch am Ende die Benennungen der Heidbewohner sehr passend zu finden, und bestimmet unter diesen die niedrige oder Leimheide, und die hohe Heide für seine Nadelhölzer, da die Mohre und Brüche dazu gar nicht taugen. Hohe Heide nennen jene Leute den Boden, der viel Sand mit wenig Erdleim (?) oder Mohrtheilen, und eine erhabene trockene Lage hat. Und darauf, so wie auch auf dürren Sandschollen kann die Fuhre mit gutem Erfolg angebauet werden, weil ihre Wurzeln sehr in die Tiefe dringen, auch oft eine Pfahlwurzel bilden, und daher verschiedene Erdschichten und mehrere Nahrungstheile antreffen. Niedrige oder Leimheide wird von den Heidbewohnern der Grund genannt, welcher weniger Sand und mehr Leim und Erdtheile, (welche?) bey einer etwas niedrigen Lage hat, so daß im Herbst und im Frühjahre sich einige Nässe zeiget. Dieses ist der rechte Boden für die Fichte oder Rothtanne, weil die Wurzeln derselben flach laufen. Die Stämme derselben, die der Verfasser auf dürren weissem Sande antraf, waren immer moosig, struppig und ohne Zuwachs. Der Erfahrungssatz der Berggegenden, daß die Fichte im trockenen, steinigten und

kiesigten Boden am besten fortkommt, lässet sich auf die Heiden nicht ausdehnen, weil es hier gänzlich an der Dammerde fehlet. Darauf folget die Auswahl der Plätze zu den Nadelholzbesaamungen. Man soll letztern von Nordost gegen Südwest zuerst vornehmen, damit, so bald die Stämme Saamen tragen, der offene Heidraum durch die Selbstbesaamung mit jungen Holze bedecket wird. Wenn die Schaafe den Gipfel des jungen Holzes nicht mehr erreichen können, so können sie demselben weiter keinen Schaden zufügen. Man gebe alsdenn die Hude und Weide wieder frey, wodurch man mehr Zutrauen bey den Weidegenossen erhält. Ferner, wie der Grund und Boden zu den Besaamungen vorzubereiten ist. Nach Verschiedenheit desselben geschiehet dieses durch abbrennen der Heide, das Pflügen, das sogenannte Plätzen, Wundreissen mit der Egge, Fortschaffen des moosigten Filzes, u. s. w. Der vierte Abschnitt lehret die rechte Zeit der Besaamung; die Kennzeichen des guten und schlechten Saamens; die beste Art ihn aufzubewahren und zu gewinnen. Die Natur säet im März und April den Saamen aus. Zwar streichen im März gewisse Arten kleiner Vögel, die große Liebhaber des Nadelholzsaamens sind, und in großen Schaaren den ausgestreueten Saamen fast ganz verzehren können. Allein gegen das Ende dieses Monats pflegt doch ihr gemeinschaftlicher Zug vorüber zu seyn. Wie es beym Lein bekannt ist, soll man eine gewisse Anzahl Körner in einen Topf säen und nachher die jungen Pflanzen zählen, um von der Güte des Saamens zu urtheilen. Zur Noth kann fünfjähriger Saamen mit Erfolg ausgesäet werden. Wechselseitiges Besprengen mit Wasser und Austrocknen in der warmen Stube öfnet die Zapfen am besten, um den Saamen zu erhalten. Es wird hier dazu eine gute Verrichtung angegeben. Auf einen Morgen von 120 Ruthen gehören 12 Pfund Fichten oder auch Fuhrensaamen. Der ganze Kostenanschlag auf einen solchen Morgen wird nach Verschiedenheit der Bearbeitung von 1 thlr. 30 mgr. bis 5 thlr. 33 mgr. berechnet, wenn Fuhrensaamen genommen wird, denn der Fichtensaamen ist weit wohlfeiler. Da hier immer von abgeflügelten Saamen die Rede ist, so haben wir uns gewundert, daß der Verfasser, der sonst so gern der Natur folget, dieses Abflügeln nirgends abräth. Im letzten Abschnitte werden noch manche allgemeine Bemerkungen nachgeholet, und darauf Vorschriften zum Verpflanzen des Nadelholzes

holzes gegeben. Wider das alte Vorurtheil gehet dieses recht gut von statten, wenn Stämme von 4 bis 5 Jahren genommen werden, woran man nichts beschneidet; und die man nicht tiefer, als wie sie gestanden haben, in die Erde setzet. Der Verf. hat viele tausend Stämme setzen lassen, und nachher niemals eine Ausbesserung nöthig gehabt. Bisweilen werden die Fichten erst im dritten Jahre nach den Verpflanzen wieder grün; so lange sie die Nadeln nicht abgeworfen haben, sind sie nicht gänzlich abgestorben. Die Fuhren behalten ihr grünes Ansehen, aber wenn sie ausgehen, werden sie roth und werfen die Nadeln ab. Wir hoffen genug ausgehoben zu haben, um zu der Schrift selbst Begierde zu erregen, und wir wünschen, daß ihr Verfasser über mehrere Gegenstände der Forstwissenschaft seine Erfahrungen bekannt machen möge. Wer bey so vieler Aufklärung täglich die offene Natur betrachtet, dem kann es nicht fehlen, viele gute Beobachtungen zu machen.

Rd.

Handbuch der Fruchtbaumzucht, von C. C. L. Hirschfeld. Erster Theil. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung, 1788. 222 Seiten, in 8.

Die bisherige Verzögerung des Abdrucks dieses lange versprochenen und erwarteten Buchs, wobey indessen die Theilnehmende eher gewonnen, als verlohren haben, ist größtentheils durch die beständigen Geschäfte des mit Recht berühmten Verfassers mit der Einrichtung der ihm anvertrauten königlichen Fruchtbaumschulanstalt zu Düsternbrok bey Kiel veranlasset. Die Fruchtbaumzucht fängt nach seiner Meynung mit der Aufklärung des Menschen an, und schreitet mit ihr fort. Je vernünftiger die Landbewohner werden, desto fleißiger und geschickter besorgen sie ihre Gärten, und die Anpflanzung nützlicher Fruchtbäume. Daher ein Dorf, das gute Fruchtbäume haben könnte, und sie nicht hat, faule und unwissende Bewohner verräth. Der Landmann hat die Einnahme für Obst mit keiner Ausgabe in Abrechnung zu bringen; es ist gleich reiner Ertrag. Die Vortheile der Fruchtbaumzucht sind überhaupt so mannichfaltig und wichtig, daß

sie

ist schon lange der Gegenstand der Vorsorge weiser Regierungen ward. In Chursachsen darf der Prediger keine Eheleute copuliren, bis der Bräutigam von dem Beamten einen Schein eingeliefert, daß er sechs gute Obstbäume gepflanzt hat; und im Jahr 1776 sind daselbst allein von angehenden Eheleuten 45434 Fruchtbäume gesetzt worden. In dieser Absicht haben auch wohlthätige Regierungen öffentliche Baumschulen angelegt, wie die zu Herrenhausen bey Hannover, zu Friedrichsberg bey Koppenhagen, zu Düsternbrok bey Kiel sind. Es ist sehr vortheilhaft einheimische Baumschulen anzulegen; man weicht dadurch den Kosten, den Betrügereyen bey den von aussen verschriebenen Bäumen aus, und die jungen Stämme werden früh an den Boden und das Klima gewöhnt, und überdem ein gutes Beyspiel zur Nachahmung gegeben. Jedes Dorf oder doch jedes Kirchspiel sollte eine Pflanzschule haben, und der Schulmeister darüber die Aufsicht führen, und die Knaben darinn wie zum Spiel unterrichten; ein Rath, der gewiß verdienet beherziget zu werden!

Erster Theil. I. Von der Natur der Bäume überhaupt. Durch die Wurzel wird der Baum in der Erde befestiget, und erhält dadurch vornehmlich seine Nahrung; denn diese hat er zum Theil auch aus der Luft durch die Blätter, und Aeste. Der Verfasser trägt nun eine kurze Physiologie der Pflanzen auf die bekannte Art vor, in welcher freylich noch manches problematisch seyn mögte. II. Von den verschiedenen Erdarten, ihren Mischungen und Kräften. Die Oberfläche der Erde, die lange den Einflüssen der Luft und Witterung ausgesetzt gewesen, erhalte schon dadurch die Fähigkeit, Gewächse zu ernähren, und die wild wachsenden Pflanzen gäben durch ihre jährliche Verwesung dem Boden, wo sie stehen, eine Menge von Nahrung zurück, die seine Fruchtbarkeit vermehrten. (So gewiß wie der zweyte Theil dieses Satzes ist, so sehr scheint der erste Theil eine Einschränkung zu verdienen. Denn sonst könnte man schliessen, ein Boden müsse desto fruchtbarer seyn, wenn er noch eine Jungfernerde sey, oder je länger er dem Einflusse der Luft und Witterung, ohne Pflanze hervorgebracht zu haben, ausgesetzt gewesen; welches die Lüneburger Heide und die Beobachtungen des de Luc sattsam widerlegen. Eigentlich ist nur die Dammerde oder Gewächserde, oder die aus vegetabilischem Stoff bestehende Oberfläche der Erde, fruchtbar zu nennen, die als mit

chen Stellen seit der Umschaffung des Erdbodens keinen Daumbreit beträgt. Daher scheinet die wahre Urbarmachung eines unfruchtbaren Bodens in dem größtmöglichsten Pflanzenprodukt zu bestehen, indem man etwan auf Moos und kriechende Kräuter, Heide, auf diese Nadelhölzer, darauf Laubholz und endlich, freylich bisweilen nach Jahrhunderten, Kornfelder und Gärten folgen läßt. Kurz, die Nahrung, welche die Pflanzen aus Luft, Regen, Sonne u. s. w. anziehen und durch ihre Verfaulung dem Boden mittheilen, trägt weit mehr zu dessen Fruchtbarkeit bey, als die bloße Einwirkung der Witterung auf die Oberfläche desselben. Aus diesem Grunde ist auch der allgemeinen Verbesserung des Bodens nichts nachtheiliger als das sogenannte Abplaggen, und der durch langjährige Pflanzenverwesung ergiebigste Boden in Amerika wird wieder unfruchtbar, wenn man alle Jahr erndtet, und dem Erdreich durch die Verwesung der Pflanzen oder den Dünger keine Nahrung wieder zuführt.) Mit Recht sagt der Verfasser: man dürfe keine Erdart für ganz unfruchtbar halten. Jede ernährt ihre eigene Gewächse; der trockenste Flugsand kann grünen, und aus dem Anblick der wildwachsenden Pflanzen eines Strichs schließt der Kenner auf die innere Beschaffenheit des Bodens. (Man gebe also jedem Boden die ihm angemessensten Pflanzen, so wird er durch sie auch mit der Zeit für andere Gewächse fruchtbar werden.) Der Verfasser setzet vier Hauptarten von Erde vest: die Gewächserde, Leim, Sand und Kalk. Die **Gewächserde** (Modererde, schwarze Gartenerde) ist gemeiniglich die obere, weil sie aus Verfaulung der Gewächse gebildet ist. Daß die Moorerde nur eine Abart und ihrem Ursprung nach eine Gewächserde sey, und wie dieselbe durch den Gang der Natur oder auch durch die Beyhülfe der Kunst nach Jahren zu einer fruchtbaren Erde werden könne, wird sehr schön gezeiget. Eine solche Moorerde ist sodann besonders geschickt, ein sandiges Land zu verbessern, so wie sie selbst durch reinen Sand, Kalk, Thon oder Leim, und Mergelarten verbessert wird. Man darf daher in Gärten und Baumschulen über ein vorhandenes Stück Moorland nicht klagen. Wenn Moor und Torf bis auf den darunter liegenden Sand ausgegraben werden, so hat man einen Brunnen oder Teich; und die aufgegrabene, auseinander geworfene und oft umgestochene Moorerde, wird, von dem Einflusse der Luft verbessert, in kurzer Zeit auf Sandstellen treflich benutzet

werden können. Der Leim oder Thon ist ungeachtet seiner Fehler, dennoch sehr nutzbar zur Gewächskultur, fast ohne einen Beysatz von Gewächserde. Man erkennet ihn an seiner blauen oder gelben Farbe; feucht ist er zähe, weich und schlüpfrich; trocken aber hart und feste, fast steinartig; im Feuer nimmt er, wie bekannt, eine beständige Härte an. Bey dieser Erdart kommt es nicht sowohl darauf an, ihre Fruchtbarkeit zu vermehren, als vielmehr ihre Fehler zu verbessern, nämlich die zu große Zähigkeit, Schlüpfrigkeit, und Festigkeit. Dieses bewirket vorzüglich der Mergel, und sein reiner Bestandtheil der Kalk, ausserdem auch grober Sand und Stroh. Die Kennzeichen und die Verschiedenheit des Mergels, und die Art ihn aufzufinden und anzuwenden, werden gut beschrieben. Der Sand ernähret nur in sofern Gewächse, als ihm Pflanzerde oder Leim beygemischet ist, und die Pflanzen, die den sandigten Boden lieben, scheinen sich doch vornehmlich von den Feuchtigkeiten des Luftkreises zu erhalten. Torferde und Schlamm aus Pfützen geben eine gute Verbesserung desselben. Im Flugsand kommen Sandrietgras (Carex arenaria), Sandschilf (Arundo arenaria) und Sandhafer (Elymus arenarius) gut fort. Um Berlin blühen jetzt da schöne Gärten, wo noch vor 30 Jahren ein dürrer Flugsand lag. Mit dem Sande hat der Kalk, als die vierte Haupterdart, einige Aehnlichkeit. Mehr aber, wie jener, ist er als Beysatz ein gutes Verbesserungsmittel anderer Erdarten, vornehmlich des leimigten und mobrigten Bodens, und durch seine Hitze befördert er das Geistreiche und Feine mancher Fruchtarten. Mit dem Kalk ist der Gips verwandt, der daher klein gestoßen den sehr leimigten Boden, den man in der gemeinen Landsprache auch kalt, so wie den sandigten und kalkigten warm nennet, ebenfalls verbessert. Aus allem erhellet, daß die einfachen Erdarten, selbst die Gewächserde wegen zu häufiger Nahrungstheile, ihre Fehler haben, die sich durch die Vermischung derselben gegenseitig verbessern. Allgemein betrachtet hält der Verfasser eine Mischung, worinn wenig Sand, etwas mehr Kalk, noch mehr Gewächserde, und sodann noch ein guter Theil von Leim zusammen treffen, für den glücklichsten Boden. Ueber die verschiedenen Arten des Düngers werden vortrefliche Bemerkungen mitgetheilet, die wir, um den Raum einer Recension nicht zu überschreiten, übergehen müssen. Den Boden zu

Fruchtbaumschulen sollte man eigentlich gar nicht düngen, weil die Stämme dadurch dem Erfrieren, dem Krebs und andern Krankheiten unterworfen werden, und spät zum Tragen kommen. Das Rigolen wird bey der ersten Urbarmachung eines Bodens noch immer unbedachtsam ohne alle Einschränkung empfohlen; es kann nur in dem Falle nützlich seyn, wenn die untere Erdlage besser wie die obere ist. III. Von der Einwirkung der Luft auf das Wachsthum der Bäume. Der Nutzen der Wärme und Kälte, des Lichts, der elektrischen Materie, des Windes, Regens, Thaues, Schnees, u. s. w. wird hier in Betrachtung gezogen, und über diese Veränderungen des Luftkreises gute physicalische Erklärungen gegeben.

Zweyter Theil. Von den verschiedenen Fruchtbäumen. Der Verfasser führet zwar die botanische Eintheilung an, bestimmt aber nachher vier Klassen derselben: Nußbäume, Kernobstbäume, Steinobstbäume und Beerenobstbäume. In dem vor uns liegenden Theile werden nur die beyden ersten Klassen der Obstbäume durchgegangen; nämlich unter den Nußbäumen der Wallnußbaum, der Kastanienbaum und der Haselnußbaum; und als Kernobstbäume werden der Birnbaum, der Apfelbaum und der Quittenbaum aufgeführet. Bey jedem wird das Vaterland und die Fortpflanzung, der Baum selbst, die Arten und Abarten, der Nutzen und die Erziehung in Betrachtung gezogen, und unter diesen Ueberschriften, sind so viele gelehrte Kenntnisse, so genaue Beschreibung der Arten und Abarten und allenthalben so treffende und nützliche Bemerkungen beygebracht, daß jeder Liebhaber der Fruchtbaumzucht seine Erwartung von diesem Buche befriediget finden, und der Fortsetzung mit Verlangen entgegen sehen wird.

Nu.

Angabe der Temperatur von den verschiedenen Breiten der verschiedenen Länder und Städte, von R. Kirwan, aus dem Englischen übersetzt, und herausgegeben von D. L. Crell. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai, 1788. 8. 9 Bog. stark.

Wenn gleich der Verfasser hier nicht wie in seinen übrigen Schriften viele eigene Wahrnehmungen hat, so ist es

doch

auch schon großes Verdienst um die Witterungslehre und physikalische Erdkunde, hier alle bisher von andern angestellte Beobachtungen unter einen Gesichtspunkt, und einen großen Theil davon in Tabellen gebracht zu haben. Wir können uns ins Detail dieses Werks nicht einlassen, das lauter Thatsachen zum Grunde gelegt hat, sondern führen nur einige Hauptfolgerungen an, z. B. daß unter allen Breiten der Jänner der kälteste, in allen Breiten über 48° der Heumonat, in allen niedrigern der Erndemonat der wärmste Monat ist, daß Christmonat und Jänner, Heu- und Brachmonat sich ziemlich gleich sind; als Ursachen ungewöhnlicher Kälte im Winter giebt der Verfasser ungewöhnliche Kälte im vorangehenden Sommer, starken Regen, auf welche Morgen- und Mitternachtwinde folgen, westliche oder südliche Ströme in den obern Gegenden des Luftkreises, zu gleicher Zeit, da östliche oder nördliche in den niedrigern herrschen, und eindringende Winde aus Sibirien und Amerika an. Angenehm für den Deutschen, der auf sein Vaterland stolz ist, ist die Entdeckung des Herausgebers, daß nicht Torricelle, sondern O. von Guerike der Erfinder der Barometer ist.

Pr.

Der Vogelsteller; oder die Kunst, allerley Arten von Vögeln, sowohl ohne als auch auf dem Vogelheerd bequem und in Menge zu fangen. Nebst den dahin gehörigen Kupfern, und einer Naturgeschichte der bekannten und neuentdeckten Vögel, von Joh. Andreas Naumann. Leipzig, im Schwickertschen Verlage, 1789. 14 Bogen, in Octav.

Zwar maßet Recensent sich nicht an, von allen Kunststücken, welche dieses Buch lehrt, nach praktischer Einsicht zu urtheilen; aber nach den Kenntnissen, die er von den meisten üblichen Arten des Vogelfangs und ihren Grundsätzen, so wie auch von den darüber vorhandenen inn- und ausländischen Büchern, gesammlet hat, muß er dieses Werkchen als eins der vorzüglichsten in seiner Art anpreisen. Die Lehrart ist nicht

chen Stellen seit der Umschaffung des Erdbodens keinen Daumsbreit beträgt. Daher scheinet die wahre Urbarmachung eines unfruchtbaren Bodens in dem gröstmöglichsten Pflanzenprodukt zu bestehen, indem man etwan auf Moos und kriechende Kräuter, Heide, auf diese Nadelhölzer, darauf Laubholz und endlich, freylich bisweilen nach Jahrhunderten, Kornfelder und Gärten folgen läßt. Kurz, die Nahrung, welche die Pflanzen aus Luft, Regen, Sonne u. s. w. anziehen und durch ihre Verfaulung dem Boden mittheilen, trägt weit mehr zu dessen Fruchtbarkeit bey, als die bloße Einwirkung der Witterung auf die Oberfläche desselben. Aus diesem Grunde ist auch der allgemeinen Verbesserung des Bodens nichts nachtheiliger als das sogenannte Abplaggen, und der durch langjährige Pflanzenverwesung ergiebigste Boden in Amerika wird wieder unfruchtbar, wenn man alle Jahr erndtet, und dem Erdreich durch die Verwesung der Pflanzen oder den Dünger keine Nahrung wieder zuführt.) Mit Recht sagt der Verfasser: man dürfe keine Erdart für ganz unfruchtbar halten. Jede ernährt ihre eigene Gewächse; der trockenste Flugsand kann grünen, und aus dem Anblick der wildwachsenden Pflanzen eines Strichs schließt der Kenner auf die innere Beschaffenheit des Bodens. (Man gebe also jedem Boden die ihm angemessensten Pflanzen, so wird er durch sie auch mit der Zeit für andere Gewächse fruchtbar werden.) Der Verfasser setzet vier Hauptarten von Erde vest: die Gewächserde, Leim, Sand und Kalk. Die Gewächserde (Modererde, schwarze Gartenerde) ist gemeiniglich die obere, weil sie aus Verfaulung der Gewächse gebildet ist. Daß die Moorerde nur eine Abart, und ihrem Ursprung nach eine Gewächserde sey, und wie dieselbe durch den Gang der Natur oder auch durch die Beyhülfe der Kunst nach Jahren zu einer fruchtbaren Erde werden könne, wird sehr schön gezeiget. Eine solche Moorerde ist sodann besonders geschickt, ein sandiges Land zu verbessern, so wie sie selbst durch reinen Sand, Kalk, Thon oder Leim, und Mergelarten verbessert wird. Man darf daher in Gärten und Baumschulen über ein vorhandenes Stück Moorland nicht klagen. Wenn Moor und Torf bis auf den darunter liegenden Sand ausgegraben werden, so hat man einen Brunnen oder Teich; und die aufgegrabene, auseinander geworfene und oft umgestochene Moorerde, wird, von dem Einflusse der Luft verbessert, in kurzer Zeit auf Sandstellen treflich benutzet.

werden können. Der Leim oder Thon ist ungeachtet seiner Fehler, dennoch sehr nutzbar zur Gewächskultur, fast ohne einen Beysatz von Gewächserde. Man erkennet ihn an seiner blauen oder gelben Farbe; feucht ist er zähe, weich und schlüpfrich; trocken aber hart und feste, fast steinartig; im Feuer nimmt er, wie bekannt, eine beständige Härte an. Bey dieser Erdart kommt es nicht sowohl darauf an, ihre Fruchtbarkeit zu vermehren, als vielmehr ihre Fehler zu verbessern, nämlich die zu große Zähigkeit, Schlüpfrigkeit, und Festigkeit. Dieses bewirket vorzüglich der Mergel, und sein feiner Bestandtheil der Kalk, ausserdem auch grober Sand und Stroh. Die Kennzeichen und die Verschiedenheit des Mergels, und die Art ihn aufzufinden und anzuwenden, werden gut beschrieben. Der Sand ernähret nur in sofern Gewächse, als ihm Pflanzerde oder Leim beygemischet ist, und die Pflanzen, die den sandigten Boden lieben, scheinen sich doch vornehmlich von den Feuchtigkeiten des Luftkreises zu erhalten. Torferde und Schlamm aus Pfützen geben eine gute Verbesserung desselben. Im Flugsand kommen Sandriedgras (Carex arenaria), Sandschilf (Arundo arenaria) und Sandhafer (Elymus arenarius) gut fort. Um Berlin blühen jetzt da schöne Gärten, wo noch vor 30 Jahren ein dürrer Flugsand lag. Mit dem Sande hat der Kalk, als die vierte Haupterdart, einige Aehnlichkeit. Mehr aber, wie jener, ist er als Beysatz ein gutes Verbesserungsmittel anderer Erdarten, vornehmlich des leimigten und moorigten Bodens, und durch seine Hitze befördert er das Geilstreiche und Feine mancher Fruchtarten. Mit dem Kalk ist der Gips verwandt, der daher klein gestoßen den sehr leimigten Boden, den man in der gemeinen Landsprache auch kalt, so wie den sandigten und kalkigten warm nennet, ebenfalls verbessert. Aus allem erhellet, daß die einfachen Erdarten, selbst die Gewächserde wegen zu häufiger Nahrungstheile, ihre Fehler haben, die sich durch die Vermischung derselben gegenseitig verbessern. Allgemein betrachtet hält der Verfasser eine Mischung, worinn wenig Sand, etwas mehr Kalk, noch mehr Gewächserde, und sodann noch ein guter Theil von Leim zusammen treffen, für den glücklichsten Boden. Ueber die verschiedenen Arten des Düngers werden vortrefliche Bemerkungen mitgetheilet, die wir, um den Raum einer Recension nicht zu überschreiten, übergehen müssen. Den Boden zu

Fruchtbaumschulen sollte man eigentlich gar nicht düngen, weil die Stämme dadurch dem Erfrieren, dem Krebs und andern Krankheiten unterworfen werden, und spät zum Tragen kommen. Das Rigolen wird bey der ersten Urbarmachung eines Bodens noch immer unbedachtsam ohne alle Einschränkung empfohlen; es kann nur in dem Falle nützlich seyn, wenn die untere Erdlage besser wie die obere ist. III. Von der Einwirkung der Luft auf das Wachsthum der Bäume. Der Nutzen der Wärme und Kälte, des Lichts, der elektrischen Materie, des Windes, Regens, Thaues, Schnees, u. s. w. wird hier in Betrachtung gezogen, und über diese Veränderungen des Luftkreises gute physicalische Erklärungen gegeben.

Zweyter Theil. Von den verschiedenen Fruchtbäumen. Der Verfasser führet zwar die botanische Eintheilung an, bestimmt aber nachher vier Klassen derselben: Nußbäume, Kernobstbäume, Steinobstbäume und Beerenobstbäume. In dem vor uns liegenden Theile werden nur die beyden ersten Klassen der Obstbäume durchgegangen; nämlich unter den Nußbäumen der Wallnußbaum, der Kastanienbaum und der Haselnußbaum; und als Kernobstbäume werden der Birnbaum, der Apfelbaum und der Quittenbaum aufgeführet. Bey jedem wird das Vaterland und die Fortpflanzung, der Baum selbst, die Arten und Abarten, der Nutzen und die Erziehung in Betrachtung gezogen, und unter diesen Ueberschriften, sind so viele gelehrte Kenntnisse, so genaue Beschreibung der Arten und Abarten und allenthalben so treffende und nützliche Bemerkungen beygebracht, daß jeder Liebhaber der Fruchtbaumzucht seine Erwartung von diesem Buche befriediget finden, und der Fortsetzung mit Verlangen entgegen sehen wird.

Nu.

Angabe der Temperatur von den verschiedenen Breiten der verschiedenen Länder und Städte, von R. Kirwan, aus dem Englischen übersetzt, und herausgegeben von D. L. Crell. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai, 1788. 8. 9 Bog. stark.

Wenn gleich der Verfasser hier nicht wie in seinen übrigen Schriften viele eigene Wahrnehmungen hat, so ist es

doch schon großes Verdienst um die Witterungslehre und physikalische Erdkunde, hier alle bisher von andern angestellte Beobachtungen unter einen Gesichtspunkt, und einen großen Theil davon in Tabellen gebracht zu haben. Wir können uns ins Detail dieses Werks nicht einlassen, das lauter Thatsachen zum Grunde gelegt hat, sondern führen nur einige Hauptfolgerungen an, z. B. daß unter allen Breiten der Jänner der kälteste, in allen Breiten über 48° der Heumonat, in allen niedrigern der Erndemonat der wärmste Monat ist, daß Christmonat und Jänner, Heu- und Brachmonat sich ziemlich gleich sind; als Ursachen ungewöhnlicher Kälte im Winter giebt der Verfasser ungewöhnliche Kälte im vorangehenden Sommer, starken Regen, auf welche Morgen- und Mitternachtwinde folgen, westliche oder südliche Ströme in den obern Gegenden des Luftkreises, zu gleicher Zeit, da östliche oder nördliche in den niedrigern herrschen, und eindringende Winde aus Sibirien und Amerika an. Angenehm für den Deutschen, der auf sein Vaterland stolz ist, ist die Entdeckung des Herausgebers, daß nicht Torricelle, sondern O. von Guerike der Erfinder der Barometer ist.

Pr.

Der Vogelsteller; oder die Kunst, allerley Arten von Vögeln, sowohl ohne als auch auf dem Vogelheerd bequem und in Menge zu fangen. Nebst den dahin gehörigen Kupfern, und einer Naturgeschichte der bekannten und neuentdeckten Vögel, von Joh. Andreas Naumann. Leipzig, im Schwickertschen Verlage, 1789. 14 Bogen, in Octav.

Zwar maßet Recensent sich nicht an, von allen Kunststücken, welche dieses Buch lehrt, nach praktischer Einsicht zu urtheilen; aber nach den Kenntnissen, die er von den meisten üblichen Arten des Vogelfangs und ihren Grundsätzen, so wie auch von den darüber vorhandenen inn- und ausländischen Büchern, gesammlet hat, muß er dieses Werkchen als eins der vorzüglichsten in seiner Art anpreisen. Die Lehrart ist

nicht allein deutlich, sondern auch gründlich; sogar der deutsche Ausdruck ist wider die gewöhnliche Art rein und richtig. Auch im zweyten Theile trift man hin und wieder artige Bemerkungen über das Naturell der Vögel an; selten nur Spuren von dem alten Aberglauben und Vorurtheilen der gemeinen Jäger und Vogelsteller. Nur hat man Ursache zu bedauern, daß der Verfasser nirgend sein Vaterland angegeben hat; denn so weiß man nicht, woher die vielen fremden Namen sind, welche er gebraucht und nur selten durch beygesetzte bekanntere erklärt hat. Zur Empfehlung des Buchs, und um die Liebhaber mit dessen Werthe bekannter zu machen, heben wir einige vorzügliche Bemerkungen aus, und fügen über andre unsre Zweifel bey.

Das sogenannte Universalfutter, welches hin und wieder erwähnt wird, ist nach S. 14. eine Mischung von geriebenen gelben Rüben, gequellter Semmel und Gerstenschrot, welche unter einander gerieben werden; darunter mischet man im Anfange etwas von dem natürlichen Fraße der Vögel, damit sie durch Kosten jenen kennen und fressen lernen. Dieses Futter soll für alle Vögel dienen, die von Beeren leben, als Krammentsvögel, Staare, Plattmönche, Pfingstvögel und dergl., welche sonst schwer zu erhalten sind. Was S. 58. von den Finken und ihrem Fange gesagt wird, scheint sehr gegründet zu seyn; nur die Art die Lockvögel zu blenden, scheint etwas grausam zu seyn. Der Verfasser nimmt nämlich die Sehe aus beyden Augen ganz heraus. Dafür hat man doch weniger grausam scheinende Arten. Der S. 66. beschriebene Schwunsch scheint der Flachsfink Fringilla cannabina zu seyn. Die S. 69 genennten Schärtgen oder Schitscherlinge sind Zorns Zischerleine oder Meerzeisige. Petinotheol II. S. 354. Die neue Art, auch im Frühjahre Krammetsvögel auf ihrem Zuge zu fangen, S. 109. beruhet auf der ganz richtigen Bemerkung, daß alsdann diese Vögel sich von allerhand Gewürme nähren, und damit gefangen werden können. Um den gewöhnlichen Zufällen beym Thonfange auszuweichen, hat der Verfasser eine neue Art die Schleifen zu stellen gebraucht, welche er S. 115 beschreibt. Damit der Vogel den Beeren nicht beykommen könne, ohne sich zu fangen, macht man Bügel, die höher und schmäler als die gewöhnlichen zu zwey Schleifen sind, ihren eignen ganzen Bogen und nur das Ende der Basis in ein Baumloch gefügt haben. Unter

den

den obersten zwey Schleifen werden noch zwey Unterschleifen auf beyden Seiten angebracht, zwischen welchen die Beeren hängen. Die beygefügte Figur zeigt alles deutlicher. Vom Kreuzvogel sahe der Verf. in zwey Jahren zwey Paar in seiner Gegend, aber das zweyte Weibchen sah dem erstern ganz unähnlich. Das letzte Paar heckte im Frühjahr 1786 in einer lichten Hecke. Die Eyer sammt dem Neste werden S. 131 beschrieben. Die erste Sie sang im Bauer anmuthig aber leise. Der Meisentanz, welcher in des Verfassers Gegend gemein ist, wird S. 140 beschrieben. Eine todte Meise wird zwischen vielen Sprenkeln aufgehangen, und verschiedentlich bewegt: die Meisen aber durch eine Pfeife herbeygelokt. Den Spanier S. 143 können wir nicht errathen. Weißkehle ist dem Verfasser S. 145 ein Geschlechtsname, welcher Grasemücken, Fliegenschnapper und Plattmönche begreift. Der Plattmönch heißt hier auch Murrmeise. Der Hahn soll eine schwarze, das Weibchen aber eine braune Platte haben. Sollte der Verf. nicht hier zwey verschiedene Arten mit einander vermischt haben, welche Zorn so sorgfältig unterschieden hat? Die Namen Schakruthgen und Fitis kennen wir nicht weiter, sie stehen S. 146—147. Was der S. 147. genannte Distelfinke oder Fliegenschnapper seyn soll, können wir auch nicht errathen. Zu Anfange des Kapitels wird gesagt, der Distel- oder Lohrfinken oder Spießfinken gebe es zweyerley Arten große und kleine. Der kleine hecke in hohlen Bäumen, der große auf den alten Aesten der Bäume, wie die Finken. Beyde leben von Insekten und Würmern. Von den Rohrschiefern oder Rohrspertlingen werden S. 150 drey Arten genennt und beschrieben, wovon der erste der schreighafte turdus arund. ist. Die beyden andern werden mit Vögeln verglichen, deren Namen uns unbekannt sind. Die Spießlerche singt im Fliegen, steigt und fällt gerade über dem Baume, worauf sie vorher saß. S. 151. daß die Rohrdommel in der Heckzeit den brüllenden Ton mit dem ins Wasser gesteckten Schnabel hervorbringe, will der Verfasser S. 155 einmal selbst bemerkt haben. Aber die neuerliche Bemerkung des Hrn. Prof. Otto und vor ihm des Engländer Brown beweisen, daß der Vogel darzu weder Wasser noch Schlamm brauche. Sonst sind die Bemerkungen über das nächtliche Geschrey der Vögel, vorzüglich auf dem Zuge ganz gut. Wider das Ueberwintern der Schwalben unter

dem Wasser erklärt der Verfasser S. 157 sich ganz vernünftig, und schreibt die bekannten Fälle einer schnellen Ueberraschung des Winters zu. Auch von der Frühlingsänderung der Farben giebt er einige gute Beyspiele. Der Tageschläfer (Caprimulgus) bekommt im Frühjahr schwarze Flecke statt der grünen, und weisse oder fahle statt der aschfarbenen S. 158.

Von Mausehabichten zählt der Verf. S. 167 fünf Arten. Bey der zweyten gemeinsten sollen die weissen Flecke im Winter sich vergrößern. Sie alle können die Tauben und Rebhühner nicht rauben; aber sie schlagen dem Habicht und Blaufuß ihre Beute ab, wenn sie Tauben gefangen haben. Von Weyhen nennt und beschreibt er vier Arten: S. 169. den braunrothen Gabelgeyer, die schwarzgraue Moosweyhe ohne eingekerbten Schwanz, die kleine Weyhe oder Mikane, lichtgrau, welche die Rebhühner im Sitzen greift. Die vierte oder weisse Weyhe ist von Farbe weiß, ins aschgraue spielend, und heisset auch der weisse Falke. Der Vogel kommt mit den Weyhen vollkommen in seiner Lebensart überein, daher rechnet der Verfasser ihn sowohl als den kleinen Rudelgeyer zu den Weyhen. Von den zwey in seiner Gegend bekannten Falkenarten nennt der Verf den einen Blaufuß, den andern den kleinen Lerchenfalken. Jener ist größer als der Habicht, auf den Rücken, Flügeln und Schwanze sattblau, bewegt die Flügel sehr geschwind, und raubet nur im Fluge vorzüglich Rebhühner und Tauben. Eine neue von ihm ersonnene Art Rebhühner zu allen Zeiten zu fangen, verschweigt der Verf. S. 176. damit sie nicht etwa jemand zu seines Nachbars Schaden gebrauchen möge.

Hüster soll von Gestalt und Farbe der Spießlerche gleich aber etwas kleiner und weniger gelb seyn. Schneelerche ist wahrscheinlich nach der Beschreibung S. 179. unser Schneevogel, emberiza nivalis.

Hurbeln oder Blößen heissen S. 193. die großen schwarzen Wasserhühner, fulica atra. Von den Wasserhühnern zählt der Verfasser drey Arten, wovon die zwey ersten Arten von fulica sind. Die dritte, wie ein Wachtelkönig gestaltet, ist offenbar rallus aquaticus. Von Tauchern werden zwey Arten erwähnt; diese sind offenbar Colymbi. Wer sie geniessen will, muß ihnen die Haut abziehn, und das Fleisch in Wasser absieden, (im offenen Topfe) damit der

Tran-

Trangeschmack herauskomme. Alsdann kann man sie zurichten, wie man will. Diesen Vortheil haben wir ebenfalls von einem alten Fischer gelernt und richtig gefunden. Die S. 195. genennten und kurz beschriebenen Wasserschnepfen wird man wohl nicht leicht alle wieder erkennen. Die große ist jedoch offenbar, Scolop. arquata. Der Verf. rechnet aber auch die Sandläufer darzu. Von den zwey Bekaßinen heißt die erste nach ihrem Geschrey die Ketschnepfe. Sie ist so groß wie eine Wachtel, der Schnabel so lang wie bey der Waldschnepfe, und die Farbe dieser ganz gleich. Die zweyte ist etwas kleiner, hat kürzere Beine und Schnabel, flieget aufgejagt nicht so weit und schnell als die vorige, und ist seltner.

Der sechste Theil handelt von den zahmen Vögeln; (S. 200) so nennt der Verfasser die, welche in der Nachbarschaft und Gesellschaft des Menschen wohnen. Er beschliesset mit einem Gespräche zwischen dem Rohr- und Haussperlinge. Eine sonderbare Idee von dem Verfasser! Doch hat er sich dafür aller erbaulichen Betrachtungen enthalten, womit gewöhnlich die Verfasser solcher Schriften ihren Vortrag aufstutzen.

Tm.

Gemeinnützige Theorie von Erdbeben, bey gemeiner werdenden Eräugnissen (Ereignissen), mit einer Nachricht, von einem neuerfundnen Erdbebenmesser, von August Gottlieb Preuschen. Heidelberg, bey den Gebrüdern Pfähler, 1789. 4 Bogen mit 2 Tabellen und einer Vorrede 8.

Daß der Verf. ein großer Liebhaber mathematisch und physischer vorzüglich auch meteorologischer Wahrheiten sey, glauben wir ihm gerne. Ob seine Liebhaberey ihn zum Kenner gestempelt, seine Kennerschaft ihm ein Recht zum Schriftsteller und ob diß ihm den glänzendsten Namen Erfinder verschafft habe? Adhuc sub judice lis est. Hr. Breitkopf in Leipzig dürfte es ihm, so wenig als Herr Haas in Basel in Rücksicht auf die Typometrie zugestehen.

da ersterer bekanntlich viele Jahre vorher die Gegend um Leipzig schon auf diese Art gesetzt, und letzterer, der würdige Schüler eines großen Daniel Bernoulli Hrn. Preuschens Typometrischer Idee die Würklichkeit gegeben hat, ungeachtet wir ihm die Ehre, selbst auf diesen typometrischen Gedanken verfallen zu seyn nicht streitig machen wollen, wenn er auch schon nicht Erfinder für die Welt dadurch geworden ist. Eben so wenig gedenken wir den guten Erfolg, den seine mancherley Schriften für ihn selbst gehabt haben, zu bezweifeln. Ob aber Respublica literaria durch seine Typometrie seitdem nur eine, wohlfeilere, oder genauere Charte erhalten habe, ob sein Anemometer mehr, als die bisher erfundenen geleistet, ob sein in diesem Werkchen auf dem Titel zwar versprochenes, aber nur in der Vorrede durch Verweisung auf seinen französischen Aufsatz: Annonie d'un sismometre donnée au public par A. G. Preuschen à Carlsruhe le 5. Febr. 1784. ins Gedächtniß zurückgerufenes Füßmometer, mehr als die beyden erstern leisten werde — ist in Rücksicht auf die beyden ersten entschieden — wird die Zeit beym letzten lehren. Seine gegenwärtige Schrift über das Erdbeben, worinnen Rec. die zwo Tabellen ausgenommen, wenig tröstliches d. i. belehrend und überzeugendes, wohl aber dem Verfasser unbezwingliche Kainologoppiomanie findet; läßt wenig von einem Mann vermuthen, dem es so gewaltig an deutlichen Begriffen fehlt, der sehr viel liest, aber nicht immer nützt, wie hier mit Pooles Synclimatismus geschahe, dessen schönen Gedanken er nicht weit genug verfolgte, der Mineralien zu elektrischen Produkten macht, von näher der Mittagslinie liegenden Ländern spricht, ohne zu bestimmen, welcher Mittagslinie sie näher liegen. Lieber wollten wir ein Gedicht übers Erdbeben von ihm lesen, denn der Verf. ist auch ein deutscher Dichter. In diesem möchten sich die neugeschaffenen Worte trefflich ausnehmen; Nur möchten wir ihm dabey freundschaftlich ins Ohr flüstern: künftig mit dem Ausdruck Brontagomanie ein wenig vorsichtiger zu seyn und zu überlegen: Auf wessen Hauptveranlassung in seinen und nächstangrenzenden Gegenden, die meisten Blitzableiter aufgerichtet worden seyen? Aber auch versichert zu seyn, daß seine Besorgnis wegen den gefährlichen Blitzableitern von jedem Physiker (ders versteht) wird

wird untersucht und redlich beantwortet werden, so bald ein Vorfall in der wirklichen Welt daher Veranlassung gegeben hat, oder noch geben wird. Alle seine Kennzeichen zu erwartender Erdbeben sind schwankend angegeben und unzuverlässig. Wer wird von Coexistenz auf Causalität schließen. S. 12. Wenigstens gehört eine sehr starke Induktion dazu. Seine vorgeschlagene Vorkehrungen, werden theils, z. B. die Bauanlagen, wirklich befolgt und sind theils, wie z. B. hölzerne Gebäude, häufigern Gefahren, dem Feuer, ausgesetzt, doch man wird müde, so viel obschon gutgemeynte Unrichtigkeiten herauszuheben. Nur ein Beyspiel, der sonst dem Verf. gar nicht eigenen bombastischen Schreibart müssen wir anführen, um ihn wo möglich, vor diesem Manchen ergreifenden Unsinn zu warnen. Im Anfang des zweyten Abschnitts S. 16 schildert er uns ganz begeistert die „Riesengeburten der Natur, wenn sie aus furchtbar großen Abgründen unter Stürmen, unter irdischen Donner aufbrechen, um „aus festern Land unergründliche Seen zu bilden. Felsen die „vor elektrischer Glut bersten, um heulenden Orkanen Luft „zu machen, um entweder mit ewiger Last ganze Städte zu „decken, oder wüthenden Vulkanen einen Flammenberg „in unsre Atmosphäre zu öfnen.“ Und im Anfang des dritten Abschnitts: „Wenn erröthete Pole verschmetternden „Donner zittern, taumelnde Abgründe zerstöhrende Orkane „ausheulen; die Feuerbeladene Atmosphäre in melancholischer Stille glühet; der kolossalische Rücken felsenfester Gebürge sich neiget; strauchelnde Thäler wie Wogen sich „heben; schwankenloses Wasser, im Tone von Sündfluth, „daherrauscht — Ohe! jam satis est! Besser ist das was S. 29. vom wohlthätigen Einfluß der Erdbeben aufs Ganze gesagt wird, so wie wir, die Erklärungen, mehrerer biblischer Begebenheiten, durch Erbeben, mit einem, sonst richtig urtheilenden Recensenten, nicht mit einem Sißmosisopischen Guckkasten vergleichen möchten.

Rk.

Anton Pilgrams Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde durch vieljährliche Beob-

Beobachtungen. Wien, bey Edlen von Kurzbeck, 1788. 4. 316 S.

Läßt sich die bevorstehende Witterung vorherbestimmen oder nicht? Dieses ist eine Frage, die seit einigen Jahren öfters gethan, verschiedentlich untersucht, aber noch nicht abgemacht worden. Ein Theil des Publikums, die man Tagewähler nennen könnte, sind für die Bejahung so sehr eingenommen, daß sie auch ungescheuet zum öftern in öffentlichen Blättern, die bevorstehende Witterung, die sie aus den Erscheinungen in den sogenannten zwölf Nächten oder um die Zeit der Tages- und Nachtsgleiche, abgeleitet haben, bekannt machen, und ob man ihnen gleich zum öftern, die Nichtübereinstimmung öffentlich gezeiget hat, so lassen sie sich doch keines andern belehren, sondern fahren fort ihren Unsinn bekannt zu machen: andere die eben zu dieser Classe gehören, bedienen sich gewisser anderer Tage im Jahre, als Ostern, Himmelfahrt, den Siebenschläfer u. s. w. und bestimmen nach dem meteorologischen Zustande dieser Tage die derselben für die folgende Zeit. Dieses ist Volksaberglauben. Ein anderer Theil nimmt den gegenseitigen Stand der sämmtlichen Planeten, für die bewirkende Kraft des Ganges der Witterung an. Diese astrologische Grille beschäftigte besonders die Physiker und Mathematiker der vorigen Jahrhunderte, und Hofwettermacher zu seyn, war ein ganz guter Posten für die Meßkünstler. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts florirte diese Kunst, und ein gewisser Cook brachte sie in ein System. Bey zunehmendem Wachsthum der Physik mußte man ganz natürlich diesen Irrthum einsehen, und Recens. ist es unbegreiflich, wie eine Akademie der Wissenschaften, im letzten fünftel dieses Jahrhunderts des Herrn Schröders System, das mit diesem eine grosse Aehnlichkeit hat, hat krönen können. Ob man nun gleich den Einfluß der sämmtlichen Planeten auf den Gang der Witterung verlassen hat, so ist doch der Mond übrig geblieben; man siehet seine Wirkung auf Ebbe und Fluth, und schliesst ganz analog auf seine Wirkung in den Dunstkreis. Kratzenstein und Toaldo suchen dieses wahrscheinlich zu machen. Des letztern sein Saros aber stehet auf den schwächsten Füßen, und ihn umzustossen, wird keine grosse Kraft erfordert. Besser gefällt Recens. des Hrn. Satterers meteorologisches Jahr, hier werden Jahrtausende er-

fordert, ehe man dessen Richtigkeit einzusehen im Stande ist. Noch bis izo ist es noch nicht abgemacht, ob der Mond einen Einfluß habe oder nicht. Recens. hat sich nicht wenig mit diesem Gegenstande beschäftiget: aber noch bis izo keinen den Mondeslauf entsprechenden Gang der Witterung, und folglich auch keine periodische Wiederkunft entdecken können. Dieser Gegenstand, so für das menschliche Geschlecht überaus wichtig, wenn die Wiederkunft sich erweisen liesse, verdient die schärfste Untersuchung, und diese ist auch alsdann nicht vergeblich, wenn ein vermeyntes Resultat gefunden wird; denn das menschliche Geschlecht von einem Vorurtheile befreyen, heißt das Reich der Wahrheiten vergrößern; und muß also jeder Beytrag hierzu, der uns auch nur einen Schritt näher zum Ziele bringet, höchst angenehm seyn. Wir freuten uns deshalb, die gegenwärtige Untersuchung des Hrn. Pilgrams über die Wahrscheinlichkeit der Wetterkunde erhalten zu haben, mit welcher wir nunmehro unsere Leser bekannt machen wollen. Dasjenige, so wir vor uns haben, ist eigentlich nur die erste Abtheilung, weshalb wir noch kein Urtheil vom Ganzen fällen können. Zuerst wird von dem Nutzen der Wetterkunde; von der Nothwendigkeit die ordentliche Witterung seines Landes zu kennen, und von der Wirkung der Sonne auf die Witterung gehandelt, worinnen wir nicht in allen Punkten mit dem Verf. übereinstimmen können. Da aber dieses auf das Ganze keinen Einfluß hat, indem hier nur bloße Erfahrungen sind benutzt worden, so halten wir auch nicht für nöthig Erinnerungen dagegen zu machen. Nun folgt von S. 11 bis 50 die gewöhnliche Witterung in Wien, das heißt der Verf. hat auf jeden Tag im Jahre die Witterung bemerkt, die er seit 1763 beobachtet hat; dieses wäre eine Zeit von 34 Jahren, er hat aber die in diesem Zeitraume beobachteten trocknen, nassen, vermischten, kalte und warme Tage, die mit Sturm u. s. w. auf 20 Jahr reducirt, und angegeben. Daß diese Reduktion nicht genau ausfallen kann, versteht sich von selbsten, da keine Theile von Tagen in Rechnung zu bringen sind; auch daß die hier gebrauchte Methode, an jedem Tag die gehabte Witterung zu erzählen, der tabellarischen weit nachzusetzen sey, wovon Hr. Toaldo in seinem meteorologischen Calender der jährlich zu Padua herauskommt, ein nachzuahmendes Beyspiel giebt.

Auf

Auf diese Art wird das ganze Jahr durchgegangen, und alsdann verschiedene Folgerungen daraus gezogen, zu deren Behufe noch eine Bestimmung der Witterung von 10 zu 10 Tagen gemacht worden. Nach der Bestimmung des Verf. soll sich der Frühling den 1. Martius, der Sommer den 21. May, der Herbst den 11. Sept. und Winter den 21. Nov. anfangen. Vergleicht man diese Angabe mit der Tafel S. 80, von welcher in der Folge die Rede seyn wird, so trift auf diese Tage, folgende mittlere Temperatur,

Frühlingsanfang	+ 6,8	Reaumur
Sommersanfang	+ 15,4	— —
Herbstsanfang	+ 15,3	— —
Wintersanfang	+ 5,4	— —

Nach Rec. Meynung müßte sich das Frühjahr eher anfangen, und dieses zwar auf den Tag, dessen mittlere Temperatur 5 Grad ist, weil man, wenn diese mittlere Temperatur statt findet, keine Nachtfröste mehr zu befürchten hat. Auch der Sommer müßte sich eher anfangen, und nach der Meynung des Rec. auf denjenigen Tag, an welchem die mittlere tägliche Temperatur der Temperatur des Innern der Erde gleich ist. Rec. würde Sommer genennt haben, diejenige Zeit, in welcher die tägliche mittlere Temperatur größer ist, als die Kellerwärme; Winter, wenn die tägliche mittlere Temperatur, der Frierpunkt des Wassers, und kleiner ist Herbst und Frühling die zwischen fallende Wärme; durch dieses Mittel hätte man festgesetzte Punkte, die an allen Orten gleich, leicht zu finden, und unveränderlich sind. An denjenigen Orten nun, wo die mittlere tägliche Temperatur jederzeit größer, als der Frierpunkt des Wassers ist, würde auch kein Winter seyn. Nach dieser Ausschweifung wollen wir uns wieder zu unserm Gegenstande wenden. Die größte Kälte so noch in Wien beobachtet worden ist — 17,25, und die größte Hitze + 29,5, die mittlere jährliche Temperatur + 6,35 Grad. Der Verf. erinnert, daß er diese aus der Morgen- und Abendluft, und nicht aus der Summe aller Beobachtungen bestimmt habe, wogegen wir nichts haben: indem Rec. wohl bekannt ist, daß wenn täglich nur zwey Beobachtungen gemacht werden, dieses aber in gleichnamigten Stunden des Tages und der Nacht geschieht, so ist zwar nicht das Mittel aus beyden, nicht die mittlere Temperatur des Tages, denn diese wird bald größer bald kleiner seyn, welches sich der Gestalt gen

gen einander aufzuheben pfleget, daß man bey dem Schluß des Jahres, aus den Beobachtungen jeder zwey gleichnamigten Stunden, die mittlere jährliche Temperatur eben so groß findet, als wenn Tag und Nacht hindurch alle Stunden beobachtet worden wären. Der Verfasser verstehet unter Abendluft, die Beobachtungen um 11 Uhr Abends, aber welche Stunden er beobachtet hat, die von ihm Morgenluft genennet wird, ist nicht gesagt worden; da aber nun wahrscheinlich 11 Uhr Mittags nicht Morgen seyn kann, sondern darunter eine frühere Beobachtung wahrscheinlich gemeynt ist, so muß auch die mittlere Temperatur in Wien größer als 6,35 Grad seyn. Die größte Wärme beobachtete der Verfass. seit 1763, folglich in 21 Jahren also: den 24 Grad 21 mal; den 25sten 12 mal; den 26sten 10 mal; den 27sten 3 mal, den 28sten 2 mal; den 29sten 1 mal. In Ansehung des Anblicks des Himmels kommen auf 5 trübe oder veränderliche Tage, nur ein heiterer, wobey der V. erinnert, daß dieses für die Wiener Witterung keine Empfehlung wäre. Dieses ist nun freylich Wahrheit, Recensent ist aber gewiß überzeuget, daß sich dieses nicht also verhalten kann, sondern daß der Vf. eine zu strenge Wahl für die heitern Tage muß getroffen haben. Die Schwierigkeiten sind bekannt, wenn man das Resultat für das Ansehen des Himmels für einen Tag, durch ein einziges Wort ausdrücken will, da sich dasselbe so öfters abändert. Ganz heitere Tage, das sind solche, da in 24 Stunden auch nicht das geringste Wölkchen am Himmel erschienen, diese sind nun freylich äusserst selten; und ihre Anzahl im Jahre ist noch kleiner als sie der V. hier angiebt. Man findet an den mehrsten Orten in Deutschland, nach den Beobachtungen der Mannheimer Akademie, daß mehr Tage zu den klaren als trüben zu zählen sind; und dieses gilt sicher auch für Wien. Tage mit Nebel kommen auf das Jahr 74, welches eine sehr große Anzahl ist; hingegen Regentage 109, welches der an mehrern Orten gefundenen Zahl sehr gleichet. Der Gang des Windes ist sehr weitläuftig untersuchet, und so wohl auf seine Feuchtigkeit, Trockenheit, Wärme u. s. w. Rücksicht genommen, und in eben so viel Tafeln aufgestellet worden. Der Südwest und der Südwind zeichnen sich besonders durch ihre Feuchtigkeit aus. Der Südost ist der trockneste und der Nordwind bringet den meisten Schnee. Donnerwetter hat man, nach dem Mittel

Beobachtungen. Wien, bey Edlen von Kurzbeck, 1788. 4. 316 S.

Läßt sich die bevorstehende Witterung vorherbestimmen oder nicht? Dieses ist eine Frage, die seit einigen Jahren öfters gethan, verschiedentlich untersucht, aber noch nicht abgemacht worden. Ein Theil des Publikums, die man Tagewähler nennen könnte, sind für die Bejahung so sehr eingenommen, daß sie auch ungescheuet zum öftern in öffentlichen Blättern, die bevorstehende Witterung, die sie aus den Erscheinungen in den sogenannten zwölf Nächten oder um die Zeit der Tages- und Nachtsgleiche, abgeleitet haben, bekannt machen, und ob man ihnen gleich zum öftern, die Nichtübereinstimmung öffentlich gezeiget hat, so lassen sie sich doch keines andern belehren, sondern fahren fort ihren Unsinn bekannt zu machen: andere die eben zu dieser Classe gehören, bedienen sich gewisser anderer Tage im Jahre, als Ostern, Himmelfahrt, den Siebenschläfer u. s. w. und bestimmen nach dem meteorologischen Zustande dieser Tage die derselben für die folgende Zeit. Dieses ist Volksaberglauben. Ein anderer Theil nimmt den gegenseitigen Stand der sämmtlichen Planeten, für die bewirkende Kraft des Ganges der Witterung an. Diese astrologische Grille beschäftigte besonders die Physiker und Mathematiker der vorigen Jahrhunderte, und Hofwettermacher zu seyn, war ein ganz guter Posten für die Meßkünstler. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts florirte diese Kunst, und ein gewisser Cook brachte sie in ein System. Bey zunehmendem Wachsthum der Physik mußte man ganz natürlich diesen Irrthum einsehen, und Recens. ist es unbegreiflich, wie eine Akademie der Wissenschaften, im letzten Fünftel dieses Jahrhunderts des Herrn Schröders System, das mit diesem eine große Aehnlichkeit hat, hat krönen können. Ob man nun gleich den Einfluß der sämmtlichen Planeten auf den Gang der Witterung verlassen hat, so ist doch der Mond übrig geblieben; man siehet seine Wirkung auf Ebbe und Fluth, und schließt ganz analog auf seine Wirkung in den Dunstkreis. Kratzenstein und Toaldo suchen dieses wahrscheinlich zu machen. Des letztern sein Saros aber stehet auf den schwächsten Füßen, und ihn umzustoßen, wird keine große Kraft erfordert. Besser gefällt Recens. des Hrn. Gatterers meteorologisches Jahr, hier werden Jahrtausende erfor-

fordert, ehe man dessen Richtigkeit einzusehen im Stande ist. Noch bis itzo ist es noch nicht abgemacht, ob der Mond einen Einfluß habe oder nicht. Recens. hat sich nicht wenig mit diesem Gegenstande beschäftigt: aber noch bis itzo keinen den Mondeslauf entsprechenden Gang der Witterung, und folglich auch keine periodische Wiederkunft entdecken können. Dieser Gegenstand, so für das menschliche Geschlecht überaus wichtig, wenn die Wiederkunft sich erweisen ließe, verdient die schärfste Untersuchung, und diese ist auch alsdann nicht vergeblich, wenn ein vermeyntes Resultat gefunden wird; denn das menschliche Geschlecht von einem Vorurtheile befreyen, heißt das Reich der Wahrheiten vergrößern; und muß also jeder Beytrag hierzu, der uns auch nur einen Schritt näher zum Ziele bringet, höchst angenehm seyn. Wir freuten uns deshalb, die gegenwärtige Untersuchung des Hrn. Pilgrams über die Wahrscheinlichkeit der Wetterkunde erhalten zu haben, mit welcher wir nunmehro unsere Leser bekannt machen wollen. Dasjenige, so wir vor uns haben, ist eigentlich nur die erste Abtheilung, weshalb wir noch kein Urtheil vom Ganzen fällen können. Zuerst wird von dem Nutzen der Wetterkunde; von der Nothwendigkeit die ordentliche Witterung seines Landes zu kennen, und von der Wirkung der Sonne auf die Witterung gehandelt, worinnen wir nicht in allen Punkten mit dem Verf. übereinstimmen können. Da aber dieses auf das Ganze keinen Einfluß hat, indem hier nur bloße Erfahrungen sind benutzt worden, so halten wir auch nicht für nöthig Erinnerungen dagegen zu machen. Nun folgt von S. 11 bis 50 die gewöhnliche Witterung in Wien, das heißt der Verf. hat auf jeden Tag im Jahre die Witterung bemerkt, die er seit 1763 beobachtet hat; dieses wäre eine Zeit von 24 Jahren, er hat aber, die in diesen Zeitraume beobachteten trocknen, nassen, vermischten, kalte und warme Tage, die mit Sturm u. s. w. auf 20 Jahr reducirt, und angegeben. Daß diese Reduktion nicht genau ausfallen kann, versteht sich von selbsten, da keine Theile von Tagen in Rechnung zu bringen sind; auch daß die hier gebrauchte Methode, an jedem Tag die gehabte Witterung zu erzählen, der tabellarischen weit nachzusetzen sey, wovon Hr. Toaldo in seinem meteorologischen Calender der jährlich zu Padua herauskommt, ein nachzuahmendes Beyspiel giebt.

Auf

Auf diese Art wird das ganze Jahr durchgegangen, und alsdann verschiedene Folgerungen daraus gezogen, zu deren Behufe noch eine Bestimmung der Witterung von 10 zu 10 Tagen gemacht worden. Nach der Bestimmung des Verf. soll sich der Frühling den 1. Martius, der Sommer den 21. May, der Herbst den 11. Sept. und Winter den 21. Nov. anfangen. Vergleicht man diese Angabe mit der Tafel S. 80, von welcher in der Folge die Rede seyn wird, so trift auf diese Tage, folgende mittlere Temperatur,

Frühlingsanfang	+ 6,8	Reaumur
Sommersanfang	+ 15,4	— —
Herbstsanfang	+ 15,3	— —
Wintersanfang	+ 5,4	— —

Nach Rec. Meynung müßte sich das Frühjahr eher anfangen, und dieses zwar auf den Tag, dessen mittlere Temperatur 5 Grad ist, weil man, wenn diese mittlere Temperatur statt findet, keine Nachtfröste mehr zu befürchten hat. Auch der Sommer müßte sich eher anfangen, und nach der Meynung des Rec. auf denjenigen Tag, an welchem die mittlere tägliche Temperatur der Temperatur des Innern der Erde gleich ist. Rec. würde Sommer genennt haben, diejenige Zeit, in welcher die tägliche mittlere Temperatur größer ist, als die Kellerwärme; Winter, wenn die tägliche mittlere Temperatur, der Frierpunkt des Wassers, und kleiner ist Herbst und Frühling die zwischen fallende Wärme; durch dieses Mittel hätte man festgesetzte Punkte, die an allen Orten gleich, leicht zu finden, und unveränderlich sind. An denjenigen Orten nun, wo die mittlere tägliche Temperatur jederzeit größer, als der Frierpunkt des Wassers ist, würde auch kein Winter seyn. Nach dieser Ausschweifung wollen wir uns wieder zu unsern Gegenstande wenden. Die größte Kälte so noch in Wien beobachtet worden ist — 17,25, und die größte Hitze + 29,5, die mittlere jährliche Temperatur + 6,35 Grad. Der Verf. erinnert, daß er diese aus der Morgen- und Abendluft, und nicht aus der Summe aller Beobachtungen bestimmt habe, wogegen wir nichts haben: indem Rec. wohl bekannt ist, daß wenn täglich nur zwey Beobachtungen gemacht werden, dieses aber in gleichnamigen Stunden des Tages und der Nacht geschieht, so ist zwar nicht das Mittel aus beyden, nicht die mittlere Temperatur des Tages, denn diese wird bald größer bald kleiner seyn, welches sich der Gestalt ge-

gen einander aufzuheben pfleget, daß man bey dem Schluß des Jahres, aus den Beobachtungen jeder zwey gleichnamigten Stunden, die mittlere jährliche Temperatur eben so groß findet, als wenn Tag und Nacht hindurch alle Stunden beobachtet worden wären. Der Verfasser verstehet unter Abendluft, die Beobachtungen um 11 Uhr Abends, aber welche Stunden er beobachtet hat, die von ihm Morgenluft genennet wird, ist nicht gesagt worden; da aber nun wahrscheinlich 11 Uhr Mittags nicht Morgen seyn kann, sondern darunter eine frühere Beobachtung wahrscheinlich gemeynt ist, so muß auch die mittlere Temperatur in Wien größer als 6,35 Grad seyn. Die größte Wärme beobachtete der Verfass. seit 1763, folglich in 21 Jahren also: den 24 Grad 21 mal; den 25sten 12 mal, den 26sten 12 mal; den 27sten 3 mal, den 28sten 2 mal, den 29sten 1 mal. In Ansehung des Anblicks des Himmels kommen auf 5 wolkige oder veränderliche Tage, nur ein heiterer, wobey der Vf. erinnert, daß dieses für die Wiener Witterung keine Empfehlung wäre. Dieses ist nun freylich Wahrheit, Recens. ist aber gewiß überzeuget, daß sich dieses nicht also verhalten kann, sondern daß der Vf. eine zu strenge Wahl für die heitern Tage muß getroffen haben. Die Schwierigkeiten sind bekannt, wenn man das Resultat für das Ansehen des Himmels für einen Tag, durch ein einziges Wort ausdrücken will, da sich dasselbe so öfters abändert. Ganz heitere Tage, das sind solche, da in 24 Stunden auch nicht das geringste Wölkchen am Himmel erschienen, diese sind nun freylich äusserst selten; und ihre Anzahl im Jahre ist noch kleiner als sie der Vf. hier angiebt. Rec. findet an den mehrsten Orten in Deutschland, nach den Beobachtungen der Mannheimer Akademie, daß mehr Tage zu den klaren als trüben zu zählen sind; und dieses gilt sicher auch für Wien. Tage mit Nebel kommen auf das Jahr 74, welches eine sehr große Anzahl ist, hingegen Regentage 109, welches der an mehrern Orten gefundenen Zahl sehr gleichet. Der Gang des Windes ist sehr weitläuftig untersuchet, und so wohl auf seine Feuchtigkeit, Trockenheit, Wärme u. s. w. Rücksicht genommen, und in eben so viel Tafeln aufgestellet worden. Der Südwest und der Südwind zeichnen sich besonders durch ihre Feuchtigkeit aus. Der Südost ist der trockneste und der Nordwind bringet den meisten Schnee. Donnerwetter hat man, nach dem Mittel

nur

nur 8 im Jahre. Vom Einfluß der Witterung auf die Gesundheit. Voran Anzahl der Gestorbenen in Wien seit 1759 bis 1786 nach den Monaten. Ihre Summe ist 255000. Im August ist die Anzahl am größten, und im December am kleinsten. Vergleichung der Witterung mit jener zu Paris und Padua. Nicht so ganz wie man glauben sollte, sondern es betrift nur den Gang der Wärme zu Mittäge. Hierauf untersuchet der Verfass. die Frage: Wie läßt sich aus der gewöhnlichen Witterung Wiens, die gewöhnliche Witterung für andere Länder bestimmen? Schränkt aber dieselbige blos für Deutschland und Ungarn ein. Mit Recht erinnert er, daß diese Untersuchung sich auf die Polhöhe, die Lage des Ortes über der Meeresfläche, auf die Beschaffenheit des Landes und der Lage der Gebürge, gründen muß. Dieses ist genug, die beyden Zusätze, die noch angehänget sind, ob an dem Orte Wein wachse, und die Trockne und Feuchtigkeit des Bodens, gehöret mit unter die angeführten Stücke, in dem man ersteres aus der Polhöhe und Erhöhung über der Meeresfläche finden kann; und letztres bey der Beschaffenheit des Landes angezeiget werden muß. Die Frage selbst ist hier keinesweges abgemacht, und dieses war auch nicht möglich; indem mehrere Vorkenntnisse dazu gehören, als vom Verf. abgehandelt sind: z. B. Wie nimmt die Wärme an der Meeresfläche, gegen die Pole zu ab, und nach welchem Verhältniß geschiehet es, bey verschiedener Polhöhe und wachsender Erhöhung über der Fläche des Meeres. Wie ist der Gang der Feuchtheit, der Ausdünstung und des Niederschlags, für diese Verschiedenheiten beschaffen, und welches sind die Exponenten dieser verschiedenen Verhältnisse? Ausartungen von der gewöhnlichen Witterung und was sich hievon voraus sehen lasse. Läßt sich die ausserordentliche Witterung lang vorher sehen? ist eine Untersuchung, ob die Planeten auf die Witterung wirken. Jupiter, Venus, der Mond und die Kometen werden beybehalten. Nunmehro kommen wir zu dem weitläuftigsten Theil dieser Abtheilung, welches ein Auszug aus vielen Schriftstellern ist, in denen der Verfasser Nachrichten von ausserordentlichen Witterungen gefunden hat. (das Verzeichniß derselben befindet sich gleich nach der Vorrede) Diese mit vieler Müh gesammlete Nachrichten sind in folgende Abtheilungen getheilt, als: sehr kalte Winter, gelinde Winter, tabellarische Uebersicht beyder, nebst Anzeige der Zwischen-

jahre.

jahre. Kurze, frühe und späte Winter. Diese untersuchet der Verfasser nach der mittlern Länge des Mondes, am 1sten Januar. Nach dem mittlern Ort der Erdferne des Mondes, und des aufsteigenden Knotens. Mittler Ort des Jupiters und der Venus zu Anfang des Jahres. Hieraus leitet derselbe verschiedene Aphorismen ab. Z. E. wenn die Venus zu Anfang des Jahres Abendstern oder Morgenstern ist; so verhielte sich die Wahrscheinlichkeit, einen strengen Winter zu erhalten, zum Gegentheile wie 115:96, u. s. w. Hierauf untersucht derselbe nach verschiedenen Perioden die Wiederkunft und giebt von 1788 bis 1899 die Jahre an, in welchen alte Winter folgen sollen, denen zugleich der Grad der Wahrscheinlichkeit beygefügt ist. So ist z. E. solche 1788 — 14:10. 1789 — 185:100. 1790 — 22:10. 1791 — 18:10. Wenn der Winter $\frac{1787}{1788}$ gemeynt ist, so ist schon fehl geschossen; ist aber $\frac{1788}{1789}$ gemeynt, so müssen wir den Erfolg abwarten. Auf eine ganz ähnliche Art untersuchet derselbe ferner die ausserordentlichen kalten und warmen Frühlinge; die kühlen und heissen Sommer; ohne zu sagen, was eigentlich unter einem kalten und warmen Winter u. s. w. zu verstehen sey. Von feuchten Jahren und Ueberschwemmungen; von Jahren mit grosser Trockenheit: von heftigen Winden. Unter den 100 Jahren fehlen nur 10 Jahre die nicht windig sind, und Recens. scheint es doch als wenn alles windig seyn möchte. Von heftigen Donnerwettern und Hagel. Eben so wie vorhin, die meehrsten Jahre heftige Donnerwetter und Hagel. Hier hätte Rec., wenn er der Verf. gewesen wäre, die Gränze seiner Untersuchung gefunden, und die Feder stillschweigend niedergeleget. Unfruchtbare Jahre. Gott behüte unser deutsches Vaterland in Gnaden für der Wahrheit dieser Angabe, so wie er es auch für den Ziehischen Umsturze behütet hat. 60 unfruchtbare Jahre werden unter den nächsten 100 enthalten seyn. Von guten und schlechten Weinwachs. Von epidemischen Krankheiten an Menschen und Vieh. Von Vulkanen. Von Insekten und einer Tafel, wie oft die Perioden von 19 und 100 Jahren zugetroffen, welche sehr negativ ist.

Hätte der Verf. alle die Tafeln, so er giebt, mit einander verbunden, (wie vielleicht am Schlusse des Werks geschehen seyn kann, so wir aber nicht wissen können,) so hätten wir einen neuen hundertjährigen Calender gehabt, der freylich auf ganz andre Voraussetzungen gegründet wäre, als

 der

der Hellwingische: ob sich aber auf seine Angaben mehr zu verlassen sey, läßt Rec. dahin gestellet seyn. Wir wurden aber von der Neugierde gereitzt, uns einen bis zum Jahre 1800 zu verfertigen, aus ihm wollen wir folgendes auszeichnen.

1788.

Kalter Winter. Feuchter Winter. Große Feuchtigkeit. Unfruchtbares Jahr. Epidemie. Erdbeben. Lauter schlechte Aspekten, von welchen aber bis heute den 18ten Julius noch nichts eingetroffen ist.

1789.

Genau wie das vorige. Ob die Erfüllung eben so ausfällt, wird die Zeit lehren.

1790.

Kalter Winter. Heisser Sommer. Ein feuchtes Jahr. Ein sehr trocknes Jahr (beyde zugleich?). Ein unfruchtbares Jahr.

Dieses wird genug seyn, um sich zu überzeugen, welche Widersprüche aus dieser Untersuchung folgen, und daß man an keine Vorherbestimmung denken könne.

Rec. hätte gewünscht, daß es dem Verf. gefallen hätte, eine Untersuchung über den Gang der Witterung von 1763 an, anzustellen, und daß er anstatt vorwärts, rückwärts für die verflossenen Jahre den Gang nach seiner Untersuchung bestimmt hätte; hiedurch wurde auf einmal abgemacht worden seyn, welchen Werth das Gefundene habe. Uebrigens verdient der Verf. allerdings für seine viele Arbeit Dank, und wir sehen der zweyten Abtheilung mit Vergnügen entgegen.

Ak.

---

10) Geschichte, Erdbeschreibung.

Historisches Taschenbuch für das Jahr 1789, enthaltend die Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, von J. W. von Archenholz,

holz, vormals königl. preuß. Hauptmann. Mit Kupfern und einer illuminirten Landcharte. Berlin, bey Haude und Spener. Sedez. 72 S. zum Calender gehörig, und 375 Seiten Geschichte, ohne die Dedikation an den jetzt regierenden König von Preußen, und die Vorrede.

Wenn gleich die Erwartung des Publikums von dem Verleger zwey Jahre lang getäuscht worden ist, so wird man es ihm doch vergeben, weil er wirklich sehr viel geleistet hat. Er entschuldiget diese Verzögerung mit unvermeidlich gewesenen Hindernissen und unvorhergesehnen Unfällen. Nun das Publikum, ob es gleich durch vielfältige Ankündigungen aufgezogen worden, muß es sich gefallen lassen, und kann nichts thun, als wünschen, daß Hr. Spener mit der Ankündigung zum Jahre 1790, wo das Taschenbuch die neueste holländische Geschichte darstellen soll, besser Wort halten möge. Indessen hat ein Werk, wie dieses historische Taschenbuch, wenn es so bleibt, woran nicht zu zweifeln ist, so vieler vorhergehenden Anpreisungen nicht nöthig, es empfiehlt sich durch seinen innern Werth.

Hr. von Archenholz hat auf 290 Seiten eine ungemein lesenswerthe Beschreibung des siebenjährigen Krieges geliefert. Die Erzählung ist ganz planmäßig, fließend, angenehm und in der That klassisch. Er hält eine genaue chronologische Ordnung, welche aber keine Weitschweifigkeiten veranlaßt. Einzelne Schlachten, und andere kriegerische Auftritte, insbesondere die russischen Greuel in Pommern und der Neumark, die Belagerung von Dresden, der traurige Zustand der Stadt Leipzig, die Verwüstungen der Franzosen in Hessen, und die öftern Unordnungen bey ihren Armeen rc. werden zwar kurz, aber sehr anschauend und interessant geschildert. Auch einzelne Anekdoten sind aus der Menge unzähliger anderer, welche aus diesem Kriege merkwürdig sind, zweckmäßig und mit guter Wahl ausgehoben, und zur richtigen Kenntniß der Charakteristik der kriegführenden Mächte, ihrer Feldherren und Heere ins Licht gestellt worden. Die öftern, und ohne alle Weitschweifigkeit wie im Vorbeygehen angebrachten, Vergleichungen mit kriegerischen Begebenheiten und Personen aus dem Alterthum, geben der Erzählung Anmuth

muth und machen sie noch lehrreicher. Der Verf. sagt in der Vorrede: „Es fehlte ein kurzgefaßtes Buch für alle Volks„klasse, worinn die Begebenheiten des siebenjährigen Krieges, „ihre Ursachen und Folgen, nicht tacktisch, sondern blos „historisch dargestellt, und der Geist der kriegführenden Völ„ker sowohl, als der Geist des Zeitalters durch Handlungen „aller Art bezeichnet werden. Hier ist davon ein Versuch.“ Dieser, aus Bescheidenheit so genannter Versuch, ist meisterhaft gerathen. Und es muß dem Publikum allerdings Vergnügen machen, aus eben dieser Vorrede zu erfahren, „daß eine weitere Ausführung in einem andern Format er„folgen werde.“

Hr. Spener, der Verleger, hat auch, als Schriftsteller, diesem Taschenbuch mehrere Vollkommenheit gegeben. Denn die Erklärung der Kupferstiche rührt von ihm her, welche mit vielem Fleiß in einem fließenden und angenehmen Styl verfaßt ist.

Unter den Kupferstichen stehet eine schön gestochene Charte des Kriegsschauplatzes voran. Denn folgen die 12 Monatskupfer, deren Zeichnungen von Hrn. Chodowiecky herrühren; die Stiche sind aber nicht gleich gut gerathen. Da der Verleger auf das Buch so viel gewendet hat, so wäre zu wünschen gewesen, daß dem Erfinder und Zeichner auch die Ausführung überlassen worden wäre. Man hat noch immer Hrn. Chodowiecky's Manier in der Gruppirung und Charakterisirung großer Begebenheiten auf kleinen Platten bewundert, aber sein Grabstichel allein kann solchen angehäuften Blättern die rechte Vollkommenheit geben. Das zweyte, vierte und eilfte Blatt haben augenscheinlich verlohren. Dagegen sind einige Blätter ungemein gut gestochen. Z. B. das dritte, das fünfte, wo der aufwartende französische Officier leibt und lebt, das zehnde, wo der Kupferstecher den Zeichner ganz erreicht hat rc. Sonderbar aber ists, daß der König überall als ein alter Mann gestochen ist, zumal auf dem ersten und fünften Blatte, da doch der unsterbliche König dazumal in seinen schönsten männlichen Jahren war.

Der Innhalt dieser 12 Kupferstiche ist folgender: 1) der Zeitpunkt, wo die sächsische Armee vor dem Könige das Gewehr streckt, und er die Fronte herauf reitet. 2) Der Tod Schwerins bey Prag. Auf eine andere Manier als im militärischen Kalender vom 1787. 3) Die Abfertigung des D.

Aprill

Aprill vom preußischen Gesandten in Regensburg. Bey der Erklärung dieses Stücks hat sich Hr. Spener auf Kosten dieses Mannes, der doch nur seine Schuldigkeit that, und sogar seines nachgelassenen Sohnes, Ausfälle erlaubt, die den edlern Theil des Publikums nicht angenehm unterhalten können. Damals mag man wohl dergleichen Anekdoten auf einen Augenblick belacht haben; aber diese Zeit ist längst vorbey. 4) Die Flucht nach der Bataille bey Roßbach. 5) Der Besuch des Königs bey dem verwundteten französischen General Custine. 6) Die Einsperrung der gefangenen russischen Generalität in den Kasematen der Festung Cüstrin. 7) Die bey Zorndorf gefangene Russen in Berlin. 8) Die Erhaltung des Königs in der Schlacht bey Cunerdorf, wo man die eigene Relation des Hrn. Generalmajors von Görzen mit Vergnügen liest, welcher von der Vorsicht dazu ausersehen war, den großen König zu retten. 9) Der im Kantonirungsquartier kranke König, wie er im Bette der Generalität seine Befehle ertheilt. 10) Die der Aufbehaltung werthe und ungemein schön ausgeführte Anekdote, wo der König nach der Schlacht bey Liegnitz dem gekränkten bernburgischen Regiment Gerechtigkeit wiederfahren läßt. 11) Die Russen vor dem Schlosse in Berlin. 12) Der König in einer Dorfkirche, wo er nach der Torgauer Schlacht auf den Stufen des Altars Briefe schreibt. Hr. Spener schließt seine Erklärung der zwölf Monatskupfer, und insbesondere dieses Blatts mit den Worten: „Ist die höchste Berufstreue, „verbunden mit thätiger Menschenliebe, wahre, praktische „Religion, so ist, neben allen seinen glänzenden Herrscher„tugenden, Friedrich gewiß auch religiös zu nennen, und so üb„te er, bey seinen nächtlichen Aufenthalt in dieser Dorfkirche, „einige der vornehmsten Religionsgebote gewiß exemplarischer „und verdienstlicher aus, als wenn er, zu einer andern Zeit, „mit der strengsten Anhänglichkeit an das Ceremoniel einer „vorgeschriebenen Liturgie, vielleicht gedankenlos, da gesessen „hätte.“ Die Dorfkirche gab dem Vf. Gelegenheit zu dieser Reflexion. Wir können auch gottesdienstliche Gebäude besser geehrt werden, als entweder durch Entschließungen zu guten Thaten, oder durch Ausübung derselben?

Nun folgen illuminirte Figuren von einem Kosaken, von einem schwarzen Husaren, oder sogenannten Todtenkopf, von einem Kroaten und von einem Bergschotten, mit ange-

nehmen historischen Erläuterungen. Bey der Abbildung des Kroaten aber, der in ungarischer Tracht mit einer hohen Filzmütze vorgestellt ist, müssen wir erinnern, daß seit der vom G. F. M. Losci eingeführten Veränderung der Oekonomie der östreichischen Armee, diese Kriegsvölker eben so, so wie die andere östereichische Infanterie kurze weiße deutsche Röcke und eben wie dieselben, lederne Caskette tragen. Nur blos durch die langen Beinkleider unterscheiden sie sich. Endlich die Bildnisse Friedrichs II., wobey uns Hr. Spener erlauben wird, nicht ganz seiner Meynung zu seyn, daß es das ähnlichste unter allen vorhandenen seyn, (wenn auch gleich der König nie keinem Mahler gesessen hat, so giebt es doch ähnlichere Bildnisse von ihm des General-Feldmarschalls Schwerin, und der Generale von der Cavallerie Seidlitz und Ziethen. Auch von den Generalen Daun und Laudon sind Bildnisse da, welche richtig getroffen seyn sollen. Herr Spener hat zu den Bildnissen der preußischen und österreichischen Heerführer kurze Lebensbeschreibungen hinzugefügt.

Dieser Kalender zeichnet sich vor allen seinen Brüdern durch Schönheit, Reichthum und wahre Nutzbarkeit aus.

Co.

Ludwig der heilige; König von Frankreich, 1ter und 2ter Theil. Frankfurt am Mayn, in der Andreäischen Buchhandlung, 1788. in 8. Seiten 262.

Wenn man das Leben dieses Regenten in der Absicht schreibt, um ein Gemälde seines Zeitalters darzustellen und seine persönliche Geschichte nur als die Platte betrachtet, worauf dieses Gemälde aufgetragen wird, so ist Ludwig allerdings ein Gegenstand, der der Wahl eines Geschichtschreibers würdig ist. Will sich der Biograph aber blos in dem Leben seines Helden beschränken, so wüßten wir Keinen, den wir weniger dazu wählen möchten. Wir finden zumal, so wie ihn der Verf. uns zeigt, auch keinen einzigen originellen großen Zug in seinem Charakter; selbst da wo einige Großmuth aufzufallen scheint, war alles Würkung des Fanatismus, der ihn so wie es das Glück wollte, bald zum Guten, bald

bald zum Bösen hinriß; nirgends erhebt er sich über sein Zeitalter, vielmehr er blieb sogar weit gegen sein dunkles Jahrhundert zurück; selbst Mönche und Geistliche mußten ihm oft die Lehren der gesunden Vernunft gegen die dümmste Schwärmerey predigen. Was auch einige Franzosen sagen mögen! er war nichts als ein starrsinniger Mönchskopf ohne Gefühl für Gattin, Kinder, Bruder, für sein Volk und für die Menschheit; seine Allmosen waren nicht mehr werth als seine Fasten, und die Anhänglichkeit an seiner Mutter Blanka, war in seinem spätern Alter puerilisch und ein Beweis seines eingeschränkten Verstandes. Seine Tapferkeit war nichts weiter als der ganz gewöhnliche Rittergeist, wenn er Religion zum Princip. hatte. Gebt jedem fanatischen Mönch Frankreichs Krone und Zepter, noch ein Ritterschwerdt dazu; im 13ten Jahrhundert wäre er ein Ludwig der heilige. Nur seine Gerechtigkeitsliebe (die doch immer sehr von der Leitung der Geistlichkeit abhing) hätte vielleicht seinem Charakter einigen Glanz geben können; allein diese erwähnt der V. nur sehr im Allgemeinen.

Wenn also der Leser sich schon nach dem Gegenstande der Biographie wenig Unterhaltung versprechen darf, so findet er sie noch weniger in der Ausführung. Für den Historiker ist hier nichts Neues zu erwarten; es ist aus lauter bekannten Quellen geschöpft; wir halten uns also lediglich an den Vortrag. Hiebey müssen wir erst erwähnen, daß die Geschichte in Paragraphen abgefaßt ist. Rec. hat nichts gegen den Vortrag in Paragraphen; er gesteht ihm gerne seinen Nutzen selbst in historischen Werken, in der (zumal compendiarischen) Geschichte eines Staats, wo gewisse Hauptbegebenheiten, die unter ihnen selbst so genau nicht in Verbindung stehen einzeln in Paragraphen herausgehoben werden, um eine Verwirrung der Ideen zu vermeiden; aber eine Biographie, worinn alle Begebenheiten in einander verschlungen sind, in 170 oft sehr kleinen Absätzen zerstückelt zu lesen, ist eben so unerträglich, wie ein Roman in Paragraphen seyn würde. Ausserdem bringt dies eine verschrobene kostbare Schreibart hervor, da der V. oft seinen Paragraph mit einer gewissen Rundung der Periode, mit einer Sentenz oder irgend einem Pathos zu schliessen sucht. Ueber diese Kostbarkeit des Stils, über die trivialen pragmatisch seyn sollende Bemerkungen, über die abgenutzten Sentenzen, über das fade Raisonnement, das oft mit

einer so wichtigen Miene hervorgebracht wird, hat Rec. insonderheit zu klagen und er klagt gerne laut darüber, weil er an mehreren neueren Schriften bemerkt, daß der Ton herrschend wird, vielleicht durch eine unglückliche Nachahmung eines bekannten historischen Schriftstellers, dessen Stil gewiß von der Muse der Geschichte nicht gebilligt werden kann und ganz von unsern großen Mustern der Alten abweicht, der aber durch sein tiefes Raisonnement, durch das Feuer seiner Declamation und durch seine, wenn gleich nicht historisch-ordentliche doch sehr lebhafte Darstellung uns jener Fehler vergessen läßt. In unserer ganzen schönen Literatur sind wir Deutsche bisher in keinem Fache so sehr zurück; als in dem Vortrag der Geschichte; kaum haben wir einige Geschichtschreiber, einen Schmid, Müller etc. die uns Hoffnung geben, auch dereinst einen Robertson, einen Gibbon zu bekommen und schon droht ein verderbter Geschmack einzubrechen, schon bewachsen unsre Gefilde mit Blumen, die nur Unkraut sind, und jene edle Keime zu ersticken drohn. Tausendmal lieber den Häberlin in seinem dürresten Skelet, als solche pragmatische Schönschreiber mit verschrobenen Gliedern und verzerrten Gesichtszügen.

Rec. muß wol einige Proben hersetzen. Gleich der Anfang lautet so:

Heilig gesprochen und dennoch gut, zuweilen auch groß — das war Ludwig der Neunte, König von Frankreich.

Eben diese Worte werden in dem nämlichen Paragraphen, nacher im 19ten. § und wer weiß noch an wie vielen Stellen wiederholt. Das soll nun wohl Pathos seyn.

S. 27 findet sich diese wohl angebrachte Declamation; Heilige Freundschaft! wie oft wird nicht dein Name gelästert! Niedrige Leidenschaft hüllt sich in dein ehrwürdiges Gewand; mit freundlichem Blicke naht sie sich dem Redlichen, der Theilnehmung sucht in Leid und Freude; unter lieblichen glattzungigen Geschwätze umschlingt sie ihn mit Rosen — und stößt ihm den Dolch ins Herz und wühlet mit dem Dolche im Herzen und sieht wie es sich verblutet mit Hohngelächter.

Dies heißt blühender Vortrag, historische Beredsamkeit. S. 145. Heil euch guten Menschen mit fühlenden Herzen, die ihr auch des leidenden Feindes euch erbarmt! Es ist Freude, wenn man euch mitten unter schauervollen Auftritten begeg-

begegnet, wie nach einer langen Wanderung in Wüsten Ruhe unter dem erquickenden Schatten eines Baum! —

Was soll der ganze §. 138 bedeuten: Hieres — dieser Name war mir sonst so gleichgültig, wie mancher andere, der in Ludwigs Geschichte vorkommt. Berenger machte mir ihn interessanter durch seine Beschreibung der Gegend von Hieres, als einer der schönsten in der Schöpfung. Seit kurzen ist er mir theuer geworden, so wie Tausenden meiner glücklichen Mitbürger. Uebrigens ist das Buch mit einigen Vignetten geziert, die gleichzeitige Münzen darstellen.

Ew.

The history of the decline and fall of the Roman Empire, by Edward Gibbon, Esqu. A new edition. Basil, printed for I. I. Tourneisen, 1787. 1788. Vol. I. XXII. u. 434 S. Vol. II. XV. u. 474 S. Vol. III. VIII. u. 403 S. Vol. IV. X. u. 426 S. Vol. V. X. u. 431 S. Vol. VI. VIII. u. 411 S. gr. 8.

Ein sehr sauberer Abdruck des bekannten und berühmten Gibbonschen Werks mit ebendenselben Lettern und auf gleiches Papier, wie die Oeuvres completes de Voltaire. Der Verf. hat die Idee, seine Geschichte bis auf die Eroberung von Constantinopel zu verfolgen. Diese sechs Oktavbände umfassen die Zeit von den Antoninen an bis auf den Untergang des abendländischen Reichs. Die zweyte Periode soll von Justinian bis auf Karl den Großen, und die dritte bis zum Untergang des morgenländischen Kaiserthums gehen.

Geschichte der Abnahme und des Falls des römischen Reichs, aus dem Englischen des Eduard Gibbon Esqu. übersetzt durch C. W. v. R. Erster Band. Magdeburg, bey dem Buchdrucker Joh. Valent. Hessenland, 1788. XXIV. u. 528 S. gr. 8.

Ob wir gleich diese Uebersetzung als richtig und lesbar im Ganzen genommen, empfehlen können, und dem Ueber-

setzer das Verdienst mancher überwundenen Schwierigkeit bey Gibbons gedrängtem Vortrage, einräumen müssen, unter welchen Umständen es doppelte Mühe erfoderte, Härte und Mißklang der Perioden zu vermeiden, so glauben wir doch, daß, ohne Verletzung der nöthigen Treue im Uebersetzen, unzählige Stellen mehr Geschmeidigkeit hätten erhalten und eine Menge Sprachfehler in Worten, Redensarten und Verbindungen hätte vermieden werden können, wenn der Deutsche dem Engelländer nicht zu wörtlich gefolgt wäre. Wir wollen das von Beyspiele aus den ersten Kapiteln hersetzen. Kap. 1. S. 2. **freye Constitution.** Dieses Wort, wenn es ein Adjektiv bey sich hat, wird besser im physischen Sinne gebraucht. Warum nicht lieber **Freystaat**? Ebendaselbst: **thätiger Wetteifer** der Consuln. — Wäre hier nicht **Wetteifer** genug gewesen. Zwar steht im Englischen active emulation; aber das letzte Wort umfaßte auch weniger als jenes deutsche. Ebendas. **durch Temperament und Lage zum Frieden geneigt.** — Man sagt: **aus** Temperament zum Frieden geneigt. Da man aber nicht, **aus** Lage zum Frieden geneigt — sagen kann; so mußte beydes eine Präposition und ein Particip gewählt werden, die zusammenpaßten: z. B. **durch Temperament und Lage zum Frieden gestimmt.** S. 3. **vom Glück der Waffen weit weniger zu hoffen als zu fürchten hatte.** — Wie kann man vom Glück der Waffen etwas zu fürchten haben? Im Englischen steht chance, welches zwar Glück, aber auch Schicksal heißt. Ebendas. **bey fortgesetzten entfernten Kriegen** — ist zweydeutig und kann auf Zeit und Ort gehen. Besser wäre: **Kriegen in der Ferne.** Ebendas. **verdienten Kaum des Aufwands und der Mühe** — statt den Aufwand, die Mühe. S. 4. (eines Barbarengeschlechts) **welches das Leben von Freyheit getrennt, verachtete,** sclavisch treu. Warum nicht lieber: **ein Leben ohne Freyheit?** Ebendas. **das mäßige System** — zu unbestimmt. Besser: **das System der Mäßigung,** oder **das gemäßigtere Regierungssystem, mäßig** hat allzuvielerley Bedeutungen. S. 5. **an diesem einzigen Umstand** (in this single instance) **liessen sich die Nachfolger Cäsars und Augusts bereden, lieber dem Beyspiel des erstern, als der Vorschrift des leztern zu folgen.** Undeutsch und verworfen. Soll heissen: hier war der

der einzige Fall, wo die Nachfolger Cäsars und Augusts ihre guten Ursachen zu haben glaubten, lieber dem Beyspiel u. s. w. Ebendas. nach einem Kriege, unternommen von dem dummsten, fortgesezt von dem lüderlichsten — aller Kaiser — dumm und lüderlich sind Ausdrücke, die sich zwar im gemeinen Gespräch, um Domestiken zu bezeichnen, sagen lassen, aber in die Charakteristik von Regenten nicht passen, wenn sie auch mit jenen von gleichem Schlage wären. Wir hätten lieber stupid und ausschweifend oder so etwas, dafür gesezt. Das Beywort lüderlich kömmt öfter in dieser Uebersetzung vor. Dergleichen Ausdrücke sind unter der Würde des historischen Stils. S. 16. diese Bewegungsgründe, die ihre Kraft vom Einbildungsvermögen erhielten, wurden durch Furcht und Hoffnung noch mehr verstärkt. — Einbildungsvermögen — ein abentheuerliches Wort. Könnt' es denn nicht heissen: diese Beweggründe die von der Einbildung (oder Einbildungskraft) ihre Stärke erhielten, gewannen deren noch mehr durch die Furcht und Hoffnung — denn im Original steht: These motives, which derived their strength from the imagination, were enforced by fears and hopes &c. S. 35. Rhätien, welches bald den Namen der Vindelizier vertilgte — soll heissen: Rhätien, dessen Name bald den Namen Vindelizier verschlang. — S. 42. die Zweige des Berges Atlas — richtiger: die Arme oder Ketten — S. 43. Die ausliegenden (*outlying*) Länder — ist gar kein Deutsch. Warum nicht: die auswärtigen Länder, oder das Ausland? Zweytes Kapitel, zu Anfang: Schnelle. Besser Schnelligkeit. Der Beherrscher der rußischen Wüsten — sollte heissen: die Beherrscherin, oder wenn es lieber auf die Regenten aller Zeiten gehen soll: ein Beherrscher. S. 62. Gesittung für Cultur. S. 73. Der billige Nerva der damals den Thron füllte — Billig ein zu kalter Ausdruck; den Thron füllen, zu fremd und affektirt. S. 87. Die Hungersnöthe. — Der Uebersetzer hätte bedenken sollen, daß der Plural von Noth blos einen Ablativ hat. S. 95. Zehnhundertjährig!! das ist zu arg. S. 110. Die Gewalten. Gewalt hat bis diese Stunde noch keinen Plural. Auch finden wir hier und da Seiten statt Flanken. Warum einen durchaus gewöhnlichen

lichen Ausdruck vermeiden, und Dunkelheit verursachen? Ingleichen das **Mittelmeer**, statt **mittelländische Meer**, u. s. w. Der Raum dieser Bibliothek verstattet uns nicht, mehrere Undeutschheiten anzumerken. Sonderbar finden wir auch, daß bey angeführten Gelehrten in den Noten das Engl. Mr. oder M. beybehalten ist, wobey man oft einen Vornamen sich denkt. Und nun Beyspiele von unrichtiger oder unbequemer Dolmetschung, obzwar diese seltner sind. S. 1. the most civilised portion of mankind, **der schönste Theil des Menschengeschlechts**, statt der verfeinerte oder feinere Theil. S. 2. **Die Tugenden und Fähigkeiten eines Nerva, Trajans** rc. **Fähigkeiten** ist viel zu schwach abilities auszudrücken. Ebendas. das wichtigste (der Begebenheiten) **in verbundener Ordnung darstellen** — eine unbequeme Redensart für das to deduce. S. 33. Der mittlere Theil der Halbinsel (Italien) **die jetzt** Toscana und den Kirchenstaat macht — sollte heissen, **der jetzt** — macht. S. 79. **Der Geist der Gesittheit** — the spirit of improvement — muß **der Geist der Verbesserung** oder **Vervollkommnung** heissen. In der 17ten Note zum 9ten Kapitel werden des Hrn. von Pauw recherches sur les Americains, ein **seltnes Werk** genannt, da im Englischen curious steht, welches vielmehr ein Buch voll neuer Ideen, ein lesenswürdiges Buch heissen soll. Hier hätte auch, so wie an mehreren Orten dieser Uebersetzung eine kleine berichtigende Anmerkung beygebracht werden können. Herr von Pauw ist ein deutscher Domherr, aber in Amsterdam gebohren. Wir führen nur diese wenige Beyspiele unrichtiger Dolmetschung als einen Beweis der Aufmerksamkeit an, mit welcher wir die Uebersetzung gelesen haben. Noch können wir nicht umhin, etwas mehr Gleichförmigkeit in der Rechtschreibung des Uebersetzers zu wünschen, und bey dieser Gelegenheit einen Gallo-Anglicismus zu rügen, der nicht allein in Uebersetzungen, sondern auch in französirenden deutschen Originalschriften überhand nimmt, und völlig wider den Genius unsrer Sprache ist; nämlich das Pronomen Jener, Jene, Jenes an die Stelle eines zu wiederholenden Substantivs zu setzen. Z. B. **an den Ufern der Themse, so wie an Jenen des Nils.** Es ist dies doch so leicht zu vermeiden.

Tu.

11) Gelehrten-Geschichte.

Denkmal der Freundschaft bey dem Grabe des seligen Herrn Christian Heinrich Seidels, Diakonus an der Hauptpfarrkirche St. Sebalds zu Nürnberg; errichtet von Joh. Paul Sattler, Professor am Gymnasio Egydiano. Nürnberg, bey Christoph Grattenauer, 1788. 4. 28 S. (Mit dem Bildnisse des Verstorbenen, von K. Kessel gezeichnet, und C. W. Bock gestochen.)

Das Leben und der Charakter eines Mannes, wie der rechtschaffene und verdienstvolle Seidel war, ist ein würdiger Gegenstand der öffentlichen Bekanntmachung, und ist auch in sehr gute Hände gerathen. Man kann es Hrn. Sattler zwar wohl glauben, daß es ihm viel gekostet habe, seinem Freunde dieses Denkmal zu stiften, denn es muß allerdings den Schmerz über seinen Verlust vermehrt und die Wunden seines Herzens erweitert haben: aber er hat ein gutes Werk damit verrichtet, weil es ungemein unterrichtend, ermunternd und stärkend ist, die Lebensgeschichte würdiger Männer zu lesen, und dadurch ihre Wirksamkeit mehr ausgebreitet und gleichsam verewiget wird.

Obgleich der selige Seidel nur 44 Jahre alt geworden, denn er ist 1743 gebohren, und 1787 gestorben, so ist doch sein Leben an guten und nützlichen Thaten sehr reich gewesen. Den ersten Unterricht hat er von seinem Vater, einem Prediger im Sulzbachischen, und die erste Bildung des guten Geschmacks von einer geistreichen Frau, seiner Tante, „welche „schon in der Mitte dieses Jahrhunderts den Meßias von „Klopstock las, schätzte und verstand" erhalten. Nachher ward er auf die damals schlecht bestellte Schule in Sulzbach gebracht. Aber sein guter Kopf arbeitete sich doch hindurch, und fand etwas bessere Gelegenheit auf einem Gymnasium in Regensburg, wo der Selige doch einen gewissen bereits verstorbenen Mayer gefunden hat, der von dem alten Schulmechanismus entfernt war, die Urtheilskraft seiner Schüler schärfte, und

und sie zur Ordnung und Richtigkeit im Denken gewöhnte. Von da begab er sich auf die Universität zu Altdorf, wo der Verfasser seine Bekanntschaft gemacht und mit ihm eine immerwährende Freundschaft errichtet hat. Es ist sehr angenehm, hier die Beschreibung ihrer gemeinschaftlichen Studien und Unterhaltungen zu lesen, und es wäre zu wünschen, daß der Verfasser in der Schilderung der Beschäftigungen junger Leute in den zunächst darauf folgenden Zeiten weniger recht hätte. Denn es ist leider nur zu wahr, daß in der Folge bey vielen Jünglingen „die Neigung zur schönen Literatur in fade Schöngeisterey, müßiggängerische Lesewuth, schwärmerische Empfindeley und einen unheilbaren Ekel an ernsthaften Studien und männlichen Beschäftigungen ausgeartet ist.“ Im Jahr 1765 gieng Seidel nach Arbon am Bodensee als Informator in ein adeliches Haus, wo er Gelegenheit fand, kleine Reisen nach schönen helvetischen und schwäbischen Gegenden und die Bekanntschaft berühmter schweizerischer Gelehrten zu machen. 1769 kam er in eben derselben Qualität nach Memmingen, und 1771 ward er zum Prediger in dem Dorfe Etzelwang im Sulzbachischen erwählt. Hier heyrathete er eine Nichte des sel. Inspektors Lange in Laublingen, „deren hinterlassene Schriften, aus Gedichten und prosaischen Aufsätzen bestehend, im künftigen Jahr im Druck erscheinen werden,“ mit welcher er blos durch Briefwechsel bekannt geworden ist, aber eine sehr glückliche, jedoch nur sehr kurze, Ehe geführt hat, indem sie im zweyten Wochenbette gestorben ist. 1780 ward er zum Diakonat an der St. Sebaldskirche in Nürnberg berufen, wo er zum zweytenmale heyrathete. Auch diese Ehe war für ihn glücklich, und der Verf. schildert seine nunmehrige Witwe als eine sehr schätzenswerthe Gattin. Seidel hat aus beyden Ehen vier Söhne hinterlassen. Er war in Nürnberg ein ungemein beliebter Prediger, und daher von seiner Gemeine um so mehr bedauert, da er ihr so frühzeitig entrissen worden. Der Verf. hat den Statum morbi aus der Feder des Hrn. D. Witwer eingerückt, worinn es heißt: „die Krankheit begann im März 1786, nachdem gehäufte Arbeiten, „und der bekannte heftige Streit, in welchen er verwickelt wurde, seine Lebenskräfte auf mannichfaltige Art „erschüttert hatten ꝛc.“ Am Ende sagt der Verfasser noch: „Hier könnte ich noch von einer Sache reden, die — doch besser, ich lasse den Vorhang fallen.“ Vielleicht wäre

es

es doch besser gewesen, wenn er von dieser Sache geredet hätte, denn wahrscheinlich betrift sie den „heftigen Streit," welchen Hr. D. Witwer in der Krankheitsgeschichte berührt. Indessen mag der Verfasser seine besondere Ursachen haben, warum er davon schweigt.

Nachdem nämlich das berüchtigte dreykornsche Buch über die katholische Messe erschienen war, und einige Recensenten, die es nicht recht mochten gelesen haben, und nach der vorgesteckten Larve des Verf. glaubten, es sey von einem katholischen Schriftsteller, der blos für seine Glaubensgenossen schrieb, es günstig angezeigt hatten, so erschien in der Nürnberger gelehrten Zeitung eine ausführlichere und genauere Anzeige desselben, worinn dies Buch über die Messe so, wie es seyn mußte, beurtheilt ward. Sein Verf., darüber aufgebracht, beschuldigte den sel. Seidel, daß die Anzeige von ihm herrühre, und erregte ihm manche bittere Kränkung. Die Sache kam öffentlich zur Klage, und der gute, wahrheitsliebende Seidel, dessen Gesundheitsumstände ohnehin schon zerrüttet waren, erlag unter den Heftigkeiten und Beleidigungen eines Gegners, der um so erbitterter war, je mehr er sich durch die anonyme Herausgabe eines dem Geiste des Protestantismus so ganz widersprechenden Buchs in den allgemeinen Verdacht unlauterer Absichten gesetzt sah. So hat also dieses Buch unter andern nachtheiligen Wirkungen auch diese gehabt, daß es der Tod eines würdigen und allen Rechtschaffenen so theuren Mannes beschleunigt hat!

Bim.

---

12) Philologie, Alterthümer.

Dialogus de Oratoribus sive de caussis corruptae eloquentiae vulgo Tacito inscriptus. Denuo recensuit, varietatem lectionis, et conjecturas eruditorum adjecit, adnotatione selecta aliorum et sua illustravit Io. Henr. Aug. Schulze,

Schulze, Scholae Osterodanae Rector. Lipsiae sumtibus Casp. Fritschii, 1788. gr. 8. 15 Bog.

Von den Ursachen des Verfalls der römischen Beredsamkeit. Ein Gespräch aus dem Lateinischen übersetzt, und mit kritischen und historischen Anmerkungen und Erläuterungen begleitet von Joh. Jac. Heinr. Nast, der griechischen und römischen Litteratur, wie auch der Beredsamkeit öffentlichen Lehrer an der Karls hohen Schule zu Stuttgart. Halle, bey Joh. Jac. Gebauer, 1787. gr. 8. 19 Bogen.

Wir verbinden die Anzeige dieser beyden Schriften um desto lieber, weil ihr Werth durch Vergleichung sich am leichtesten und deutlichsten bestimmen läßt. Erfreulich ist dem Liebhaber zu sehn, daß die Wahl von zweyen Lehrern auf eine Schrift zu gleicher Zeit fiel, die in jeder Rücksicht fleißig studirt zu werden verdient, und in ihrer Art die einzige aus dem Alterthume dem Inhalte nach sowohl als in Ansehung des Ausdruckes ist. Keiner von beyden Gelehrten wußte von des andern Vorhaben, daher haben beyde Schriften ihre eignen Vorzüge, welche wir nach angestellter Vergleichung ohngefähr also angeben würden. Die lateinische Ausgabe hat den Vorzug einer vollständigen Sammlung von Lesarten und Anmerkungen aller vorhergegangenen Ausleger, woraus der Text an manchen Stellen berichtiget worden ist, oder zum Theil noch verbessert werden kann. Alle diese Lesarten und Anmerkungen beurtheilt der Herausgeber, erklärt die Gedanken, und liefert von den angeführten Schriftstellern viele gesammlete Notizen. Zwar hat er die wenigsten alten Ausgaben vergleichen können; aber doch sind aus einigen neuern manche gute Lesarten, und die Verbesserungen der alten Kritiker vollständiger als in der Zweybrücker Ausgabe beygebracht worden. Ueber den Verfasser hat er in einem Vorberichte die verschiedenen Meynungen, nebst ihren Gründen und den gewöhnlichen Einwürfen dargegen beygebracht, ohne selbst etwas zu bestimmen. In der Vorrede giebt er selbst die Haupt-

stellen an, wo er den Text theils nach fremden, theils nach eignen Muthmaßungen verbessert zu haben meynt; und diese Stellen wollen wir eben zur Probe durchgehn, und in beyden Schriften vergleichen. Der deutsche Uebersetzer scheint uns ein Mann von feinern und richtigern Geschmack zu seyn, der mit der ganzen römischen Verfassung und der Litteraturgeschichte der Römer wohl bekannt ist, und seine Leser, wo es nöthig ist, von allen dahin einschlagenden Punkten wohl unterrichtet. Seine Uebersetzung haben wir mit Vergnügen gelesen, sie ist edel, nicht peinlich treu; doch aber scheint uns der Ausdruck nicht überall das Geschmeidige und Feine des Originals zu haben. Hätte er zuvor den Text mehr kritisch studirt und mehrere Ausgaben verglichen, so würde ihn sein sonst ziemlich richtiges kritisches Gefühl auf manche beßre Lesarten aufmerksam gemacht haben, die er so nicht kennen lernte. Er meynt den Verfasser des Gesprächs entdeckt zu haben, und schreibt es dem jüngern Plinius zu. Seine Gründe sind die große Aehnlichkeit des Ausdrucks und der Manier in dem Gespräche mit den Briefen des Plinius. Zweytens, war der Inhalt des Dialogs gerade die Lieblingsmaterie des Plinius, auf welche er in seinen Briefen immer zu reden kommt. Drittens, passen alle chronologischen Data des Dialogs ganz ungezwungen auf Pl. allein. Endlich soll die Zuschrift an seinen Freund Fabius Justus diese Vermuthung bestärken. Sinnreich ist der Gedanke allerdings, aber so sehr hat der Verfasser uns von der Wahrheit desselben doch nicht überzeugt, als sich selbst. Doch wir lassen andern gern ihr eignes Urtheil hierüber, und schreiten nun zur Vergleichung fort.

Kap. 10. Quando enim rarissimarum recitationum fama in totam urbem penetrat? erklärt der Uebersetzer ganz eigentlich, der lateinische Ausleger aber sagt: quas beatissimus eventus prosequitur, et quae adeo in tanta recitationum frequentia sunt rarissimae. Das, was wir aus dem Plinius wissen, scheint für die letztere Meynung zu seyn; Vorlesungen wurden häufig gehalten. Sonus heroici carminis scheint durch Fülle des heroischen Gesanges nicht ganz erschöpft zu werden; wir würden das volltönende sagen. Der lateinische Ausleger übergeht den Ausdruck. Quod cum natura tua in ipsam arcem eloquentiae ferat, errare mavis, et summa adeptus, in levioribus subsistis. Daß du, den sein Genie dem Heiligthum der

Beredsamkeit entgegen trägt, lieber in der Irre gehn, und in einer niedrigen Sphäre weilen willst, da du den Gipfel bereits erstiegen hast. So der Uebersetzer. Der lateinische Ausleger erklärt arcem eloquentiae durch summum fastigium, summa laus eloquentiae. Beyde ganz unrecht. Eloquentia drückt überhaupt alle redende Künste aus; so steht in demselben Kapitel, nachdem alle Dichtungsarten genannt worden waren: et quamcunque aliam speciem eloquentia habet; wo der deutsche Uebersetzer den Sinn recht gefaßt hat. Eben so heißt hier die Rednerkunst (Oratoria) die höchste Stufe der redenden Künste. Bey dem Worte errare werden alle Vermuthungen der Kritiker angebracht und eine neue Verbesserung vorgeschlagen repere. Aber alle diese Versuche verderben nur den Text, welcher sagt: dich führt dein Genie auf dem geraden Wege zu der höchsten Stafel der redenden Künste; aber du willst lieber von diesem Wege abweichen, und da du sonst den Gipfel erreichen könntest, lieber unten verweilen. Da der deutsche Uebersetzer einen Theil der Metapher vom Wege zernichtete, (durch den Ausdruck entgegen tragen) so verstellte er auch nothwendig den andern im Nachsatze, wenn er in der Irre gehn sagt. Aus dieser Metapher ergiebt sich auch die Nothwendigkeit der Verbesserung des Acidalius adepturus, welche der Ausleger nur schlechtweg anführt. Am Ende hat er in den Worten: in quibus expressis si quando necesse sit, pro periclitante amico potentiorum aures offendere, et probata sit fides, et libertas excusata. das einzelne expressis als eine Glosse ausgelassen, wie Heumann anrieth. Freylich läßt sich das Wort, so wie es steht, nicht erklären; aber sicherer war doch das Mittel, welches Lipsius vorschlug, zu lesen in quibus expressit si quando necessitas pro pericl. So übersetzt es auch Hr. Nast.

Kap. 13. Quod, cum quotidie aliquid rogentur, hi, quibus praestant, indignantur? quod alligati cum adulatione nec imperantibus vnquam satis servi videntur, nec nobis satis liberi? Das ungewöhnliche in den Worten adligati cum adulatione hat Hr. S. nebst andern bemerkt, und neue Vorschläge zur Verbesserung gethan; ferner die Worte hi, quibus praestant, indignantur erklärt er mit andern so: quibus operam suam navant, quibus praestant officium. Nam gravis est liberis hominibus

ipsa beneficiorum potentia, ut ait *Florus* IV. 2. Der deutsche Uebersetzer folgt der gewöhnlichen Auslegung und sagt: daß durch jedes Gesuch, womit sie täglich angelaufen werden, die Eifersucht ihrer Nebenbuhler, der Günstlinge vom zweyten Range, gereizt wird? Aber beyde Erklärungen scheinen uns den Sinn und die Stärke des Originals zu verfehlen, welche das Elend von dem geschäftigen Redner- oder Advokatenleben schildert. Wir ziehn mit Schelius und Schulting die kleine Aenderung in der Lesart, his, vor, und erklären die Stelle so: besteht das beneidenswürdige ihres Glücks darinne, daß sie, wenn sie täglich um ihren Rath und Beystand angesprochen werden, selbst auf die, denen sie ihren Beystand zusagen und gewähren, unwillig werden müssen? Die Ursache des Unwillens liegt in den Worten cum quotidie aliquid rogentur, welche keinen schicklichen Grund zur Eifersucht der Nebenbuhler abgeben können; und zur zweyten Erklärung des lateinischen Auslegers passen sie gar nicht. Nach dieser Schilderung schliesset Maternus: nec insanum ultra et lubricum forum famamque pallentem ac trepidus experiar. Hier war es genug mit Ernesti ac wegzustreichen; aber Hr. S. hat gesetzt: forum pallens ac trepidus experiar. In der Note gesteht er zwar, daß fama pallens einen guten Sinn für sich haben könne; aber hier sey nicht vom Ruhme die Rede, und Maternus könne nicht sagen, er scheue sich vor den Versuchen Ruhm zu erlangen, da er dergleichen Versuche gemacht und Tragödien öffentlich abgelesen hatte. Das ist alles ganz richtig; aber Maternus unterscheidet den Ruhm des Dichters von dem, welcher auf dem Forum mit Gefahr erworben wird; diesen nennt er pallentem, und entsagt ihm. Es ist also gar kein Grund zu der großen Abänderung vorhanden! Die Worte am Ende: statuarque tumulo non moestus et atrox, sed hilaris et coronatus. hat der lateinische Uebersetzer von einer Bildsäule auf dem Grabe verstanden. Hr. Nast aber sagt: Freude bekränzt, nicht mit finsterm traurenden Blick, will ich in mein Grab hinuntersteigen. Beyde Erklärungen haben ihre Schwierigkeiten, die wir nicht zu heben wissen.

Kap. 20. Sive in suis aliquis arguta et brevi sententia effulsit, sive locus exquisito et poetico cultu enituit. Hier hat Hr. S. die Verbesserung von Muret und Acidalius: sive sensus aliquis et cet. aufgenommen,

der auch wir unsern ganzen Beyfall geben. Den Unterschied von sensus und sententia, welcher in dem Zeitalter des Originals aufgekommen war, ist hier gut bemerkt.

Kap. 21. lieset er: quique aliis in eodem valetudinario, haec ossa et hanc maciem probant nach Anleitung der gronovischen Verbesserung quosque alios — haec macies probant. Der Sinn bleibt immer derselbe, und ist deutlich; aber qui aliis — probant für approbant ist nicht einmal lateinisch.

Kap. 25. ne illi quidem parti sermones eius repugno, qua omnino fatetur plures formas dicendi etiam iisdem seculis, nedum diversis exstitisse. So hat Hr. S. drucken lassen, da die alten Ausgaben si quo minus fatetur haben, woraus die Zweybrücker quo minus fatear machten. Diese Verbesserung würde der Herausgeber angenommen haben, wenn nicht illi ein Beziehungswort erforderte, welches freylich in der vorgenommenen Verbesserung qua omnino angetroffen wird; aber zugleich giebt diese Verbesserung einen ganz widrigen Sinn. Denn Maternus, dem Messala hier antwortet, hatte nicht gestanden, sondern als einen Grundsatz und Erfahrung selbst angegeben, was Messala hier zwar zugesteht, aber in den daraus gezogenen Folgerungen einzuschränken sucht.

Kap. 26. heißt es von dem bittern Laßius Severus: quanquam in magna parte librorum suorum plus vis habeat quam sanguinis. Die deutsche Uebersetzung hat: doch verräth ein großer Theil seiner Schriften mehr eine brausende Hitze als ächtes Blut. Man fühlt sogleich, daß der Gegensatz verfehlt ist, vorzüglich wenn man den Charakter des Schriftstellers kennt, von dem die Rede ist, oder das nachfolgende lieset. Wir billigen daher die Verbesserung des Schurzfleisch plus pluris quam sanguinis, welche zugleich durch eine fortgesetzte Metapher die Stärke des Ausdrucks vermehrt. Nicht eigentliche Stärke, als mürrische Bitterkeit bezeichnete die Schriften und Reden des Laßius.

Kap. 37. Nescio an venerint in manus vestras haec vetera, quae et in antiquorum bibliothecis adhuc manent et cum maxime a Muciano contrahuntur ac jam undecim, vt opinor, Actorum libris et tribus Epistolarum composita et edita sunt. Hier hat die Zweybrücker Ausgabe Schurzfleischens Verbesserung antiquariorum

rum aufgenommen, so wie auch die deutsche Uebersetzung. Hr. S. sagt dargegen: nobis quidem vulgata non offundere tantas tenebras videtur, vt lucem ab hac correctione mutuemur. In der andern Note heißt es: scripta quae latent adhuc in bibliothecis eorum qui prioribus istis aut propinguis temporibus vixerunt. Aber unmöglich konnte damals noch ein Mann aus den Zeiten des Crossus und Pompejus leben; und waren gleich die Sammlungen aus den Bibliotheken älterer Römer an spätere Besitzer gekommen, so können doch diese Bibliotheken nicht bibliothecae antiquorum heissen. Also leidet unsrer Meynung nach antiquariorum keinen Zweifel! Am Ende heißt es noch: quo saepius eloquentia tanquam in acie, quoque plures et intulerit ictus et exceperit, quo major adversarius et quo acrior, qui cum pugnas sibi desumserit, tanto altior et excelsior et illis nobilitatus discriminibus in ore hominum agit, quorum ea natura est, vt secura nolint. Hier lautet die gemeine Lesart so: eo acrior qui pugnas; und die alte Handschrift des Lipsius hat: eo acrior per pugnas. Vor allen übrigen verdient die Verbesserung des Herausgebers allerdings den Vorzug. Die Uebersetzung lautet: je öfter sie gleichsam schon im Treffen gestanden, je mehr Stöße sie bereits empfangen und ausgetheilt hat, je größer und heftiger der Gegner ist, an dem sie im schweren Kampf ihre Kräfte versucht hat, desto mehr erhebt sie sich, und desto mehr kann sie, wenn sie sich einmal durch Wagstücke legitimirt hat, auf die Lobsprüche des Publikums zählen, dessen allgemeine Denkart so beschaffen ist, daß das Unsichere des Erfolgs seine Aufmerksamkeit spannt, das Sichere hingegen ihm Langeweile macht. Aus dieser Stelle wird man hinlänglich von der Manier der Uebersetzung urtheilen können; sie folgt hier der zweybrückischen Ausgabe. Das Wort legitimiren hätte wohl schicklicher in einer andern Stellung durch erprüfen ersetzt werden mögen. Noch müssen wir bemerken, daß Hr. S. sich ganz unrecht die Erfindung der Lesart: quo acrior qui cum pugnas zuschreibt; denn die zweybrücker Ausgabe hat ja deutlich quo major adversarius et acrior, qui cum pugnas. Allenfalls bleibt ihm et quo acrior statt et acrior übrig! Bey nobilitatus discriminibus wird zwar angemerkt, daß Heumann nobilitata vorschlug, weil eloquentia, nicht orator, vorhergeht;

geht; aber ohne ein Urtheil. Eben diese Ursache hatte Schel, welcher eloquentis statt eloquentiae vorschlug. Sicher ist auch eins von beyden richtig! Schon vor Heumann hatte man nobilitata verbessert, und diese Lesart nahmen auch die Zweybrücker auf.

Kap. 39. Frequenter probationibus et testibus silentium patronus indicit: vnus inter haec dicenti ac alter adsistit, et res veluti in solitudine agitur. Oratori autem clamore plausuque opus est Hier sagt die Uebersetzung: es geschieht auch sehr oft, daß der Richter, wenn er für die eine Parthie eingenommen ist, den Zeugen Stillschweigen auferlegt, und sich die Beweise nicht gehörig vortragen läßt. Beym Vortragen selbst sind nur etliche Personen gegenwärtig; kurz es geht bey der ganzen Handlung so still und düster zu, wie in einer Einöde. Ein Redner sollte aber vielmehr durch lauten Beyfall und Zuruf aufgemuntert werden. In der beygefügten Note wird patronus für judex erklärt, weil es eigentlich das Geschäfte des Richters gewesen sey, die Zeugen abzuhören, und sich die Beweise vortragen zu lassen. Sonach verkannte Hr. Nau die ganze gerichtliche Procedur der Römer. Nicht der Richter, sondern der Redner hörte seine und des Gegners Zeugen ab, und trug die Beweise vor. Besann er sich dann nicht auf die Interrogatio in Verrem, und auf die Stellen im Cicero, wo des Redners vorzügliche Geschicklichkeit, mit in dem Befragen der Zeugen gesetzt wird? Der lateinische Ausleger fand andre Schwierigkeiten. Er sagt: insolens prorsus locutio videtur. (Das wäre das wenigste!) Neque video, quomodo silentio hoc jubendo perturbari possit oratoris memoria et actionis cura. Daher meynt er, daß hier der Sinn sey, der Richter unterbreche den Redner, und lasse Zeugen abhören. Und nach dieser Meynung hat er dreist: silentium patrono indicitur drucken lassen. Aber gesetzt, der Richter hätte auf die Aussage und das Verhör der Zeugen gedrungen; so ist ja klar, daß nach der römischen Procedur dadurch der Redner nicht zum Schweigen gebracht worden, denn er verhörte selbst die Zeugen, und fuhr fort zu sprechen: also dadurch konnte er nicht unterbrochen und gestört werden! Doch hier ist gar nicht von Störung die Rede, wie man glaubt; sondern der Schriftsteller beklagt den Unterschied, der sich bey dem Verhören und Ausfragen der Zeugen

in alten und zu seinen Zeiten befand, und giebt zu verstehn, daß damals kaum etliche Personen im Gericht zurückblieben, und daß dadurch der Redner Feuer und Sporn zum Ruhm verlor, wenn er sich wie in einer Einöde von allen Zuhörern verlassen sah. Der Sinn ist also: so oft der Redner Stillschweigen gebietet, um die Zeugen abzuhören, so bleiben nur wenige bey ihm gegenwärtig bey diesem Geschäfte. Hätte man auf die Worte inter haec dicenti mehr geachtet, so konnte man den Sinn gewiß nicht verfehlen! Bey dem 37sten Kapitel, wo die Sammlung der alten Staatsverhandlungen und der Briefe von Pompejus Crassus und andern, welche Mucianus gemacht hatte, erwähnt wird, wünschte man freylich nähere Nachricht von diesem wichtigen Werke zu erhalten; aber diese ließ sich bey dem übrigen Stillschweigen der andern Schriftsteller nicht geben. Dafür liefert Hr. Nast eine Nachricht von dem Leben und Charakter des Mucianus, und beyläufig eine Untersuchung der Ursachen, warum die julische Familie der Cäsarn keine Verfügung wegen der Nachfolge in der Regierung gemacht hat. Diese weitläufige Stelle (von Seite 256 bis 277) zeigt allerdings eine schöne Anlage zu historischen Untersuchungen, Darstellung der großen Charaktere und Aufsuchung der Ursachen von wichtigen Begebenheiten; aber hier steht wohl die Untersuchung nicht an ihrem Orte, so wenig, als manche andre, die man jedoch mit Beyfall und Vergnügen liest. Zuletzt wollen wir noch bemerken, daß er in dem angeführten 37sten Kapitel die Worte a Muciano contrahuntur wohl unrecht übersetzt: in einen Auszug gebracht werden. Ganz recht hingegen erklärt es der lateinische Herausgeber durch Sammlen, wie contrahere copias, u. s. w.

Zo.

Olai Gerhardi Tychsen, interpretatio inscriptionis cuficae in marmorea templi Patriarchalis S. Petri cathedra, qua S. Apostolus Petrus Antiochiae sedisse traditur. Editio secunda emendatior. Rostochii ex officina libraria Koppiana, MDCCLXXXVIII. 2 Bog. nebst einem Kupfer.

Nachdem und vor ihm schon Joseph Assemani gaben vor, daß die Innschrift auf dem Petrusstuhl aus den Psalmen genommen sey: der Verf. hingegen behauptet, daß sie zum Theil aus Coran III. 199, zum Theil aus Coran XXIII. 118 geborgt worden. Unsern Augen ist sie (wir gestehen es) nach dem beygelegten Kupfer zu unleserlich, als daß wir über des Verf. Erklärung ein bestimmtes Urtheil wagen könnten.

Der Verf. möchte, der Innschrift halber, den Stuhl von den Mauern auf Sicilien ableiten, und ihn für einen mahomedanischen Richterstuhl halten. Das kann man sehr wohl gelten lassen, so wie es überhaupt rühmlich war, daß der Verf. sich um dieses Ueberbleibsel wie um die arabische Innschrift des kaiserlichen Mantels ehedem verdient gemacht hat. Aber der Schluß daraus ist doch fast zu naiv: Quod duo haec omnium praestantissima Maurorum Siculorum λειψανα, *Pallium imperiale* et *Cathedra*, ad exteros delata, et ad hunc usquae diem in illustri loco posita cultaque fuerint, *omen fati esse videtur*, praesignificantis tandem futurum, ut R. I. Imperator Caesar Augustus, qui hoc pallio a Muhammedanis confecto in coronationis acta circumdatur, Imperium Muhammedico-Constantinopolitanum cum Romano-Germanico conjungat, et Serenissima Respublica Veneta, recuperatis, quas Muhammedani ipsi eripuerunt, provinciis, ex hoc solo Regio novis suis subditis Muhammedanis jus dicat et mandata promulget.

Df.

Bibliothek der alten Literatur und Kunst. Mit ungedruckten Stücken aus der Escurialbibliothek und andern. Drittes Stück, Göttingen, bey Dietrich, 1788.

Die Herausgeber, welches nun seit diesem Stücke die Hn. Prof. Tychsen und Heeren sind, versprechen noch mehr als bisher, die alte Kunstgeschichte mit hineinzuziehen, und machen damit sogleich den Anfang. Unter den eignen Abhandlungen nämlich erstreckt sich die erste über ein altes

Re

Relief im Museum Vaticanum zu Rom. Ueber dieses Monument hatte Hr. Prof. Heeren schon während seines Aufenthaltes zu Rom einen lateinischen Aufsatz drucken lassen, der hier übersetzt und umgearbeitet erscheint. Das Relief selbst, davon eine Zeichnung schon mehrmals mitgetheilt war und auch hier beygefügt ist, findet sich auf einem marmornen Sarkophag in dem jetzigen Museum Pio-Clementinum. Winkelmann erklärte es in seinen monumentis ineditis von der aus Homers Odyssee bekannten Ermordung des Agamemnon und der Cassandra. Diese Erklärung befriedigte den Herausgeber nicht, und er findet darinn vielmehr zwey Scenen aus dem Leben des Orestes vorgestellt; erstlich, wie Orest nach der Ermordung seiner Mutter, der Clytemnestra, und des Aegisthus von den Furien ergriffen wird; zweytens, wie Orest auf dem Altar des Apollo zu Delphi, wo er als Supplex hingeflüchtetet war, von den Furien umringt, ihnen heimlich entflieht, während der Zeit daß Apollo ihn zu gefallen sie in einen tiefen Schlaf hatte fallen lassen.

Der zweite Aufsatz ist eine Fortsetzung der im ersten Stücke abgebrochenen Abhandlung des Hrn. Cludius von den Skolien der Griechen. Sie enthält das Skolion des Aristoteles auf den Hermeias, das vom Ariphron an die Göttin der Gesundheit, und das Lied eines Kriegers von Hybrias einem Cretensischen Dichter, alle drey im Original, mit erläuternden Anmerkungen und einer deutschen metrischen Uebersetzung begleitet. — III. Siebenkees Nachträge zur Beschreibung der Venetianischen Handschrift des Homer, welche Beschreibung gleichfalls im ersten Stücke vorkam. Unter andern giebt Hr. S. hier ein alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriftsteller, welche in den jener Handschrift beygefügten Scholien angeführt werden. Doch erstreckt sich dieses Verzeichniß nur über das erste Buch der Iliade. Desgleichen eine kurze Nachricht von den in der Handschrift befindlichen Gemälden.

Recens. sind Oppians Ausgabe von Belin de Ballu (am ausführlichsten); ferner Plutarch: de physicis philosophorum decretis, besorgt von Beck; Specimen emendationum in auctores veteres cum graecos tum latinos, von Jacobis; Avienus von Friesemann; Ammonius περὶ ὁμοίων καὶ διαφόρων λέξεων von Ammon; über

Malerey und Bildhauerarbeit in Rom, drey Theile, vom Hr. **von Ramdohr** (sehr umständlich); Pindari Carmina selecta von **Gedike**.

Die Rubrik von ineditis enthält diesesmal einen schätzbaren Beytrag zu dem Vorrathe der griechischen Reden, eine Rede des Jsäus in einer Erbschäftssache, welche in einer Handschrift der mediceischen Bibliothek zu Florenz aufgefunden wurde, und davon eine genommene Abschrift schon 1785 zu London bey Nichols im Drucke erschien. Sie beträgt hier 16 Seiten.

Bibliothek der alten Literatur und Kunst: Mit ungedruckten Stücken aus der Escurialbibliothek und andern. Viertes Stück. Göttingen, bey Dietrich, 1788.

I. J. Ch. Buhle über die Aechtheit der Metaphysik des Aristoteles: eine schätzbare Abhandlung, welche Rec. mit Vergnügen las, weil es ihn freuete, daß dadurch der Anfang gemacht wird, die schriftstellerischen Verdienste dieses so lange und so oft bald übertrieben verehrten bald übertrieben versäumten Vaters der systematischen Weltweisheit, kritisch zu berichtigen. Wenn auch bisher mit den Hülfsmitteln des neueren kritischen Geschmackes einige Dialogen des Plato bearbeitet wurden, so lag doch Aristoteles, im Ganzen genommen, so gut als in Vergessenheit. Freylich ziehen seine Werke nicht durch den blühenden Vortrag, nicht durch den Reichthum der Einbildungskraft an sich: sie schrecken auch wohl durch das Unbestimmte und Unberichtigte ihres so oft verdorbenen Textes ab. Allein sie waren lange Zeit die, nur oft mißgeleitete, Quelle philosophischer Systematik, und verdienen als ein ehrwürdiges Monument des griechischen Scharfsinnes geläutert und aufgeputzt zu werden. Es wäre zu wünschen, daß ein geübter Humanist, dem Hülfsmittel und Muse zu Gebote stehn, sein literärisches Leben und seinen Fleiß ganz dem Aristoteles widmete. Und vielleicht könnte Hr. Prof. Buhle diese Ehre verdienen. — Bekanntlich wird die Metaphysik des A. in den neueren Ausg. nach 14 Büchern geordnet, die aber nicht in derselben Ordnung folgen, wie man sie bey den ältern Auslegern, Uebersetzern

setzern und Editoren findet. Gegen die Authenticität des ganzen so betitelten Werkes hatte man schon lange Zweifel aufgeworfen. Kein Zeitgenosse oder Nachfolger des Aristoteles, kein Schriftsteller aus den nächsten drey Jahrhunderten nach ihm, auch Cicero nicht, erwähnt den gewöhnlichen Namen dieser Schrift. Selbst Diogenes von Laerte kennt sie nicht. Aristoteles selbst verweiset nirgends darauf, wie er sonst bey andern seiner Schriften häufig thut. Erst Nicolaus von Damascus führt sie unter dem heutigen Namen an, und klagt schon über Mangel an Zusammenhange und Ordnung. Und auch dieses Urtheil ist uns erst in einem Commentar des Arabers Averrhoes zu dieser Metaphysik aufbehalten. Plutarch erwähnt zwar ihren Namen im Leben Alexanders, scheint aber eine ganz andere Schrift darunter gemeynt zu haben. Gleichwohl folgt deswegen noch nicht, daß sie ganz unächt sey. Der Name kann neu seyn, und die Schrift alt und wenigstens in einigen ihrer Theile ächt. So macht es Hr. B. — und dies ist das Resultat der ganzen lesenswerthen Abhandlung — sehr wahrscheinlich, daß der ächte Theil dieser Bücher einerley sind mit den λόγοις ἐκ τῆς πρώτης φιλοσοφίας, auf die sich Aristoteles einigemal, besonders in den Auscult. physicis, als auf sein Werk beruft; daß das erste Buch der jetzt so betitelten Metaphysik unächt sey; daß das zweyte und dritte Buch gar nicht zu diesem Werke gehören, sondern entweder zu den Auscultationen, oder einem ganz andern Verfasser zukommen; daß das fünfte ein ganz für sich bestehendes Werk zur Erklärung philosophischer Kunstwörter sey; daß das eilfte die Arbeit eines spätern Compilator, und das zwölfte ein Bruchstück eines andern Werks sey; und daß folglich nur das vierte, sechste, siebende, achte, neunte, dreyzehnte und vierzehnte zu den wahren λόγοις ἐκ τῆς πρώτης φιλοσοφίας gehören, oder die eigentliche ächte Methaphysik des Aristot. ausmachen.

II. Ueber ein Fragment einer alten Marmortafel im Museo von Monsign. Borgia zu Velletri bey Rom, nebst Kupfertafel. Die darauf erhaltenen wenigen Nachrichten und Innschriften von verloren gegangenen Gedichten werden mit scharfsinnigem Fleiße erläutert und durch geschickte Muthmaßungen ergänzt. Wir übergehen die Anzeige der Recensionen. Als inedita sind angehängt 1) Ioannis Tzetzae Carminum Iliacorum initium. Ihm

ist vorangeschickt ein genaues Verzeichniß der sämmtlichen edirten sowohl als noch vorhandenen unedirten Schriften dieses schreibseligen Grammatikers. Unter die letztern gehören seine Iliaca, ein Gedicht in Hexametern, das den ganzen Umfang der Geschichte des trojanischen Krieges in sich begreift, und in antehomerica, homerica und posthomerica sich abtheilen läßt. Schirach gab sie, (Halle, 1770. 8.) aus einer Augsburger Handschrift heraus, die aber beträchtliche Lücken hat, und wo die posthomerica ganz fehlen. Dieses Fragment ist aus einer gleichfalls unvollständigen Wiener Handschrift abgeschrieben, und enthält die ersten 200 Verse dieses zusammengestoppelten Gedichtes. — 2) Emendationes in fragmenta Euripidis von Jacobs. — Rec. wünschet den Herausgebern fernere ähnliche gute Materialien zur Fortsetzung ihrer für alte Literatur und Kunst ersprießlichen Bibliothek, und hoffet nächstens das ausgehängte Schild von versprochnen ungedruckten Stücken **aus der Escurialbibliothek** besser beachtet zu sehen, weil er durchaus kein Freund von täuschenden und lockenden Schildern ist, und weil die Herausgeber ausserdem auch dergleichen nicht mehr nöthig hätten.

Rg.

Plutarchi Vitae parallelae Themistoclis et Camilli, Alexandri et Caesaris — ad optimas editiones expressae selectisque variorum notis illustratae — in usum Juvenum graecae linguae studiosorum curavit *Car. Henr. Joerdens.* Berolini ap. Vieweg, sen. 1788. gr. 8.

So einseitig auch oft Plutarch in seinem verglichenen Leben ist, und so unkritisch und partheyisch er oft verfährt, indem er alles nur in einem vortheilhaften schönen Lichte sieht, wenn er seinen Helden einmal auf eine hohe Zinne gestellt hat oder stellen will; so bleiben seine Biographien dennoch für die Geschichte und Staatskunde, für die Kunst der Charakterschilderung, für die Philosophie der Welt und des Lebens, und besonders für die Kenntniß des Privatlebens

und

es der großen Alten, und in mehrern andern
ein vortrefliches Werk; so, daß es eins der wün=
nurdigsten Stücke eines Philologen ist, daß der man=
iltige darinne liegende Stoff von den Gelehrten mehre=
lrt scharfsinnig entwickelt und bearbeitet würde. Eine
ietere Lektüre und Erklärung dieser Leben, besonders
sitäten, würde nach diesem Zwecke allmählig immer
mehr hinarbeiten; und Ausgaben einzelner, und
s aus der ganzen Zahl von allen vier und vierzigen
iung ausgewählter, Leben Plutarchs müssen uns daher
ien seyn. Wir sagten mit Vorbedacht: wir wünsch=
ausgebreitetere Lektüre derselben mit Jünglingen bei
auf Universitäten. Denn den Anfängern des
hen, ihre Lektüre zu empfehlen, würden wir um der=
doch fast anstehen, da Plutarchs Schreibart
irei, hart, ungleich, zu gekünstelt, und überhaupt
nr musterl t ist.

x r ene Herausgeber gestehet selbst, daß er wohl
ie 1 urdigere Leben des Plutarchs, wie z. B. das
des, Aemilius Paullus u. a. m. hätte ausheben
er habe aber gerade diese gewählt, weil sie nach der
lerhaften Ausgabe des Konrektors Baumann (Halle
. 12.), in mehreren Schulen schon eingeführt wären.
Text erscheint hier nach der Londner Ausgabe Bryans
Moyse du Soul, und nach der Leipziger Ausgabe
Reiske verbessert; jedoch so, daß des letztern oft un=
ge und zu kühne Muthmaßungen nur unter dem Texte
gt sind. Uebrigens sind dem Texte auch verschiedene
anderer, ingleichen Anmerkungen, meistens histori=
Inhalts, untergesetzt, welche aus den Auslegern, auch
Kinds, und Schirachs Uebersetzungen ausgewählt sind.
iese nur sehr sparsam ausgestreuet und folglich zur Auf=
des Textes weder in Ansehung der Sach: noch Wort=
v g zureichen; so würden wir sie doch lieber ganz
1 und nur die merkwürdigsten Lesarten beygefügt,
oafur ein erklärendes Wortregister angehängt haben;
wenn wir uns recht entsinnen, Baumann in seiner
vorgearbeitet hat. — Zu einiger Einleitung für den
ist die vorgedruckte, theils abgekürzte, theils etwas
irte, notitia litteraria aus Harles introductio in
gr. brauchbar. Der Druck des Griechischen ist
nett

nett und sauber, aber fast etwas zu klein. Das Werkchen ist dem verdienten Hrn. Ober C. Rath Gedike gewidmet.

Er.

Euripidis Hippolytus, e Recensione et cum notis Rich. Fr. Phil. *Brunck* – Praelectionum caussa curavit G. H. *Martini*. Lipsiae, ap. Sommer, 1788. 8.

Es war ein löblicher Gedanke des Hrn. R. **Martini**, den Lehrern, welche die deutsche studirende Jugend in die Geheimnisse der griechischen Musen einweihen, auch ein Stück zur Interpretation in ihren Lehrstunden, in die Hände zu liefern, welches durch die strengen Sentiments und Grundsätze der unerschütterlichen Unschuld eines griechischen Jünglings, wie Hippolyt ist, für die erste Lektüre so vortreflich ist. Den zu rauhen dort freylich an seiner Stelle angebrachten Unwillen, dieses harten Sittenrichters des schwächern Geschlechts, werden andere zärtlichere und gegen das schöne Geschlecht gerechtere Griechen, durch die sanfte Empfindlichkeit, welche sie für die Annehmlichkeiten des Weibes einflößen, zeitig genug modificiren und mildern. — Der Abdruck ist ganz wie der unter der Aufsicht des Hrn. M. vor sieben Jahren von der Hekuba veranstaltete, eingerichtet; nämlich so, daß auf den nach Brunks Ausgabe abgedruckten Text, die meist blos kritischen Noten eben dieses Gelehrten in einem Anhange folgen. — Recensent wird gewiß keiner der letzten seyn, der dieses Trauerspiel seinen Lehrlingen erläutert, da nun ein so wohlfeiler Abdruck desselben besorgt ist, dessen Mangel der Einführung dieses Dramas in Schulen bisher hinderlich seyn mußte. Denn die vortreflichen Ausgaben eben dieses Stücks von **Markland** (Oxfurt 1756. 4.), und von **Walkenaer** (Leyden 1768. 4.), sind bekanntlich zu diesem Behufe zu kostbar. Ueberhaupt wünschten wir gar sehr von allen einzelnen Stücken der griechischen Trauerspiel-Dichter ähnliche besondere Abdrücke, welches jetzt, da wir von allen dreyen Tragikern brauchbar bearbeitete Ausgaben haben, ein leichtes Unternehmen ist; damit nicht jeder, welcher dieses oder jenes Trauerspiel erklären hören will, sich den ganzen Dichter in einer theuern, oder, wenn er unbegütert ist, in einer elenden

wohl-

wohlfeilen Ausgabe anzuschaffen, genöthigt sey, wovon die Exemplare auch nicht einmal immer in gehöriger Anzahl zu haben sind.

Er.

Sophoclis Philoctetes e recensione Rich. Franc. Phil. *Brunck*, cum commentario perpetuo Joan.. Henr. Ju. *Köppen*. Pars prior; in Bibliopolio Brunswigensi. 1788. 8.

Die vorzügliche Vollkommenheit dieses Trauerspiels vor den übrigen erhaltenen Stücken des Sophokles auf der einen Seite, und auf der andern Seite der fehlerhäft gedruckte und accentlose Text der **Gedike**'schen Ausgabe desselben, veranlaßten Hn. **Köppen** zur Besorgung dieses richtigern Abdrucks jener Fabel aus der nach Gedike's Ausgabe erschienenen Brunkischen Rezension. — Ob es ausschließend das vollkommenste Stück des Sophokl. sey? Diese Untersuchung wäre hier nicht an ihrer Stelle; aber erinnern wollen wir doch, daß andere den **Oedipus den König** für das beste Trauerspiel des Sophokles gehalten haben. — In dem Texte sind die vom Hrn. Rath Gedike in Parenthesen beygefügten Erinnerungen dessen, was die handelnde Person im oder nach dem Sprechen thut, oder was sie bey Seite, zum Parterr, oder zu dieser und jener Person spricht u. s. w., sehr gut beybehalten und mit einigen wenigen vermehrt, gerade so, wie sie in neuern Dramen zur richtigen Aktion für den Schauspieler und zur bequemen Vorstellung für die Phantasie des Lesers pflegen angemerkt zu werden: welches nothwendige Erforderniß wir durchaus an Brunks Ausgabe vermissen. — Dem Texte sind die Brunkischen Noten untergesetzt, welche Rechenschaft von der veränderten Lesart geben; und angehängt ist eine Einleitung von dem Ursprung und Fortgang des griechischen Trauerspiels aus der **Wyttenbachischen** Rezension des Musgravischen Euripides in der Biblioth. critica Amstel Vol. I. Pa IV. So ausführlich als es der Gegenstand erfordert, und als ihn nun auch einige Andere behandelt haben, ist sie freylich nicht; sollte es an dem Orte, woher sie entlehnt ist, auch nicht seyn: indessen ist sie für die erste vorläufige Belehrung des Jünglings zweckmäßig und hinreichend;

chend; überdem auch in schönem Latein verfaßt. — Im Pars posterior wird uns Hr. K. einen commentarius perpetuus über dieses Trauerspiel des Soph. liefern, welchem er noch erst durch die Erklärung dieses Stücks in seinen Lehrstunden die gehörige Feile zu geben gedenkt. Daß er dadurch vieles gewinnen werde, ist wohl kein Zweifel; indessen würde er auch, gleich beygefügt, den Vortrag des Lehrers merklich abkürzen und noch nutzbarer machen, indem der Lehrer dann manches, als bekannt, voraussetzen und manches dem aus demselben vorbereiteten Lehrlinge nur wiederhohlungsweiße abfragen könnte. — Wir würden bey dem Texte oder doch in den Noten einige zur Verbesserung des Textes brauchbare Erinnerungen der Rezensionen in unsern gelehrten Zeitungen von der Gedike'schen und Brunkischen Ausgabe, als unbenutzt vermissen, wenn nicht beydes dem Zwecke nach unveränderter Abdruck aus Brunks Ausgabe seyn sollte; wir erwarten es daher im versprochenen Kommentar.

Er.

Fragmenta patrum Graecorum edidit et illustravit Fridericus Münter A. M. Fasciculus I. Hafniae 1788. sumtibus Christiani Gottlob Proftii, regiae universitatis Havniensis bibliopolae. Excudebat Johannes Fridericus Schultz, ejusd. universitatis typographus.

Eine Frucht der Reisen des Verf. nach Italien, der noch andere und vielleicht noch wichtigere folgen werden. Da so selten Anekdoten von großer Wichtigkeit gefunden werden: so muß eine jede, auch geringfügige Bereicherung des Schatzes der Gelehrsamkeit aus der alten Welt von den Liebhabern dieser Litteratur mit Dank angenommen werden. Der Verf. fand die meisten der hier bekannt gemachten Fragmente in der Corsinischen Bibliothek zu Rom, unter den Papieren eines ohnlängst verstorbenen Gelehrten, den er für Foggini, Aufseher der Vatikanischen Bibliothek hält, und der sie aus Vatikanischen Manuscripten abgeschrieben hatte. Mit den Manuscripten hat er die Abschrift nicht verglichen, weil der jetzige Aufseher dem Willen des Pabstes entgegen, die ihm an-

vertrauten Schätze sehr verborgen hält. I. Das Fragment des Papias, welches schon Grabe in Spicil. patrum P. II. p. 34 edirt hatte, wird aus Römischen und Venetianischen MSS. ergänzt. II. Fragmente des Irenäus aus seinem Werke adversus haereses, und auch vermuthlich aus seinen Homilien über die Bibel, worinn er sich als einen übertriebenen Verehrer der allegorischen Erklärungsart zeiget. Einige von diesen sind zum Theil schon von Massuet edirt. III. Ein Fragment aus des Eusebius Prophetischen Eklogen, einem Codex auf der kayserlichen Bibliothek zu Wien, worinn die Weissagungen des A. Test. zur Bestätigung der christlichen Religion gesammlet sind. Man ersiehet daraus, daß Eusebius 22 Bücher des A. T. zählte, und das Hohelied nicht davon ausschloß. IV. Wichtiger als die vorhergehenden, sind die Fragmente aus des Theodorus Mopsvestenus Widerlegung der gegen die Christen gerichteten Schriften des Kaysers Julian. Man siehet daraus, daß verschiedene Einwürfe der Neuern schon von den alten Gegnern des Christenthums vorgetragen sind, und daß die ältern Vertheidiger sich nicht auf die Inspiration der Evangelisten zu berufen pflegten, wenn sie den Knoten, den die Gegner schürzten, lösen wollten. Aus einem der hier abgedruckten Fragmente kann auch die Aechtheit der Erzählung von der Erscheinung eines Engels Luc. 22, 43. bewiesen werden. Die Fragmente sind insgesammt von dem Verfasser übersetzt und mit gelehrten Anmerkungen, die seine Einsichten in dem praktischen Studio beweisen, erläutert. Papier und Typen sind prachtvoll.

Cc.

---

13) Erziehungsschriften.

Untersuchung der Frage: ist es für Schulen vortheilhafter, beständige oder veränderliche Lehrer zu haben. Einladungsschrift zu einer Prüfung und Redeübung in dem Pädagogium der Realschule, von Andr. Jakob Hecker. Berlin, 1788. 30 S. in 8.

nett und sauber, aber fast etwas zu klein. Das Werkchen ist dem verdienten Hrn. Ober C. Rath Gedike gewidmet.

Er.

Euripidis Hippolytus, e Recensione et cum notis Rich. Fr. Phil. *Brunck* – Praelectionum caussa curavit G. H. *Martini*. Lipsiae, ap. Sommer, 1788. 8.

Es war ein löblicher Gedanke des Hrn. R. **Martini**, den Lehrern, welche die deutsche studirende Jugend in die Geheimnisse der griechischen Musen einweihen, auch ein Stück zur Interpretation in ihren Lehrstunden, in die Hände zu liefern, welches durch die strengen Sentiments und Grundsätze der unerschütterlichen Unschuld eines griechischen Jünglings, wie Hippolyt ist, für die erste Lektüre so vortreflich ist. Den zu rauhen dort freylich an seiner Stelle angebrachten Unwillen, dieses harten Sittenrichters des schwächern Geschlechts, werden andere zärtlichere und gegen das schöne Geschlecht gerechtere Griechen, durch die sanfte Empfindlichkeit, welche sie für die Annehmlichkeiten des Weibes einflößen, zeitig genug modificiren und mildern. — Der Abdruck ist ganz wie der unter der Aufsicht des Hrn. M. vor sieben Jahren von der Hekuba veranstaltete, eingerichtet; nämlich so, daß auf den nach Brunks Ausgabe abgedruckten Text, die meist blos kritischen Noten eben dieses Gelehrten in einem Anhange folgen. — Recensent wird gewiß keiner der letzten seyn, der dieses Trauerspiel seinen Lehrlingen erläutert, da nun ein so wohlfeiler Abdruck desselben besorgt ist, dessen Mangel der Einführung dieses Dramas in Schulen bisher hinderlich seyn mußte. Denn die vortreflichen Ausgaben eben dieses Stücks von **Markland** (Oxfurt 1756. 4.), und von **Walkenaer** (Leyden 1768. 4.), sind bekanntlich zu diesem Behufe zu kostbar. Ueberhaupt wünschten wir gar sehr von allen einzelnen Stücken der griechischen Trauerspiel-Dichter ähnliche besondere Abdrücke, welches jetzt, da wir von allen dreyen Tragikern brauchbar bearbeitete Ausgaben haben, ein leichtes Unternehmen ist; damit nicht jeder, welcher dieses oder jenes Trauerspiel erklären hören will, sich den ganzen Dichter in einer theuern, oder, wenn er unbegütert ist, in einer elenden

wohl-

wohlfeilen Ausgabe anzuschaffen, genöthigt sey, wovon die Exemplare auch nicht einmal immer in gehöriger Anzahl zu haben sind.

Er.

Sophoclis Philoctetes e recensione Rich. Franc. Phil. *Brunck*, cum commentario perpetuo Joan.. Henr. Ju. *Köppen*. Pars prior; in Bibliopolio Brunswigensi. 1788. 8.

Die vorzügliche Vollkommenheit dieses Trauerspiels vor den übrigen erhaltenen Stücken des Sophokles auf der einen Seite, und auf der andern Seite der fehlerhaft gedruckte und accentlose Text der **Gedike**'schen Ausgabe desselben, veranlaßten Hn. **Köppen** zur Besorgung dieses richtigern Abdrucks jener Fabel aus der nach Gedike's Ausgabe erschienenen Brunkischen Rezension. — Ob es ausschließend das vollkommenste Stück des Sophokl. sey? Diese Untersuchung wäre hier nicht an ihrer Stelle; aber erinnern wollen wir doch, daß andere den **Oedipus den König** für das beste Trauerspiel des Sophokles gehalten haben. — In dem Texte sind die vom Hrn. Rath Gedike in Parenthesen beygefügten Erinnerungen dessen, was die handelnde Person im oder nach dem Sprechen thut, oder was sie bey Seite, zum Parterr, oder zu dieser und jener Person spricht u. s. w., sehr gut beybehalten und mit einigen wenigen vermehrt, gerade so, wie sie in neuern Dramen zur richtigen Aktion für den Schauspieler und zur bequemen Vorstellung für die Phantasie des Lesers pflegen angemerkt zu werden: welches nothwendige Erforderniß wir durchaus an Brunks Ausgabe vermissen. — Dem Texte sind die Brunkischen Noten untergesetzt, welche Rechenschaft von der veränderten Lesart geben; und angehängt ist eine Einleitung von dem Ursprung und Fortgang des griechischen Trauerspiels aus der **Wyttenbachischen** Rezension des Musgravischen Euripides in der Biblioth. critica Amstel Vol. 1. Pa IV. So ausführlich als es der Gegenstand erfordert, und als ihn nun auch einige Andere behandelt haben, ist sie freylich nicht; sollte es an dem Orte, woher sie entlehnt ist, auch nicht seyn: indessen ist sie für die erste vorläufige Belehrung des Jünglings zweckmäßig und hinreichend;

chend; überdem auch in schönem Latein verfaßt. — Im Pars posterior wird uns Hr. K. einen commentarius perpetuus über dieses Trauerspiel des Soph. liefern, welchem er noch erst durch die Erklärung dieses Stücks in seinen Lehrstunden die gehörige Feile zu geben gedenkt. Daß er dadurch vieles gewinnen werde, ist wohl kein Zweifel; indessen würde er auch, gleich beygefügt, den Vortrag des Lehrers merklich abkürzen und noch nutzbarer machen, indem der Lehrer dann manches, als bekannt, voraussetzen und manches dem aus demselben vorbereiteten Lehrlinge nur wiederhohlungsweiße abfragen könnte. — Wir würden bey dem Texte oder doch in den Noten einige zur Verbesserung des Textes brauchbare Erinnerungen der Rezensionen in unsern gelehrten Zeitungen von der Gedike'schen und Brunkischen Ausgabe, als unbenutzt vermissen, wenn nicht beydes dem Zwecke nach unveränderter Abdruck aus Brunks Ausgabe seyn sollte; wir erwarten es daher im versprochenen Kommentar.

Er.

Fragmenta patrum Graecorum edidit et illustravit Fridericus Münter A. M. Fasciculus I. Hafniae 1788. sumtibus Christiani Gottlob Proftii, regiae universitatis Havniensis bibliopolae. Excudebat Johannes Fridericus Schultz, ejusd. universitatis typographus.

Eine Frucht der Reisen des Verf. nach Italien, der noch andere und vielleicht noch wichtigere folgen werden. Da so selten Anekdoten von großer Wichtigkeit gefunden werden: so muß eine jede, auch geringfügige Bereicherung des Schazzes der Gelehrsamkeit aus der alten Welt von den Liebhabern dieser Litteratur mit Dank angenommen werden. Der Verf. fand die meisten der hier bekannt gemachten Fragmente in der Corsinischen Bibliothek zu Rom, unter den Papieren eines ohnlängst verstorbenen Gelehrten, den er für Foggini, Aufseher der Vatikanischen Bibliothek hält, und der sie aus Vatikanischen Manuscripten abgeschrieben hatte. Mit den Manuscripten hat er die Abschrift nicht verglichen, weil der jetzige Aufseher dem Willen des Pabstes entgegen, die ihm an-

vertrau-

vertrauten Schätze sehr verborgen hält. I. Das Fragment des Papias, welches schon Grabe in Spicil. patrum P. II. p. 34 edirt hatte, wird aus Römischen und Venetianischen MSS. ergänzt. II. Fragmente des Irenäus aus seinem Werke adversus haereses, und auch vermuthlich aus seinen Homilien über die Bibel, worinn er sich als einen übertriebenen Verehrer der allegorischen Erklärungsart zeiget. Einige von diesen sind zum Theil schon von Massuet edirt. III. Ein Fragment aus des Eusebius Prophetischen Eklogen, einem Codex auf der kayserlichen Bibliothek zu Wien, worinn die Weissagungen des A. Test. zur Bestätigung der christlichen Religion gesammlet sind. Man ersiehet daraus, daß Eusebius 22 Bücher des A. T. zählte, und das Hohelied nicht davon ausschloß. IV. Wichtiger als die vorhergehenden, sind die Fragmente aus des Theodorus Mopsvestenus Widerlegung der gegen die Christen gerichteten Schriften des Kaysers Julian. Man siehet daraus, daß verschiedene Einwürfe der Neuern schon von den alten Gegnern des Christenthums vorgetragen sind, und daß die ältern Vertheidiger sich nicht auf die Inspiration der Evangelisten zu berufen pflegten, wenn sie den Knoten, den die Gegner schürzten, lösen wollten. Aus einem der hier abgedruckten Fragmente kann auch die Aechtheit der Erzählung von der Erscheinung eines Engels Luc. 22, 43. bewiesen werden. Die Fragmente sind insgesammt von dem Verfasser übersetzt und mit gelehrten Anmerkungen, die seine Einsichten in dem praktischen Studio beweisen, erläutert. Papier und Typen sind prachtvoll.

Cc.

---

13) Erziehungsschriften.

Untersuchung der Frage: ist es für Schulen vortheilhafter, beständige oder veränderliche Lehrer zu haben. Einladungsschrift zu einer Prüfung und Redeübung in dem Pädagogium der Realschule, von Andr. Jakob Hecker. Berlin, 1788. 30 S. in 8.

Zur Aufwerfung dieser Frage hatte dem Hr. Dir. Hecker eine gelegentliche Aeusserung des Hn. O. C. R. Büsching Anlaß gegeben. Letzterer sagte nämlich in einem Programm, „daß eine Schulanstalt, welche unbeständige Lehrer habe, „keine Meister in den Schuldisziplinen haben könne.“ Und Hr. H. will nun untersuchen, was B. in Einem Perioden (lies Einer Periode) „mit der sichtbarsten Theilnehmung „und mit einer ganz charakteristischen Leichtigkeit entscheiden „den könnte.“

Man kann nun schon errathen, daß der Streit hier mit einer gereizten Empfindlichkeit geführt wird, und daß Hn. H. Gründe alle darauf hinauslaufen, seiner Pädagogiums Einrichtung den Vorzug zuzuerkennen. Rec. der von Berlin ziemlich weit entfernt lebt, will hier sein unpartheiisches Privaturtheil darüber abgeben. Wie es in der Hitze des Streites zu gehen pflegt, man vergißt dabey oft, die eigentliche Frage genau zu bestimmen. Faßt man sie so — ob es für Schulen vortheilhaft sey, daß ihre Lehrer unveräusserlich seyn, daß sie Lebenslang, ohne Aussicht und Hoffnung anderweitiger Beförderung, ohne Ansehn und Ehre, ohne Gehaltsvermehrung, ohne Schutz und Aufmunterung von Seiten des Staates, auf ihrem Fleck, in ihrer Sphäre, allen ihren Wünschen zuwider bleiben müssen — faßt man die Frage so, nun so wird kein Vernünftiger sich einen Augenblick bedenken, sie zu verneinen. Und ist es bey den mehrsten Schulen, in den mehrsten Ländern so, — wie es denn im Ganzen genommen leider so ist — nun, so verdient es der Staat auch gar nicht, gute Schullehrer und gute Schulen zu haben; so sind alle Mängel der Schulen nicht Mängel der Schulen, sondern Mängel des Staates; der Zwecke will, ohne die Mittel zu wollen; so sollte man alle brauchbare und hoffnungsvolle Köpfe billig bey Zeiten warnen, sich nicht in die Schlingen des Schulamtes fangen zu lassen. — Und so hat offenbar Hr. Dir. H. die Frage gefaßt, um sie verneinen zu müssen.

Fragte man nun aber: ob es für Schulen vortheilhafter sey, nur (ausser einem Direktor) Candidaten, so wie sie von Akademien kommen, also Jünglinge als Lehrer oder Collaboratoren ad interim anzusetzen; sie mit einem so knappen Gehalte anzusetzen, daß sie die erste nur etwas einträglichere Versorgung vorziehen müssen; diese also alle zwey, drey bis fünf Jahr

Jahr zu wechseln: dann wird man die Frage wieder verneinen. Und so hat sie sich wahrscheinlich der Hr. O. C. R. Büsching gedacht. Man macht sich warlich einen viel zu niedrigen und unrichtigen Begriff, wenn man glaubt, Schule halten könne ein angehender Kandidat, ehe er etwas könne. Freylich ist das leider Gebrauch und Herkommen in der Welt, daß man solchen meistens (man vergesse nicht, meistens) selbst noch ungebildeten Jünglingen, so wie sie aus den akademischen Bänken herkommen, den Unterricht in den begüterten Familien höherer Stände überträgt. Und die Erfahrung besagt es, man dünkt sich nie weiser, als wenn man von der Universität kommt, und zehn Jahr später belacht man sich zuweilen selbst. Die ersten Jahre eines Schulamtes sind immer Lehrjahre, in denen man erst pädagogische und methodische Erfahrungen sammlen, seine eignen Kenntnisse erst berichtigen, erweitern und verarbeiten muß. Schlimm genug, wenn dann, wo Urtheilskraft, Einsicht und Erfahrung erst zu reifen beginnt, aus Mangel an äusserer Aufmunterung die Lust vergeht. Man sollte billig, die untauglichen anderswo anstellen, die tauglichen und vorzüglichen Lehrer aber alsdann in eine solche Lage durch Gehalt und bürgerliche Ehre setzen, daß sie durch Prediger: oder dergleichen Stellen gar nicht gebessert werden könnten, und nur dann, wenn sie es demohngeachtet wünschen sollten und müßten, sollten ihnen angemessene ehrenvolle Veränderungen nicht erschwert werden. Das ist nun in einem Lande, welches das Glück hat ein eignes Oberschulkollegium zu haben, eher zu hoffen, als in manchen andern Lande, wo die Lehrer blos als Dienstbauren von Abdera angesehen seyn sollen.

Wi.

---

14) Haushaltungskunst.

Landwirthschaftliches Magazin, von J. G. F. Mund, Pastor Prim. – in Goslar. Erstes Quartalstück. Leipzig, bey S. L. Crusius, 1788. in 8. 174 S.

Der Quartalschriften und Magazine und Monatsschriften giebt es eine Zeit her in der Oekonomie so viele, daß man ihnen Glück wünschen muß, wenn sie sich erhalten und hiezu Käufer genug finden. Wie weit es diesem Magazin gelingen werde, muß die Zeit lehren. Ihr Herausgeber, ein würdiger Oekonom, der bereits einige Preiße und Accessit gewonnen, wird sich alle Mühe geben, gute Sachen zu liefern. Nur wünschen wir, daß er nicht zu vielen Auszügen aus andern Schriften Platz geben möge, damit man doch nicht immer neu bezahlen muß, was man in andern Schriften schon gekauft hat. Wir wollen den Innhalt anzeigen, und dann den Lesern überlassen, ob ihnen die Materien behagen.

S. 1 — 20, über die Wucherblumen, (Chrysanthemum segetum) darüber auch das Leipziger Magazin der Naturkunde und Oekonomie 1786, 2tes Stück, schon einige Abhandlungen geliefert hat. S. 20 bis 28, von einer frühen Aussaat auf den Schnee. Nach der Schweitzer Art. S. 28 bis 48, kann feuchtes Heu sich bis zur Flamme entzünden? Eine schon oft abgehandelte Materie. S. 48 bis 66, über die blaue Milch der Kühe. Auf die Anfrage im handverischen Magazin, die Hr. Prof. Lichtenstein im braunschweigischen Magazin beantwortete. S. 66 bis 86, Witterungsgeschichte von den letzten Monaten 1786 und den ersten 1787. Für die, so ein Thermometer nach Reaumur, de l'Isle, Fahrenheit ꝛc. haben, und dieses nach Hallmanns nöthigem Unterrichte von Barometern mit des Verf. seinem vergleichen. S. 87 bis 98, über die Vermehrung der Obstbäume auf neue Art. Nutzbare Bemerkungen für Baumliebhaber. S. 98 bis 102, Schreiben an den

Her-

Herausgeber und Antwort. S. 103 bis 112, Arbeiten der Akademien und ökonomischen Gesellschaften. Von Hessen, Hanover, Berlin rc. nebst Anzeigen und Recensionen. S. 139 bis 169, vermischte Nachrichten und Anfragen.

Sw.

Joh. E. Götzen, Oekonomieverwalters, Anweisung zu vortheilhafter Anlegung der Baumschulen, Baumgärten und Küchengärten auf dem Lande, nebst zwo Abhandlungen vom Bau der Acacia und des Hopfens, 8. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 214 Seiten.

Es ist traurig, sagt der Verfasser gleich zu Anfang der Einleitung in diese Schrift, daß man in allen Gegenden, ja, in allen Dörfern beym Landmanne so elende Baum- und Küchengärten antrift, und wie wenig also die allermehreste Landleute ihren eigenen Nutzen kennen oder beobachten. Diese Klage wird fast in allen Gartenschriften wiederholet, ob sie gleich nicht so allgemein gehört werden sollte, da die Baum- und Obstcultur in vielen Provinzen Deutschlands und auch die Gemüßgärtnerey selbst in vielen Dörfern, sehr stark getrieben wird. Wenn die Gärtnerey noch in einigen Gegenden in dem traurigen Zustand gefunden wird, wie so manche darüber klagen: so müssen immer Local-Hindernisse zum Grunde liegen, und die Leute entweder schon an andere Nahrungsmittel zu sehr gewohnt seyn, daß sie diese mit den Gartengewächsen nicht vertauschen, und daher solche auch nicht anbauen wollen, oder sie sind zu weit von Städten und solchen Orten entfernt, wo sie ihre Gartenerzeugnisse absetzen können, und folglich von keinem Vortheil, den sie sich damit verschaffen könnten, zum Anbauen derselben angetrieben werden. Der Landmann aber unternimmt nichts neues, wovon er nicht einen sichern Vortheil vor sich siehet. Damit will Recensent die Bemühungen derer, welche die Landleute zur Gärtnerey überhaupt und insbesondere zur Cultur der Obstbäume aufmuntern, und ihnen die Vortheile dazu in Schriften bekannt machen, nicht für unnützlich erklären, wiewohl

mit Beyspielen eher bey ihnen etwas bewirkt werden wird, als mit Büchern, die sie nicht leicht lesen, weil sie nicht gerne Geld darauf wenden. Gemeiniglich sind auch dergleichen Bücher zu weitläuftig, und eben deswegen für die mehreste Landleute zu theuer, die nicht wohl einen Gulden für ein Buch anwenden können, welches der Fall von dieser Götzischen Anweisung seyn dürfte, ob sie gleich einen deutlichen und für den Landmann faßlichen Unterricht über die Baumzucht und Gärtnerey enthält.

Der Verfasser hat diese Anweisung in fünf Abschnitte, und diese wiederum in Kapitel eingetheilt. In dem ersten Abschnitt handelt er in zwey Kapiteln von der Wahl des Platzes zu einem Garten und einer Baumschule, von Verbesserung des Erdbodens und der Düngervermehrung, auch von dem Stecken der Obstkerne, von Verpflanzung der jungen Bäume aus der Saamen- in die Baumschule und deren Wartung. In dem zweyten Abschnitt wird im vierten Kapitel vom Okuliren, Pfropfen, Absaugen und Kopuliren der jungen Bäume, auch von der Verfertigung des Baumwachses Unterricht gegeben, und im dritten Abschnitt in vier Kapiteln von Anlegung eines Obst- und Grasgarten, von Verpflanzung der Bäume in demselben, von der Wartung der Gärten, von den verschiedenen Krankheiten und Kuren der Obstbäume, und den mancherley Feinden derselben. Mit Recht dringt der Verfasser auf eine Entfernung der Birn- und Aepfelbäume auf 20—30 Fuß, der Kirschen- und Pflaumenbäume aber 16—20 Fuß, (man wird sehr wohl thun, wenn man hiebey immer die größte Zahl erwählt) und beweißt überzeugend, daß eine weite Auseinandersetzung der Bäume sowohl zum bessern Wachsthum der Bäume, als zu ihrer größeren Fruchtbarkeit ungemein vortheilhaft seye. Er hält auch mehr auf das Versetzen der Bäume im Herbst als im Frühjahr, worinn ihm jeder Kenner der Baumzucht beystimmen wird. Im vierten Abschnitt wird ein Verzeichniß einiger guten Obstsorten mitgetheilt, das aber etwas unvollständig ist. Diesem Abschnitt ist noch ein Nachtrag von Aprikosen, Pfirschen, Nüssen, Kastanien und Quitten angefügt. Der fünfte Abschnitt handelt von Anlegung eines Küchengartens und den darinne anzuziehenden nützlichen Gewächsen. Was der Verfasser von Anlegung eines Spargellands lehrt, dürfte von denen, welche die neue, bequemere und vortheilhaftere Art, den Spargel

ohne

ohne Mist anzupflanzen, kennen, nicht nachgeahmt werden. Endlich folgt ein Anhang von der Cultur des Schottendorns oder der Acacie, und des Hopfens.

Ai.

Joseph Gerthing's, pensionirten Kunst- und Ziergärtners in kaiserl. königl. Diensten, Gedanken, Wünsche und Vorschläge zur Emporbringung der nutzbaren Gärtnerey. Jena, in der akademischen Buchhandlung, 1788. gr. 8. 150 Seiten.

Zunächst hat der Verfasser, welcher bey der Gärtnerey grau geworden, diese Schrift und andere Aufsätze für seinen jüngsten Sohn, der sich gerade anschickte auf die Wanderschaft zu ziehen, schon vor 15 Jahren gewidmet. Einige Gartenfreunde glaubten, daß er auch bey andern durch deren Herausgabe Nutzen schaffen könnte. Lange lehnte er dieses Ansinnen von sich ab, und nur im vergangenen Jahr, als er sein funfzigstes Dienstjahr feyerte, entschloß er sich, einen kleinen Theil dessen, was er über das Gartenwesen zu Papier gebracht hat, als eine Probe in den Druck zu geben. Er will hauptsächlich Landleuten und auch Gärtnern, bey denen er zum Theil eine fast unglaubliche Unwissenheit anzutreffen Gelegenheit gehabt hat, nicht nur die gewöhnliche Fehler, die sie beym Gartenwesen begehen, bekannt machen, sondern diesen auch die Mittel und die Vortheile an die Hand geben, wodurch sie diese Fehler sowohl vermeiden, als auch in der Gärtnerey mit besserem und sichererm Erfolg zu Werk gehen können. Wenn er diese seine Absicht erreicht, oder, worauf es hier hauptsächlich ankommt, zuwege bringen kann, daß seine gutgemeinte und wirklich nützliche Anleitungen enthaltende Schrift von denen gelesen werde, für die sie eigentlich bestimmt ist, so wird er sich wirklich ein sehr nützliches Denkmal für sein gefeyertes Dienst-Jubiläum gestiftet haben. Allein Gärtner, die einmal auf die gewöhnliche Art ihre Lehrzeit erstanden, und hierauf noch etliche Jahre in andern Gärten nach dem gewöhnlichen Schlendrian als Gesellen gearbeitet haben,

haben, ohne sich Mühe zu geben, die Gärtnerey gründlich zu erlernen, sind gerade die Leute nicht, die einen weitern Unterricht verlangen, oder ihn sich aus Büchern zu verschaffen suchen werden. Der Verfasser giebt zuerst Unterricht, wie gute, und ächte Gesäme für die Gärten gezogen werden können, nachdem er vorher die viele und beträchtliche Fehler, die bey diesem Geschäfte begangen werden, angezeigt hat. Er räth an, daß man die schönsten Pflanzen zum Saamenziehen wählen, und solche Gewächse, die von einander befruchtet werden können, (Pflanzen, die zu einerley Art, (Genus) gehören,) niemal nahe zu einander gesetzt, sondern weit von einander entfernt gepflanzt werden sollen. Dieses und die weitern Regeln, die er zu Erziehung ächter Gartensaamen vorschreibt, sind bekannt und schon oft genug gesagt. Hierauf handelt er von der Kenntniß der verschiedenen Erdarten und der besten Art, sie zu behandeln. Es wird hier viel Gutes und Richtiges von der Verbesserung der Erdarten durch Mischung, Dängung und Bearbeitung gelehrt. Drittens, zeigt er die Hindernisse des Obstbaues in so mancher deutschen Gegend an, und findet sie: 1) im gedüngten Boden der Baumschulen, worinn die jungen Bäumchen verwöhnt würden, so, daß, wenn man sie auf gewöhnliches oder wohl gar schlechtes Erdreich setze, sie eingehen und verderben; 2) im fehlerhaften Stecken der Kerne. Er verlangt, daß die Steine der Steinobstarten gleich, wenn sie aus der Frucht genommen werden, oder gar mit der Frucht zugleich in die Erde gesteckt werden sollen. Besser kommt man damit zu rechte, wie Rec. aus Erfahrung weiß, wenn man die Kerne des Steinobsts den Winter hindurch in Töpfen aufhält, sie mit Flußsand bedeckt, im Frühjahr solche mit Vorsicht, und ohne die in der Schaale liegende Kerne zu beschädigen, mit einem Hammer aufschlägt, und diese sogleich in die Kernschule steckt, wo sie bald aufgehen werden. Als die dritte Hinderniß der Obsterziehung giebt er das voreilige Beschneiden der aus Kernen gewonnenen Bäumchen an, indem die Nebenästchen hauptsächlich den Stamm zu bilden, stark und robust zu machen helfen sollen. Die vierte Hinderniß findet er im unvernünftigen Versetzen, wobey er etliche beträchtliche Fehler angiebt. Die Vernachläßigung der Pfahlwunden und des dürren Holzes ist die fünfte, und das versäumte Dängen der schon an der bestimmten Stelle versetzten und veredelten Bäume.

me. Im fünften Abschnitt ertheilt er einen nützlichen Vorschlag, Saamen von Pflanzen, dem Blumenkohl, Porree und Majoran zu erziehen, das bisher für unmöglich gehalten worden seye, der darinn bestehet, daß der Saamen z. B. vom Blumenkohl im halben August gesäet, die aufgegangene Pflanzen zu Anfang des Octobers ausgehoben, und mit völlig unbeschädigten Wurzeln entweder auf ein Beet, das keine Morgensonne trift, sondern erst Nachmittags davon beschienen wird, oder auch in Blumentöpfe versetzt werden sollen. Die weitere Behandlung muß selbst nachgelesen werden; wiewohl auch dieser Vorschlag schon in mehreren Gartenschriften vorkommt.

XI.

Gebrauch des Trokars, bey dem Aufschwellen des Rindviehes vom Ueberfressen; nebst praktischen Anmerkungen, über die Kleefütterung, von einem 70jährigen Oekonomen, Christian Weisen, Tabaksplanteur in Reinsdorf, bey Zwickau. Leipzig, bey J. S. Heinsius. 1789. in 8. 47 Seiten.

Herr Weise, dieser alte praktische Landwirth, hat bereits von seiner höchsten Obrigkeit Prämien und eine Medaille erhalten, aber nun seinem Schwiegersohne, Gottfried Gerbeun, die Wirthschaft bey seinem hohen Alter übergeben: welcher dann eben so thätig (S. 9) ist, und praktisch beweiset, daß die Stallfütterung des Rindviehes auch im Gebirge möglich und nützlich sey. Der Verf. will dem Publikum noch vieles über Kleebau, Stallfütterung und dergleichen sagen, und nur diese kleine Schrift voran schicken, um erst zu sehen, wie sie aufgenommen werde. Wir müssen offenherzig sagen, daß diese wenigen Bogen den gemeinen Landwirthen ungemein nützlich werden können. Sie enthalten zwar meistens die Lehren aus Riem's Anleitung, das aufgeblähte Vieh durch untrügliche innerliche und äußerliche Mittel zu retten, vom Jahr 1775. Berlin, bey Haude und Spener; der Verf. sagt es aber, daß er einen kurzen Auszug daraus geben wolle, und ver-

versichert dabey, daß er diese Mittel, wovon er redet, versuchet und bewährt gefunden habe. Einige Zusätze findet man jedoch auch, z. B. dem aufgebläheten Viehe einen lebendigen Frosch durch den Rachen einzustecken, welches zuverläßig hilft: in des Verf. Gegend ist dieses Mittel allgemein, wie Recens. aus der Zwickauer Gegend selbst erfahren hat. Das größte Verdienst für Hrn. Weise, ists noch, daß er das Stechinstrument, den Trokar genannt, welchen er nach der Kiemschen Art gemacht und in etwas verbessert hat, seinen Landsleuten wohlfeil verschafft. Bey dem Verf. und im Leipziger Intelligenz-Comtoir ist das Stück für 16 Groschen zu haben, und der große, mittlere und kleine, alle drey zusammen, kosten 1½ Thaler.

Sa.

---

15) Vermischte Nachrichten.

Noth- und Hülfs-Büchlein für Bauersleute. Oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte des Dorfs Mildheim. Für Junge und Alte beschrieben. Gotha, bey dem Herausgeber der deutschen Zeitung, und Leipzig bey Georg Joachim Göschen, 1788. 8. 445 Seiten.

Oder nach einem andern Titelblatt, das auf der 61. Seite befindlich ist:

Noth- und Hülfs-Büchlein für Bauersleute, welches lehret, wie man vergnügt leben, mit Ehren reich werden, und sich und Andern in allerley Nothfällen helfen könne; alles mit glaubhaften Historien und Exempeln bewiesen, und mit Bil-

Bilder geziert durch einen dem lieben Bauernstande Redlich Zugethanen Bürger.

Die Titelvignette ist eine Kopie des bekannten Chodowiekschen Kupferstichs auf die menschenfreundliche Heldenthat des Herzogs Leopold von Braunschweig. Unten stehen noch die Worte:

Hilf deinem Bruder in der Noth!
Dies ist des Christen erst Gebot.

Hinter diesem Titel stehet ein Vorbericht, den wir, weil er nur kurz ist, und doch den ganzen Innhalt des Buches summarisch darstellet, abschreiben:

„Dieses Büchlein, heißt es, hat drey Theile. Der erste lehret: **wie die Bauersleute vergnügt leben können.** Dazu gehören nämlich vier Stücke:

1) Gesundheit, welche durch hinlängliche Nahrung, durch Vermeidung schädlicher Speisen und Getränke, durch gesunde Luft, durch Reinlichkeit in den Wohnungen und der Kleidung und durch Ordnung und Mäßigkeit in allen Stücken erhalten wird.

2) Eine glückliche Ehe und wohlgerathene Kinder, nebst guten Dienstboten.

3) Ehre und Liebe bey den Miteinwohnern, daß sie einem gern zu Gefallen leben.

4) Ein gut Gewissen vor Gott und Menschen.

Wer diese vier Stücke besitzt, kann vergnügt leben, er sey reich oder arm.

Der zweyte Theil des Büchleins zeigt: **wie Bauersleute, welche nach den Vorschriften desselben thun, reicher werden können, als sie zuvor waren.** Dazu gehört:

1) Die Kunst, etwas zu erwerben,
2) Das Erworbene zu erhalten.

Der dritte Theil enthält die **Hülfsmittel wider die meisten Nothfälle des Lebens,** wo sich nämlich die Menschen unter Gottes Beystand selbst helfen können. Diese sind von dreyerley Art:

1) Solche, die das Leben, oder die Gesundheit der Menschen und des Viehes in Gefahr bringen;

2) Solche, die den Häusern oder andern Gebäuden schaden;

3) Sol-

4) Solche, die das Getreide und andere Früchte verderben, oder überhaupt den Bauersmann um Hab und Gut bringen können.

Verstehn und Reden ist wohl gut:
Doch besser — wer auch darnach thut!

Die 60 Seiten, welche vor dem zweyten Titel hergehen, enthalten gleichsam eine Einleitung, oder auch Anreizung, das Buch ganz zu lesen. Das Dorf Mildheim gehörte einem gewesenen Hauptmann, welcher in seinem Testamente sehr schöne Dispositionen zum Besten seiner Unterthanen gemacht hatte. Nach seinem Tode fand man bey Eröfnung der Gruft, daß seine Gemahlin lebendig begraben worden, davon nimmt der Verfasser sogleich Gelegenheit, von den Vorfällen zu reden, wo Personen für todt gehalten und als Todte behandelt werden können, die es doch nicht sind. Der Sohn des verstorbenen Edelmanns findet unter seinen Büchern eins, welches das Noth- und Hülfs-Büchlein heißt, daraus liest der Herr Pfarrer Wohlgemuth der versammelten Gemeinde einiges vor, und läßt ihnen das Vorgelesene durch den Schulmeister abschreiben. Aber auf die Bitte der Gemeinde, den Innhalt des ganzen Büchleins zu wissen, entschließt sich der junge Herr von Mildheim, es in die Schule zu schicken. Da er aber nach dem Testamente seines Vaters, in fremde Länder umherreisen, und sich mit allerley Menschen, mit Königen, Fürsten, Edelleuten, Bürgern und Bauern bekannt machen und bey jedem Stande so lange bleiben sollte, bis er erforscht, wo es allen fehlt, daß sie immer so sehr klagen und mißvergnügt sind, die Reichen wie die Armen, und die Vornehmen wie die Geringen: so trat er diese Reise an, (am Ende dieses Buchs befindet sich ein Auszug aus seiner Reisebeschreibung) vorher aber machte er einige Preiße bekannt, die er nach seiner Zurückkunft, auszutheilen versprach. Und diese Prämienbekanntmachung veranlaßte alle, welche gern daran Theil nehmen wollten, das Noth- und Hülfs-Büchlein zu lesen, um daraus zu lernen, wie sie zu ihrem Zwecke gelangen möchten. Nach dieser Einleitung folgt es nun also selber.

Recens. kennt nichts Zweckmäßigerers, als dieses Buch. Es enthält alles, was dem Landmann zu wissen nöthig und nützlich ist, nur allein den eigentlich so genannten Religions-

unter-

unterricht ausgenommen. Wenn es aber seine Richtigkeit hat, daß die Religion nicht eine Sammlung spekulativer Sätze, sondern eine Anweisung zur richtigen Kenntniß der Absichten Gottes mit uns Menschen und redlichsten Befolgung derselben, zum zweckmäßigsten und gewissenhaftesten Gebrauch des Lebens, seiner Dauer, Kräfte und der mannichfaltigen Lebensgüter, zur herzlichsten Liebe und Hülfeleistung, um nach Möglichkeit Wohlseyn und Zufriedenheit zu vermehren, und auf diese Grundsäulen gebaueten Vertrauen und Hoffnung auf Gott ist: so enthält das ganze Buch den reinsten, kräftigsten Religionsunterricht. Einige eingeschaltete Predigten und Katechisationen des rechtschaffenen Predigers Wohlgemuth, sonderlich die über Zucht und Keuschheit, sind musterhaft.

Man sieht aus allen, daß der Verfasser die Fähigkeiten, Denkungsart und Bedürfnisse des Landvolks recht studirt, die besten Bücher und Beyträge verständiger und erfahrner Männer auf das sorgfältigste und zweckmäßigste genutzt habe. Der Stil ist durchaus deutlich, faßlich und plan. Die guten Lehren sind meistentheils in Erzählungen und Exempeln, und diese so interessant vorgetragen, daß Unterricht und Besserung nicht verfehlt werden kann. Auch die eingeschalteten Holzschnitte und Gedenkverse bey jedem Abschnitt sind so beschaffen, daß sie die edle Absicht des Verf. ungemein befördern müssen. Dazu kommt nun noch der geringe Preiß von 4 gr., daß dem gemeinen Manne die Anschaffung dieses Buchs ungemein erleichtert wird. Die Beschaffenheit des Buchs und der Preiß desselben erweckt Recens. die süße Hoffnung, daß es mit der Zeit ein allgemeines Lese- und Unterrichtsbuch werden und bleiben wird. Heil dem Manne, der den Plan dazu gefaßt und ihn so glücklich ausgeführt hat! Er ist ein wahrer Wohlthäter des Menschengeschlechts.

Wir würden gern die Rubriken der einzelnen Abschnitte und einige vorzüglich gut gerathene Gedenkverse, womit jeder Abschnitt anfängt, abschreiben; wenn wir nicht hoffen, daß die Leser unserer Bibliothek begierig seyn werden, das in seiner Art bisher einzige Buch selbst kennen zu lernen. Daß Herr Professor Bekker in Gotha der Verfasser ist, weiß man schon aus der Ankündigung und Probe, welche schon vor ein paar Jahren erschienen und mit allgemeinen Beyfall aufgenommen worden ist. Bey dem Buche

selber

selber aber hat er sich nicht genannt. Der Beyfall seines Gewissens und die Erwartung des großen fortdaurenden Segens, welcher unfehlbar damit gestiftet werden wird, muß wohl seinem Herzen mehr werth seyn, als die Ehre, als Verfasser eines so nützlichen und zweckmäßigen Buchs genannt zu werden.

Co.

Braunschweigisches Journal, philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, herausgegeben von E. Chr. Trapp, Joh. Stuve, Conr. Heusinger und Joh. Heinrich Campe. Erstes bis 6tes Stück, das St. 128 S. in 8. mit bis ins 4te St. fortlaufender Seitenzahl.

Wieder ein neues, aber dem forschenden Leser und dem Mann, der sich dem Erziehungsgeschäfte widmet, willkommenes Journal, wenn die Hrn. Verf dessen Hauptzweck, Anregung und Beförderung, unbefangene freymüthige Untersuchung über alles, was nahe Beziehung auf die gesammte Ausbildung und die dadurch zu bewirkende Glückseligkeit der Menschen hat, nicht aus dem Gesicht verlieren, die Gegenstände, die in den Grenzen ihres Plans liegen, mit dem Fleiß bearbeiten, und die Beyträge mit der Sorgfalt und dem Geschmack wählen, mit der sie solches in den gegenwärtigen 6 Stücken gethan haben.

Auf alle die darinn enthaltene interessante Materien aufmerksam zu machen, verbietet der Raum; also bemerken wir nur die, welche uns sonderlich lesenswerth geschienen. Sie sind aus dem 1ten Stück. 1) Beantwortung des Einwurfs des Hrn. Professor Garve, wider die Nützlichkeit periodischer Schriften, von J. H Campe; 2) Beantwortung der Frage: welches ist die beste Art, sowohl rohe, als schon kultivirte Nationen, die sich in mancherley Irrthümern und Aberglauben befinden, zur gesunden Vernunft zurück zu führen, von Fr. Eberhard von Rochow. Die Abhandlung wird im 2ten St. fortgesetzt. 3) Ueber den jetzigen Zweck einer gewissen geheimen Gesellschaft; von einem gutmeynenden Mitglied derselben. Aus dem 2ten Stück soll man die Kinder mitleidig zu machen suchen.

chen, von J. H. Campe. Aus dem 3ten Stück Beantwortung einiger Einwürfe, welche in den Schlesischen Provinzialblättern gegen eine ausgestellte Preisfrage, über die einer jeden besondern Menschenklasse zu wünschende Art der Ausbildung und der Aufklärung gemacht worden sind; von J. H. Campe.

Aus dem 4ten St.; giebt es eine Glaubenspflicht? von Campe. 2) Einige Gedanken über den Einfluß geheimer Gesellschaften, auf das Wohl der Menschheit; von einem Ungeweihten. 3) Ueber den Aufsatz des Hrn. Geh. Hofr. Schlosser, von der Glaubenspflicht, von Rohde. Aus dem 5ten Stück. 1) Ueber den wesentlichen Unterschied des Katholicismus und Protestantismus wird im 6ten Stück fortgesetzt, und noch nicht geendiget. 2) Väterlicher Rath für meine Tochter, ein Gegenstück zum Theophron; der erwachsneren weiblichen Jugend gewidmet, von J. H. Campe. Das 6te Stück enthält die Fortsetzung, aber nicht das Ende. Aus dem 6ten Stück: Einige Erfahrungen und Beobachtungen über den Schlaf, physiologisch erklärt von D. Hildebrandt, Professor der Anatomie, und pädagogisch benutzt, von J. H. Campe.

Unserer Meynung nach hätte das Journal noch grössern Werth, wenn an der Stelle der Rezensionen schlechter Bücher, noch eine gute Abhandlung stände, und nur die Rezensionen der ausgezeichnet guten pädagogischen Schriften darinn aufgenommen, der durchaus Unbrauchbaren, oder solcher, die mehr Unnützes, als Nützliches enthalten, gar nicht erwähnet würde. Man gewinnt immer, wenn man Zeit und Kräfte eher auf die gute Rezension eines guten Buchs, als auf die gute Rezension eines schlechten wendet. —

Zuweilen hat sich auch ein Sprach- oder Druckfehler, neugebackener oder unverständlicher Ausdruck eingeschlichen; z. B. im 1ten St. S. 34, Z. 13, sie **vor dem Verpoltern** zu sichern. S. 48, Z. 9, unkultivable. S. 88, Z. 29. erpossenhaftes st. possenhaftes. S. 102, Z. 12, wurde st. wurden; Z. 21, rechtliche st. reiche. Im 2ten St. S. 147, Z. 15, kostfrey st. kostenfrey. Im 3ten St. Seite 287, Z. 24, die Eingenommenheit. S. 331, S. 16, Tischlern. Im 5ten St. S. 61, Z. S. 22 heimisch. —

Tk.

Syn-

Syntagma Opusculorum scholasticorum varii argumenti; Autore Jo. Michaele Heinzio. Goettingae in Bibliopolio Van den Hoekio-Ruprechtiano. CIↃ IↃCCLXXXVIII.

Herr Direktor Heinze in Weimar liefert hier in einer Sammlung die kleinen Schriften, welche er während seines beynahe vierzigjährigen, erst zu Lüneburg und dann zu Weimar, ehrenvoll verwalteten Schulamts, gelegentlich einzeln verfaßt und herausgegeben hatte. Eine jede derselben zeichnet sich durch Gründlichkeit, und reine und zierliche römische Schreibart, gleich vortheilhaft aus; um desto mehr verdient der Verf. Dank für diese veranstaltete Sammlung, da solche kleine Schriften sich einzeln so leicht verliehren; dagegen ein jeder dieser Aufsätze der Aufbehaltung würdig war, und in dieser Sammlung manchem Leser nützlich werden kann, dem sonst derselbe kaum in die Hände gekommen seyn möchte. Der Verf. hat seine Aufsätze unter drey Abtheilungen zusammen geordnet. Die erste begreift die philologisch-pädagogischen Schriften. Sie sind folgende: I. Honorificum esse optimis Scriptoribus tractari in scholis. Der Verf. begegnet der Meynung, als wenn die klaßischen Schriftsteller billig nur von Gelehrten, die den Werth derselben schätzen können, nicht aber in Schulen von Anfängern gelesen werden sollten, welchen diese schönen und wichtigen Schriften nur dadurch zuwider würden. Er zeigt mit Recht, daß man Ursache habe, die besten Muster für die Jugend zu wählen, um den Verstand, die Beurtheilungskraft nnd den Geschmack derselben zu bilden, und daß es der Absicht der Verfasser der genannten Schriften, und ihrem bekannten Charakter ganz gemäß sey, ihre Schriften zum Unterrichte der Jugend zu gebrauchen. (Alles kommt hierbey nur auf den Lehrer der Jugend an. Dieser sollte billig ein vertrauter Kenner der griechischen und römischen Claßiker seyn. Dann wäre es thöricht, eine liberale Interpretation nach den Fähigkeiten der Jugend, als irgend dieser vortreflichen Schriften unwürdig zu betrachten. Der Rezensent ist völlig des Verf. Meynung, und das nach hinlänglicher Erfahrung. Er kann die Einführung so vieler neuen lateinischen Lesebücher, höchstens nur in den untern Klassen billigen, und wünschte auch da einzelne Klaßiker,

Phaedrus z. E. und in der nächsten Cicerons Bücher von den Pflichten und Cornelius, nicht ausgeschlossen. Der Jüngling lernt ja vornämlich darum Latein, damit er die ächten römischen Schriftsteller verstehen, und seinen Geschmack und seine Beredtsamkeit nach ihnen bilden möge, indem er die vortreflichen Gedanken, Grundsätze und Kenntnisse benutzt, die er in denselben antrift. Nie wird er aber diese Schriften gründlich verstehen lernen, wenn er dies nicht aus ihnen lernet, und sich früh an den Sinn, die Verbindungen und Sätze gewöhnt, in welchen sie die Worte ihrer Sprache brauchten. Versteht man selbst einen Klaßiker gründlich: so kann man ihn auch dem Anfänger selbst, auf eine für ihn unbeschreiblich angenehme, und seinen Verstand lehrreich und glücklich übende Art, deutlich machen. Kinder, die man bey Langens Colloquien für Dummköpfe gehalten hätte, weil ihnen der Unterricht keine Unterhaltung gewährte, kamen in die Lehrstunden des Rezensenten, der die Klaßiker erklärte, und fielen mit Heißhunger über die reichen Schätze der Weisheit und Wahrheit her, die ihnen darinn dargebothen wurden, und zeichneten sich im nächsten Examen nach einem halben Jahre zu aller Verwunderung aus!) II. De genere dicendi naturali. Von der Kunst, einen Vortrag ganz der Natur der Sachen, Personen und Umstände gemäß einzurichten, welche Kunst sich von der Kunst des guten Vortrags schlechthin durch eine gewisse Leichtigkeit und einschmeichelnde Gefälligkeit unterscheidet, bey der es jeden dünkt, gerade so würde er an eben der Stelle auch geredet haben. Eine Kunst, die großen, wiewohl im Vortrage versteckten Fleiß erfordert, und sich von der, ohne Fleiß und sorgfältige Wahl alles, was einem geradehin einfällt, hinschreibenden, fälschlich sogenannten natürlichen Schreibart sehr unterscheidet. Ein schöner Beytrag zur Rhetorik, der Jünglingen sehr nützlich, und jedem angenehm seyn wird. III. De pueritiae gentilis institutione ad religionem. Das Nützlichste von dieser Materie in der Kürze beysammen. Indessen gilt, was hier gesagt worden ist, kaum von der untersten Volksklasse und von allen Sklaven. Der große gemeine Haufe wurde schändlich bey den Griechen und Römern vernachläßigt, und die Sklavenkinder erhielten wenige gute Herren, ausgenommen fast gar keinen Unterricht. IV. De arte facile discendi, ex L. Crassi sententia. Wie ein Jüngling eine gute Gelegenheit zu lernen benützen müsse, um recht schnell und glücklich

in den Wissenschaften fortzugehen! Die Anweisung ist schön und wahr. Möchte sie recht vielen Jünglingen nützlich werden. V. De mythologiae in poësi theotisca usu probabili. Mit Recht wird der Mißbrauch der Mythologie, dessen sich selbst unsre besten Dichter zum Theil schuldig machen, getadelt. Sind die mythologischen Dichtungen, Bilder und Erzählungen denn etwa schöner und erhabner, als die Wahrheit? Ist das Gebiet der Wahrheit, und der sich mit dieser vertragenden Dichtungen, Bilder und Erzählungen nicht so groß und an Mannichfaltigkeit so reich? Warum soll das nicht lieber angebauet werden; als Mythologie, die so albernen Wahn zum Grunde hatte, und gar nicht zu unsern itzigen Einsichten reimt. VI. Quaedam latine scribentibus objecta removentur. Es wird gezeigt, daß zu jeder Zeit die vertrauten Kenner der römischen Claßiker ächtrömisch Latein geschrieben haben und schreiben können. VII. In sententiam Aristotelis: Adolescentes spe vivere. Wie die Hoffnung den Muth des Jünglings erhalte und befeure, und welches das würdige Ziel der Wünsche und Hoffnungen eines Jünglings sey. VIII. In dictum Catonis: Adolescentem, in quo est senile aliquid, et senem, in quo est aliquid adolescentis probo. IX. Autorum classicorum justa tractatio, progymnasma interpretationis S. S. literarum. X. Consideratio dicti Horatiani: Sapere aude! XI. De felicitate discentium in scholis. Alle eben so lehrreichen als angenehmen Inhalts. Die zweyte Abtheilung begreift die philologisch-kritischen Aufsätze. I. Vindiciae Apologiae Socratis Xenophonteae. Die Gründe, mit welchen die Authentie der Apologie hier vertheidigt wird, sind wichtig und genugthuend. II. Loca quaedam Ciceronis Epistolarum ad Fam. declarantur et emendantur. Besonders über Lib. XVI, Epist. 1. u. 17. ein Paar feine Bemerkungen. III. IV. V. Observationum Livianarum Spec. I-III. Buch 1. Cap. 26. will der Verf. Gronovs und Drackenborchs Conjektur *pilam* et spolia für *pila* et spolia hostium in den Text aufgenommen wissen. Hier ist Recens. andrer Meynung. Die Lesart *pila* läßt sich vertheidigen. Die Albaner, von welchen die Römer ausgegangen waren, hatten ohne Zweifel damals dieselben Waffen, welche die Römer führten. Zur völligen Rüstung gehörte das pilum mit, und Livius erwähnt tela und arma; und die pila reimen hier desto schöner, da sie so geschickt waren,

dar-

darüber die Rüstung und Waffenbeute, die den Getödteten abgenommen war, aufzuhängen. Wie sollte man auch es verstehn, wenn es hiesse: verberare aliquem *inter pilam* spoliis hostium gravatam? Aber *inter pila* versteht man: Sie sollten gleichsam die *furca* seyn, unter welcher er seinen Sohn geißeln hieß. VI. Stricturae in Fastos Ovidianos. VII. De Jac. Vanierii in versibus abruptis Aeneidos conatibus. Wenige sind glücklich; kein Versuch ist Virgils würdig; vermuthlich würde Virgil sie nie ausgefüllt haben. VIII. Florus non historicus sed rhetor, wird schön bewiesen und angewendet, den Vorwürfen zu begegnen, die dem Florus wegen seines Stils gemacht sind. — Die dritte Abtheilung, oder die historisch-philosophischen Schriften, enthalten: I. eine lateinische Uebersetzung der Spaldingischen Abhandlung: von der Bestimmung des Menschen. II. De immortalitate triplici, nominis, famae et animorum. III. Oratiuncula de Divitiis. IV. De terrae motibus philosophumena veterum. V. De notione autoris classici. VI. De Inaugurationibus Regum. VII. De beneficentia Guilielmi Ernesti Ducis, ad Ciceronis legem exacta VIII. Oratio in memoriam eiusdem principis. IX. De Justo Lipsio, Professore Jenensi. Den Beschluß macht ein Bogen Gedichte.

Da.

Schweizerisches Musäum. Der Jahrgang 1787, 4—12tes Heft. Jahrg. 1788. 1—10tes Heft. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Unter den historischen Aufsätzen zeichnen sich aus: **Ein Gemälde Helvetiens bis auf die Zeiten Karls des Großen.** Aus Müllers Geschichte der Schweitz verfertiget, der mit dem rühmlichen Namen des schweizerischen Thucidides belegt, und mit Wärme vertheidiget wird. **Auszüge aus der Lebensbeschreibung eines armen Mannes.** Eine unterhaltende, im bäurischen Dialekt und Stil erzählte Geschichte einer Baurenfamilie. **Geschichte des Klosters Churwalde im Zehngerichtenbund.** Dieses Kloster wurde um das Jahr 1330 ff. wegen Zügelloser Lebensart der Mönche und Nonnen, sammt allen Mönchen und Nonnen von dem Rangherr Donat von Raz verbrannt. — **Lebensgeschichte**

eines noch lebenden Landmanns in Toggenburg, von ihm selbst erzählt. Ein, braver Sohn der Natur (nach des Herausgebers Schilderung im Vorberichte); der sich, wiewohl von allen Mitteln der Aufklärung abgeschnitten, einzig durch sich selbst zu einem ziemlichen Grade derselben hinaufgearbeitet hat.— Nachricht von der Reise des Hn. von Sunßüre auf den Gipfel des Montblanc. Reich an sehr merkwürdigen Beobachtungen. Die subtile Luft in dieser großen Höhe verursacht Fieber, Entkräftung, schweres Athemholen. Die Barometerhöhe betrug 16°0. $\frac{144'}{160}$. In Genf stand er damals auf 27°2. $\frac{1085'}{1600}$. Der Montblanc ist nach der Ausmessung des Hrn. de Luc 2231 Klafter über die See erhaben. Die Luft auf dessen Gipfel enthielt zu folge hygrometrischen Beobachtungen 6mal weniger Feuchtigkeit als in Genf. Der Himmel hatte fast die Farbe des dunkelsten Königsblau u. s. w.— **Auszug eines Schreibens an Hrn. Lehmann von H. N. T. Hauptmann in königl. franz. Diensten,** als ein Beytrag zur Charakteristik der Corsen, und ihres Generals Paoli. Paoli war ein feiger Mann, dem es ganz an Muth fehlte.— Errichtung des neuen Instituts für die politische Jugend in Bern. Diese Anstalt ist vor der Hand nur ein Versuch, und soll von 1787 an vier Jahre dauern. Unter dem Namen Philosohie wird Geschichte der Menschheit, Psychologie, Logik und Technologie gelehrt. Das Naturrecht ist weggelassen.—Documentirte Geschichte einer bis dahin beynahe ganz unbekannten Unterhandlung der Königinn Elisabeth in England mit den protestantischen deutschen Fürsten, und mit Herzog Christoph von Würtemberg insbesondre. Die Königinn E. erklärt: non cogituri se discedere ab illa Christianorum Ecclesiarum mutua consensione, ad quam Augustana illa confessio quam proxime videtur uccedere. Die Unterhandlung betrift überhaupt die Aufrechthaltung, und Ausbreitung der protestantischen Religion.— **Beschreibung einer Reise durch die Sevennen.** Anmerkungen über die französ. Justizverfassung. Unter den poetischen Versuchen, und andern Aufsätzen vermischten Innhalts sind auch manche vorzügliche. Zu den erstern rechnen wir einige von Pfeffel. Zu den letztern einen Aufsatz über Privaterziehung im 6ten Heft des 4ten Jahrgangs.

Hm.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sieben und achtzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1789.

eines noch lebenden Landmanns in Toggenburg, von ihm selbst erzählt. Ein braver Sohn der Natur (nach des Herausgebers Schilderung im Vorberichte); der sich, wiewohl von allen Mitteln der Aufklärung abgeschnitten, einzig durch sich selbst zu einem ziemlichen Grade derselben hinaufgearbeitet hat. — Nachricht von der Reise des Hn. von Sunßüre auf den Gipfel des Montblanc. Reich an sehr merkwürdigen Beobachtungen. Die subtile Luft in dieser großen Höhe verursacht Fieber, Entkräftung, schweres Athemholen. Die Barometerhöhe betrug 16°. $\frac{144}{160}$'. In Genf stand er damals auf 27° 2. $\frac{1085}{1600}$'. Der Montblanc ist nach der Ausmessung des Hrn. de Luc 2231 Klafter über die See erhaben. Die Luft auf dessen Gipfel enthielt zu folge hygrometrischen Beobachtungen 6mal weniger Feuchtigkeit als in Genf. Der Himmel hatte fast die Farbe des dunkelsten Königsblau u. s. w. — **Auszug eines Schreibens an Hrn. Lehmann von H. N. T. Hauptmann in königl. franz. Diensten**, als ein Beytrag zur Charakteristik der Corsen, und ihres Generals Paoli. Paoli war ein feiger Mann, dem es ganz an Muth fehlte. — Errichtung des neuen Instituts für die politische Jugend in Bern. Diese Anstalt ist vor der Hand nur ein Versuch, und soll von 1787 an vier Jahre dauern. Unter dem Namen Philosohie wird Geschichte der Menschheit, Psychologie, Logik und Technologie gelehrt. Das **Naturrecht** ist weggelassen. — Documentirte Geschichte einer bis dahin beynahe ganz unbekannten Unterhandlung der Königinn Elisabeth in England mit den protestantischen deutschen Fürsten, und mit Herzog Christoph von Würtemberg insbesondre. Die Königinn E. erklärt: non cogituri se discedere ab illa Christianorum Ecclesiarum mutua consensione, ad quam Augustana illa confessio quam proxime videtur uccedere. Die Unterhandlung betrift überhaupt die Aufrechthaltung, und Ausbreitung der protestantischen Religion. — **Beschreibung einer Reise durch die Sevennen.** Anmerkungen über die französ. Justizverfassung. Unter den poetischen Versuchen, und andern Aufsätzen vermischten Innhalts sind auch manche vorzügliche. Zu den erstern rechnen wir einige von Pfeffel. Zu den letztern einen Aufsatz über Privaterziehung im 6ten Heft des 4ten Jahrgangs.

Hm.

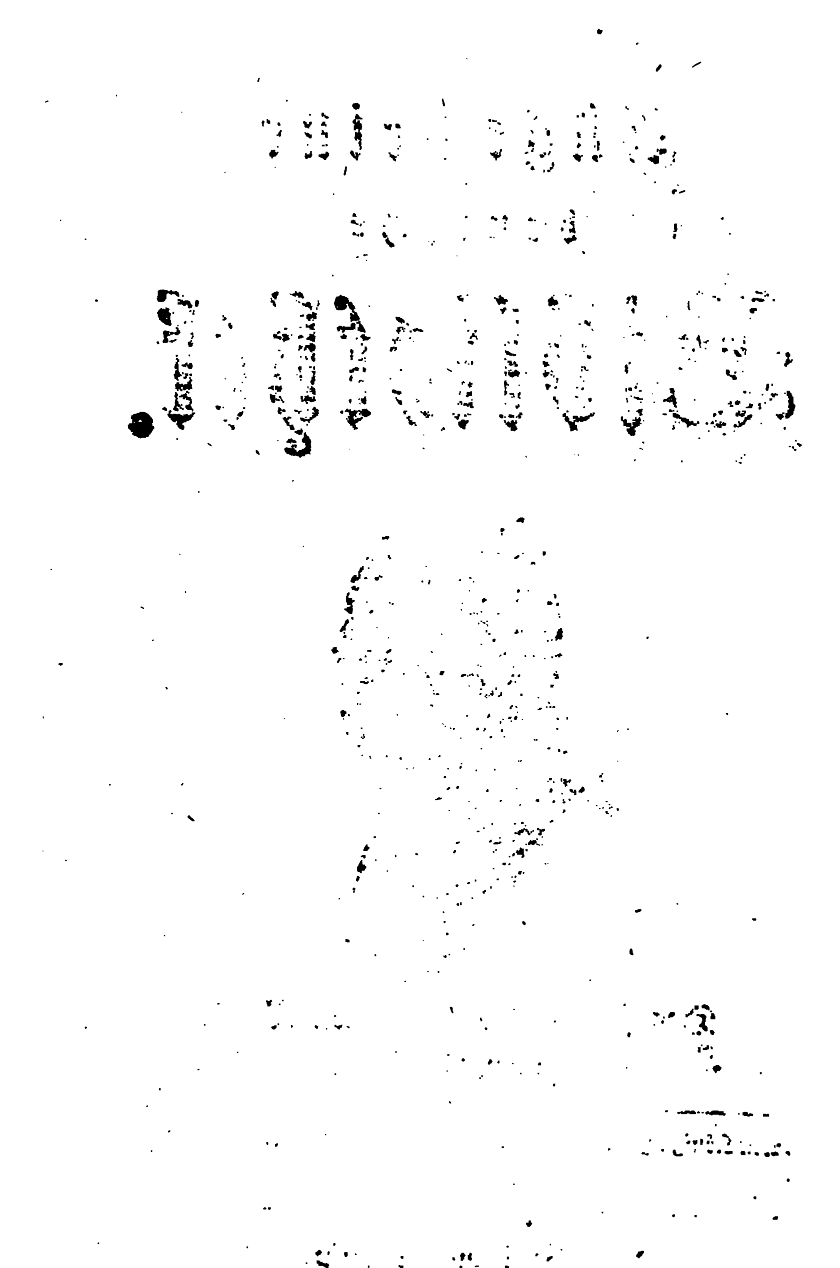
Allgemeine deutsche Bibliothek.

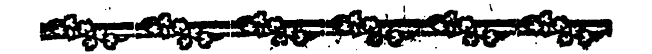


Des sieben und achtzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1789.





Verzeichniß

der im zweyten Stück des sieben und achtzigsten Bandes enthaltenen recensirten Bücher.

I. Der sächsische Landwirth in seiner Landwirthschaft, von C. B. M. G. I. Band 323

II. Christliche Kirchengeschichte von Joh. Matthias Schröckh. Zwölfter Theil. 340

III. Abriß von einem Polizey- und Finanzsystem, von V. T. E. von Ernsthausen. 351

IV. Manch Hermäon im eigentlichen Sinn des Worts, vom Verf. von Sophiens Reise. Erstes und zweytes Bändchen. 355

V. Ueber den Umgang mit Menschen, von A. Freyh. von Knigge. In zwey Theilen. 366

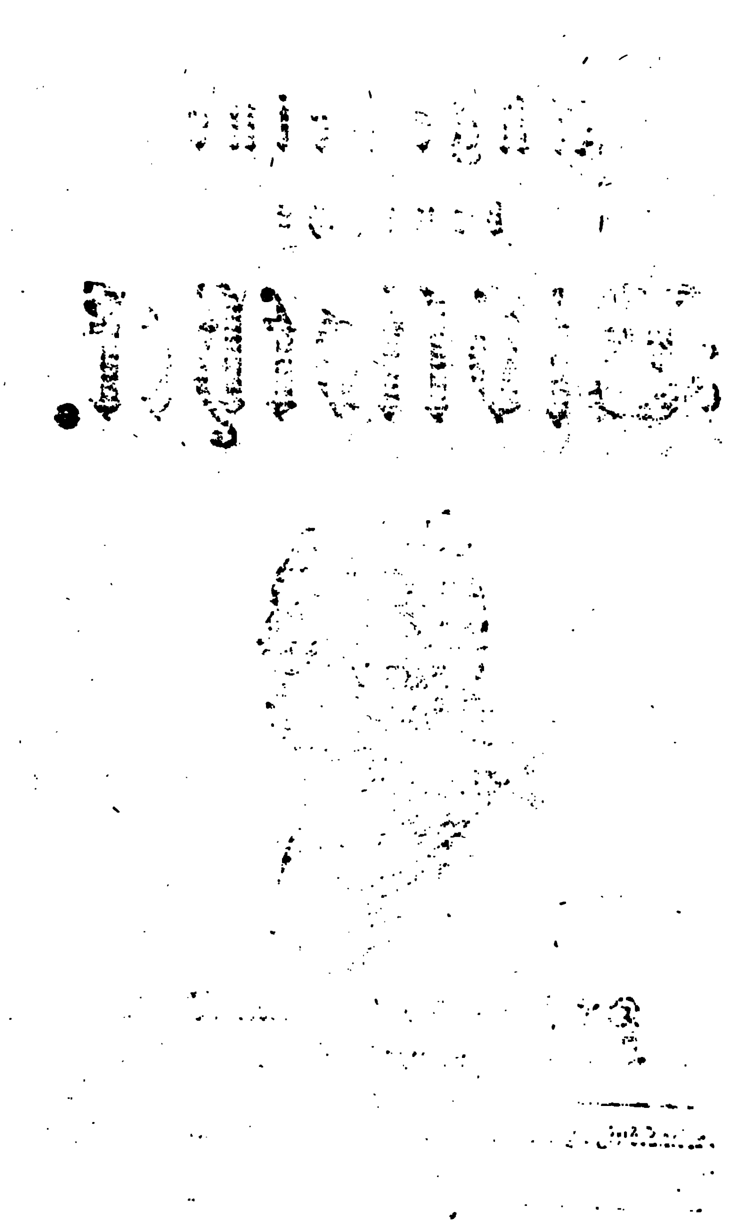
Kurze Nachrichten.

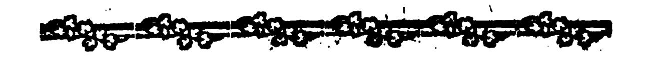
1) Protestantische Gottesgelahrtheit.

Manuel de la religion par *Jean Auguste Hermes*. Tom. I. & II. - - 374

Bekenntniß christl. Ueberzeugungen und Entschliessungen, welches Ihre Königl. Hoheiten die Prinzen von Preussen rc. abgelegt haben. Auf höchsten Befehl herausgeg. von C. L. Conrad. 374

Christlicher Religionsunterricht für denkende Jünglinge. Erstes Heft. Von J. C. Lavater. 375





Verzeichniß

der im zweyten Stück des sieben und achtzigsten Bandes enthaltenen recensirten Bücher.

I. Der sächsische Landwirth in seiner Landwirthschaft, von C. B. M. G. I. Band 323

II. Christliche Kirchengeschichte von Joh. Matthias Schröckh. Zwölfter Theil. 340

III. Abriß von einem Polizey- und Finanzsystem, von V. T. E. von Ernsthausen. 351

IV. Manch Hermåon im eigentlichen Sinn des Worts, vom Verf. von Sophiens Reise. Erstes und zweytes Bändchen. 355

V. Ueber den Umgang mit Menschen, von A. Freyh. von Knigge. In zwey Theilen. 366

Kurze Nachrichten.

1) Protestantische Gottesgelahrtheit.

Manuel de la religion par *Jean Auguste Hermes*. Tom. I. & II. 374

Bekenntniß christl. Ueberzeugungen und Entschliessungen, welches Ihre Königl. Hoheiten die Prinzen von Preußen rc. abgelegt haben. Auf höchsten Befehl herausgeg. von C. L. Conrad. 374

Christlicher Religionsunterricht für denkende Jünglinge. Erstes Heft. Von J. C. Lavater. 375

Letzte Amtspredigt von J. J. Spalding. 379
Vertraute Briefe, die Religion betreff. 3te Aufl. 383
Zugabe zu den vertrauten Briefen, die Religion betr. 386
Briefe über die neuen Wächter der protestant. Kirche, von S. L. E. de Marees. Dritter Heft. 392

2) Katholische Gottesgelahrtheit.

Der Freymüthige, eine periodische Schrift. Vierten Bandes zweytes Stück. 430
Unterrichts- und Lesebuch für Kinder auf dem Lande. 431

3) Rechtsgelahrtheit.

Kurze Widerlegung der Reflexions sur les 73 articles du Promemoria, presenté à la Diete de l'Empire, touchant les Nonciatures de la part de l'Archeveque-Electeur de Cologne. 432
C. F. Gerstlachers Handbuch der deutschen Reichsgesetze. Neunter Theil. 442
Deutsche Staatskanzley. XXI. Theil. 443
Deductions- und Urkundensammlung, von D. J. A. Reuß. Dritter und vierter Band. 443
D. *J. C. Eschenbach* Commentat. juridicae, Fascic. I. 444
Sind die Kais. Kön. peinlichen Strafgesetze der Politik und dem Staats- und Naturrechte gemäß? von D. Geiger. 444

4) Arzneygelahrtheit.

J. C. A. Mayers anatom. Beschreibung der Blutgefäße des menschlichen Körpers. Zweyte verm. und verbesserte Auflage 445
Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers, nebst physiolog. Erläuterungen, von J. C. A. Mayer. Fünfter Band. 446
Anatomische Tafeln nebst den darzu gehörigen Erklär. Viertes Heft. Herausg. von J. C. A. Mayer. 446

Send-

Sendschreiben über den thierischen Magnetismum, von Kurt Sprengel. ; ; 446
Almanach für Aerzte und Nichtärzte aufs Jahr 1788. herausg. von Ch. G. Gruner. ; 448

5) Weltweisheit.

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, herausg. von C. P. Moritz und C. F. Pockels. VI. B. 3. St. 450
Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, von E. n. d. E. r. W. ; 454

6) Schöne Wissenschaften.

Gedichte von Fr. Wilh. Gotter. II. Band. 457
Der adelsüchtige Bürger; eine Posse, n. d. Moliere. 463
Wiener Musenalmanach aufs J. 1788. herausg. von J. S. Ratschky und A. Blumauer. ; 464

7) Romane.

Geradsinn und Aufrichtigkeit, ein Sittengemälde, vom Verfasser des kleinen Romans Moritz. 465
Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend, von Chr. Gotth. Salzmann. VI. Theil. 469
Felsenburg, ein sittlich unterhaltendes Lesebuch, I. Th. 470
Erholungsstunden des Mannes vom Gefühl, aus dem Französ. des Hrn. d'Arnaud, übers. von G. T. Wenzel. Zweyter Jahrg. II. Bandes I. u. II. Th. 473

8) Mathematik.

Geometrische Entwickelung der Eigenschaften der stereographischen Projection von G. S. Klügel. 475
Ueber Hrn. D. Müllers redende Maschine und über redende Maschinen überhaupt. ; 478
Kurze Anweisung zu einigen geometrischen Hülfsmitteln für Forstbedienten, von C. W. Hennert. 479

Letzte Amtspredigt von J. J. Spalding. 379
Vertraute Briefe, die Religion betreff. 3te Aufl. 383
Zugabe zu den vertrauten Briefen, die Religion betr. 386
Briefe über die neuen Wächter der protestant. Kirche, von S. L. E. de Marees. Dritter Heft. 392

2) Katholische Gottesgelahrtheit.

Der Freymüthige, eine periodische Schrift. Vierten Bandes zweytes Stück. 430
Unterrichts- und Lesebuch für Kinder auf dem Lande. 431

3) Rechtsgelahrtheit.

Kurze Widerlegung der Reflexions sur les 73 articles du Promemoria, presenté à la Diete de l'Empire, touchant les Nonciatures de la part de l'Archeveque-Electeur de Cologne. 432
C. F. Gerstlachers Handbuch der deutschen Reichsgesetze. Neunter Theil. 442
Deutsche Staatskanzley. XXI. Theil. 443
Deductions- und Urkundensammlung, von D. J. A. Reuß. Dritter und vierter Band. 443
D. *J. C. Eschenbach* Commentat. juridicae, Fascic. I. 444
Sind die Kais. Kön. peinlichen Strafgesetze der Politik und dem Staats- und Naturrechte gemäß? von D. Geiger. 444

4) Arzneygelahrtheit.

J. C. A. Mayers anatom. Beschreibung der Blutgefäße des menschlichen Körpers. Zweyte verm. und verbesserte Auflage 445
Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers, nebst physiolog. Erläuterungen, von J. C. A. Mayer. Fünfter Band. 446
Anatomische Tafeln nebst den darzu gehörigen Erklär. Viertes Heft. Herausg. von J. C. A. Mayer. 446

Send-

Sendschreiben über den thierischen Magnetismus, von Kurt Sprengel. . . 446
Almanach für Aerzte und Nichtärzte aufs Jahr 1788. herausg. von Ch. G. Gruner. . 448

5) Weltweisheit.

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, herausg. von C. P. Moritz und C. F. Pockels. VI. B. 3. St. 450
Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, von E. n. d. E. r. W. . 454

6) Schöne Wissenschaften.

Gedichte von Fr. Wilh. Gotter. II. Band. 457
Der adelsüchtige Bürger; eine Posse, n. d. Moliere. 463
Wiener Musenalmanach aufs J. 1788. herausg. von J. S. Ratschky und A. Blumauer. . 464

7) Romane.

Geradsinn und Aufrichtigkeit, ein Sittengemälde, vom Verfasser des kleinen Romans Moritz. 465
Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend, von Chr. Gotth. Salzmann. VI. Theil. 469
Felsenburg, ein sittlich unterhaltendes Lesebuch, I. Th. 470
Erholungsstunden des Mannes vom Gefühl, aus dem Französ. des Hrn. d'Arnaud, übers. von G. T. Wenzel. Zweyter Jahrg. II. Bandes I. u. II. Th. 473

8) Mathematik.

Geometrische Entwickelung der Eigenschaften der stereographischen Projection von G. S. Klügel. 475
Ueber Hrn. D. Müllers redende Maschine und über redende Maschinen überhaupt. . 478
Kurze Anweisung zu einigen geometrischen Hülfsmitteln für Forstbedienten, von C. W. Hennert. 479

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie.

D. J. S. Semler hermetische Briefe wider Vorurtheile und Betrügereyen. Erste Sammlung. 481
Aufschlüsse zur Magie aus geprüften Erfahrungen, von Carl von Eckartshausen. , 489
Chemische Untersuchung einiger der bekanntern und unbekanntern und besuchtern Gesundbrunnen und Bäder der Schweiz, von C. F. Morell. , 493

10) Geschichte, Erdbeschreibung.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. 6te bis 16te Sammlung. , 497
Beyträge zu den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II. 1r bis 3r Heft. ib.
Neue Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II. Königs v. Preußen. 498
Rosen auf das Grab Friedrichs des Einzigen, gesamlet von L. Hübner. I. und II. Korb. , 498
Die Regierung Friedrich des Großen, ein Lesebuch für Jedermann. Erstes und zweytes Bändchen. , 499
Beytrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. 500
Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm I. Erste bis siebente Sammlung. 500
Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs II. Königs in Preußen. III. Theil. , 502
Pragmatische Geschichte des Marggrafthums Oesterreich ꝛc. I. Theil. , , 507
Abbildung aller geistlichen und weltlichen Orden ꝛc. XXXIV — XXXVII. Heft. , , 513
Historische und geograph. Monatsschrift, herausg. von J. E. Fabri und K. Hammersdörfer, 1-6s St. 518
Reisen eines Franzosen, vom Hrn. Abbe Delaporte. XXXIV. Theil. , , 519
Neue Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen ꝛc. IV. Band. , 520

Die

Die Entdeckungen des fünften Welttheils, von Joh. G. Fr. Pabst. IV. Band. , 521
M. J. E. Fabri, neues geographisches Magazin. IV. Bandes 11tes Stück. , 522
Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend, von J. G. Campe. IV. Theil, oder
Der kleinen Kinderbibliothek XVI. Theil. , 523
Beytrag zur niedersächsischen Reformationsgeschichte 526
Des Hrn. Abt Millot Universalhistorie alter, mittler und neuer Zeiten, aus dem Franz. von W. E. Christiani, 10. Theil. , , 527
Historisch-geographisch-politischer Versuch über die Besitzungen des Türkischen Kaisers in Europa; aus dem Franz. des Hrn. Chevalier du Bernois. 529
Ausführliche Begebenheiten der Türken, von ihrer Entstehung angefangen bis nach dem Vorfall von Kinburn. I. Theil. , , 530
Ueber den gegenwärtigen Türkenkrieg, a. d. Franz. des Hrn. von Volney. , , 532
Allgemeine Schilderung des Ottomannischen Reichs, aus dem Franz. des Hrn. von Muradgea d'Ohsson. I. Theil. , , 534
Neueste Nachrichten vom Türkischen Reich. , 535
Topographie des Königreichs Böhmen 2c. von Jaroslaw Schaller. VIII. Theil. , 538

11) Gelehrtengeschichte.

Merkwürdigkeiten der Zapfischen Bibliothek. Ersten Bandes erstes und zweytes Stück. , 541
Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands, von Fr. C. G. Hirsching. III. Bandes 1ste und 2te Abtheil. , 542
Zusätze und Vermehrungen zu den drey Bänden der Bibliothekengeschichte Deutschlands, von Fr. C. Gottl. Hirsching. , , 543

12) Phi-

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie.

D. J. S. Semler hermetische Briefe wider Vorurtheile und Betrügereyen. Erste Sammlung. 481

Aufschlüsse zur Magie aus geprüften Erfahrungen, von Carl von Eckartshausen. . 489

Chemische Untersuchung einiger der bekanntern und unbekanntern und besuchtern Gesundbrunnen und Bäder der Schweiz, von C. F. Morell. . 493

10) Geschichte, Erdbeschreibung.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. 6te bis 16te Sammlung. . 497

Beyträge zu den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II. 1r bis 3r Heft. ib.

Neue Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II. Königs v. Preußen. 498

Rosen auf das Grab Friedrichs des Einzigen, gesamlet von L. Hübner. I. und II. Korb. . 498

Die Regierung Friedrich des Großen, ein Lesebuch für Jedermann. Erstes und zweytes Bändchen. . 499

Beytrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. 500

Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm I. Erste bis siebente Sammlung. 500

Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs II. Königs in Preußen. III. Theil. . 502

Pragmatische Geschichte des Marggrafthums Oesterreich ꝛc. I. Theil. . . 507

Abbildung aller geistlichen und weltlichen Orden ꝛc. XXXIV — XXXVII. Heft. . . 513

Historische und geograph. Monatsschrift, herausg. von J. E. Fabri und K. Hammersdörfer, 1 . 6s St. 518

Reisen eines Franzosen, vom Hrn. Abbe Delaporte. XXXIV. Theil. . . 519

Neue Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen ꝛc. IV. Band. . 520

Die

Die Entdeckungen des fünften Welttheils, von Joh. G. Fr. Pabst. IV. Band. . 521
M. J. E. Fabri, neues geographisches Magazin. IV. Bandes 11tes Stück. . 522
Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend, von J. G. Campe. IV. Theil, oder
Der kleinen Kinderbibliothek XVI. Theil. . 523
Beytrag zur niedersächsischen Reformationsgeschichte 526
Des Hrn. Abt Millot Universalhistorie alter, mittler und neuer Zeiten, aus dem Franz. von W. E. Christiani, 10. Theil. . . 527
Historisch-geographisch-politischer Versuch über die Besitzungen des Türkischen Kaisers in Europa; aus dem Franz. des Hrn. Chevalier du Bernois. 529
Ausführliche Begebenheiten der Türken, von ihrer Entstehung angefangen bis nach dem Vorfall von Kinburn. I. Theil. . . 530
Ueber den gegenwärtigen Türkenkrieg, a. d. Franz. des Hrn. von Volney. . . 532
Allgemeine Schilderung des Ottomannischen Reichs, aus dem Franz. des Hrn. von Muradgea d'Ohsson. I. Theil. . . 534
Neueste Nachrichten vom Türkischen Reich. . 535
Topographie des Königreichs Böhmen ꝛc. von Jaroslaw Schaller. VIII. Theil. . 538

11) Gelehrtengeschichte.

Merkwürdigkeiten der Zapfischen Bibliothek. Ersten Bandes erstes und zweytes Stück. . 541
Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands, von Fr. C. G. Hirsching. III. Bandes 1ste und 2te Abtheil. . 542
Zusätze und Vermehrungen zu den drey Bänden der Bibliothekengeschichte Deutschlands, von Fr. C. Gottl. Hirsching. . . 543

12) Philologie, Kritik, Alterthümer.

Die Bibel in ihrer wahren Gestalt, für ihre Freunde und Feinde. 2ten Bandes 1. Stück. , 544
J. D. Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes. Erster Theil; vierte, sehr vermehrte und geänderte Ausgabe. , 545
Edmundi Castelli Lexicon Syriacum ex ejus Lexico heptaglotto seorsim typis describi curavit atque sua adnotata adjecit *J. D. Michaelis*. P. I. II. 549
Des sel. Theodorets zehn Reden von der göttlichen Fürsicht, aus dem Griechischen, nach der neuesten von Hrn. J. C. Schulze veranstalteten Ausgabe, übersetzt von J. M. Feder. , 553
Variarum de capite tertio Geneseos recte explicando sententiarum, Specimen I. Exhibet M. *Jo. Otto Thiess*. - - - ib.
Einleitung in die erklärenden Anmerkungen zum Homer, von J. H. J. Köppen. , 555
Die Psalmen, übersetzt von Moses Mendelssohn. Zweyte rechtmäßige und verbesserte Auflage. 560
John Richardson's orientalische Bibliothek, oder Wörterbuch zur Kenntniß des Orients. I. Band. 561
Des heiligen Johannes Chrysostomus Reden über das Evangelium des h. Johannes, aus dem Griechischen übers. von Eulogius Schneider. I. Th. 562
Oden des Horatius Flaccus; übersetzt und mit Anmerk. begleitet von C. F. C. Herzlieb. II. Th. 564
Acerra philologica. Ein neues Lesebuch für die Jugend. Zweytes Bändchen. , 566
Philonis Judaei Opera omnia graece et latine ad editionem *Thomae Mangey* collatis aliquot MSS. edenda curavit *A. F. Pfeiffer*. Vol. IV. 567

12) Deutsche Sprache.

Versuch, unsern jungen Landsleuten, besonders Niedersachsen, die gemeinsten und beträchtlichsten Sprachfehler abzugewöhnen. , 568

Versuch der Erklärung einiger Tauf- und Eigennamen, welche in Ostfriesland gebräuchlich sind, von P. F. Reershamius. 568
Vor und Für. Ein Beytrag zur deutschen Sprachkunde. 571

13) Erziehungsschriften.

Addreßcomtoir für Schul- und Erziehungssachen, eröffnet von A. C. Borhek und C. Borhek, No. II. 572
Lesebuch für Bürgerschulen. I. Theil. ib.
Sechste Harzreise zum Nutzen und Vergnügen der Jugend, von J. A. E. Götze. 574
Joseph Freeland. Eine wahre Geschichte zur Warnung und Belehrung für die Jugend. Zweytes Bändchen. ib.
Die interessantesten Züge und Anekdoten aus der Geschichte alter und neuer Zeiten. Nach dem Franz. des Hrn. Filassiet. I. Bändchen. 575
Recueil de Voyages intéressans pour l'instruction & l'amusement de la jeunesse par Mr. *Campe*, traduit de l'Allemand. Tome troisieme. 577
Unterhaltung für die Jugend auf alle Tage im Jahr. Erstes Vierteljahr, von L. C. A. Wigand. ib.
Nachrichten aus Schnepfenthal für Eltern und Erzieher. II. Band. 578
Exempla stili latini ex poëtis collecta, in usum studiosae juventutis. Volum. I. 593

14) Kriegeswissenschaft.

Neues militärisches Journal. 1. Stück. 594
Geständnisse eines Oesterreich. Veterans in politisch-militär. Hinsicht auf die interessant. Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen, während der Regierung Friedrichs II. Erster Theil. 601

12) Philologie, Kritik, Alterthümer.

Die Bibel in ihrer wahren Gestalt, für ihre Freunde und Feinde. 2ten Bandes 1. Stück. . . . 544
J. D. Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes. Erster Theil; vierte, sehr vermehrte und geänderte Ausgabe. . . . 545
Edmundi Castelli Lexicon Syriacum ex ejus Lexico heptaglotto seorsim typis describi curavit atque sua adnotata adjecit *J. D. Michaelis*. P. I. II. 549
Des sel. Theodorets zehn Reden von der göttlichen Fürsicht, aus dem Griechischen, nach der neuesten von Hrn. J. C. Schulze veranstalteten Ausgabe, übersetzt von J. M. Feder. . . . 553
Variarum de capite tertio Geneseos recte explicando sententiarum, Specimen I. Exhibet M. *Jo. Otto Thieß*. - - - ib.
Einleitung in die erklärenden Anmerkungen zum Homer, von J. H. J. Köppen. . . . 555
Die Psalmen, übersetzt von Moses Mendelssohn. Zweyte rechtmäßige und verbesserte Auflage. . 560
John Richardson's orientalische Bibliothek, oder Wörterbuch zur Kenntniß des Orients. I. Band. 561
Des heiligen Johannes Chrysostomus Reden über das Evangelium des h. Johannes, aus dem Griechischen übers. von Eulogius Schneider. I. Th. 562
Oden des Horatius Flaccus; übersetzt und mit Anmerk. begleitet von C. F. C. Herzlieb. II. Th. 564
Acerra philologica. Ein neues Lesebuch für die Jugend. Zweytes Bändchen. . . . 566
Philonis Judaei Opera omnia graece et latine ad editionem *Thomae Mangey* collatis aliquot MSS. edenda curavit *A. F. Pfeiffer*. Vol. IV. 567

12) Deutsche Sprache.

Versuch, unsern jungen Landsleuten, besonders Niedersachsen, die gemeinsten und beträchtlichsten Sprachfehler abzugewöhnen. . . . 568

Versuch der Erklärung einiger Tauf- und Eigennamen, welche in Ostfriesland gebräuchlich sind, von P. F. Reershamius. 568
Vor und Für. Ein Beytrag zur deutschen Sprachkunde. 571

13) Erziehungsschriften.

Addreßcomtoir für Schul- und Erziehungssachen, eröffnet von A. C. Borheck und C. Borheck, No. II. 572
Lesebuch für Bürgerschulen. I. Theil. ib.
Sechste Harzreise zum Nutzen und Vergnügen der Jugend, von J. A. E. Götze. 574
Joseph Freeland. Eine wahre Geschichte zur Warnung und Belehrung für die Jugend. Zweytes Bändchen. ib.
Die interessantesten Züge und Anekdoten aus der Geschichte alter und neuer Zeiten. Nach dem Franz. des Hrn. Filassier. I. Bändchen. 575
Recueil de Voyages intéressans pour l'instruction & l'amusement de la jeunesse par Mr. *Campe*, traduit de l'Allemand. Tome troisieme. 577
Unterhaltung für die Jugend auf alle Tage im Jahr. Erstes Vierteljahr, von L. C. A. Wigand. ib.
Nachrichten aus Schnepfenthal für Eltern und Erzieher. II. Band. 578
Exempla stili latini ex poëtis collecta, in usum studiosae juventutis. Volum. I. 593

14) Kriegeswissenschaft.

Neues militärisches Journal. 1. Stück. 594
Geständnisse eines Oesterreich. Veterans in politisch-militär. Hinsicht auf die interessant. Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen, während der Regierung Friedrichs II. Erster Theil. 601

15) Haus-

Verzeichniß der recensirten Bücher.

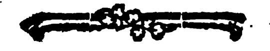
15) Haushaltungskunst.

Oekonomische Briefe, oder entdeckte Betrügereyen der Verwalter. . . 607
Ebendasselbe Buch, zweyte Auflage. . ib.
Ebendasselbe, zweyter Band. . ib.
Der Hausvater als sein eigener Vieharzt, von D. F. Claß. . . . 616

16) Vermischte Schriften.

D. J. A. Starcks Nachtrag über den angeblichen Krypto-Katholicismus, Proselytenmacherey ꝛc. 618
Etwas über des Hrn. Oberhofpredigers Joh. August Starcks Vertheidigungsschrift ꝛc. von Charlotte Elisab. Const. von der Recke. . 633
Auch Etwas wider das Etwas der Frau von der Recke über des Oberhofpred. Starcks Vertheidigungsschrift, von D. Joh. Aug. Starck. . 650

Nachrichten. . . 664
Beförderungen. . . 677
Todesfälle. . . . ib.
Berichtigungen. . . 678
Druckfehler. [illegible]



I. Der

I.

Der sächsische Landwirth in seiner Landwirthschaft, was er jetzt ist und was er seyn könnte: oder, wie ein jeder seine Einkünfte in kurzer Zeit um mehr als die Hälfte sehr leicht erhöhen könne. Ferner wird durch Exempel bewiesen, daß die Stallfütterung nicht blos in guten, sondern auch in schlechten Landesgegenden mit dem größten Vortheile eingeführt werden könne, von C. B. M. G., mit einem Kupfer. Erster Band. Leipzig, bey Ch. G. Hilscher, 1788. 542 S. in 8.

Ein gutes und in einer ungezwungenen fliesenden Schreibart abgefaßtes Buch für Landwirthe! Wir freuen uns, daß doch wieder endlich einmal ein Schriftsteller auftritt, der unter dem Wuste von ökonomischen Scriblern, und selbst unter den vielen diese Messe erschienenen Landwirthschaftsbüchern sich auszeichnet, und unserm Zeitalter in allem Betrachte Ehre macht. Ein Mann, der Kenntnisse verräth, gute Praxis besitzt, Toleranz zeigt und keinen schimpft, wenn er nicht so wirthschaftet wie er, ist gewiß ein schätzbarer Schriftsteller, der verehrt werden und der bessern kann.

15) Haushaltungskunst.

Oekonomische Briefe, oder entdeckte Betrügereyen der Verwalter. . . 607
Ebendasselbe Buch, zweyte Auflage. . ib.
Ebendasselbe, zweyter Band. . ib.
Der Hausvater als sein eigener Vieharzt, von D. F. Claß. . . . 616

16) Vermischte Schriften.

D. J. A. Starcks Nachtrag über den angeblichen Krypto-Katholicismus, Proselytenmacherey ꝛc. 618
Etwas über des Hrn. Oberhofpredigers Joh. August Starcks Vertheidigungsschrift ꝛc. von Charlotte Elisab. Const. von der Recke. . 633
Auch Etwas wider das Etwas der Frau von der Recke über des Oberhofpred. Starcks Vertheidigungsschrift, von D. Joh. Aug. Starck. . 650

Nachrichten. . . 664
Beförderungen. . . 677
Todesfälle. . . . ib.
Berichtigungen. . . 678
Druckfehler.



I.

Der sächsische Landwirth in seiner Landwirthschaft, was er jetzt ist und was er seyn könnte: oder, wie ein jeder seine Einkünfte in kurzer Zeit um mehr als die Hälfte sehr leicht erhöhen könne. Ferner wird durch Exempel bewiesen, daß die Stallfütterung nicht blos in guten, sondern auch in schlechten Landesgegenden mit dem größten Vortheile eingeführt werden könne, von C. B. M. S., mit einem Kupfer. Erster Band. Leipzig, bey Ch. G. Hilscher, 1788. 542 S. in 8.

Ein gutes und in einer ungezwungenen fliesenden Schreibart abgefaßtes Buch für Landwirthe! Wir freuen uns, daß doch wieder endlich einmal ein Schriftsteller auftritt, der unter dem Wuste von ökonomischen Scriblern, und selbst unter den vielen diese Messe erschienenen Landwirthschaftsbüchern sich auszeichnet, und unserm Zeitalter in allem Betrachte Ehre macht. Ein Mann, der Kenntnisse verräth, gute Praxis besitzt, Toleranz zeigt und keinen schimpft, wenn er nicht so wirthschaftet wie er, ist gewiß ein schätzbarer Schriftsteller, der verehrt werden und der bessern kann.

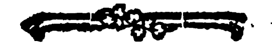
15) Haushaltungskunst.

Oekonomische Briefe, oder entdeckte Betrügereyen der Verwalter. , , 607
Ebendasselbe Buch, zweyte Auflage. , ib.
Ebendasselbe, zweyter Band. , ib.
Der Hausvater als sein eigener Vieharzt, von D. F. Claß. , , , 616

16) Vermischte Schriften.

D. J. A. Starcks Nachtrag über den angeblichen Krypto-Katholicismus, Proselytenmacherey ꝛc. 618
Etwas über des Hrn. Oberhofpredigers Joh. August Starcks Vertheidigungsschrift ꝛc. von Charlotte Elisab. Const. von der Recke. , 633
Auch Etwas wider das Etwas der Frau von der Recke über des Oberhofpred. Starcks Vertheidigungsschrift, von D. Joh. Aug. Starck. , 650

Nachrichten. , , 664
Beförderungen. , , 677
Todesfälle. , , , ib.
Berichtigungen. , , 678
Druckfehler.



I.

Der sächsische Landwirth in seiner Landwirthschaft, was er jetzt ist und was er seyn könnte: oder, wie ein jeder seine Einkünfte in kurzer Zeit um mehr als die Hälfte sehr leicht erhöhen könne. Ferner wird durch Exempel bewiesen, daß die Stallfütterung nicht blos in guten, sondern auch in schlechten Landesgegenden mit dem größten Vortheile eingeführt werden könne, von C. B. M. G., mit einem Kupfer. Erster Band. Leipzig, bey Ch. G. Hilscher, 1788. 542 S. in 8.

Ein gutes und in einer ungezwungenen fliesenden Schreibart abgefaßtes Buch für Landwirthe! Wir freuen uns, daß doch wieder endlich einmal ein Schriftsteller auftritt, der unter dem Wuste von ökonomischen Scriblern, und selbst unter den vielen diese Messe erschienenen Landwirthschaftsbüchern sich auszeichnet, und unserm Zeitalter in allem Betrachte Ehre macht. Ein Mann, der Kenntnisse verräth, gute Praxis besitzt, Toleranz zeigt und keinen schimpft, wenn er nicht so wirthschaftet wie er, ist gewiß ein schätzbarer Schriftsteller, der verehrt werden und der bessern kann.

Was der Tittel des Buches, der vermuthlich von der Schrift, (**der ungarische Landmann, was er ist und seyn könnte**, entlehnt ist,) von aussen verspricht, das leistet der Innhalt in der That. Wie gelind der H. G. mit denen umgehe, die nicht so denken wie er, (weßfalls wir auch gern die einzige Stelle — Wizling — S. 8 weg, oder mit einem andern Worte vertauscht wünschen mögen) darüber kann ein Beyspiel eben so wohl, als über sein gutes Wirthschaften reden, S. 14 heißt es: „**vor der Stallfütterung** konnte ich nicht mehr als 20 Stück Melkkühe, und etwa 8 bis 10 Stück junges Vieh ernähren, und dieses nur kümmerlich genug. Eben so habe ich eine Kuh **vor der Stallfütterung** kaum 8 **Thaler** benutzen können; dagegen halte ich nunmehr **nach eingeführter Stallfütterung** 32 Stück Melkkühe, 12 bis 14 Stück Geltevieh, und 10 bis 12 Kälber. Welcher Unterschied! Und diese 32 Kühe benutze ich nunmehr nach der guten Fütterung, jedes Stück auf **vierzehn bis fünfzehn Thaler**, ohne das schöne junge Vieh, welches ich anjetzt mehr erziehe, und manchen schönen Thaler auch hieraus löse. Nun wird man doch wohl einsehen können, daß Trifften- und Brachen-Aufhebung und Stallfütterung von Nutzen ist. Jetzt bekomme ich anstatt des ehemaligen wenigern und schlechten Düngers von zwanzig Kühen nicht nur noch dreymal so vielen, sondern auch fettern Dünger. Dieses wird man wohl nicht in Zweifel ziehen. Weiter unten wird von diesem allen ausführlicher geredet, auch ein **Nutzungsanschlag** vom Rindviehe vor und nach der Stallfütterung beygefügt werden. (S. 480-491 geschiehet es.) Bey der Huthung hatte ich beständig kranke Kühe und elende Kälber, und immer durch Sterben Verlust an

letztern, welches nicht nur anjetzt ganz weggefallen; sondern ich bekomme auch mehr als einmal so viel für ein Kalb, als ehedessen. Nichts als Vortheile, welche den Werth der Stallfütterung erhöhen."

„Was nun die Schafe anbetrift, deren ich bey der Trifft achthundert kümmerlich erhalten, und von welchen ich alle Jahre einen beträchtlichen Abgang erleiden müssen; (wovon auch weiter unten Nachricht gegeben werden soll). Diese habe ich bis jetzt noch nicht mehr, als um hundert Stücke junges Vieh vermehren können, weil ich noch nicht so mit Futtervorräthen versehen bin, als ich wünsche, und daher auch nicht eher, als etwa übers Jahr geschehen kann. Denn zur Zeit füttere ich nur erstlich die Hälfte der Schäferey über zwey Jahre in Horden, bey welchen ich auch das mehreste junge Vieh noch mit stehen habe. Bey der Trifft bekam ich für meine Wolle nicht mehr als fünf, höchstens sechs Thaler, auch weit weniger Wolle, welches auch bey denen vierhundert Stücken, die bis dato die Weide noch haben, fortdauret. Dahingegen habe ich von denjenigen vierhundert Stück Schaafen, welche nunmehr ins dritte Jahr in Horden gefüttert worden, nicht nur drey Stein Wolle mehr, aufs hundert, sondern ich habe auch wegen ihrer Verbesserung beynahe drey Thaler vom Stein mehr erhalten, und nicht mehr als ein Stück im letzten Jahre Verlust gehabt. Von diesen vierhundert alten und vierhundert jungen Schafen, welche in Horden gefüttert werden, habe ich auf achthundert Fuder des besten Düngers erhalten, auch das Merzvieh ist weit besser als ehedem genutzt worden. Auch von den Schafen wird weiter unten an seinem Orte ein Nutzungsanschlag, so wie ich die Schafe

 vor

vor der Hördenfütterung und wie ich dieselben nach derselben benutze, beygefügt werden."

Und S. 487, nachdem der V. durch seine vorgelegte Rechnung gezeigt, daß seine 26 Kühe vor der Stallfütterung nur 8 Thaler durchs Stück eingetragen, nach derselben aber 32 Stücke, 15 Rthlr. 16 gl. und nach Abzug aller Ausgaben, deren keine ausgelassen sind, noch mehr andere Vortheile geliefert, sagt er: „Wem also dieses nicht Nutzen genug ist, der mag bey der Huthung verbleiben, u. s. w." So recht! wofür das Schimpfen? Ueberzeugen ist besser.

Doch ein so vortreffliches Buch verdienet, daß man nicht blos stückweiß, sondern ausführlich von ihm rede. Es geschehe.

S. 1 sagt der Verfasser: bey den vielen seit einigen Jahren erschienenen oekonomischen Schriften, vermisse er etwas, welches für den Landwirth, wenn er seine Felder verbessern, Futterkräuter erbauen, und seinen Viehstand erhöhen solle, von äusserster Wichtigkeit sey. Dieses bestehe darinn: Man habe in diesen Büchern, wo von dem Futterbaue und der Stallfütterung so schöne Vorschriften gemacht würden, nicht angezeigt, wie die Lage und der Boden beschaffen, oder, wie vielerley Arten von Boden daselbst sich befinden rc. Wie wahr, und doch so nöthig, wenn man urtheilen will und soll, ob und wie eines Autors Lehren für andre passen, oder Abänderungen leiden müssen. Andern zur Nachricht zeigt er daher alles dieses von seinem Landguthe an, wo er nämlich die Rindvieh-Stallfütterung seit beynahe sieben Jahren (hinlänglicher Beweiß für ihre Güte) und die Hordenfütterung der Schafe über zwey Jahre (noch nicht genugsamer Beweiß,

wir wollen daher nach vollen 6 oder 9 Jahren ihn so aufrichtig wie jetzt reden hören) eingeführt habe. Von S. 3 - 9 beschreibt er sein Feld sämmtlich nach allen seinen Arten, die viererley sind, und nicht in der besten Gegend Sachsens liegen, umständlich und genugthuend. S. 9 führt er an, wie er seine Esperssette, ohne etwas von seinen gewöhnlichen Feldern dazu anzuwenden, erbaue, sehr belehrend und mittelst Untersuchung des Erdbodens in der Tiefe. Recensent ist hierin ganz einstimmig mit dem V. und verläßt sich, eben so wie er, nicht eher mehr auf guten Erfolg, bis er gewiß ist, daß das für sie und Lucern bestimmte Feld auf 2 Ellen Tiefe einerley Erdart und diese ohne Nässe enthalte: es mag nun gleich auch etwas kleine Steine unten enthalten oder nicht; nur muß doch unter Sand kein Leimen, oder unter Leimen nicht bald Sand erfolgen. — Der Landmann, heißt es S. 11 mit Recht, kann sich und seine Familie, wenn die Gemeindhuthungen getheilt sind, besser als sonst ernähren, wenn er diese zum Futterbaue anwendet. Alles, fügt er hinzu, muß nach und nach geschehen. Ganz aus der Seele des Recensenten geschrieben: nichts thut sich gewaltsam, noch auf einmal, also nach und nach: 400 Nebenumstände rathen diese Vorsicht jedem an, der verbesserte Wirthschaft anfangen will; sonst wird es anderst nicht schief gehen und der guten Sache schaden.

Nun legt der V. S. 11 die bey ihm gewöhnliche Wirthschaftsart an Tag, die dreyartig ist, und aus Winterfeld, Sommerfeld und Brache bestehet, redet von dem vorher gepflogenen Pflügen von 3 Zoll Tiefe, — das nöthig sey, wenn man nur wenig Dünger hat, mithin der mehrern Erde nicht genugsamen Dünger geben könne — versichert, daß er nur

 wenig

wenigstens 8 Zoll tief pflüge. Dann zeigt er den Ertrag seiner Felder an, welcher von der Verbesserung nämlich vor angefangener Stallfütterung, von 1 Dresdner Scheffel Aussaat auf dem guten Felde nur lieferte man Weizen nicht mehr als 6½ Korn, Rocken 7½ Korn, Gerste 6 auch 7 Korn, Hafer 4 auch 5 Korn, Erbsen 4½ Korn. Auf den schlechten Feldern war vom Rocken nur 4-4½ Korn und so von allen Früchten weniger, wie oben, zu erlangen. Nun nach eingeführter Stallfütterung versichert er auf den guten Feldern vom Raps das 21ote Korn, vom Weizen 13 Korn, vom Rocken 10 Korn, Gerste 11½ Korn, Hafer 11¼ Korn, Erbsen 6½ Korn zu erbauen. Auf den schlechten Feldern geben Winterrübsen 160 Korn, Weizen 9 Korn, Rocken 7½ Korn, und so alle übrige Fruchtgattungen, immer reicher, wie vorher, und selbst könnten, wie oben Rübsen und Weizen beweißt, Fruchtgattungen im schlechten Felde erzielt werden, die man vorher nicht darin anbauen konnte. Alles ist von den besten Aernten zu verstehen: und so ists leicht einzusehen, daß und wie der V. seine Einnahme um noch einmal so viel erhöhet habe, und sein Gut noch einmal so viel werth geworden.

S. 14 und 15 folgt das, was wir schon oben von dem Rindviehe und den Schaafen angezeigt haben; hier will Recensent nur die Frage aufwerfen: wenn dann nach S. 15 von den 400 nun ins 3te Jahr im Horden gefütterten Schaafen 3 Thlr. mehr vom Stein Wolle wie vorher erhalten worden, hat der V. nicht hiezu feine oder spanische Böcke angewendet? daß von reicherer Fütterung 3 Stein Wolle mehr gewonnen werden können, bescheiden wir uns gern. —

S. 16 sagt der Verfasser: Meine Triften, welche ich theils für das Rindvieh, theils Schaafvieh gehabt, und

und noch habe, bestehen aus Holz- und Busch- und etwas magern Bergtriften. Das Rindvieh kommt, wie ich schon gesagt habe, seit 8 Jahren nicht mehr auf seine Huthungen, und die andern vierhundert Schaafe kommen nicht weiter, als auf die magern Bergtriften. Vor der Stallfütterung hatte ich, wie ich oben gedacht, beständigen Verlust an Rind- und Schaafviehe, welcher seit der Zeit, als ich das Vieh zu Hauße füttern lasse, gänzlich aufgehört hat; doch habe ich bey denen Schaafen, welche noch gehütet werden müssen, immer noch etwas Verlust, obgleich nicht so viel, als ehedem bey Wald- und Buschtriften, und schlechter Fütterung zu Hauße, weil sie nunmehr im Winter, nicht mit so vielem Strohe, sondern dem schönsten Heue von Futterkräutern gefüttert werden können.

Auch das, was der V. S. 17. 18 vorträgt, verdienet zum guten Vorgeschmack seines nützlichen Buches mit kurzen Worten angeführt zu werden. Ein jeder vernünftiger Mann, fügt er hinzu, könne einsehen, daß alles, was er hier und in der Folge sage, zu nichts als allgemeinem Besten abziele — Auch der geringste Landmann könne, (ja wohl wenn er nur wollte,) einsehen, daß die Stallfütterung nützlich sey: die in dieser Rücksicht vorgetragenen 6 Sätze, die er in der Folge für und gegen umständlich erörtert, sind alle von der Art, daß sie Gewicht haben, aber auch schon längst, was das Rindvieh anlangt, als ausgemacht angenommen sind.

S. 19 leitet der Verf. ein, und erklärt das Wort Oekonomie, was es begreife, richtig, wir nehmen es aber als bekannte Sachen an, und übergehen es, zumal als der Verfasser aus eben diesen Gründen hierüber ganz kurz war. Darauf er-

 zählt

zählt er S. 20—29, daß er Sachsen seit einigen Jahren ziemlich durchreist, und gefunden habe, daß auch da, wo die Landwirthschaft gut betrieben heiße, noch um vieles verbessert werden könne; leider habe er nur sehr wenige recht gut eingerichtete Landwirthschaften im Großen und Kleinen gesehen. Das Gegentheil folgt aus sich selbst. Der traurigen Beyspiele und Vorurtheile übergeht Recensent mit Wehmuth, da er sie doch durch sein Beyleid nicht zu ändern vermag.

Der Fürst und dessen Land ist glücklich, wo Cammer - Finanzräthe und Beamte vernünftige Bauern sind, das heißt; die selbst ökonomische Kenntnisse (nicht blos aus Büchern, sondern praktische, wo können aber letzte herkommen, da die praktischen oft aus viel andern Ursachen zurück gesetzt bleiben müssen? also: die selbst ökonomische Kenntnisse) besitzen, den Bauer bey seiner Wirthschaft gehörig unterstützen, u. s. w.; so sagt der Verf. S. 29, und weil eben dies, so wie alles von Advocaten und Universitäten S. 30 f. schon oft gesagt ist, und doch nichts als bloßes Sagen hilft, so wollen wir's überblättern und bey offenbar Nutzbringenderem verweilen.

S. 31. Schön, daß der V. bey seiner Wirthschaft, die er schon geraume Zeit betreibt, sich möglichste Mühe gegeben, immer mehrere Kenntnisse, und diese, wie er gesteht, mit manchem Thaler Lehrgeld erworben, ehe er zum rechten Ziele gelangt; hiedurch kann und will er andre für Schaden warnen. Im Stillen, sagt er ferner, habe er alles nach der neuen Bauart betrieben: so recht, was hilfts Lautschreyen eher, als man im Stillen etwas gegründetes hergestellt hat? Nun

kann man mit Grund empfehlen und sagen, komm und sieh! nichts auch keine Anfechtung soll ihn irre machen oder abhalten, die Wahrheit öffentlich zu bekennen: ganz recht, nur aber auch immer lokal angewandt. Denn mancherley Umstände machen oft etwas schwer, oder ohnmöglich an einem Orte, was am andern äusserst leicht und ausführbarer ist. Da sich der V. nicht ganz, nur mit Anfangsbuchstaben genannt, so hat er nicht leicht etwas zu befürchten: jedoch muß Rec. ihm allemal anrathen, lieber Piano als Forte anzustimmen; denn auch Recensent würde ihn nicht erkannt haben, wenn nicht das eben folgende schöne Beyspiel seines Freundes eines Pachters ihn verrathe: Nähmlich, dieser pachtete ein Rittergut, säete er da Klee auf 90 Schfl. Land, das seit 30 Jahren wüste lag; jeder lachte, aber das Lachen vergieng, als es — wohl jedoch zu merken, nach Düngung dieses Neubruches, der schon ohne Dung Frucht bringen konnte, und nach nochmahliger Ueberstråuung mit Dung über Winter — so schönen Klee, und nach dem Klee Weizen brachte. Ganz billigt der Rec. dergleichen Verfahren, dem Klee ebenfalls mit Dung zu Hülfe zu kommen, denn man erhält um so gewisser und vielen Klee, selbst auf 2 Acker Land noch einmal so viel, wenigstens so viel als von 4 Acker dürren und mageren Brachfeldes. Besonders aber ist das Düngen des Klees aus einer andern Absicht gut, nämlich wenn man auf einem Felde, das nie Weizen trug, nach Klee ohne Dung Weizen zeugen will; gebe man nur dem Klee, wenn er dicht und schön und ohne Quecken steht, einchemal Dung, er ist da nicht verlohren, nur aufgehoben: Dann bringt das Feld gewiß Weizen und alles, und der Klee zeugt indessen wieder Dung die Fülle mehr als man ihm gab; Wenn man ihn

nicht entbehren kann, und im Anfange übrig hat? Aber wird man sagen: das heißt ja nicht Klee in der Brache, ohne Dungverlust, ohne Abgang in den Fruchtsaat Klee zeugen! gut wer dieß mit Dung zwingen kann, thut besser, wers aber nur im besten Theil der Brache vermag, thut wohl. Es muß Rec. noch hinzufügen, daß gut düngen und gut bearbeiten, dieses Pachters Wahlspruch war. Gäb's doch viele solche Pachter, wie dieser treffliche Mann ist, wahrlich man dürfte sich dann gern des bey elenden, oft untreuer Verwaltern die Oekonomie verleidenden mühsamen Administrirens, eher wie jetzt, überheben! Nach diesen angeführten wichtigsten Stellen dürfen wir hoffen, daß der Leser mit Vergnügen, auch den nervösen Schluß bis S. 38 überschauen wird, da er lauter helle Wahrheiten enthält, und so gehen wir, zum ersten Capitel weiter und zwar:

zum ersten Abschnitte, von gründlicher Kenntniß des Bodens und Anweisung, schlechten Boden zu verbessern, und tragbarer zu machen.

Im ersten Capitel S. 39-56 lehrt der V. in 11 aufeinanderfolgenden Thesen sehr gründlich die Kennzeichen vom guten und schlechten Boden; vom schwarzen guten, lehmigten, thonigten, moorigten, sandigten und von verschiedenen andern Böden. Recensent sahe sehr gern, daß S. 43 gelehrt wurde, wie man Moorboden, wenn er fettig oder öhlig sey, mit Sand 3 bis 4 Zoll hoch überfahren, durchs Ackern und Eggen vermischen, und so tragbarer machen sollte: aber er vermißt ungern, daß diese Behandlung und schnelle Tragbarmachung des Torfbodens nicht beygefügt ist, so, wie man in die-

ser Art die Torffelder bey **Neuendorf** ohnfern **Treuenbrizen** seit einiger Zeit schnell und ungemein tragbar gemacht hat: indem man, um Sand in der Nähe zu haben, und zugleich die Nässe abzuleiten, auf beyden Seiten der Felder 2 Ellen breit und tiefe Graben macht, den unten befindlichen Sand auf das torfigte Feld ausbreitet, und so ganz kurz zum Ziele gelanget. Eine herrliche Methode, die Rec. mehr als einmal mit Vergnügen sah. **Der Nachtrag** von **Erden** § 8, von **Steinen** zur Düngung und zu Verzierungen § 9, von **Salzen** § 10, von Erdharzen § 11 muß ganz gefallen. **Im zweyten Capitel** handelt der V. von Verbesserung des Erdbodens S. 56-59 so, wie es jeder befolgen kann: alles hat des Rec. Beyfall, nur hätte die Zeichnung des Tschiffelischen Schälpfluges, der ja schon im **Pfeiferischen Lehrbegriff sämmtl. oekon. und Cammeral-Wissenschaften** 1 Th. 1 B. und ganz in der Art steht, immerhin wegbleiben mögen: wir hätten uns mit der planen Beschreibung und Beziehung auf jenen Kupferstich begnügt, und das Buch lieber um etliche Groschen wohlfeiler gewünschet. **Zweyter Abschnitt** enthält 3 Capitel von S. 60-113. Im ersten wird von Bearbeitung der Felder Vortrag gemacht. Sehr gründlich sagt der V. hier, daß gut bearbeitete Felder schon halb gedüngt und den Betrag vermehrend seyen. Düngung damit verbunden, bringt den höchstmöglichen Ertrag. Alle Brachen hat der V. mit Futterkräutern behauet: hierinn muß man ihm, vor vielen andern, Glück, daß ers nach und nach so weit gebracht hat, und was das vornehmste ist, Bestand wünschen, [illegible] seine übrige Hälfte Schaafe, wie die andern [illegible], wird behandeln können. Sehr weislich, da dieser sich nicht so gerade zu von andern [illegible].

Auch auf Medicesen beruft er sich S. 63, die wahren Mittel der Fruchtbarkeit betreffend, nach den Bemerkungen der Churpfälz. oekon. Gesellschaft v. J. 1772 S. 112 ganz mit Recht, daß er das Ackern in Sachsen verwirft, das sogar da geschieht wo fetter Boden ist, und daß er lehrt, nach und nach tiefer zu gehen, ist wohl gethan. Die Lehre, das Unkraut, besonders die Quecken, mit Haakenpflügen ohne Räder z. B. dem Schumacherschen (m. s. dessen Abhandlung vom Haaken 1774 bey Pauli) auszurotten, ist schön, da solche Pflüge leichter gehen. Im 2ten Capitel hat der V. die Verwandlung seiner schmalen Beete in breite, und die Abführung der Nässe durch viele Wasserfurchen in die Queere, sofort auch seine unterirdische Abzugsgräben u. s. w. angezeigt. Um die uns vorgeschriebenen Grenzen einer Recension nicht zu überschreiten, müssen wir nur kurz noch sagen, daß S. 82 auch von Wässerung der Felder, Cap. 3, S. 83-113 von Anschaffung genugsamen Düngers und dessen Begiesung sehr gründlich gehandelt werde.

Dritter Abschnitt, sagt uns eben so gründlich und im 4 Kapitel S. 114-157 von Urbarmachung wüster Pläze, Moräste und Felder; von Aufhebung der unnüzen Viehhuthungen und Brachen und eingeführter Stallfütterung.

Die Urbarmachung der Gemeineweiden, hat unsern ganzen Beyfall: nur in der Abschaffung aller Brachen sind wir noch nicht so ganz einig. Denn eines Theils lassen wir solches von Orten gelten, wo man zu wenig Feld hat, und doch zu viele Brache hält, die man bezwingen könnte: andern Theils halten wirs mit Benkendorfen, der da, wo man zu viel Feld bauet, und zu wenige Pflüge und Düngungen hat, lieber

abgebauet haben will; d. i. lieber weniger Feld gut gebaut, und gut gedüngt, bringt bessern Ertrag als viele, so schlechthin zu besäen, und doch weniger zu ärnten.

Auf das Beyspiel eines Bernhards sollte man sich wie S. 145 geschieht, nur für Masthämmel und Mastschaafe beziehen: Denn auch Bernhard hat nicht mit Bestand von der Hordenfütterung für Zuchtschaafe handeln können: denn er blieb beym Versuche stehen und das macht Recensenten immer noch vielen Scrupel, die nur der V. mit der Zeit durch sechs- und mehrjährigen Bestand in seinen Versuchen heben kann.

Vierter Abschnitt. Da finden wir in 21 Kapiteln S. 158-293. von der Beschaffenheit des Saamengetraides, vom Säen und Einärnten des Getraides, so bündig als ausführlich und gut gehandelt: man wird nicht leicht etwas vermissen, was von allerhand Getraidearten zu wissen nöthig ist. Besonders hat uns der Leinbau und die Behandlung des Flachses gefallen, dessen Saat S. 212. vorzüglich richtig mittelst Bewahrung vor und nach der Saat gelehrt wird. Kurz man sieht, daß der V. mit richtiger Praxis und gutem Beobachtungsgeiste wirthschaftet.

Fünfter Abschnitt. Eben so wird hierinnen, und in 6 Capiteln S. 294-316, der Anbau des Krautes, der Rüben, Möhren, des Braunkohls, und der Erdbirnen, oder Kartoffeln beschrieben.

Sechster Abschnitt. Von der Heu- und Grummetärnte; von Verbesserung der Wiesen; vom Anbaue guter Futterkräuter; oder von künstlichen Wiesen wie Klee, Lucern,

Esper,

Esparcet, rc. Alles ist in drey Capiteln von S. 317-391 ganz befolgungswerth dargelegt. Der Wiesenhobel des Hr. von Goldfluß S. 339, und das Aufeggen des Hafers, das einige auch Haferpropfen nennen, kommt S. 335 billig mit vor: und wir können letztes nicht genug bey fingerslangem Hafer, als auch der so grosen Gerste empfehlen, besonders wenn Klee unter beyde nach ihrem fingerslangen Stande oben aufgesäet wird. Auf diese Art wird der Kleesaamen mit Erde bedeckt, und Hafer so, wie die Gerste gewinnen; wenns mit einer kurzzinkigten eisernen leichten oder hölzernen Egge und allemal bey trocknem Wetter geschieht: Das Unkraut und besonders der so fatale Hederich (Raphanus Raphanistrum L.) vermindert sich, dagegen der Hafer oder die Gerste pflanzt reichlich, gleichsam wie gepropfet, (daher der Namen Pfropfen) um sich, und behält die Nahrung, die das Unkraut ausgezogen haben würde. Vorzüglich aber findet sich der Klee etwas später zum Vortheil der Gerste ein, und er wird nicht so leicht erstickt, weil die Gerste in der Art wegkömmt, wenn er Luft begehret: und niemand wird mehr Ursache haben zu klagen, daß der Klee die Gerstenärnte verminderte, welches zuweilen — ich sage mit Fleiß, zuweilen — wiewohl nicht immer zutrifft.

Siebender Abschnitt. In 6 Capiteln S. 392 bis S. 542, wird als der Schluß dieses ersten Bandes, von der Rindviehzucht so unvergleichliche Lehre aufgestellet, daß wir sie jedem als Leitfaden nur so mehr anpreisen können, da solche praktisch hier beym W. als auch bey vielen andern geschehen, bestättigt worden; so wie man dann noch leicht siehet, daß der W. vortheilhaft und praktisch viele der Lehren aus der Klemischen Futterpreißschrift befolgt und sodurch: bewährt

währt habe: wie er denn auch derselben einmal S. 540, in Betreff des aufgelaufenen Rindviehes gedenket, indem er daselbst denen, die mehr wissen wollen, sagt, daß er ihnen Riems vollständige praktische Anleitung, das aufgeblähete Vieh zu retten, Berlin bey Haude und Spener 1775 empfehle. Dieser ganze Abschnitt ist zu wichtig, als daß wir so kurz abbrechen dürften: sollte es auch diesmal die Grenzen einer grosen Recension übertreffen. Nachdem der V. Kap. 1 von der Rindviehzucht redet, setzt er bloß die Stallfütterung voraus, und macht alles beschaulich, so wie dieselbe bey ihm seit verschiedenen Jahren schon im Gebrauche gewesen und noch ist. Er kehrt sich nicht an die Zeit, die Kälber zu erziehen, bestimmt sie hierzu, wenn sie tauglich erscheinen, zu aller Zeit des Jahres: er erzählt die gewöhnliche Methode, und sagt, daß sie nichts tauge, und fügt hinzu: ein jeder Landwirth, der genungsame Futtervorräthe habe, müsse und könne zu allen Zeiten, es möge auch seyn, wenn es wolle, Kälber absetzen, wenn sie nur schön und tauglich dazu seyen, und gut gewartet würden. Auch nennt er das Saugen der Kälber fehlerhaft, und er erziehet seine Kälber mittelst dem Tränken sogleich, wenn die Mutter das mit Salz bestreuete Kalb abgeleckt hat, entfernt von der Mutter: seine angeführten Ursachen müssen alle Zweifler, besonders den Verfasser der ökonomischen Briefe, der im 2ten Theile noch um jetzige Zeit dawider spricht, überzeugen. Der Verf. läßt S. 402 seine Kälber auch bald an das Schwemmen gewöhnen, und sein Gesinde befolgt alles, wenn er nur einiges Trinkgeld giebt: mit 8 Groschen oder einem Gulden, sagt er, richte man vieles aus, und man könne damit mehrere Thaler in der Landwirthschaft er-

werden. Der Verf. ist Menschenfreund, und will, lieber mit einem kleinen Trinkgelde als mit einer grossen Hetzpeitsche das Gesinde behandelt wissen. Recht so, dann gehts gewiß, was man sucht. S. 408 sagt der V. auch, von welcher Art Kühen er Kuhkälber erziehe und zwar von denen die viel Milch geben, ohne sich an das Ansehen, Fett oder Dürreseyn zu bekümmern, weil oftmals magere Kühe — wohl zu merken, die nicht aus Futtermangel, sondern wegen vielen Milchgeben mager sind — weit mehr Milch liefern, als die ansehnlichste Kuh. Entgegen gesetzt, obgleich nicht hier steht, ziehet er wohl auch zu Ochsen Kälber von den Kühen, die fett und fleischigt sind, ob sie gleich nicht viele Milch geben? Hier muß ich doch über die fernere Fütterungsart der Kälber abbrechen, so wie auch die Fütterung der Kühe, und die Wahl des Stammochsens, und alles, womit er die Vorurtheile gegen die Stallfütterung bestreitet; bis S. 480 überblättern: Denn des begränzten Raums wegen müssen wir uns begnügen, nur noch hier anzuzeigen, wie hoch der V. eine Kuh nutze. S. 480-483 steht ein Anschlag, wie er seine 20 Kühe ehemals bey der Weide genutzt habe; und da sind alle Ausgaben und Einnahmen aufs genaueste berechnet, so, daß eine Kuh 8 Thlr. 22 Groschen einbrachte, ja kaum 8 Thlr. wenn das Futterstroh abgerechnet wird. Billig ist es, so wie es richtig calculirt ist, wenn er den Dünger berechnet. S. 483-487 liefert er einen Anschlag, wie er seine 32 Kühe, die er bey vermehrtem Futter nun zu dieser Zahl vermehren könne, bey der Stallfütterung nutzet: und da sticht der Vortheil für diese Methode augenscheinlich hervor: denn nach Abzug der strengangesetzten Ausgaben bringt eine Kuh dennoch 15 Thlr. 16 Groschen ein. Indem

der

der V. von einer Kuh bey der Weide an Milch täglich 6 Kannen, und so auf vierzig Wochen 1680 Kannen erhalten, so brachte ihm eine Kuh bey der Stallfütterung täglich 9 Kannen, folglich in 40 Wochen oder 280 Tagen 2520 Kannen (zu 2 Pfund die Kanne gerechnet). Das ist eine äusserst billige Rechnung, sobald man nur einmal durch eine gute Zuzucht die alten schlechtartigen Kühe ersetzet hat. Denn Rec. hat gefunden, daß eine Kuh, die jährlich 1680 Kannen Milch brachte, 10 Wochen hindurch zu 12 Kannen, 6 W. zu 8 K. 6 W. zu 6 K. 6 W. zu 3 K. 6 W. zu 2 K. und 6 W. zu 1 Kanne, endlich noch einige Wochen hindurch, welches jedoch nicht hieher gerechnet wird nur eine halbe eine viertel bis eine achtel Kanne Milch gab. Es sagt der V. unter andern auch, daß er bey der Weide ein Kalb nicht höher als 1 Thlr. 18 Groschen angebracht, nun aber bey der Stallfütterung 4 Thlr. und wenn er es zur Zucht überlasse, 5 Thlr. bekomme. Denn fügt er, und das mit allem Rechte, hinzu: " Ferner wenn ich nun rechne, daß ich auch anjetzt 32 Kühe, anstatt sonst 20 halten kann, so beträgt die Einnahme von diesen 32 Kühen 501 Thlr. 8 gr.

wenn ich nun die Einnahme von 20 Kühen bey der Weide abziehe mit	160 : :
so ergibt sich ein Ueberschuß von :	341 Thlr. 8 gr.

welchen die Stallfütterung gewähret. Wem also dieses (wie ich schon oben anführte) nicht Nutzen genung ist, der mag bey der Huthung verbleiben. Es ist aber dieses der Vortheil nicht einmal alle; denn diese Fütterung mit Klee ist auf dem Brachfelde gewonnen, und ist also als eine Vornutzung zu betrachten, folglich kommen hier noch 800 Centner Heu, so von den ordinären Wiesen erbauet, und also dadurch er-

erspart worden der Ctl. mit 6 Groschen in Rechnung,
welches beträgt : : : 200 Thlr.
obige Summe dazu : : 341 : 8 gr.

Ist folglich Gewinnst : 541 Thlr. 8 gr.

Der V. liefert auch einen Anschlag von Kühen bey der Weide, wenn man die Milch und den Rahm in große Städte verkaufen kann: eben so einen Gegenanschlag von der Stallfütterung bey Städten; und dann bringt eine Kuh bey der Weide 14 Thlr. 14 gr. und bey der Stallfütterung 26 Thlr. 12 gr. — Das ist wohl zum Bewundern, aber nicht übertrieben, und wenns auch nur 10 = 20 Thlr. Gewinnst wäre, welches Recensenten eben kein neues Exempel ist. Stellt man sich die berühmte Stallfütterung des Herrn Grafen Herzberg's zu Briz bey Berlin vor, so übertrifft solche doch noch alles dieses.

Nun dürfen wir uns nicht länger bey diesem Buche aufhalten, ohngeachtet Rec. noch gern viel schönes von des V. **Milchkeller**, dessen **Melken**, **Buttern**, **Käsemachen** u. s. m. und selbst von seinen Kuren der Siechkrankheiten anführen mögte.

Mm.

II.

Christliche Kirchengeschichte von Joh. Matthias Schröckh. Zwölfter Theil. Leipzig, bey Schwickert, 1788. 487 Seiten gr. 8.

Noch immer beschäftigt diesen geübten Geschichtschreiber die traurige Geschichte der besondern christlichen Religionsstreitigkeiten in dem Zeitraume vom Jahr 363 bis zum Jahr 430. Freylich ist dies zugleich

die

Geschichte des Christenthums selbst, und der vornehmsten Lehrer, die an jenen Streitigkeiten, an der Ausbildung dieser Religion, an der Feststellung des kirchlichen Systems, der gesetzgebenden Gewalt der Geistlichkeit, der gottesdienstlichen Gebräuche und andern merkwürdigen Veränderungen einen Hauptantheil genommen haben; und die Leser müssen in der That den Hn. Verfasser dafür danken, daß er diese Einschaltungs-Methode gewählt und dadurch dieser ganzen Geschichte der theologischen Kriege das Trockne und Zurückschreckende genommen hat. Nicht alle Leser scheinen dieses gefühlt zu haben; wenigstens hat Hr. Prof. Royko eben diese Einschaltung dem Hn. Schr. als einen Fehler angerechnet, gegen welchen Tadel er sich in der Vorrede sehr gut vertheidigt.

Zuerst wird der Fortgang und das Ende der Arianischen Streitigkeiten im römischen Reiche erzählt. (S. 3 — 100.) Hie und da wird Tillemont, Stark, Priestley u. a. berichtiget, und überhaupt ist alles mit der gewohnten Unpartheylichkeit des Verfassers abgehandelt. Besonders verdient die Untersuchung der Ursachen von der weitern Ausbreitung des Arianismus (S. 87. folgg.) und das Urtheil von dem Nutzen und Schaden, den Religion und Theologie von dem Sieg der Katholischen über die Arianer erfahren haben (S. 96 f.) nachgelesen zu werden. Hr. Schr. glaubt, Gewinn und Verlust sey hierbey schwer zu bestimmen. Freylich habe der Lehrbegriff den Sieg davon getragen, den die allermeisten Christen schon lange für den einzigen wahren und schriftmäßigen gehalten; aber er sey durch Gesetze, Zwangsmittel, Strafen, Kirchenversammlungen und neue Lehrvorschriften erstritten worden, die der siegenden Partey gewiß keine Ehre machten. Den Widerlegungsschriften katholischer Lehrer könne man

man schwerlich einen beträchtlichen Antheil daran beylegen; sie hätten mehr dazu gedient, die Freunde jenes Lehrbegriffs darinn zu befestigen, und hätten theils wegen ihrer Fehler, theils wegen der von ihnen beobachteten Streitmethode den Gegnern viele Ausflüchte und Gegengründe übrig gelassen. Ein Vergleich zwischen beyden Partenen sey im Grunde auch nicht dadurch bewirkt worden; denn wenn gleich die hellen Arianer den katholischen Lehrbegriff bis auf ein einiges Wort anzunehmen geschienen hätten: so habe doch die durchgängige Aehnlichkeit des Sohnes Gottes mit dem Vater mancherley Erklärungen erlaubt. Der biblischen Auslegung sey zwar unter diesem großen Zwiste, dessen Entscheidung so sehr auf ihr beruhte, einiges Licht angezündet worden; allein da dem einen Theil daran gelegen war, daß darauf nicht alles ankommen sollte, und der andere manche exegetische Blösse zeigte: so seyen die Früchte dieser Art weit unter der Erwartung gewesen. Die Glaubenslehre habe zwar das Kunstwort homousios gewonnen, und man habe solches in ein allgemeines Glaubensbekänntniß eingerückt; und doch habe es nie viele unter den Christen geben können, die nur den Sinn desselben zu fassen vermocht hätten. Auch habe dieses Wort nicht allen Saamen zu neuen Streitigkeiten vertilgt, obwohl nach dem Ausspruche der Katholischen, alle Untersuchung über diese Lehre durch die gedachte Glaubensvorschrift auf immer habe vollendet seyn sollen. Inzwischen leide dieses nicht den geringsten Zweifel, daß durch ihren nunmehr festgesetzten Lehrbegriff von dem Sohne Gottes seine Erlösung mehr verherrlicht, und die gottseligen Empfindungen gegen ihn ungleich mehr gestärkt worden seyen. Hierauf folgt Leben und Schriften des Athanasius (S. 101 — 270.) Leben und Meinungen des Hilarius

von Pictavium (S. 271—368.), Cyrillus, Bischof von Jerusalem und seine Katecheten (S. 369—476.) Ueberall kommen weitläufige Auszüge aus den Schriften dieser Väter, Urtheile über ihre Schriften und ihr übriges Verhalten, und mit Mäßigung und Bescheidenheit entworfene Beschreibungen ihres Charakters vor, welche leztere den Leser wegen des Ekels schadlos halten, der auch dem Geduldigsten über so vielen elenden Gedankenspielen dieser Väter anwandeln mußte.

Sehr treffend ist das Urtheil unsers Verfassers über die vier Abhandlungen des Athanasius wider die Arianer. (S. 209. f.) "Sie sind mehr eine aus der damaligen polemischen Gährung erwachsene und willkührlich zusammengefügte Sammlung beantworteter Einwürfe, Schrifterklärungen, Gründe und Fragen, als etwas in seiner Art vollständiges, bestimmtes oder zusammenhängendes über einen so wichtigen Gegenstand. Man sollte doch glauben, daß die Lehre von der Gottheit Christi auf einem sehr einfachen Wege gefunden, befestigt und vertheidigt werden könne; daß sie desto mehr das Gepräge der Wahrheit und gemeinnützlichen Gröse an sich trage, je ebener dieser Weg ist, und daß sie dem ohngeachtet scharfsinnige Erläuterungen und Stützen genug vertrage. Vielleicht wäre es der natürlichste Gang gewesen, den der Vortrag dieser Lehre nehmen konnte, zuerst zu untersuchen, zu welchen Erwartungen von dem Stifter der christlichen Religion das Eigenthümliche ihres Endzwecks und ihrer Mittel berechtige; sodann zu zeigen, was er selbst von seiner hohen Würde, und mit welchen Beweisen er es behauptet habe; ferner die damit übereinstimmenden Begriffe und Gründe der Apostel zu entwickeln, nicht zu vergessen, welchen Einfluß er und sie diesen Vorstellungen auf das ganze Christliche Religionsgebäude er-

ertheilt haben; auch mit diesem hellen Lichte die aus der Dämmerung der Israelitischen Religionsschriften hervorbrechenden Stralen zu vergleichen, ohne sie überall und der Mittagssonne ähnlich zu finden; endlich die wichtigsten Einwendungen zu prüfen, die nicht etwan ein jeder nach seiner besondern Denkungsart von Gott, oder eingeschränkten Fähigkeit, sich zu demselben zu erheben, aufwerfen könnte; sondern die sich unter einer richtigen Schrifterklärung, und eben daraus fliesenden Erörterung des christlichen Lehrbegriffs, von selbst darzubieten scheinen. Athanasius hat die Nicänische Lehre von Christo in der Hauptsache geschickt auseinander gesetzt und vertheidiget; aber weder mit der ungezwungenen Mäßigung eines Schriftforschers, sondern mehr gelegentlich als Bestreiter einer Ketzerey, die er vom Teufel herleitet; noch mit der Genauigkeit eines Philosophen, ob sie ihm gleich bisweilen gute Dienste geleistet hat. Allein er hat nicht einmal die Zweydeutigkeit in Worten überall genugsam vermieden; brauchbare und schlechte Beweise sind von ihm unter einander gehäuft, und manchmal auch kleine Sophistereyen nicht verschmäht worden. Was man dabey angemerkt hat, daß einiges von dieser Art gegen die Arianer, seiner Zeitgenossen, von treffender Stärke gewesen sey, kann ihn nicht ganz rechtfertigen. Er spinnt freylich oft fein und künstlich ein langes zusammenhängendes Gewebe aus; in der Nähe beleuchtet aber, ist es fast lauter Wortgepränge. Einwürfe hat er genug widerlegt; nur die elendesten gleich den scheinbarsten; und die Bündigkeit, die ihm auf andern Seiten fehlt, vermißt man auch auf dieser. Eben der gedachte Mangel verursacht es auch beynahe, daß man eine ziemliche Anzahl ausgesuchter Beobachtungen, die er eingestreuet hat, unter dem übrigen Schwall verliert.

Un-

Unangenehmer, als alles andere, ist es, bey einem christlichen Religionslehrer zu sehen, daß er hier, wo auf die Fertigkeit in der biblischen Auslegung so ungemein viel ankömmt, nur mittelmässig, und was das alte Testament betrift, noch weniger als dieses ist. Es bleibt also nur der Dogmatiker und Disputator übrig, der hin und wieder in diesem Werke hervorragt. Wer es hier zu scharf, nach den jetzigen Begriffen von Vollkommenheit, beurtheilt finden sollte, der muß sich auch erinnern, daß es immer als das Hauptwerk des Athanasius, und als das ansehnlichste betrachtet worden ist, das man in der alten Kirche wider die Arianer geschrieben hat. Nachsicht hingegen könnte man dem Verfasser deswegen gönnen, weil er es leidend für die Sache, die er darinne verfocht, aufgesetzt, und es auch ganz dem Geschmacke seiner Zeiten angemessen war."

Wir haben uns nicht enthalten können, diese lange Stelle abzuschreiben, weil sie nicht nur die Fehltritte des Athanasius in seiner Schrift richtig angiebt, sondern auch die Bahn bezeichnet, die die neuere Vertheidiger der Gottheit Christi, in ihren Untersuchungen, zu welcher unsere Theologen neuerlich aufgefordert sind, zu betreten haben — den Charakter des Athanasius und seiner Schriften, wie auch die Beurtheilung seiner Biographen (S. 255. folgg.) in dem Buche selbst nachzulesen, wird gewiß niemand gereuen.

In dem Leben des Hilarius ist die Unehrerbietigkeit, mit welcher er in seinen Schriften auf den Kayser Constantius loszog, sehr auffallend. "Es macht, wie Hr. Schr. anmerkt, ein sonderbares Gegenbild aus, daß ein Mann, der in dem Bekänntnisse des wahren Glaubens, und der reinsten Gottseligkeit, das Aeusserste zu wagen das Ansehen haben wollte, der Pflichten gegen seinen Fürsten vergaß, und ihn, über dessen Ver-

folgung er klagte, selbst mit Schimpfwörtern (er nannte ihn den Antichrist) und bittern Vorwürfen öffentlich verfolgte. Man sollte erwarten, daß ein christlicher Lehrer, der vor Begierde brannte, ein Märtyrer zu werden, eben durch die sanfte Sprache der Wahrheit gezeigt hätte, wie geneigt er sey, Unrecht ruhig zu dulden. Sich zur Rechtfertigung einer so anstößigen Heftigkeit auf biblische Beyspiele von harten Ausdrücken gegen mächtige Feinde der Religion zu berufen, (wie Hilarius wirklich thut) war nicht allein an sich unüberlegt; sondern es könnte noch dadurch jeder rohe, beleidigende, aufrührerische Ausbruch eines fromm geglaubten Eifers einzeler Christen, oder ganzer kirchlicher Geschlechter, davon doch jeder sich immer den Besitz des wahren Glaubens ausschließungsweise zugeeignet hat, gegen ihren sie im Bekänntnisse desselben einschränkenden Landesherrn beschöniget werden. Die Entschuldigung, auf welche sich Hilarius viel einzubilden scheint, daß die schleichenden und hinterlistigen Maasregeln, die ein christlicher Fürst anwende, seine Unterthanen zur Ketzerey zu verleiten, weit verabscheuungswürdiger wären, aber auch weit weniger Schonung verdienten, als das ehemalige Peinigen und Morden heidnischer Kaiser; diese Entschuldigung hat in der That keinen Grund. Ein solcher Fürst ist weit davon entfernt, sich vor (für) den Beschützer der Ketzerey zu halten; er setzt in seinen glimpflichern Anstalten einen Vorzug seiner Denkungsart; und gesetzt, daß er tief in Irrthum stäcke, daß er vielen Schaden im Religionszustande anrichtete, so bindet dieses seine Unterthanen von der ihm schuldigen Ehrerbietung nicht loß; auch wird ihn eine schmähsüchtige Begegnung von ihrer Seite nichts weniger, als zu andern Gesinnungen bringen. Die Wahrheit zu sagen, hatte

eigentlich der ältere **Constantinus** die Bischöfe schon dazu verwöhnt, sich ungeziemender Freyheiten, unter dem Vorwande der Religion, gegen die Kaiser zu erlauben. Sein Sohn **Constantius** stürzte diejenige Partey unter ihnen, welche er herrschend hinterlassen hatte, von ihrer Höhe: kein Wunder war es also, daß sie noch sinkend ihn zur vermeinten Rettung ihrer Rechtgläubigkeit ungemein mißhandelten. **Lucifer** und **Athanasius** thaten dieses fast zu gleicher Zeit mit dem **Hilarius**. In der Folge gieng diese theologische Ausgelassenheit immer weiter: und man hatte nur zu ehrwürdige Namen, die man dabey zum Muster nahm." Ueberhaupt schildert er den **Hilarius** als einen Lehrer, der den Nicänischen Glauben mehr eifrig und im Erfolge glücklich vertheidigt, als scharfsinnig untersucht, auch in seinem Eifer sich nicht selten vergessen hat; als einen dogmatischen und polemischen Schriftsteller, der seinen Gegnern meistentheils gewachsen war, nur der Sache zu Ehren, für welche er stritt, öfters bessere Waffen hätte gebrauchen sollen; als einen Bischof, der sein Amt so treu und standhaft verwaltete, wie es seine Einsichten mit sich brachten; als einen gar mäßigen Kenner des eigentlichen, klaren und richtigen Lehrausdrucks; endlich, als einen Mann, aus dem man mehr zur Geschichte des christlichen Lehrbegriffs, und der unter den **Katholischen** seiner Zeit gegebenen Art, ihn zu erklären und zu verfechten, gehöriges, als wahre theologische Gelehrsamkeit schöpfen kann; der neues Licht und festere Gründlichkeit in diese Wissenschaft weder gebracht hat, noch bringen konnte, weil er weder Philosoph, noch Exeget in einer vorzüglichen Bedeutung war, welches doch derjenige seyn muß, dem auch die Nachwelt hellerer Zeiten, nicht blos bewundernde Zeit-

genossen,

genossen, wirkliche Verdienste um die Theologie einräumen soll.

Bey dem Cyrillus von Jerusalem wird (S. 371.) angemerkt, daß er als Presbyter und Katechet daselbst auch oft anstatt seines Bischofs gepredigt habe; und man könne dieses als das älteste Beyspiel eines **Presbyter**, der in **Gegenwart seines Bischofs**, als des ordentlichen Lehrers der Gemeine, vor derselben als Lehrer aufgetreten sey, ansehen. Diese Gewohnheit sey immer üblicher worden; nicht immer seyen es die ausnehmende Gaben eines Presbyter gewesen, die ihm diesen Vorzug verschafft hätten; die Bischöfe hätten nach und nach mehr Gefallen daran gefunden, blos Regenten und Gesetzgeber der Kirche vorzustellen; und hätten endlich ihr schönstes Vorrecht, das aber auch viel Bildung und Anstrengung des Geistes erfordert, gänzlich aufgegeben — der Charakter des **Cyrillus** ist so geschildert, wie man ihn von einer Meisterhand erwarten kann. " Er war ein Mann, von dem seine Zeitgenossen mehr lernen konnten, als die jetzige Welt. Der aber auch diese nicht unbemerkt vorübergehen lassen darf. Seine **Geistesgaben** mögen nur mässig gewesen seyn; **Scharfsinn** und tief dringende **Beurtheilung** waren am wenigsten bey ihm reif geworden. Aber beynahe zu einigem Ersatze dafür, hatte er als Volkslehrer eine Anlage zu einem **gefälligen** und **einnehmend faßlichen Vortrage**, die man nur mehr ausgebildet und von Auswüchsen gereinigt zu sehen wünschte. Zwar hat er kein Werk hinterlassen, in welchem man eigentliche **Gelehrsamkeit** erwarten könnte; allein es gehören nur gute Augen dazu, um selbst an dem Verfasser der zweckmäßigsten Predigten für Anfänger, oder für den grossen Haufen, sehr bald zu entdecken, wie weit sich seine Wissenschaft erstrecke, diese kann vielleicht beym

Cyrillus in spätern Jahren gründlicher geworden seyn; so weit sich jetzt von derselben urtheilen läßt, hatte sie nichts Ausgezeichnetes. Die H. Schrift erklärte er nur wie ihm andere darinne vorleuchteten; oder nach Deutungen einer bald wörtlichen, bald bildlichen Aehnlichkeit. Mit der hebräischen Sprache war er so wenig bekannt, als die meisten andern Lehrer dieser Zeit. Es ist wahr, daß er von den vornehmsten Glaubenslehren Begriff gibt, die für angehende Christen zureichen können; aber anstatt das Ganze des Christenthums irgendwo in einem fruchtbaren Entwurf darzustellen, verfällt er oft auf kleine Fragen und Erläuterungen, die kaum die Mühe, angehört zu werden, belohnten. Auch ist seine Sittenlehre mehr willkührlich hingeworfen, als für jeden Ort mit Menschen-Kenntniß abgemessen. Einen **ehrgeizigen** und **herrschsüchtigen** Sinn zeigte er nur für die Vorrechte seiner Würde. Sonst war sein Betragen dem **Kirchenfrieden** günstiger, als anderer damaligen Lehrer ihres, die einen weit grössern Ruhm erworben haben, auch von ihrem und dem nächsten Zeitalter viel häufiger genennet und gepriesen worden sind."

Die Auszüge aus den Schriften dieser Väter, die in manchen Stellen noch vollständiger sind als die Rößlerischen in der Bibliothek der Kirchenväter, verrathen den aufmerksamen Fleiß und die ausharrendste Geduld. Nur selten ist Rec. auf Stellen gestossen, wo ihm die Uebersetzung nicht ganz treu zu seyn schien. Z. B. in der vierten Katechese sagt Cyrillus: Ψυχην εχεις αὐτεξουσιον, ἐργον Θεου καλλιστον, κατ' εἰκονα του πεποιηκοτος αθανατον, δια τον ἀπαθανατιζοντα Θεὸν· ζώον λογικον ἀφθαρτον δια τον ταυτα χαρισάμενον, ἐξουσιαν ἐχον ποιειν α βουλεται. Die Uebersetzung lautet also: Die Seele hat ihren

ihren freyen Willen, ist das herrlichste Werk Gottes, nach seinem Bilde gemacht, von ihm unsterblich erschaffen, ein vernünftiges unverwesliches Thier, (warum nicht lebendiges Wesen oder Geschöpf?) das von gar keiner Nothwendigkeit abhängt. In eben dieser Predigt kommt eine Warnung vor der Unkeuschheit vor, welche Cyrillus mit diesen Worten beschließt: Τον περι σωφροσυνης λογον προηγουμένως μέν, ἀκουέτω τῶν μοναζοντων καὶ των παρθενων το ταγμα, των τον ἰσαγγελον βιον εν κοσμω κατορθουντων. μυνασεμιν ἀποκειταὶ σεφανος, αθελφοι u. s. w. Hier ist übersetzt: Diese Ermahnung zur Keuschheit mag insonderheit der Stand der Einsamlebenden und der Jungfrauen, die ein Engelgleiches Leben (hier hätte das ἐν κοσμω nicht übersehen werden sollen; es ist dem μονάζουσιν entgegen gesetzt.) führen, anhören. Die beygesetzte richtige Anmerkung von dem Unterschied zwischen μοναζοντες und μοναχοι, da unter jenen Asceten, die in den Städten blieben und unter diesen eigentliche Mönche verstanden werden, läßt freylich jeden Leser leicht wahrnehmen, daß Hr. Schr. hier unter dem παρθενοις keine eigentliche Jungfrau, sondern im Mönchsstande lebende Mannspersonen verstanden habe — doch scheint in dieser Stelle Cyrillus die Sache nicht so genau genommen und unter dem παρθενοις überhaupt Asceten verstanden zu haben, die sich dem ehelosen Stande gewidmet hatten, ohne zugleich Mönche zu werden — eine Bedeutung, an welcher niemand zweifeln kann, der sich an Gregors von Nyssa Schrift περι παρθενιας erinnert — oder auch nur die Stelle des Cyrillus im Zusammenhange liest.

Yf.

III.

Abriß von einem Polizey- und Finanz-System, besonders zum Gebrauch regierender Herrn, entworfen von Victor Tobias Ernst von Ernsthausen, wirklichen Geheimenfinanzrath bey dem königlich-preußischen General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirektorio und Präsidenten des Obercollegii Sanitatis. Berlin, Decker und Sohn. 1788. 8. 230 S.

Dieser kurze auf 230 kl. Oktav Seiten gelieferte Abriß zweyer so ausgezeichnet wichtiger Wissenschaften, wird ohne Zweifel von dem Verf. manches eben diesen Fächern oder auch nur einem von beyden gewidmeten voluminösen Grundrisses, Systems u. s. w. voll Mitleiden weggelegt, vielleicht eben dieser physischen Kleinheit wegen gar nicht bemerkt werden. Und doch dürfte er mit diesen stolzeinhertretenden Werken an Intensität sich ohne Nachtheil vergleichen lassen.

Die Anzahl jener litterarischen Kleinhändler, die Väter unsrer zahllosen unconpendiösen Compendien, wächst ohnehin immer mehr, die über der ängstlichen Verfolgung des Details die allgemeinen Grundsätze aus den Augen verlieren, denen Weitschweifigkeit und Ausführlichkeit gleichviel gelten, und die bey der ausschweifendsten Ausdehnung der einzelnen Theile die Uebersicht des Ganzen so unendlich erschweren, und auf diese Art den Fortschritten selbst in Weg treten, welche sie befördern wollen. Vielleicht liefert keine Wissenschaft mehr Beyspiele hiezu, vielleicht war aber auch keine verführerischer, um zu diesen Mängeln zu verleiten, als die Polizey-Wissenschaft. Ihr Zusammen-

menhang mit so vielen andern Kenntniß-Fächern ist so genau und nothwendig, daß Verirrung über die Grenzen ihres Gebiets zu vermeiden, viele Aufmerksamkeit erfordert, und daß der Polizeyschriftsteller oft, ohne etwas unschickliches zu ahnden, selbst als Arzt, als Rechtsgelehrter, als Landwirth u. s. w. spricht, wo er nur an diese verweisen sollte.

Hier haben wir eine Schrift, deren Verfasser diese Abwege sorgfältig vermeidet, und im Gegentheil oft zu kurz scheinet, weil man ihn gerne hört, und mehr von ihm zu hören wünscht. Freylich waren ihm Kürze und erleichterte Uebersicht des Ganzen bey dem bestimmenden Zweck, den er sich faßte, doppelt wichtig und nothwendig. Fürsten ist jener Blick auf den allgemeinen Zusammenhang der einzelnen Theile und Lehren der Polizey- und der Finanzwissenschaft nothwendiger und unentbehrlicher als die schönste Ausarbeitung der einzelnen Rubriken. Ueberdieses macht auch eben diese Kürze solche Lehren leichter, bis zu ihnen zu dringen, von denen sie hingegen durch Weitschweifigkeit so leicht zurückgeschreckt und ermüdet werden. Doch beobachtet auch der Verfasser einen weisen Unterschied, zwischen Lehren, die schon hinlänglich anerkannt und praktisch geworden sind, und zwischen andern, welche entweder noch bestritten werden; oder wenigstens noch nicht zur Anwendung gekommen sind. Die leztern z. B. die Lehre von Hofdiensten, Hütungsgerechtigkeiten u. s. w. handelt er weitläuftiger und selbst mit Einmischung einiger Polemik ab, da er die erstern nur dürr hinstellt. Dadurch gibt er die wichtigsten Fingerzeige, auf welchen Seiten für Regenten vorzüglich noch zu würken übrig ist, und sezt für andre, die sich mit Aufklärung dieser Wissenschaft beschäftigen, die Gegenstände fest, die der

nähern

Untersuchung und Erörterungen noch bedürfen. In unsern gewöhnlichen Compendien sticht keine Materie sonderlich vor der andern hervor, und der Eindruck von allen wird daher nur schwach und unwürksam.

Nach einer Einleitung, die von der Nothwendigkeit der Gesetze, ihrer Einrichtung und Anwendung — dann den Verhältnissen des Staats selbst und seiner einzelnen Theile u. s. w. handelt, kommt der Verfasser auf den Begrif der Polizey, den er auf "allgemeine innre Sicherheit" des Staats bezieht. Er unterscheidet die Polizey im weitern Verstande, oder die Landespolizey, die Polizey im engern Verstande, oder Gewerbepolizey, und im engsten Verstande, oder die Polizey groser Städte. Da die leztre nur in der Anwendung der allgemeinen Landespolizey auf grose Städte besteht, so handelt er sie nicht, sondern allein die erstre und zweyte der von ihm festgesetzten Gattungen der Polizey ab. Der erstern, der Polizey im weitern Sinn, weist er drey Gegenstände an: 1) Fürsorge für Erkenntniß und sittliches Verhalten der Staatsglieder; 2) Fürsorge für ihren Körper; 3) Fürsorge in Ansehung ihrer äussern Umstände und Verhältnisse. Man wird nicht leicht einen Gegenstand unter diesen Rubriken vermissen, den man daselbst aufzusuchen berechtigt ist. — Die Gewerbpolizey theilt sich, wie man vermuthen kann, in städtische und ländliche. Bey der ersten ist durch eine höchst natürliche Verbindung zugleich von der Handelspolizey die Rede. — Die Finanzwissenschaft (S. 183. fg.) scheint sich nach der Einleitung des Verf. in zwey von selbst entstehende Abschnitte, zu sondern, da die Verwaltung des Staatsvermögens sich mit "Einnahme" und "Ausgabe" beschäftigt. Allein nachdem von der Grösse der Einkünfte, und ihrer Berechnung, von ihren Quellen,

Domainen, Regalien und Steuren, und von der Art ihrer Erhebung die Rede gewesen ist, werden die Ausgaben des Staats ganz mit Stillschweigen übergangen, ohne daß eine Ursache hiervon angeführt würde.

Ueber den Begrif und der Eintheilung der Polizey, die der Verf. festsetzt, erlaubt Rec. sich einige Bemerkungen. Daß jener sich auf die allgemeine innere Sicherheit einschränke ist schon oben angeführt worden. Allein obgleich diese einer der wichtigsten Gegenstände der Polizey unstrittig ist, so scheint doch nicht alles, was auch zu ihrem Feld eben so unstrittig gehört, dahin gezogen werden zu können; wenn man den Begrif der Sicherheit auch noch so weit ausdehnen will. Dahin gehört z. B. alles, was Bevölkerung, Sittlichkeit des Volks, Gedeyhen der Gewerbe u. s. w. angeht, welche Gegenstände hingegen sich alle unter Wohlstand zusammen fassen lassen. Allgemeinen Wohlstand der Glieder des Staats in Beziehung auf den Einfluß, den dieses auf den Staat selbst hat, hält Rec. für den wahren Gegenstand der Polizey: und in so ferne hat der Verfasser richtig unterschieden, wenn er besondere Sicherheit eines jeden Staatsglieds zum Gebiet der Justiz zieht, und die allgemeine in die Polizey verweist. — Hätte er aber diese Wissenschaft nicht auf jene allein eingeschränkt, so würde er nicht die Eintheilungen in die Polizey im weitern, engern und engsten Verstand nöthig gefunden haben, die auch Rec. in dem Wesen derselben nicht gegründet zu seyn scheinen. Denn da sich kein Staat ohne Gewerbe seiner Einwohner denken läßt, so gehören diese auch mit zu den allgemeinen Verhältnissen, die ihren Wohlstand bestimmen, und folglich mit allem Recht zur allgemeinen Polizey. Noch weniger aber, als sich diese Eintheilung rechtfertigen zu lassen

scheint,

scheint, mögte dieses der Fall mit der Absonderung der Polizey groser Städte oder der Polizey im engsten Verstand seyn. Nach der eignen Erklärung des Verfassers unterscheidet sich diese von der allgemeinen P. nur durch den Gegenstand auf welchen sie angewendet wird. Mit gleichem Recht würde also auch die Polizey der Dörfer und andrer einzelnen Theile des Staats Polizey im engsten Sinn genennt werden können. Daß man diese besondern Anwendungen der allgemeinen Polizeygrundsätze wohl von einander unterscheidet ist von grosem Nutzen: allein gegen den Sprachgebrauch scheint es zu seyn, wenn man sie nur durch engere und weitere Bedeutung des Worts Polizey bezeichnen will.

Hd.

IV.

Manch Hermäon im eigentlichen Sinn des Worts, vom Verfasser von Sophiens Reise. γόνυκνήμης. Erstes Bändchen. 366. S. Zweytes Bändchen. 384. S. 8. Leipzig bey Fr. G. Jacobäer, 1788.

Wegen der Bedeutung des Worts Hermäon verweisen wir auf des 73. B. 2. St. S. 201. dieser Bibliothek. Hr. Hermes übersetzt es selbst irgendwo durch Fund, und gewiß würde diese verständlichere Benennung den Vorzug verdient haben, wenn es ihm, wie er sagt, nicht eben darum zu thun gewesen wäre, einen sehr unverständlichen Titel zu wählen. "Denn, fährt er fort, weh dem Manne in "unserm Zeitalter, dessen Buch nicht durch den Ti-

"tel auffällt! und ich hatte in den Buchläden gesehn,
"daß Menschen den Hephästion, Horus, Parabo-
"mios und Memnonium eben deswegen unbesehend
"kauften, weil sie nicht wußten, was Hephästion,
"und was Horus, und was Parabomios, und was
"Memnonium eigentlich sagen will." Die Bemerkung ist auf gewisse Weise wahr, aber es ist doch einem guten Schriftsteller auch eben nicht nöthig, vielleicht nicht anständig, durch einen unverständlichen Titel Aufmerksamkeit zu suchen. Wenigstens ist der Verfasser sehr bescheiden, wenn er sich mit der Aufmerksamkeit begnügen will, die Memnonium, Parabomios erregte! Da die einzelnen Theile dieser Schrift nicht den mindesten Zusammenhang haben, und von höchst verschiedenem Inhalte sind, so können wir uns nicht mit einem allgemeinen Urtheil begnügen, sondern müssen über jede Nummer ein paar Worte sagen, wenn unsere Leser einen vollständigen Begriff von dem Ganzen bekommen sollen. Merkwürdige Stellen und Anekdoten, die dem Verfasser in dem Lauf seiner Lectüre aufstießen, gaben ihm Veranlassung, seine eignen Gedanken über den jedesmahligen Gegenstand bald kürzer, bald umständlicher niederzuschreiben, und so entstand dieses Buch.

Erster Theil. 1.) **Fund.** So nennt der Verfasser den Titel seines Buchs, das blos deshalb Jahre lang in seinem Schreibtisch liegen blieb, weil er um einen Titel dazu verlegen war. — Sonderbar! Horaz empfal aus dieser Ursache nicht das nonum prematur in annum! 2.) Titian ließ den Pinsel fallen, als er den Kaiser Carl V. mahlte. Der Kaiser bückte "sich, und hob ihn auf. Knieend empfing ihn Titi-
"an und sagte: No merita cotanto onore un servo suo.
"Carl antwortete: E degno Tiriano essere servito

"da

"da Cesare." Diese Anekdote ist sehr artig, allein des Verfassers Commentar darüber hat uns, unter allen übrigen Aufsätzen, am wenigsten behagt. Die Gedanken sind zum Theil gewaltsam herbeygerissen, zum Theil dunkel, zum Theil sehr sonderbar: wie z. B. "Wie traurig ists doch, daß jeder Mensch seinen "eignen Augpunkt hat! u. s. w." Wir sollten meynen, es wäre noch trauriger, wenn alle Menschen nur einen Augenpunkt hätten. 3.) Ueber Cicero in Ver. I. 2. Ein Stückchen sehr brauchbare Philosophie des Lebens. Aeusserst treffend ist die Erklärung, die der Verfasser von der Bemerkung macht, daß in großen Städten die Verläumdungen weit weniger schaden, als in kleinen. In letztern erzählt uns Einer die Lüge, und da scheint sie ächt zu seyn, in jenen erzählen sie uns Zehn, und so verschieden, daß wir jedem, und also auch ihr selbst mistrauen. 4) Ueber eine Stelle Rousseaus, in der er gegen die Auswanderung der Dörfer in die Städte eifert, welches er als eine höchst schädliche Folge der Ausbreitung der Industrie und Künste ansieht. Dieser Aufsatz nimmt den größten Theil dieses ersten Theils ein, und enthält die Geschichte eines jungen Landmädchens, die sich von dem Reiz des Stadtlebens bethören läßt, ihr Dörfchen zu verlassen, noch mehrere von ihren Freundinnen und Freunden zu einer gleichen Thorheit verleitet, in die Hände eines reichen Wollüstlings fällt, der alle Künste der Verführung anwendet, ihr ihre Tugend zu rauben, und ob sie gleich allen diesen Schlingen glücklich entgeht, doch zuletzt, sammt ihren Freunden, für ihre Unbesonnenheit durch den Verlust an Ehre, Gesundheit, und Leben büssen muß. Die Ausführung dieses an sich sehr einfachen und oft gebrauchten Stoffs, ist vortrefflich gerathen; einzelne Details und Bemer-

 kungen

kungen verrathen eine Meisterhand, und zeugen, welche scharfe, glückliche Blicke dem Verfasser in das menschliche Herz und die herrschenden Sitten und Laster unserer Zeit gelungen sind. Wie sehr wäre zu wünschen, daß alle junge Personen, vorzüglich weiblichen Geschlechts, die aus der Stille und Unschuld des Landlebens in große Städte kommen, und gezwungen sind, sich dem Dienste der Reichen und Vornehmen zu widmen, diese lehrreiche Geschichte mit Bedacht lesen, und daraus ein gerechtes Mistrauen gegen den glänzenden, betrügerischen Schimmer von Tugend, Grosmuth und Herablassung, und gegen die Stärke ihres eigenen Herzens schöpfen möchten. Womit wir indeß nicht ganz zufrieden sind, ist die Schilderung der Katastrophe. Der Verfasser verweilt zu lange bey den empörenden Mishandlungen, die der Heldinn der Geschichte von ihrem Bösewicht (Böswigt schreibt Hr. H.) von Herrn und dem Teufel, seiner Mutter erdulden muß. Man weiß schon, aus Sophiens Reisen, daß sich Hr. H. in der Beschreibung solcher Auftritte gefällt, wir können sie aber (wenigstens in ausführlichen Darstellungen) nicht billigen; selbst denn nicht, wenn sie als moralische Schreckbilder aufgestellt werden. Am allerwenigsten dann, wenn die körperliche Mishandlung die Hauptperson der Geschichte trifft. Der Grund liegt am Tage. Der Dichter verfehlt seinen Zweck, es mag von beyden Fällen eintreten, welcher will. Die mishandelte Person leidet entweder unverdienterweise, so erregt sie **Mitleid**, das aber bald in Abscheu gegen den Beleidiger übergeht, und so den vorgesetzten moralischen Endpunkt des Dichters verrückt; oder sie leidet verdienterweise, so erweckt sie **Verachtung**, und dann gehört der Elende, der eine solche Behandlung verdient, nicht

nicht mehr vor das Forum des Dichters. — Auch dünkt uns der Charakter des Hrn. d'Aulnes, wie sein Nahme mehr französisch, als deutsch zu seyn. 5) Ueber eine Stelle in **Bödens** Uebersetzung des Thomas Jones. He thumps the verdant floor with his carcasse. Das gibt **Bode** durch: "Er stürzt dahin auf die grüne Fluhr, wie eine falsche Oktave herabplumpt." So entzückt sind wir zwar nicht über diese Stelle, wie Hr. H., doch gestehen wir gern, daß der Einfall nicht unglücklich ist. Einzelne Stellen überhaupt sind Hrn. H. oft trefflich gelungen, das Ganze aber hat doch noch ein ziemlich steifes Ansehn, und wimmelt von verschrobenen, undeutschen Wortfügungen und Perioden; Fehler, die freylich nicht die Unwissenheit des Uebersetzers sondern festinatio et incuria fudit. Was der Verfasser sonst über das Uebersetzen erinnert, ist sehr gegründet. Auch darinn hat er Recht, daß die Recens. nicht blos die **Unrichtigkeiten**, sondern auch die vorsetzlichen **Treulosigkeiten** der Uebersetzungen von gewöhnlichem Schlage rügen sollten. 6) **Pütter** gibt in seiner **historischen Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs** eine Liste von 42 Reichsständen, Churfürsten, Fürsten, und Reichsgrafen, die von 1614. bis 1769. von der evangelischen zur katholischen Religion übergetreten sind. Hr. H. fragt: wars Vortreflichkeit des Katholizismus, oder Trostlosigkeit des Protestantismus, das die erwähnten Personen zu diesem Schritt bewog? Wir glauben, keins von beyden. Bey den meisten geschah es wohl aus politischen Absichten, bey vielen andern, aus Schwäche des Geistes. Es ist eine traurige, aber sehr sichere Erfahrung, daß die meisten Großen die Religion entweder ganz verachten, oder auf das entgegengesetzte

Extrem, die Bigotterie verfallen: bey vielen trift, nur in verschiedenen Perioden des Lebens, beydes zu. Was für eine Religion aber könnte diesen verwöhnten, wollüstigen Unglaubig-Abergläubischen bequemer und reitzender seyn, als diejenige, die mehr Opfer, als Buße und Ueberwindung fordert, und für Geld Erlaß für alle, selbst für noch zukünftige Sünden gibt? Die Vorschläge des Verfassers diesem gewiß nicht kleinen Uebel entgegen zu arbeiten, sind sehr gut gemeint, dürften aber schwerlich eher reellen Nutzen stiften, als bis in der politischen und moralischen Welt manches und manches Ding eine ganz andere Gestalt gewonnen. 7.) Ueber eine Stelle von Clement: "Tout auteur "critique est sûr de leur déplaire, comme Voltaire au "Pape, et la Bible à Voltaire." Der Verf. behauptet, hierinn liege der Grund, warum fast jeder Schriftsteller, der Sitten und Gebräuche berühren müsse, um gegen Sittenlosigkeit und Misbräuche zu warnen, vorzüglich jeder satirische Schriftsteller in seiner Provinz am wenigsten gefalle. Aber verhält sich die Sache auch wirklich so? Müßte man nicht wenigstens zwischen dem Schriftsteller und seiner Schrift unterscheiden? Sollte sich dann die Bemerkung nicht allenthalben bestätigen, daß der Schriftsteller aus eben diesem Grunde in seiner Provinz, als Mensch, weniger gefällt, ja wohl gar gehaßt und verfolgt wird, aus welchem seine Schrift gewöhnlich in derselben mehr, als auswärts, Sensation erregt, und mehr Leser, und aufmerksame Leser findet? 8.) Antwort auf die Frage eines Frauenzimmers, warum sie bey jedem Ueberdenken eines freudigen Genusses, so wie bey jedem glücklich vollendeten Werke, sich des Gedankens nicht erwehren könne: das ists doch nicht, was es seyn konnte! und warum dieser Gedanke,

anstatt ihre Zufriedenheit zu vermindern, sie vielmehr erhöhe? — Recht gut. 9.) Αἰσχρὸν σιωπᾶν, Ἰσοκράτην δ' ἐᾶν λέγειν. Ein Commentar über diese Worte des Aristoteles in dem Fragment einer Ehestandsgeschichte, nützlich zu lesen und zu beherzigen allen Eheleuten und allen ledigen Personen, die noch in diesen heiligen Stand zu treten denken. Der Verf. will durch diese Geschichte zeigen, wie viel das Beyspiel von Personen, die einen Werth in unsern Augen haben, auf unsre eignen Handlungen vermöge. Die Erdichtung ist sehr zweckmäßig, aus dem gewöhnlichen Leben genommen, und sehr unterhaltend erzählt. Wer weiß, mit welcher Kunst und Wahrheit der Verf. Sujets dieser Art zu behandeln, und wie er oft durch den kleinsten Nebenumstand auf eine fruchtbare Moral hinzudeuten versteht, dem brauchen wir nichts mehr zur Empfehlung dieses Aufsatzes zu sagen. Eine Stelle aber (S. 341) hat uns zu wohl gefallen, als daß wir sie nicht hersetzen sollten. Es ist die Rede davon, daß die Beyspiele der Nachahmung immer um desto mehr wirken, je mehr wir die Person, von der sie kommen, lieben und schätzen. "Die "Nacheiferung muß nicht brennen, sondern nur "warm seyn: sie ist sonst eine Ziehpflanze im geheitzten Treibhause, die die ausdaurende Natur jener "Gartenpflanzen nie bekommen wird, welche von der "Sonne und Luft immer nur sanft erwärmt wurden. "Liebe und Verehrung sind dieses schönen Triebs "Sonne und Luft."

Zweyter Theil. 1.) Ein Fragment, von dem wir aber nicht wünschten, daß es Fragment bliebe. Diese kurze Erzählung gibt die wichtigen Lehren, daß eine jede kleine Ausschweifung zu einer zweyten grössern verleitet, und daß eine Frau, die einmahl das

Zutrauen und die Achtung ihres Mannes verscherzt, sie schwerlich auch mit dem besten Willen je wieder erlangen könne. Wie viel unglückliche Ehen würde es weniger geben, wenn diese große Wahrheit allen verheyratheten Frauenzimmern immer gegenwärtig, und ihnen zur Richtschnur aller ihrer Handlungen diente!

2.) "Die Herzogin von Mayland besuchte, ich "weiß nicht welche, königliche Bibliothek. Was für "ein Buch haben Sie da? fragte sie jemand, den sie "lesen fand. "Einen Quartanten, Madam! antwor-"tete er. Questo, sagte sie, indem sie zu ihrem Ge-"mahl sich wandte, questo è veramente il bibliothe-"cario del Ré!" — Diese Anekdote gibt dem Verf. Veranlassung einige Betrachtungen über das Amt und die Pflichten eines Bibliothekars anzustellen. Freylich ist es wahr, daß mit diesem Amte manche Beschwerlichkeiten verbunden sind, doch muß man auch gestehen, daß die meisten Bibliothekare ihre Geduld zu bald verlieren, und den Gebrauch der ihnen anvertrauten Bücherschätze so erschweren, daß man sie füglich mit unserm Verf. Bibliotaphien nennen kann. So erinnert sich z. B. Recens. daß ein vor kurzem verstorbener gelehrter Bibliothekdirector einmahl den Vorschlag that, man sollte aus der fürstlichen Bibliothek, die unter seiner Aufsicht stand, an Niemand ein Buch verleihen, der nicht wenigstens **Rathskaracter** hätte. Von eben demselben rühret folgendes Gesetz aus der gedruckten Bibliotheksordnung her: "Die Custoden sollen "den Bücherliebhabern die verlangten Schriften **vor-"zeigen**, auch ihnen **allenfalls** erlauben, darinn "zu lesen." Sehr wünschenswerth wäre die Ausführung eines Vorschlags den unser Verf. thut in jeder, auch **kleinen** Stadt (in diesen wäre es vorzüglich nöthig) einen Gelehrten zu ernennen, der jedes feil zu bie-

tende

rende Buch erst sehen müßte. Aber welcher Gelehrte würde auch seine Zeit mit Ansehung vieler unnützen Bücher verderben. Gewiß würde auf diese Art manches schätzbare Buch seinem Untergange entrissen. In der Zaluskischen Bibliothek in Warschau finden sich die seltensten Ausgaben einiger Claßiker, die man von einem Käsekrämer gekauft hatte.

3.) Ilias post Homerum. Ein Glaubensbekenntniß des Verf. über seinen Hauptroman, das ihm viel Ehre macht, so sehr wir auch überzeugt sind, daß er sich selbst wenigstens in Einem Punkte zu viel thut. Warum hätte ihm, da er Sophiens Reisen schrieb, einfallen sollen, daß nach dem Grandison dieser Roman eine Ilias post Homerum wäre? Zweck, Mittel und selbst die Charaktere der Hauptpersonen in beyden Romanen sind, einige schwache Aehnlichkeit abgerechnet, so verschieden, daß kein billiger Mensch ihm diesen Vorwurf im Ernste machen wird. Desto mehr aber bedauren wir, daß die wiederhohlten Nachdrücke seines Buchs eine neue Auflage verzögern, mit welcher er beträchtliche Aenderungen vornehmen würde. Goldene Worte sind es, die der Verf. (S. 55. u. s. w.) niederschrieb, und die wir sämmtlichen deutschen Schriftstellern, wie nicht weniger dem ganzen deutschen Publiko und seinen Repräsentanten auf ewig ins Gedächtniß gegraben zu sehen wünschten. " Sieh da, liebes Deutschland, welche " Ueberlastung du dir zuziehst, wenn du junge Schrift- " steller allzu laut lobst, sie nehmens, wie ich damahls, " für gute Münze an, wie hart ich auch und ganz nach " Verdienst getadelt werden mochte. Ich war, als ich " die dritte Ausgabe lieferte, um ein Bedeutendes " älter geworden, aber deine Schuld wars, daß ich " nicht auch im gleichen Maaße weiser worden war. " ——Nach dem zu urtheilen, was ich jetzt in meinen

"nen Handschriften wegstreiche, würde ich, wenn ich
"jene letzte Ausgabe heute noch einmahl zum Druck be-
"sorgte, das halbe Werk wegstreichen. Der Geschich-
"te zwar würde ich wenig anhaben, auch würde ich
"in den Charakteren so wenig etwas wegwaschen als
"ausmahlen, aber meine **Chrien**, den **größten**
"**Theil der Anmerkungen unter dem Text**, und
"einige **Ritzen**, durch welche das verhaßte **Ich** hervor-
"guckt, wenigstens **herrauswimmert**, weil sichs
"zu hart getreten glaubte, würde ich verkleben.!!"

4.) Ueber Etwas, das Cromwell gesagt hat: "Nein
"Carl Stuart kann den Tod seines Vaters mir nicht
"vergeben, auch wenn ers versprechen sollte. Er ist
"viel zu sehr Wollüstling, als daß ich ihm trauen könn-
"te." Viel gutes und wahres; allein, wenn der Verf.
spricht: "wer mir über meine Herzenskenntniß ein
"Compliment macht, der macht mir, wo nicht ein
"schlechtes, doch gewiß ein verdächtiges Compli-
"ment" so können wir ihm unmöglich beypflichten.
Das Sprüchwort, das er anführt, **Man sucht Niemand hinter der Thür** u. s. w. wird doch nicht im Ernst etwas beweisen sollen? Was für einen schwarzen Charakter müßte z. B. **Shackspeare** gehabt haben, wenn diese Behauptung auch nur halb gegründet seyn sollte, und doch weiß man gerade das Gegentheil. Um ein großer Menschenkenner zu werden, bedarf es wahrlich nicht der eigenen Erfahrung in allen Situationen des Lebens, aber wohl einen scharfen, durchdringenden Blick und anhaltende Beobachtung, doch dieß letztere auch eben nicht an viel Objekten. Der Mann von Genie beobachte und studire wenig aber verschiedene Menschen, und das anhaltend und aufmerksam, vorzüglich aber sein eignes Herz und den Gang seiner Gefühle und Leidenschaften. Dieß kann

und muß ihm das meiste lehren. 5.) Uber die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrer jedesmaligen Lage. Ein artiger, launiger Aufsatz. 6.) γονυκνημης. Erläuterung des Mottos dieser Sammlung. 7.) Eine Reihe Briefe von einem alten Bekannten unserer Leser, dem ehrlichen **Puf van Vlieten**, zur Fortsetzung von Sophiens Reisen. Die Absicht des Verf. ist die unglücklichen Folgen der übertriebenen und falschen Empfindsamkeit ins Licht zu setzen, was ihm auch (einige longueurs abgerechnet) sehr gut gelungen ist. Schade nur, daß diese Briefe nicht eher im Druck erschienen, denn jetzt ist diese schädlichste Pest des ächten moralischen Gefühls so ziemlich verschwunden, und schleicht höchstens nur noch in einigen kleinen Landstädten und Zirkeln von Dorffräuleins mit andern abgetragenen Moden umher. Wie viel Gutes hätte dieser Aufsatz noch für einigen Jahren stiften können, doch auch jetzt kann er es, wenigstens als Präservativ für einen zu besorgenden Rückfall. Man kennt die Laune des braven Puf, der sich auch hier gleich bleibt, so unangenehm auch seine Situation ist. Er hat das Unglück, seine geliebte Tochter von dieser Seuche angesteckt zu sehen, und nimmt sich das so zu Herzen, daß ihn der Leser am Ende des Buchs am Rand des Grabes verläßt. Da Hr. H. eine Fortsetzung dieser Hermäen verspricht, so dürfen wir also auch die Vollendung dieses Fragments, und noch manches Andere, dessen er gelegentlich erwähnt, erwarten. Gewiß wünschen die Leser mit uns, daß das recht bald geschehen möge. — Einige Sonderbarkeiten in der Orthographie, und die hie und da eingestreuten Gedichte, die eben nicht viel bedeuten wollen, übergehen wir billig. —

Pk.

Ueber

V.

Ueber den Umgang mit Menschen. Von A. Freyherrn von Kniggs. In zwey Theilen. Hannover, in der Schmidtschen Buchhandlung, 1788. 1. Theil. 18 Bogen. 2. Theil. 22 Bogen in 8.

Der Verfasser hat uns hier ein Buch geliefert, das für Leser eines jeden Standes, Geschlechtes und Alters zur lehrreichen Lectüre empfohlen werden kann; und das nicht nur wegen seines gemeinnützigen, Jedem verständlichen, alle Verhältnisse des menschlichen Lebens umfassenden, Inhalts, und wegen seines leichten, fliesenden, reinen, größtentheils edlen Styls, sondern auch wegen der Unterhaltung und Anziehung, die der V. seinem Buche durch seine große Menschenkenntniß, und durch so viele wohlgezeichnete Charactere und Scenen des menschlichen Lebens zu geben gewußt hat. Der Zweck des Buchs ist eigentlich Regeln und Warnungen über das zu geben, was man Esprit de Conduite nennt — eine Sache, auf deren Kenntniß und Anwendung so gar viel ankommt, um im Umgang mit andern nicht zu verstossen, sondern beliebt zu werden und seine Zwecke zu erreichen. Wahr ist es wohl, daß die Regeln davon nicht sowohl aus Büchern, als aus Erfahrung und Beobachtung anderer Personen von feiner Lebensart erlernt werden, und selbst eine gewisse angebohrne Geschmeidigkeit voraus setzen, wenn sie glücklich und ohne Zwang in Ausübung gebracht werden sollen; demohngeachtet aber kann es seinen guten Nutzen haben, diese Regeln des Umgangs, in ein System und Ganzes zu bringen, sowohl in Ansehung des negativen Theils oder

der Warnungen, die ausserdem aus der Erfahrung anders nicht, als mit Schaden, abstrahirt werden: so wie auch andere Künste in Regeln gebracht werden, die auch ohne Regeln ausgeübt werden. Den Beruf, den der V. hatte, sich dieses Schriftstellerverdienst zu machen, war seine eigne große Erfahrung, die er im Umgange mit der Welt gemacht hat; die nach seinem eignen Geständnisse darinn begangnen Fehler, und dafür erlittenen Büßungen — Eine Veranlassung zur Schriftstellerey, wie die des Herrn von Moser! nur daß die Feder des letzten mehr bitter, und die des Hrn. von K. mehr belehrend ist. Der Inhalt des Buchs ist folgender: nach einer Einleitung, die aus einer Reihe wohlgefaßter Erfahrungen zeigt, wie nothwendig es sey, die Regeln des gesellschaftlichen Umgangs zu verstehen, um nicht seinem Glücke und Ansehen nachtheilige Folgen zu verursachen, führt der V. seinen Plan in diesen zweyen Theile durch 27 Capitel durch. 1) Allgemeine Bemerkungen und Vorschriften über den Umgang mit Menschen. Die gewöhnliche Klugheitsregeln, 34 an der Zahl, wie man sich solche, wenn sie auch nicht schon in so manchen praktischen Büchern für die Jugend enthalten wären, in grösserer oder geringerer Anzahl, denken kann, jede mit einem Commentar versehen, der die nöthigen Bestimmungen und Erläuterungen derselben enthält. Eine einzige ist uns darunter aufgestoßen, auf die wir nicht verfallen seyn würden (Th. 1. S. 62) "Gehe von Niemand, und laß Niemand von dir, ohne ihm etwas Lehrreiches oder Verbindliches gesagt und mit auf den Weg gegeben zu haben." Wie viele Einschränkungen, wie viele Klugheit hat diese Regel bey ihrer Anwendung nöthig, wenn sie schicklich, und dem, der sie befolgt, vortheilhaft seyn

soll. Alles andere unterschreiben wir mit vollkommenen Beyfall. 2) Von dem Umgange unter Personen von verschiedenem Alter. 3) Unter Eltern, Kindern und Blutsfreunden. 4) Unter Eheleuten ein vortrefliches Capitel, der V. verwirft aus ganz wichtigen Gründen die Einrichtung, der Gattin eine wöchentliche Summa zur Bestreitung des Haushalts zu zahlen. Von einer Gattin von einer gar zu ungleichen Denkungsart schreibt er: Traurig ist es, wenn ein pflegmatisches Geschöpf zu jedem geistreichen Tropfen, den uns die süße Phantasie einschenkt, Wasser gießt, und uns aus jeder seligen Täuschung unsanft aufweckt, unsre wärmsten Gespräche mit Plattitüden beantwortet, und auf unsern schönsten Pflanzungen mit schweren Tatzen heruntertrampelt" (Der Schluß ist doch etwas zu platt?) 5.) Ueber den Umgang mit und unter Verliebten. Wir wunderten uns bey diesen Ueberschriften, wie der Verfasser Regeln über den Umgang unter Verliebten schreiben können, da doch diese bey allem, was sie thun und sprechen, gar nicht Regeln denken. Er gesteht aber in der Folge dieses selbst zu, bleibt bey allgemeinen Bemerkungen stehen, und gibt einige Regeln der Vorsicht für Liebende, worunter jedoch diese fehlt, daß, wenn man sich verliebt fühlt, nicht so übereilt mit Eheversprechungen seyn müsse. 6) Ueber den Umgang mit Frauenzimmern. — Ein schönes Capitel, mit Erfahrung und Vorsicht geschrieben, mit einigen starken Stellen. 7) Betragen gegen Hauswirthe, Nachbaren und solche, die mit uns in dem nämlichen Hause wohnen. 8) Ueber die Verhältnisse zwischen Herrn und Diener. 9) Ueber das Verhältniß zwischen Wirth und Gast. Wir hätten hier doch auch etwas über die Pflicht des Wirthes, seine Gäste zu unterhal-

ten,

ten, und über die Erfindung des Stoffs zur Unterhaltung, erwartet. 10.) Ueber den Umgang unter Freunden. Eine schöne Stelle, S. 230 über die Ursachen der stärkern Dauer der Jugendfreundschaften. 11.) Ueber die Verhältnisse unter Wohlthätern und denen, welche Wohlthaten empfangen, unter Lehrern, und Schülern, Glaubigern, und Schuldnern.

II. Theil. 1. Capitel. Ueber den Umgang mit den Grossen der Erde, mit Fürsten, Vornehmen und Reichen — hier scheint der Verf. vorzüglich aus der Fülle eigner Erfahrungen geschrieben zu haben. 2.) Ueber den Umgang mit Geringern. 3.) Mit Hofleuten und ihres Gleichen. Der Verf. beschreibt ihren Charakter S. 42 folgendermassen: "Entfernung von Natur; Gleichgültigkeit gegen die ersten und süssesten Bande der Menschheit; Verspottung der Einfalt, Unschuld, Reinigkeit, und der heiligsten Gefühle, Flachheit; Vertilgung, Abschleifung jeder charakteristischen Eigenheit, und Originalität; Mangel an gründlichen, wahrhaftig nützlichen Kenntnissen; an deren Stelle hingegen Unverschämtheit, Persiflage, Impertinenz, Geschwätzigkeit, Inconsequenz, Nachlallen; Kälte gegen alles, was gut, edel und groß ist; Ueppigkeit, Unmäßigkeit, Unkeuschheit, Weichlichkeit, Ziererey, Wankelmuth, Leichtsinn, abgeschmackter Hochmuth; Flitterpracht, als Maske der Betteley; schlechte Haußwirthschaft; Rang- und Titelsucht; Vorurtheile aller Art; Abhängigkeit von den Blicken der Despoten und Mäcenaten; sclavisches Kriechen, um etwas zu erringen; Schmeicheley gegen den, dessen Hülfe man bedarf, aber Vernachlässigung auch des Würdigsten, der nicht helfen kann; Aufopferung auch des Heiligsten, um seinen Zweck zu erlangen; Falschheit, Untreue, Verstellung, Eidbrüchig-

chigkeit, Klatscherey, Cabalen; Schadenfreude, Lästerung, Anecdotenjagd; lächerliche Manieren, Gebräuche und Gewohnheiten — rc. 4.) Ueber den Umgang mit Gelehrten und Künstlern. — Viel treffendes über die Eigenheiten dieser Menschenklasse, wo auch mit unter manches, was nicht zur Sache gehört, vorkömmt, z. E. S. 80 von dem Anonymus, der wie Cartouche, in vielfachen Gestalten umherschleiche, mit Modewörtern, Aufklärung, Denkfreyheit, Katholicismus, um sich werfe, wie ein leo rugiens, quærens quem deferet (soll vermuthlich heissen deuoret). 5.) Ueber den Umgang mit Geistlichen. Die häßliche Schilderung S. 98 u. fg. läßt vermuthen, daß der Verfasser von Personen dieses Standes viele unangenehme Erfahrungen haben müsse. Sie ist inzwischen, mit Zugestehung billiger Ausnahmen, nicht ungegründet. 6.) Ueber den Umgang mit Leuten von allerley Ständen, im bürgerlichen Leben — mit Aerzten, Rechtsgelehrten, (Regeln aber um der Aerzte und Advocaten zu entbehren, sind keine Regeln des Umgangs mit ihnen) Soldaten, Kaufleuten, Buchhändlern, Mäters, Handwerksleuten, Juden, sonderlich im Handel, und mit Landleuten. 7.) Ueber d. U. mit Leuten von allerley Lebensart und Gewerbe — Avanturiers, Spielern, Geistersehern und Landstreichern. 8.) Ueber geheime Verbindungen und den Umgang mit den Mitgliedern derselben. "Ich rathe, schreibt der Verfasser, sich auf die Modenthorheit und das Spielwerk unsers Jahrhunderts, geheime Verbindungen und Orden gar nicht einzulassen," und das sehr richtig! 9.) Ueber das Betragen gegen Leute in allerley besondern Verhältnissen und Lagen — gegen Feinde von uns und unsern Freunden, Kranke und Leidende und Gefallene — ein schönes Capitel. 10.) Ueber den Umgang mit Leu-

ten von verschiedenen Gemüthsarten, Temperamenten und Stimmungen des Geistes und Herzens — ein Capitel von sehr weitem Umfang; wir schreiben daraus nur eine einzige Stelle ab: S. 238 „Man soll den Umgang mit schlechten Leuten fliehn — denn wenn auch gleich ein Mann von festen Grundsätzen nicht eigentlich schlecht durch sie wird: so gewöhnt er sich doch nach und nach an den Anblick der Unthaten, und verliert jenen Abscheu gegen alles, was unedel ist, der zuweilen einzig hinreicht, uns in den Augenblicken der Versuchung vor seinen Vergehungen zu bewahren!" Auch wird in einigen Beyspielen die Unbilligkeit gerügt, schwache oder gefallene Personen durch Mißhandlungen zu erklärten Narren zu machen. 11) Ueber das Betragen bey verschiedenen Vorfällen im menschlichen Leben — bey Gefahren, auf Reisen, mit Betrunkenen. 12) Ueber die Art, mit Thieren umzugehen — eine, nicht wohl hieher gehörende Deklamation gegen ihre Martern — daß selbst kein Engel das Recht haben könne, mit dem Leben eines Geschöpfes sein Spielwerk zu treiben, ist ein — leerer Gedanke. 13) Ueber den Umgang mit sich selbst — lerne dich selbst nicht zu sehr auswendig; sondern sammle aus Büchern und Menschen neue Ideen! 14) Ueber das Verhältniß zwischen Schriftsteller und Leser. 15) Noch einige allgemeine Vorschriften für den Umgang mit Menschen — ein schöner Nachtrag von Lebensregeln. 16) Schluß, worinn der Verf. die Schonung zu bemerken bittet, die er durch Uebergehung mancher Anekdoten gezeigt habe.

Nach dieser Inhaltsanzeige sey es uns erlaubt, mit einigen Anmerkungen über das Ganze zu schließen. Wir können vors erste nicht leugnen, daß uns

die Durchlesung dieses Buchs, seines lehrreichen und durch viele treffende Stellen interessanten Inhalts ungeachtet, einige Ermüdung verursachet, die wir zum Theil von einer gewissen Gleichförmigkeit herleiten, mit der alle Capitel geschrieben sind — Charakterisirung derjenigen Menschengattung, von der die Rede ist, macht den Anfang; Ausnahmen, Sitten- und Verhaltungsregeln mit ihren Einschränkungen machen den Schluß; daher wir beynahe unsern Lesern rathen möchten, das Werk, das allerdings einen Platz in einer wohl geordneten Bibliothek verdient nach und nach, oder so zu lesen, wie sie zur Befolgung eines oder des andern Capitels Veranlassung finden. Zum Theil kann aber diese Ermüdung auch daher rühren, daß die allzugenaue Vollständigkeit, die sich der Verf. zum Gesetz gemacht hat, ihm freylich auch manches sagen läßt, was sich jeder Leser selbst sagen kann, und folglich ohne Anziehung und Neugierde liest. Ferner ist unsre Zufriedenheit gewissermaßen durch Beobachtung eines gewissen Mangels an festgesetzten Plan gestöhrt worden. Titel und Inhalt liessen eigentlich nur Klugheitsregeln in dem Umgang mit Andern erwarten: allein der Verf. hat beynahe die ganze Sittenlehre mit in sein System gewebt. Wir bekennen zwar, indem wir dieses rügen, daß es schwer ist, diesen Fehler zu vermeiden, und daß wir ihm selbst vielleicht in einer ähnlichen Arbeit nicht würden ausweichen können: allein dem ungeachtet ist nicht zu leugnen, daß dadurch ein gewisses Mißfallen beym Lesen erregt wird, das sich jederzeit einem aufdringt, so oft man merkt, daß der Plan verlassen und der Gesichtspunkt verrückt wird. Dem Styl könnte bey allem Lobe, das wir ihm

oben ertheilt haben, zuweilen etwas von seiner Fülle abgeschnitten werden, zuweilen erlaubt er sich einen minder edlen, platten oder derben Ausdruck: auch mißlingt ihm zuweilen ein Bild, wie z. E. S. 302: „Wer sein Gemüth ohne Unterlaß dem Sturme der Leidenschaften Preiß giebt, oder die Seegel seines Geistes unaufhörlich spannt, muß mit abgenuztem Feuerzeug (wo es nicht vielleicht gar Fahrzeug heissen soll) nach Hause laviren.“ Dieses erinnern wir nicht aus Tadelsucht, sondern weil wir es der Aufrichtigkeit schuldig zu seyn glaubten, nach allgemeiner Bezeigung unsers Beyfalls, auch die minder angenehmen Empfindungen nicht zu verschweigen, durch die unser Vergnügen beym Lesen unterbrochen wurde.

Tb.

---

1) Gottesgelahrtheit.

Manuel de la religion par *Jean Auguste Hermes.* Traduit de l'allemand. Tome I. à Berlin, chez G. I. Decker, imprimeur du Roi, 1784. 518 S. in gr. 8. Tome II. 1788. 531 S.

Diese wohlgerathene Uebersetzung eines unserer bekanntesten und besten protestantischen deutschen Andachtsbücher, auf welche viel Fleiß gewandt worden, wird dadurch um so viel merkwürdiger, daß die Gottesverehrerin, aus deren Feder sie fließt, eine der größten und erhabensten am Range, wie an leuchtenden Tugenden ist, und in einsamen Stunden Vergnügen daran fand, sich anhaltend damit zu beschäftigen.

Le.

Bekenntniß christlicher Ueberzeugungen und Entschliessungen, welches Ihre königliche Hoheiten die Prinzen Friedrich Heinrich Christian Ludewig und Friedrich Christian Ludewig, Prinzen von Preussen in Gegenwart Sr. Majestät des Königs und des ganzen königlichen Hauses, am 10ten Sept. 1788 abgelegt haben. Nebst den dadurch veranlaßten Reden, und der bey der ersten Abendmahlsfeyer der Prinzen gehaltenen Predigt. Auf höchsten Befehl herausgegeben von Carl Ludwig Conrad, königl. Hofprediger. Berlin, gedruckt bey G. J. Decker und Sohn, königl. Hofbuchdrucker. 84 Seiten, in 8.

Dies Glaubensbekenntniß verdient dem, welches der preussische Kronprinz das Jahr zuvor ablegte, und Hr. Hofprediger Sack drucken ließ, an die Seite gesetzt zu werden, und giebt einen abermaligen erfreulichen Beweis, wie vorzüg-

lich der Religionsunterricht sey, den die Prinzen des königlich preußischen Hauses von ihren Lehrern empfangen. Durch die rühmlichen Bemühungen dieser Männer, den königlichen Nachkömmlingen des großen Churfürsten, **Friedrich Wilhelms**, kein Sektenchristenthum, keine abstrakte wissenschaftliche Theologie vorzudociren, sondern ihnen die Lehre Christi in ihrer göttlichen Einfalt und Lauterkeit so darzulegen, wie deren große Wahrheiten an den Verstand und das Gewissen jedes nachdenkenden Gemüths dringen, geschieht der evangelischen Kirche Deutschlands ein wahrer Dienst. Der ächte Geist des Protestantismus, der seit Jahrhunderten die Regenten des Brandenburgischen Hauses ausgezeichnet hat, geht dadurch aus dem Stamm in alle Zweige über, und wird auf solche Art in diesem der deutschen protestantischen Kirche so wichtigen Hause auf lange Zeiten fortgepflanzt.

Me.

Christlicher Religionsunterricht für denkende Jünglinge. Erstes Heft. Von J. C. Lavater, 1788. in 8. 126 Seiten.

Die erste Veranlassung zu diesem Buche, war, wie aus der Zueignungsschrift an die **Frau Isabella von Lynar, verwitwete Gräfin von Wartensleben** erhellet, der Religionsunterricht, welchen der Verf. einem jungen Grafen **von Wartensleben**, als Vorbereitung zum ersten Genuß des heiligen Abendmahls, gab. Nur, daß itzt der Verf. die Sciagraphie jenes Unterrichts nach dem Bedürfniß unsers Zeitalters für mehrere denkende Jünglinge auszuarbeiten, sich vorgesetzt hatte. Bey einem Buch von einem so allgemein bekannten Verf. sowohl in Rücksicht seiner Grundsätze, als in Hinsicht seiner Darstellungsmethode, ist der Recens. der Mühe entübriget, den schriftstellerischen Charakter des Verf. erst weitläuftiger zu entwerfen. Auch in dieser Schrift findet der Leser Alles, was er in den Lavaterischen Schriften zu finden, schon gewohnt ist. Viel Enthusiasmus für Wahrheit, **blitzartige Erleuchtungen**, die von einer **fühlbaren Finsterniß** begleitet werden; eine seltne Darstellungsgabe, von einem Wortstrom überschwemmt, — ist auch der Charakter

dieser Schrift. Sie hat daher auch alle Annehmlichkeiten, und alle Unannehmlichkeiten der Lavater'schen Schriften. Der Ideengang des Verfasser in diesem ersten Heft ist folgender: zuerst wendet sich der Verfasser an seinen Zögling, um seine Aufmerksamkeit durch die dargestellte Wichtigkeit seines folgenden Unterrichts zu fesseln. Diese Absicht glaubt der Verf. durch räthselhafte Wendungen und Ausdrücke am besten zu erreichen. Er beschließt daher diese Anrede an seinen Zögling mit folgenden Worten: „Die Wirkung davon „(von diesem Unterricht) wird am Ende diese seyn, daß Sie „in dem Institut des heil. Abendmahls conzentrirt finden wer„den, **Alles**, was Wahrheit, was Bedürfniß, was Ord„nung und Glückseligkeit, was Interesse jedes einzelnen Men„schen und des ganzen Menschengeschlechts heissen kann; — die „**ganze Natur wird Ihnen ein divergentes Abend„mahl, und das Abendmahl eine conzentrirte Natur** „seyn. Das Universum der Menschheit im Kleinen" Wozu nun diese räthselhafte Sprache, wo es doch hoffentlich um **Wahrheit** zu thun ist? — Ist übrigens nicht diese Sprache eben so wenig **biblisch**, als sie **deutlich** ist? — Doch der Verf. findet selbst für nothwendig in der Zueignungsschrift an die verwitwete Gräfin **von Wartensleben** zu versprechen, **am Ende** — (itzt haben wir aber erst das **erste Heft** dieses Unterrichts) — dieses Räthsel zu enthüllen. Wir wollen also warten! Wenn nur nicht, wie es bey Hn. L. gewöhnlich zu geschehen pflegt, die Erklärung noch räthselhafter wird!

Alsdenn fängt der Verf. seinen Unterricht von der „gewissesten und unbegreiflichsten aller Wahrheiten, von der „Gewißheit unserer Existenz" an, schildert den Menschen als „einen Zusammensatz (Composé) von Bedürfnissen und Kräf„ten, von mechanischen und willkührlichen Bewegungen, die „in die lieblichste Harmonie (ohngeachtet ihrer Dissonanz) ge„bracht werden können. Der Mensch hat die meisten Be„dürfnisse, für so viele dieser Bedürfnisse ist in der Natur „schon bey der Ankunft des Menschen auf diese Welt gesorgt. — „Sollte dies nun von ohngefähr so zusammentreffen? — „Sollten alle die Ressorts, Kräfte und Anstalten, die gegen „das Uebel, Böse und Leiden vorhanden sind, sich durch ei„nen bloßen Zufall zusammen gefunden haben? Oder führt „nicht schon dies auf den Glauben an eine freythätige Gott„heit, die nichts anders als Freude und Glückseligkeit aller

„ihrer Produkte will? —“ Dies hat der Verf. recht gut ausgeführt, nur wünscht Recens., daß er dabey mehr Rücksicht auf das **Uebel** in der Welt und auf die **Wohlthätigkeit dieses Uebels** genommen hätte, weil erst dadurch diese Darstellung ganz der Natur der Dinge entsprechen würde.

In der Folge berührt der Verf. die höheren geistigen Bedürfnisse des Menschen die in der Natur keinen Gegenstand ihrer Befriedigung finden, und sucht dadurch den Wunsch nach einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung zu erregen. Aber wie? sollte denn wirklich die Gottheit in der Natur nicht kennbare Spuren zurückgelassen haben? Spuren, welche Gegenstände der Befriedigung der höheren und geistigen Bedürfnisse des Menschen werden könnten? Recens. will damit weder die Nothwendigkeit noch Nützlichkeit einer göttlichen Offenbarung läugnen; — wer könnte dies auch, wenn er nur ein wenig mit der Geschichte der Menschheit bekannt ist? — Aber immer dünkt es ihn, daß man der Gottheit sehr wenig Ehre erweise, wenn man die Natur **an und für sich** für unzulänglich schildere, um aus ihr die Gottheit, nach allen menschlichen Bedürfnissen, zu erkennen. — Dem Wunsch nach einer göttlichen Offenbarung, fügt der Verf. die Erfordernisse bey, welche eine solche Offenbarung, wenn sie den Bedürfnissen der Menschen ganz entsprechen soll, nothwendig haben müßte. Vorzüglich müßte diese Offenbarung die Menschen „mit einem „gedenkbaren, begreiflichen, menschlichen Gott bekannt machen; sie müßte den Menschen zuverläßige Gewißheit geben, „von einem ihnen analogen, gedenkbaren Gott, der den an „sich selbst Unbegreiflichen, Unendlichen einerseits so **wahr**, „wie möglich darstellen, andernseits ihnen diesen so **nahe** „bringen, so genießbar machen würde, wie möglich; einen „Gott, der durch freythätige positive Wirksamkeit **uns**, — „durch Uebermacht über uns, und über Alles, durch **Ueberweisheit** und **übermenschliche Liebe** — dem Unendlichen ähnlich wäre.“ Diesen Gott findet der Verf. in den Schriften des A. T., in den einzelnen ältesten Geschichten des ersten Buchs Mosis, in der Geschichte der Israeliten, in den Psalmen. Daß der Verf. alle so ganz menschliche Beschreibungen Gottes, die in diesen Stücken der Bibel vorkommen, seltsamerweise im blos buchstäblichen Sinne nehme, und ihm die historische Hülle für genaue historische Wahrheit gelte, ist aus den übrigen Schriften des Verf. bekannt. Daher er denn

hier überall einen „freythätigen, sich offenbarenden, alle die „ihn suchen, unmittelbar und augenscheinlich beglückenden „Gott; den allerfreysten, — der mit eben der Leichtigkeit „wie wir, kraft unserer willkührlichen Freythätigkeit, auf den „Mechanismus unsers Körpers, unserer Sinne und Glied„maßen, und auf tausend ausser uns existirende; organische, „mechanische und willkührliche Wesen wirken kann. — So „oft auf das ganze Universum, auf alle mechanischen, orga„nischen und willkührlichen Kräfte und Theile desselben wir„ken, und sie unbeschadet der allgemeinen Ordnung und Ein„richtung, wann und wo und wie er will, verändern kann — „den, von dessen Bestimmung allein alle Bestimmungen ab„hangen, findet. Dieser Gott thut, was die Menschen be„gehren, was er ohne ihre positive Bitte nicht gethan haben „würde, und eben deswegen heißt er der allerfreythätigste „Souverain." Es würde zu weit führen zu zeigen, wie hier Wahrheit und Mißverständniß vermischt ist.

Die Weissagungen der Propheten bahnen dem Verf. den Weg zu den Schriften des N. T., womit er dieses erste Heft beschließt: Alle Vierteljahr soll nun ein Heft folgen. Ob der Verf. mit diesem ersten Heft den achten oder zwölften Theil des Ganzen geliefert habe, weiß er selbst noch nicht. In der angehängten Revision verspricht der Verf. am Ende über den allen Philosophen so anstößigen Anthropomorphismus der Schrift, oder die menschliche Vorstellungsart Gottes, hinlängliche Auskunft zu geben, und damit eine seines Wissens noch nie aufgelößte Schwierigkeit praktisch anwendbar, philosophisch und schriftmäßig zu lösen. Auch dies will Rec. abwarten. Doch wäre zu wünschen, der Verf. möchte über seinen eigenen Anthropomorphismus recht deutliche Auskunft geben; wenn es nur, seine Gabe und sein Wille wäre, deutlich zu seyn. So viel ist gewiß: Lavaters Anthropomorphismus ist nicht der Anthropomorphismus der Schrift. Die bildliche Schreibart aus uralten Schriften der Vorwelt wörtlich nehmen, und darauf ein luftiges Hypothesengebäude bauen, heißt nicht biblisch schreiben.

Nur noch eine Bemerkung: der Verf. sucht auch in dieser Schrift vornehmlich Gott als den allerfreysten darzustellen; aber diese Freyheit ist nach der bisherigen Darstellung des Verf. nicht viel anders als die Freyheit eines Despoten, der sich bald durch Schmeicheleyen, bald durch Bitten, bald

durch

durch Thränen, erweichen läßt, und dessen ganze Freyheit sich auf das bekannte — stat pro ratione voluntas — gründet. Daß diese Vorstellung Irrthum sey, und zu gar vielen Abwegen verleite, ist, dünkt mich, schon öfters hinlänglich und deutlich erwiesen worden. Wenn der Begriff von Freyheit auf Gott angewendet wird, so kann er doch wohl nichts anders enthalten, als das uneingeschränkte Vermögen, jederzeit Alles seiner vollkommensten Erkenntniß des Besten gemäß anzuordnen. Ein Gott der Etwas thut, blos weil Menschen es verlangen, ist doch wohl nicht das allerfreyste Wesen. Einen solchen Gott schildert der Verf. Er donnert und blitzt, schickt Regen und Dürre, nicht weil das Eine oder das Andere itzt gerade nach seiner Alles umfassenden Weisheit das Beste ist; sondern weil Menschen das Eine oder das Andere verlangen: kurz, sein Wille wird durch die Bitten und Launen der Menschen, und nicht durch die allervollkommenste Erkenntniß des jedesmaligen Besten bestimmt. Und gerade in dieser so menschlichen Schwachheit, soll die höchste Freyheit des Unendlichen bestehen?

Nb.

Letzte Amtspredigt von J. J. Spalding, am 21sten Septembr. 1788. Zum Besten der Armenschulen in der Berlinischen Stadtinspection. Berlin, gedruckt und in Commißion bey J. F. Unger. 64 Seiten, in 8.

Inniger und herzlicher hat wohl nicht leicht ein Prediger bey Niederlegung seines Amts zu der Gemeine geredet, als hier der ehrwürdige von Allen verehrte Spalding, dem gewiß jeder Rechtschaffne gewünscht hätte, sein Körper möchte bis ins höchste Menschenalter alle die Munterkeit und Kräfte behalten haben, die sein Geist noch immerfort besitzt, denn das wäre Gewinn für die protestantische Kirche und für das Amt gewesen, welches er mit so viel Würde und weit ausgebreitetem Nutzen darinn geführt hat. Aber seine persönlichen Umstände, wie er sie selbst angiebt, hinderten dessen längere Fortsetzung. „Nehmet dies jetzt gelesene Wort der Ermunte-

„rung,

„rung, sagt er, (der Text war: Eph. IV, 10. **Zuletzt, „meine Brüder, seyd stark in dem Herrn, und in der „Macht seiner Stärke,**) nun auch von mir an, bey einer „Gelegenheit, die für mich äusserst wichtig und rührend ist. „Ihr wisset, was ich damit meyne. Ich bin nun bis in das „fünf und zwanzigste Jahr euer Prediger; und ich kam zu „euch in einem Alter, welches schon damals weit über die „Hälfte des gewöhnlichen Menschenlebens hinaus war. Gott „hat mich indessen länger hier erhalten, als ich es je mit „einiger Wahrscheinlichkeit erwarten konnte. Aber endlich „fordert die Natur ihr Recht. Die körperlichen Kräfte neh„men ab; das Gedächtniß wird geschwächt; der Geist ver„liert seine Thätigkeit und ermattet; auch andere zufällige „Beschwerden äussern sich häufiger; und so muß natürlicher „Weise die Reizbarkeit in etwas ausgebreiteten und anhal„tenden Geschäften aufhören. Dies ist nun auch an mir schon „eine geraume Zeit her merklich genug geworden. Um so „viel mehr werdet auch ihr mit demselben Wohlwollen, dessen „ich von euch gewohnt bin, mir die lange gewünschte Ruhe „und die völligere Losspannung von Arbeiten gönnen, die mir „bey mehreren zusammentreffenden Umständen, durch jenes „Alles, gleichsam als durch einen sehr deutlichen Wink des „göttlichen Willens, angewiesen und zur Pflicht gemacht wird. „Es sey also hiermit mein ordentliches Predigtamt bey euch „geendiget. Von dem, was ich an meinem Theil dabey em„pfinde, will ich mit Fleiß nicht reden, sondern allenfalls die „Vorstellung davon einem jeden überlassen, der meine Den„kungs- und Gemüthsart einigermaßen kennt. Ich will lie„ber diese Stunde nun noch dazu anwenden, euch überhaupt „an eure wichtigste Angelegenheit zu erinnern, und insonder„heit, dem Inhalt unsers Textes zu Folge, euch zu einer „**fest entschlossenen, standhaften Besorgung derselben zu** „ermuntern." Nach diesem so simpeln und ungesuchten Eingange seiner Rede erklärt denn der Verf. mit ein paar Worten den Sinn des Textes und passet ihn auf unser Zeitalter an, wo die Gemüther in ihrer Hauptsache so manchen gefährlichen Verirrungen ausgesetzt sind; wo die Religion auf einer Seite vom leichtsinnigen Unglauben unter die Füße getreten, auf der andern von der widersinnigsten Schwärmerey verfinstert und zerrüttet, dabey auch immer noch so häufig in ein todtes, zum Theil verstandlos erlerntes Bekenntniß

von Lehrformeln und Redensarten verwandelt, und so ihrer ganzen göttlichen Würde und ihrer eigentlichen heilsamen Kraft an den menschlichen Seelen beraubt wird; wo aber auch zugleich auf allen diesen Irrwegen gedankenlose Vereitelung und die verderblichste Unsittlichkeit desto mehr Vergünstigung, Nahrung und Ausbreitung findet. Um diesem Nebel entgegen zu arbeiten, bedarf es „Stärke der Seele, bey der man immer dem nachgeht und bey dem fest bleibt, was man einmal als recht und gut erkannt hat, ohne sich durch scheinbare Reizungen und niedrige Absichten darinn wankend machen zu lassen, Stärke in dem Herrn, Festigkeit in der Ergebung an Gott, treue, standhafte Befolgung der Wahrheit und des Gewissens in demjenigen, was den eigentlichen Gewinn oder Schaden unsers Geistes betreffen kann." — Und da läßt sich denn nichts lesen, das überredender und rührender wäre, als die letzten Erweckungen eines Spaldings an seine Freunde und Zuhörer, wie sie immer auf die Religion, deren Wahrheit und Wichtigkeit ein ernsthaftes, aufmerksames Nachdenken richten, mit ihrem eigenen Verstande und Gewissen, mit allem Gebrauch der Vernunft und Untersuchungsfähigkeit bey sich selbst darüber rathschlagen und prüfen sollten, was das Beste für ihr wahres geistliches Wohl sey, christliche Gesinnung, oder herrschende Weltliebe? überzeugter Glaube an das Evangelium, oder leichtsinniger Unglaube? damit sie auf die Art vor dem schädlichen blinden Glauben an bloße von Menschen erfundene oder vorgeschriebene Satzungen, die für Religion ausgegeben werden, bewahrt blieben, und in einer so wichtigen Sache, als das Christenthum wäre, nicht auf das Wort anderer Menschen, sondern aus eigener klaren Gewißheit urtheilen und wählen dürften — wie sie es dann nach angestellter Wahl, nach erkanntem Uebergewicht der Vorzüge und Vortheile in der christlichen Gottseligkeit, nicht bey bloßen müßigen Wünschen gern rechtschaffene Christen zu seyn, sollten bewenden, sondern es nun auch zu ernstlichen Vorsätzen, zum entschlossenen Wollen darüber sollten kommen lassen — und vom entschlossenen Wollen übergehen zur muthigen, standhaften Ausführung des gefaßten ernstlichen Entschlusses; sich also stark beweisen sollten in dem Herrn in einer gottseligen Entschlossenheit, wenn eine Menge von verderblichen Beyspielen um ihnen her sie reizte, sich ihnen gleich zu stellen, wenn eigene unordentliche Begierden

„rung, sagt er, (der Text war: Eph. IV, 10. **Zuletzt, „meine Brüder, seyd stark in dem Herrn, und in der „Macht seiner Stärke;**) nun auch von mir an, bey einer „Gelegenheit, die für mich äusserst wichtig und rührend ist. „Ihr wisset, was ich damit meyne. Ich bin nun bis in das „fünf und zwanzigste Jahr euer Prediger; und ich kam zu „euch in einem Alter, welches schon damals weit über die „Hälfte des gewöhnlichen Menschenlebens hinaus war. Gott „hat mich indessen länger hier erhalten, als ich es je mit „einiger Wahrscheinlichkeit erwarten konnte. Aber endlich „fordert die Natur ihr Recht. Die körperlichen Kräfte neh„men ab; das Gedächtniß wird geschwächt; der Geist ver„liert seine Thätigkeit und ermattet; auch andere zufällige „Beschwerden äussern sich häufiger; und so muß natürlicher „Weise die Reizbarkeit in etwas ausgebreiteten und anhal„tenden Geschäften aufhören. Dies ist nun auch an mir schon „eine geraume Zeit her merklich genug geworden. Um so „viel mehr werdet auch ihr mit demselben Wohlwollen, dessen „ich von euch gewohnt bin, mir die lange gewünschte Ruhe „und die völligere Losspannung von Arbeiten gönnen, die mir „bey mehreren zusammentreffenden Umständen, durch jenes „Alles, gleichsam als durch einen sehr deutlichen Wink des „göttlichen Willens, angewiesen und zur Pflicht gemacht wird. „Es sey also hiermit mein ordentliches Predigtamt bey euch „geendiget. Von dem, was ich an meinem Theil dabey em„pfinde, will ich mit Fleiß nicht reden, sondern allenfalls die „Vorstellung davon einem jeden überlassen, der meine Den„kungs- und Gemüthsart einigermaßen kennt. Ich will lie„ber diese Stunde nun noch dazu anwenden, euch überhaupt „an eure wichtigste Angelegenheit zu erinnern, und insonder„heit, dem Inhalt unsers Textes zu Folge, euch zu einer „fest **entschlossenen, standhaften** Besorgung derselben zu „ermuntern." Nach diesem so simpeln und ungesuchten Eingange seiner Rede erklärt denn der Verf. mit ein paar Worten den Sinn des Textes und passet ihn auf unser Zeitalter an, wo die Gemüther in ihrer Hauptsache so manchen gefährlichen Verirrungen ausgesetzt sind; wo die Religion auf einer Seite vom leichtsinnigen Unglauben unter die Füße getreten, auf der andern von der widersinnigsten Schwärmerey verfinstert und zerrüttet, dabey auch immer noch so häufig in ein todtes, zum Theil verstandlos erlerntes Bekenntniß

von Lehrformeln und Redensarten verwandelt, und so ihrer ganzen göttlichen Würde und ihrer eigentlichen heilsamen Kraft an den menschlichen Seelen beraubt wird; wo aber auch zugleich auf allen diesen Irrwegen gedankenlose Vereitelung und die verderblichste Unsittlichkeit desto mehr Vergünstigung, Nahrung und Ausbreitung findet. - Um diesem Nebel entgegen zu arbeiten, bedarf es „Stärke der Seele, bey der man immer dem nachgeht und bey dem fest bleibt, was man einmal als recht und gut erkannt hat, ohne sich durch scheinbare Reizungen und niedrige Absichten darinn wankend machen zu lassen, **Stärke in dem Herrn,** Festigkeit in der Ergebung an Gott, treue, standhafte Befolgung der Wahrheit und des Gewissens in demjenigen, was den eigentlichen Gewinn oder Schaden unsers Geistes betreffen kann.“ — Und da läßt sich denn nichts lesen, das überredender und rührender wäre, als die letzten Erweckungen eines **Spaldings** an seine Freunde und Zuhörer, wie sie immer auf die Religion, deren Wahrheit und Wichtigkeit ein **ernsthaftes, aufmerksames** Nachdenken richten, mit ihrem eigenen Verstande und Gewissen, mit allem Gebrauch der Vernunft und Untersuchungsfähigkeit bey sich selbst darüber rathschlagen und prüfen sollten, was das Beste für ihr wahres geistliches Wohl sey, christliche Gesinnung, oder herrschende Weltliebe? überzeugter Glaube an das Evangelium, oder leichtsinniger Unglaube? damit sie auf die Art vor dem schädlichen blinden Glauben an bloße von Menschen erfundene oder vorgeschriebene Satzungen, die für Religion ausgegeben werden, bewahrt blieben, und in einer so wichtigen Sache, als das Christenthum wäre, nicht auf das Wort anderer Menschen, sondern aus eigener klaren Gewißheit urtheilen und wählen dürften — wie sie es dann nach angestellter Wahl, nach erkanntem Uebergewicht der Vorzüge und Vortheile in der christlichen Gottseligkeit, **nicht bey bloßen müßigen Wünschen** gern rechtschaffene Christen zu seyn, sollten bewenden, sondern es nun auch zu ernstlichen Vorsätzen, zum **entschlossenen Wollen** darüber sollten kommen lassen — und vom entschlossenen Wollen übergehen zur **muthigen, standhaften Ausführung** des gefaßten ernstlichen Entschlusses; sich also **stark** beweisen sollten **in dem Herrn** in einer gottseligen Entschlossenheit, wenn eine Menge von **verderblichen Beyspielen** um ihnen her sie reizte, sich ihnen gleich zu stellen, wenn eigene **unordentliche Begier**-

den

den und unrechtmäßige irdische Absichten einen harten und strengen Widerstand von ihnen forderten — wenn sie versucht würden, sich mit der Einbildung eines leichtern und gemächlichern Christenthums zu täuschen, als die göttliche Wahrheit es ihnen anwiese, — oder in die Stelle der wirklichen Herzensbesserung und eines christlichtugendhaften Lebens etwas anders zu setzen, als was der unverkennbare, durch keine Deutungen wegzukünstelnde Inhalt der göttlichen Lehre Jesu Christi mit sich brächte; z. B. bloßes unfruchtbares Bekenntniß der Glaubenslehren, äusserliche Gottesdienste und Andachten, vermeintes Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und auf die Vergebung der Sünden durch das Verdienst Christi — wie sie die Hülfsmittel, welche ihnen die göttliche Gnade zum Starkwerden an dem inwendigen Menschen an die Hand gäbe, nämlich ein immer offenes Auge für die Wahrheit, wiederholte unmittelbare Anwendung derselben auf ihr eigenes Herz, ernstliches Gebet zu Gott, stets redlicherweise brauchen sollten, und dann erfahren würden, daß Gottes Beystand ihnen im Glauben und in der Tugend immer weiter forthülfe. —

Ich konnte, sagt er dann, in seiner gewöhnlichen sanften Ueberredungsart, „keinen herzlichern Wunsch haben, als „euch nun noch zuletzt einen so viel möglich zusammengefaßten, „lebendigen Eindruck von demjenigen zu geben, was ich als „das Wichtigste für euch und für alle Menschen erkannt habe, „und was unter den herrschenden Denkungsarten und Sitten „dieser Zeit nur gar zu sehr aus den Augen gesetzt wird. So „habe ich bisher, als euer ordentlicher Prediger, gelehrt — „denn so habe ich es mit der gewissesten Ueberzeugung klar „und deutlich in der Lehre Jesu gefunden, und aus dieser vol„len Ueberzeugung — denn, wer dürfte da, ohne Schrecken „und Schaam vor sich selber, anders sprechen, als er denkt „und empfindet? — darnach habe ich auch euch auf diesen „sichern und seligen Weg hingewiesen, ohne euch bey andern, „theils zweifelhaften, theils schwer zu fassenden, für das Herz „und Leben aber sehr fruchtlosen Lehrmeynungen und Streit„fragen aufzuhalten. Ich that dies um so viel zuversichtli„cher und freudiger, da meine eigene beständige, glückselige „Erfahrung mir zu einem unmittelbaren Beweise von der „Richtigkeit dieses Weges ward, wie sie es denn wohl bey „einem jeden, der ihm redlich und standhaft nachgehet, un„fehl

„fehlbar werden muß; und da ich mich immer in den Wirkun„gen dieses Glaubens und dieses Sinnes so äusserst wohl be„funden habe; nämlich zum Preise des Gottes, von dem „alles Gute herrührt, und hoffentlich auch zu eurer etwani„gen Aufmunterung in der ernstlichen Befleißigung der Gott„seligkeit, werde ich es hier wohl sagen dürfen, daß ich die „angenehmsten und seligsten Empfindungen meines Leben den „Grundlehren des Christenthums und der dadurch gewirkten „Gesinnung verdanke. — Eben darum, meine geliebten Zu„hörer, rede ich auch jetzt noch zu euch davon, weil ich euch „so gern dasselbe Glück, auch noch reichlicher gönne und wün„sche." — Und nun schließt sich die ganze eben so bündige als bewegliche Rede mit einer gegen Gott und Menschen dankvollen Herzensergießung, unter den innigsten Segenswünschen für aller Wohl, und einem rührenden Gebet. Den Eindruck, den diese Rede auf seine ihm ganz ergebenen Zuhörer muß gemacht haben, kann man sich vorstellen. — So viel ihrer sind, die sie noch lesen, so viele werden sich auch ausnehmend daran erbauen. Und wer wird nicht mit uns wünschen, daß ein Mann von Spaldings Geist, und was noch mehr sagen will, von der mit seinen ausgezeichneten Gaben vereinigten geraden Rechtschaffenheit, der so viel Gutes für die Religion gestiftet hat, nach geendigter treuen und würdigen Amtsführung, nun noch lange, lange die Ruhe seines ehrenvollen Alters genießen möge!

Me.

Vertraute Briefe, die Religion betreffend. Dritte Auflage mit einer Zugabe. Breßlau, bey Gottlieb Löwe, 1788. in 8. 334 Seiten

Es freut uns, daß der Verf. dieser Briefe, Herr O. C. R. Spalding, seinen Namen nicht länger zurückgehalten, sondern ihn bey dieser neuen Auflage unter die Zugabe gesetzt hat. Mit so allgemeinem Beyfall sie auch als anonymische Schrift sind gelesen worden, so werden sie doch unter seinem Namen noch mehr Leser gewinnen, und auf manche noch vortheilhafter wirken. Wir gedenken hier nur der hin und wieder eingerückten wenigen Zusätze, welche diese Ausgabe erhalten hat. 2 Br. S. 30, 31. stehen ein paar Worte davon, was

was es für widrige Wirkung thut, wenn Frauenzimmer aus ihrem natürlichen Charakter herausgehen und den dreissten, entscheidenden Freydenker ankündigen. So übel ihnen diese entschlossene muthige Mannhaftigkeit in Auflehnung gegen die Religion kleidet, so wohl stünde ihnen bedachtsame Prüfung, angestellte sorgfältige Reinigung derselben von jedem schädlichen Aberglauben an, und so nützlich könnte ihnen eine vertraute Entdeckung ihrer Zweifel an einen aufgeklärten gewissenhaften Freund werden. — 3. Br. S. 91, 92. wider diejenigen, welche Personen des andern Geschlechts ihren Unglauben aufdringen und diesen Unschuldigen, die dem guten natürlichen Menschenverstande zufolge bisher ihrer religiösen Erkenntniß gewiß waren, durch blendende philosophisch-scheinende Sophistereyen die Stützen ihrer Tugend und ihres Trostes wegzureissen suchen. — (Der Recens. erinnert sich hierbey eines Briefes, den ihm einmal eine vortrefliche Frau von Stande vor ein paar Jahren schrieb, worinn folgende schöne Stelle stand.: „Wir haben hier einen Besuch von Hrn. ** „gehabt. Der Mann ist schrecklich mit seiner kalten Vernunft, „hat Gründe die unser Eines schlechterdings nicht widerlegen „kann, und deren Ungültigkeit wir doch so tief fühlen. — „Wenn er mir den Gott, durch dessen Daseyn ich mich so „unbeschreiblich glücklich fühle, so ganz nimmt; mir, die ich „es aus so manchen Erfahrungen habe, daß Vernunft und „Ueberlegung den heftigen Leidenschaften da weichen müssen, „wo allein der Gedanke, dem vollkommensten Wesen mißfällig „zu werden, mich vom Bösen abhielt, es geradehin sagt: „das sey Täuschung; nicht dieser, sondern andere Bewegs„gründe hätten mich auf dem Pfade der Tugend erhalten — „o da möchte man dem Mann gram werden. Was sollte „man denn lieben, wenn man Gott nicht lieben darf? und „Liebe ist doch die Quelle aller Glückseligkeit hienieden. Wie „tief sinkt überhaupt der Mensch, wenn er sich das Wesen, „das unser Schicksal regiert, über unsre Handlungen wacht, „ihren Werth zu bestimmen allein im Stande ist, nehmen „läßt. Das Leben, in dessen Genuß ich bey meiner jetzigen „Denkungsart so glücklich bin, ist mir ein schlechtes Geschenk, „wenns nicht von Gott kömmt. — Doch, was ärgere ich „mich auf meine eigene Hand. Nicht wahr, Sie halten „Wort und besuchen uns künftigen Sommer einmal wieder? „und benehmen mir dann all die unseligen Zweifel, die der

„böse

„böse Mann bey mir erregt hat? Denn, unter uns, ich allein „vermag es nicht. Sie sagen mir so viel Liebes und Gutes, „daß ich mir dreist schmeicheln darf, Sie werden es der Mühe „nicht unwerth halten, an meiner Vervollkommnung zu arbei„ten, und mir Kopf und Herz wieder zurecht setzen. —" Ich habe mich nicht entbrechen können, diese Stelle hier aus dem wohl verwahrten Briefe abzuschreiben. Sie bestätigt die Wahrheit dessen, was Spalding von dergleichen fanatisch zudringlichen Missionarien des äussersten, alles verwüstenden Unglaubens sagt. Er kann sich kein zweckloseres, aber auch zugleich grausameres und menschenfeindlicheres Verfahren denken. Recens. auch nicht.) — 4. B. S. 129, 130, ein Urtheil über das Gewebe von unredlicher Verdrehung und unedlem Gespötte der Bibel in der so betitelten — expliquée enfin par les Aum. de S. M. L. R. D. P., an deren Verdeutschung sich auch schon ein Hungriger aus unserer Uebersetzerlegion gemacht hat. — 5. Br. S. 161, 162. Auch dem einfältigerem Theil der Menschen muß man nicht mit Fleiß etwas Falsches lehren, und es für wahre Religion ausgeben. S. 166—168. Großer Unterschied zwischen einem Richter, der nach den einmal vorliegenden Gesetzen, es sey mit oder ohne seine innerliche Billigung derselben, sprechen muß, und zwischen dem öffentlichen Religionslehrer, der die ehemals obrigkeitlich eingeführten Glaubensmeynungen behaupten und einschärfen soll, ohne daß darunter das Gewissen weder des Einen noch des Andern etwas zu leiden haben dürfte. — 6. Br. S. 191, 192. So unedel es ist, aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit eine religiöse Denkungsart zu verheimlichen, eben so unwürdig ist es auch, aus eigennützigen Absichten, heuchlerische Frömmigkeit auszukramen, nnd Religion zu lügen. S. 217, 218, wider die gewöhnliche Kriegskunst eifernder Polemiker in Religionsstreitigkeiten, jeden Zweifler gleich unter die allgemeine Rubrik der Feinde des Christenthums zu stellen, und durch Beylegung verhaßter Partheynamen gegen andersdenkende Abscheu zu erregen. S. 228—230. Unnütze Frage, ob es Atheismus oder Nichtatheismus sey, sich die Gottheit nicht mehr als ein Wesen denken, das seine eigene, selbst bewußte, von mir und der übrigen Welt wirklich unterschiedene Individualität hat. Von Empfindungen und Antrieben in der Seele, die sonst jedermann dem Glauben an Gott beylegt, läßt sich dabey nichts er-

erwarten. Und hierdurch wird es doch nur eigentliche Religion, wenn es damit nicht bloßer Schall seyn soll. — 8. Br. S. 305. Vergeblichkeit einen öffentlichen deistischen Gottesdienst einzurichten, durch Hrn. **Williams** Beyspiel bestätigt, der einen Versuch dazu machte, sich aber, selbst zu **London**, in seinem Versammlungssaal bald so einsam fand, daß er die mißgelungene Unternehmung aufgeben mußte. S. 316, 317. Und wenn es dann bey den sich so nennenden **reinen Gläubigen der Vernunft** damit nicht recht fort will, so möchten unsere öffentlichen christlichen Gottesdienste bey einer gehörigen Einrichtung und Anwendung dann doch wohl ihren unstreitigen Werth haben, und deren gänzliche Vernachläßigung von einem wirklichen Gottesverehrer schwerlich zu rechtfertigen stehen — Die **Zugabe** ist für die Besitzer der vorigen Ausgabe unter dem Titel:

Zugabe zu den vertrauten Briefen, die Religion betreffend. Breßlau, bey Gottlieb Löwe, 1788. 8. 102 Seiten, besonders gedruckt und besteht in einem Sendschreiben an den Hrn. **Vicepräsident und Abt Jerusalem.**

Der Verf. giebt hier seine Gründe an, warum er in diesen Briefen einen fremden Charakter angenommen habe. Leser von einer gewissen Klasse legen gemeiniglich jede Schrift für die Religion, welche von einem Geistlichen herrührt, ohne sie anzusehen, auf die Seite, weil sie so sicher schon alles vorher zu wissen glauben, was der besoldete Religionslehrer, seines Amts und Gehalts wegen, darüber sagen müsse und könne. Dem wollte Hr. Sp. bey so gemeinnützlichen Wahrheiten, als die Briefe enthielten, vorbeugen, darum ließ er einen Mann aus der gebildeten, edleren Layenwelt mit Kenntniß und warmer Empfindung von der Religion sprechen.

So völlig der Verf. überzeugt ist, daß alles, was in der Religion erkannt und geglaubt werden soll, auch müsse untersucht werden dürfen, so besteht er doch auch hier mit Recht noch immer darauf, der Untersucher sey solchen Meynungen und Lehren, welche lange und allgemein, auch von guten verständigen Menschen für wesentliche Grundfesten ihrer Tugend und ihrer Gemüthsruhe gehalten worden, vorzügliche Beschei-

denheit schuldig. — Daraus entstünde in Dingen, worüber Personen von Einsicht und Wahrheitsliebe ungleich dächten, die sicherste und beste Art der Aufklärung, ohne alles Aufsehen und Geräusch, welches sonst durch ein deklamatorisches Verschreyen lange verehrter Glaubensmeynungen so leicht und auf eine schädliche Weise verursacht zu werden pflegte. (S. 8, 9.) Verehrer der natürlichen Religion solten nicht das Christenthum herabzuwürdigen suchen, als wenn es gegen einander kriegende Mitwerber um einen Thron wären, der für den einen Theil nicht anders, als durch den gänzlichen Untergang des andern gesichert werden könnte. — Sie stehen einander ja nicht entgegen. — Es ist doch merkwürdig, daß die so hoch gepriesenen Erkenntnisse Gottes und unsers Verhältnisses gegen ihn aus der Vernunft, in keinem Zeitalter und in keiner Weltgegend, zu einem so wahren, vollständigen und fruchtbaren System erhoben worden, als da, wo man die Lehre Jesu gekannt hat. — Die christliche Religion muß doch, sonach wohl wenigstens zur grösseren Aufklärung der natürlichen die Veranlassung gegeben haben. — Verdient jene erniedrigt zu werden, um diese zu erheben? (S. 10—15.) Aber es steigt gar ein neues, unerwartetes Meteor bey uns auf. Die tiefsinnige metaphysische Speculation drohet der ersten Grundwahrheit aller Religion dadurch Gefahr, daß sie den gewöhnlichen Beweisgründen für das Daseyn Gottes ihre zwingende Entscheidungskraft abspricht, oder wohl gar kühn genug behauptet, die Vernunft widersetze sich dem ganzen Glauben an Gott ausdrücklich, also, daß der genau denkende Philosoph es sich gefallen lassen müsse, der Aufsicht und Regierung eines verständigen höchsten Wesens gänzlich zu entbehren. Das wird vor der Hand unter den Undenkenden von träger Sinnlichkeit Skeptiker genug machen. Aber, wie es ehedem in Holland gieng, als Spinoza's Schriften bekannt wurden, wo die Neuheit der Sache machte, daß sich [M]enschen von allerley Ständen in sein System hineinzudenken suchten, und es dann bald wieder fahren liessen, so wird es [illegible] uns auch gehen. Der grübelnde Verstand einiger starken [illegible] fe kann sich nicht lange über seine Grenze hinaus in [illegible] ite wüste Gegenden verlieren, nicht lange in solche [T]iefen hineingerathen, wo denen, die ihnen folgen, wie ihnen [sel]bst, alles finster vor den Augen wird. Der menschliche [illegible], der die heimliche Unbehaglichkeit dieser Lage zu stark

 fühlt,

fühlt, sieht sich bald nach einem Führer um, der ihn auf eine hellere und gebahntere Straße zurückbringt. Und den wird man an dem gesunden-gemeinen Menschenverstande und Wahrheitssinne finden, welcher uns vor ausgebreiteter Zweifelsucht und Gottesleugnung hinlänglich bewahren wird. (S. 15—21.) Da der Begriff von Moralität den ursprünglichen und unmittelbaren Empfindungen der menschlichen Natur noch näher liegt, als der Begriff der Religion, so wäre der Weg zur religiösen Ueberzeugung, der vom sittlichen Gefühl ausgeht, der sicherste und gemeinnützigste. — Es sollte dies Gefühl zur Grundlage der Erziehung gelegt, den Gemüthern das, was recht ist, zuerst als das Höchste, Heiligste und Unverletzlichste eingeprägt werden. — Eben weil dies Gefühl unsern natürlichen Anlagen so innig eingewebt ist, ist es weit weniger der Art von theoretischen Zweifeln und Sophistereyen ausgesetzt, womit man sich gewöhnlich von den Religionsüberzeugungen loszuwinden sucht. — Würde es von Jugend auf in der menschlichen Seele rege gemacht, so würde es das beste Verwahrungsmittel gegen Irreligion und Aberglauben seyn. (S. 22—26.) Indessen auf lebhafte fromme Gefühle, die keine deutliche Erkenntnisse zum Grunde haben, muß nicht zu viel Wichtigkeit gelegt werden, denn sie können auf eine schädliche Art den Menschen in die Irre führen. **Wilde schwärmende Hitze** in der Religion taugt eben so wenig, als **todtkalte Fühllosigkeit** und **lebloses Vernünfteln.** Zu dem einen, wie zu dem andern tragen verschiedene Anlagen des Geistes und des Körpers, verschiedene Temperamentsbeschaffenheiten das ihrige bey. (S. 27—31.)

Von dieser Materie schreitet der Verfasser zur **Religion für die Sinne** über, der man itzt besonders nachjagt, und die leitet ihn denn S. 32—74 zu sehr interessanten Betrachtungen über die neuesten Vorgänge der gegenwärtigen Zeiten, „in denen nur das Außerordentliche und Wunderbare Religion „heissen soll; wo ungewöhnliche sichtbare Wirkungen, die „allen bisher anerkannten allgemeinen Gesetzen der Natur am „geradesten widersprechen, uns für die sichersten Gründe des „Glaubens an Gott und der christlichen Frömmigkeit gegeben „werden; und wo der für den höher erleuchteten und höher „beseligten Gottesverehrer gilt, der bey solchen Unbegreiflichkeiten der Gläubigste ist. — Dagegen einem andern, der „diese Dinge nicht aus demselbigen Standpunkt und durch

„dassel-

„dasselbige **Medium** erblickt, die längere Zurückhaltung sei„nes Beyfalls bis zur vollständigern Ueberführung, als eine „tadelnswürdige Ungläubigkeit und Zweifelsucht angerechnet, „wird." Diese neue Theurgie und Wundersucht; die Verbrüderung der Magnetisirer zur Betreibung ihrer wunderthätigen Operationen an Kranken, die dadurch bewirkte Genesung, der Somnambulismus und was dahin gehört; ferner die neueste **Swedenborgische** Geisterseherey, der die erkannten ehrlosen Gaukeleyen von **Gaßner, Schröpfer, Cagliostro** und andere ihres gleichen Platz gemacht haben, die **Swedenborgische neue Offenbarung Gottes vom Himmel**; die feyerlichen Anpreisungen der herrlichsten Schätze von Weisheit und Erkenntniß, welche von den ältesten Zeiten her einer Anzahl und Folge auserlesener Menschen zur heiligen Verwahrung anvertraut wären, und nur in geheimen Schulen und Verbrüderungen gesucht werden müßten, wo man zum hellen Blick in das Wesen der Gottheit, und auf dem kürzesten geradesten Wege zur vollkommenen menschlichen Glückseligkeit, selbst zum **gesunden langen Leben**, zu **Gold** und Schätzen in Menge gelangen könnte — alle diese Dinge erwecken doch itzt die Aufmerksamkeit so vieler Menschen. Und da sie zum Behuf der Religion abzwecken sollen, da der Glaube der Christen an ihnen eine neue Hülfe und Stütze bekommen soll: so waren sie auch wohl der Prüfung eines scharfsinnigen Mannes werth, der in seinem Leben viel dahin gearbeitet hat, daß andere so, wie er selbst, ihres religiösen Glaubens recht gewiß würden. **Spalding** schreibt also darüber an **Jerusalem**, wie er im vertraulichen Gespräch darüber mit ihm reden würde. Und wer wird ihn nicht gern darüber hören? Er ist, wie immer, so duldsam und bescheiden, daß er sagt: Ich weiß hier, und davon bis itzt zu wenig, um schon itzt hinlänglich davon zu urtheilen. Ich will niemanden üble Absichten zutrauen, oder seinen Ueberzeugungen Eintrag thun. Aber dies dünkt mir falsch, jenes bedenklich oder gar aller gesunden Menschenvernunft zuwider. — Er findet, daß alles dies Erstaunenswürdige ihm doch keinen andern Weg zur Glückseligkeit seines Geistes anweisen könne, als den er schon kennt. (S. 36.) Er besorgt, daß das zerstreuende Horchen und Forschen nach anscheinenden Wundern, die große Wichtigkeit, welche auf dergleichen äusserliche Erscheinungen gelegt wird, und die begierige Beschäftigung des Gei-

Geistes mit demselben, gar leicht Manchen von seiner Hauptsache im Christenthum, von der Achtsamkeit auf sich selbst, und dem sorgfältigen Streben nach weiterm Fortgange im Guten, abziehen möchte. (S. 38.) Er hält dafür, man verlange mit jener Wundersucht offenbar eine Ueberzeugungsart, die wir zu fordern kein Recht haben, und die der Natur des zu beweisenden Gegenstandes gar nicht angemessen ist; hält es für tadelnswürdige Trägheit, in dergleichen Fällen, bey verabsäumter Anstrengung des reinen vernünftigen Nachdenkens, auf das kürzere und gemächlichere Mittel eines beständigen sinnlichen Augenscheins, welches doch da nicht anwendbar ist, zu bestehen, und glaubt: „Geschöpfe, wie wir „sind, sollten billig lernen mit den Gattungen und Graden „der Evidenz zufrieden zu seyn, welche die Beschaffenheit des „Objects unserer Erkenntniß und unsere wesentliche Einschränkung verstattet, und welche dennoch, auch ohne eigentliche „mathematische Strenge und ohne Thatsachen für die Sinne, „so mancher Erfahrung zufolge völlig hinreichen, uns in unsern Handlungen zu leiten, und in unsern Erwartungen zu „beruhigen. Der Glaube an das Christenthum insonderheit, „sagt er, würde zu viel dabey verlieren, wenn er nicht anders, als durch stets erneuerte sichtbare Wirkungen, welche „die bekannte Ordnung der Natur unterbrechen, aufrecht erhalten werden könnte." (S. 40, 41.) Gesetzt, es wäre auch in den vielen seltsamen Erzählungen von ausserordentlichen Erfolgen, die durch ausgesprochene Worte, durch hieroglyphische Charaktere, durch eine gewisse Kunst, menschliche Körper zu berühren und sich ihnen zu nähern, hervorgebracht seyn sollen, allenfalls etwas wahres, so sieht er doch in dem allen nicht die geringste Verbindung mit der Religion und frägt: „Welche Wahrheit wird dadurch bestätiget oder neu offenbart, als die, daß so etwas geschehen kann? Was beweiset es für das Daseyn einer regierenden Gottheit, für den göttlichen Ursprung des Evangeliums, oder sonst für irgend einen Grundsatz, der zu unserer Frömmigkeit und Gemüthsruhe nöthig ist?" (S. 43.) Der Verf. wird zweifelhaft, ob unter solchen Behauptungen, wie die **Swedenborgischen**, uns für Religion, für **neue Offenbarung Gottes vom Himmel** ausgegebenen, etwa ein ganz anderer, vielleicht nicht wenig bedenklicher Sinn und Zweck versteckt liege? oder ob es in der That nach der Natur möglich sey, daß eine

Menge

Menge sonst verständiger Menschen so etwas in wirklichem Ernst für wahr halten könnte? (S. 46.) Was das Betreiben mit geheimnißvollen Kräften zum vermeinten Dienst der Religion und das Rühmen von geheimnißvollen Einsichten in dieselbe betrift; so kann sich Sp. mit vielen vernünftigen redlichen Christen nicht vorstellen, daß Gott die Erleuchtung der Menschen, deren sie bedürfen, an ein unerforschliches Kunstgeheimniß gebunden habe, welches sich, außer dem ordentlichen Fortgange der Verstandescultur und außer dem Gebrauche der für jederman offenbar vorhandenen Unterweisungsmittel, als eine übernatürliche Tradition, mit keinen bekannten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß zusammenhängen, sondern nur, gleich einer Zifferschrift, und zwar in verborgenen Verbindungen, vermittelst bedeutungsvoller Ceremonien, Weihungen und Räthsel, durch immer höhere Stufen hinauf, erlernen ließe, nicht vorstellen, daß die auserwählten Besitzer einer so übermenschlichen glücklich machenden Weisheit, die vertrauteren Lieblinge der Gottheit, so wenig Nachahmer der uneingeschränkten göttlichen Wohlthätigkeit und Liebe seyn sollten, daß sie aus dieser ihrer gepriesenen reichen Quelle auch nicht einen Tropfen dem übrigen Menschengeschlecht zu seinem Heil, durch irgend einen Weg, zu gute kommen lassen wollten. „Nein warlich, theurer Freund, setzt er hinzu, „eine solche kabalistische Glückseligkeitslehre, die so sehr mit „der gesunden Vernunft im Streit liegt, und so gerade dem „Geist des Christenthums widerspricht, die ist nicht für uns, „und ich will hoffen, nicht für irgend einen ernsthaften, bedachtsamen Gottesverehrer, der Klarheit und Fruchtbarkeit „in seinen religiösen Erkenntnissen sucht.“ (S. 54. 55.) Wir übergehen, was der Verf. über die Wanderschaft der neuen, einer Epidemie ähnlichen, Schwärmersucht aus einem Lande in das andere, über die Ursachen dieser Krankheit unsers Zeitalters, über die Religion um der Gesundheit und des Goldes willen, oder Zusammenschmelzung des Christenthums mit Alchymie und Geisterbeherrschung und geheimen Arbeiten mit eben so viel Welt- und Menschenkenntniß, als Offenherzigkeit und bescheidenen Glimpf hier schreibt, weil es des eigenen Nachlesens eines jeden Licht und Wahrheit in der Religion liebenden Christen so sehr werth ist. — Recht wird ein unbefangener Leser dem Verf. wohl immer, wie in dem bisherigem, also auch in dem allen geben

Geistes mit demselben, gar leicht Manchen von seiner Hauptsache im Christenthum, von der Achtsamkeit auf sich selbst, und dem sorgfältigen Streben nach weiterm Fortgange im Guten, abziehen möchte. (S. 38.) Er hält dafür, man verlange mit jener Wundersucht offenbar eine Ueberzeugungsart, die wir zu fordern kein Recht haben, und die der Natur des zu beweisenden Gegenstandes gar nicht angemessen ist; hält es für tadelnswürdige Trägheit, in dergleichen Fällen, bey verabsäumter Anstrengung des reinen vernünftigen Nachdenkens, auf das kürzere und gemächlichere Mittel eines beständigen sinnlichen Augenscheins, welches doch da nicht anwendbar ist, zu bestehen, und glaubt: „Geschöpfe, wie wir „sind, sollten billig lernen mit den Gattungen und Graden „der Evidenz zufrieden zu seyn, welche die Beschaffenheit des „Objects unserer Erkenntniß und unsere wesentliche Einschränkung verstattet, und welche dennoch, auch ohne eigentliche „mathematische Strenge und ohne Thatsachen für die Sinne, „so mancher Erfahrung zufolge völlig hinreichen, uns in unsern Handlungen zu leiten, und in unsern Erwartungen zu „beruhigen. Der Glaube an das Christenthum insonderheit, „sagt er, würde zu viel dabey verlieren, wenn er nicht anders, als durch stets erneuerte sichtbare Wirkungen, welche „die bekannte Ordnung der Natur unterbrechen, aufrecht erhalten werden könnte." (S. 40, 41.) Gesetzt, es wäre auch in den vielen seltsamen Erzählungen von ausserordentlichen Erfolgen, die durch ausgesprochene Worte, durch hieroglyphische Charaktere, durch eine gewisse Kunst, menschliche Körper zu berühren und sich ihnen zu nähern, hervorgebracht seyn sollen, allenfalls etwas wahres, so sieht er doch in dem allen nicht die geringste Verbindung mit der Religion und frägt: „Welche Wahrheit wird dadurch bestätiget oder neu offenbart, als die, daß so etwas geschehen kann? Was beweiset es für das Daseyn einer regierenden Gottheit, für den göttlichen Ursprung des Evangeliums, oder sonst für irgend einen Grundsatz, der zu unserer Frömmigkeit und Gemüthsruhe nöthig ist?" (S. 43.) Der Verf. wird zweifelhaft, ob unter solchen Behauptungen, wie die Swedenborgischen, uns für Religion, für neue Offenbarung Gottes vom Himmel ausgegebenen, etwa ein ganz anderer, vielleicht nicht wenig bedenklicher Sinn und Zweck versteckt liege? oder ob es in der That nach der Natur möglich sey, daß eine

Menge

Menge sonst verständiger Menschen so etwas in wirklichem Ernst für wahr halten könnte? (S. 46.) Was das Betreiben mit geheimnißvollen Kräften zum vermeinten Dienst der Religion und das Rühmen von geheimnißvollen Einsichten in dieselbe betrift; so kann sich Sp. mit vielen vernünftigen redlichen Christen nicht vorstellen, daß Gott die Erleuchtung der Menschen, deren sie bedürfen, an ein unerforschliches Kunstgeheimniß gebunden habe, welches sich, außer dem ordentlichen Fortgange der Verstandescultur und außer dem Gebrauche der für jederman offenbar vorhandenen Unterweisungsmittel, als eine übernatürliche Tradition, mit keinen bekannten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß zusammenhängen, sondern nur, gleich einer Zifferschrift, und zwar in verborgenen Verbindungen, vermittelst bedeutungsvoller Ceremonien, Weihungen und Räthsel, durch immer höhere Stufen hinauf, erlernen ließe, nicht vorstellen, daß die auserwählten Besitzer einer so übermenschlichen glücklich machenden Weisheit, die vertrauteren Lieblinge der Gottheit, so wenig Nachahmer der uneingeschränkten göttlichen Wohlthätigkeit und Liebe seyn sollten, daß sie aus dieser ihrer gepriesenen reichen Quelle auch nicht einen Tropfen dem übrigen Menschengeschlecht zu seinem Heil, durch irgend einen Weg, zu gute kommen lassen wollten. „Nein warlich, theurer Freund, setzt er hinzu, „eine solche kabalistische Glückseligkeitslehre, die so sehr mit „der gesunden Vernunft im Streit liegt, und so gerade dem „Geist des Christenthums widerspricht, die ist nicht für uns, „und ich will hoffen, nicht für irgend einen ernsthaften, bedachtsamen Gottesverehrer, der Klarheit und Fruchtbarkeit „in seinen religiösen Erkenntnissen sucht." (S. 54. 55.) Wir übergehen, was der Verf. über die Wanderschaft der neuen, einer Epidemie ähnlichen, Schwärmersucht aus einem Lande in das andere, über die Ursachen dieser Krankheit unsers Zeitalters, über die Religion um der Gesundheit und des Goldes willen, oder Zusammenschmelzung des Christenthums mit Alchymie und Geisterbeherrschung und geheimen Arbeiten mit eben so viel Welt- und Menschenkenntniß, als Offenherzigkeit und bescheidenen Glimpf hier schreibt, weil es des eigenen Nachlesens eines jeden Licht und Wahrheit in der Religion liebenden Christen so sehr werth ist. — Recht wird ein unbefangener Leser dem Verf. wohl immer, wie in dem bisherigem, also auch in dem allen geben

müssen, was er auf den letzten beyden Bogen von dem Hauptinhalt dieser Briefe wiederholt, besonders darinn, daß die Wichtigkeit dessen, was zur Religion gerechnet wird, nach seinem Einfluß auf das Herz und Leben zu schätzen sey; (S. 71), daß ein leeres Religionsphantom in Sprache, Formalität und Partheyeifer, ohne Wesen und Realität, ohne alle gute Wirkung auf Gesinnungen und Leben, gar keinen Werth habe, (S. 84) und daß mit dem strengen Dringen auf vermeinte rechtgläubige Lehrmeynungen, bey welchen sich kein begreiflicher Zusammenhang mit einer größern moralischen Verbesserung, oder mit einer festern Gründung unsers Trostes und unserer Hoffnung zeigen läßt, solchen Meynungen zu sehr das Ansehn gegeben werde, als ob sie, ganz nach Art magischer Formeln, wirken und durch das bloße Zusammendenken und Nachsagen derselben den Menschen des Wohlgefallens bey Gott fähig und zum Himmel geschickt machen könnten. (S. 88.)

Es macht dem Rec. viel Freude, daß der Verfasser seine **vertrauten Briefe** mit dieser Zugabe vermehrt, und sich über so manche neue Erscheinungen in unserer Christenwelt so freymüthig erklärt hat. Ein Wort zu seiner Zeit, von **Spalding** geredet, kann bey vielen, bey allen, die darauf achten, nicht ohne gute Wirkung bleiben.

Me.

Briefe über die neuen Wächter der protestantischen Kirche, von S. L. E. de Marees. Dritter Heft. Leipzig, bey Wilhelm Gottlob Sommer, 1788. in 8. 231 Seiten.

Hr. de Marees hatte erklärt, daß er mit dem zweyten Heft seine Briefe über die neuen Wächter der protestantischen Kirche schließen wolle; allein er ist, wie er schreibt, von so verehrungswerthen Gönnern aufgefordert worden, sie fortzusetzen, und man hat ihm versichert, daß diese Briefe einen seine Erwartungen weit übertreffenden Nutzen gehabt, daß er sich um so mehr entschloß, dieser Aufmunterung zu folgen, da er geglaubt, daß die Vorschrift, die Paulus dem Titus gegeben, auch die jetzigen Lehrer des Christenthums angehe, daß sie nämlich die Widersprecher widerlegen, und den Seelen-

Verführern den Mund stopfen sollten, welches nach dem Wink des Apostels gerade denn am nöthigsten sey, wenn die aus der Beschneidung mit ihnen gemeinschaftliche Sache treiben. Tit. 1, 9. 10. Er fährt also fort, wie er das Werk bisher getrieben, und da sieht er es zuförderst als ein gutes Vorurtheil für sich an, daß die Gegner alles, was er geschrieben habe, ganz unangefochten lassen, und blos seine Person verächtlich zu machen suchen, weil allerdings Schimpfen leichter sey, als Schriften zu widerlegen, worinn alles, was man den Gegern Schuld giebt, mit ihren eignen Worten belegt werde. — Der Recens. hat bey weitem nicht alles gelesen, was etwa dem Hrn. de M. bey Gelegenheit seiner so heftigen Briefe, entweder von den angegriffenen Gegnern, oder von andern, die sich in den Streit gemischt haben, entgegengesetzt worden. Es ist möglich, daß darunter Schriften sind, worinn man sich des Wiedervergeltungsrechts bedient, und wiedergeschimpft und verleumdet habe. Aber, gesetzt dies wäre geschehen; wäre denn dadurch das Schimpfen und Verleumden, dessen sich Hr. de M. selbst schuldig macht, im geringsten entschuldigt? Hat er nicht vielmehr dazu den Ton in seinen Briefen angegeben? Allein das weiß der Rec. und Jeder, der nur sehen will, kann und muß es wissen, daß das vergebliche Schimpfen auf des Briefstellers Person nicht in allen Schriften, die über seine Briefe erschienen sind, den einzigen oder nur den hauptsächlichen Gegenstand und Inhalt ausmache, vornehmlich in den ausführlichen Anzeigen die davon in unsrer Bibliothek gemacht worden; sondern man hat sich bemühet, den völligen Ungrund seiner Beschuldigungen, das ganz Unstatthafte seiner Verleumdungen zu zeigen; man hat seinen Behauptungen Gründe entgegengesetzt, und man hat ihn aufgefordert, manche seiner hämischen Beschuldigungen, die er so leichtsinnig hingeworfen, besser zu beweisen. Seine Schwäche, als eines Gelehrten, und insonderheit als eines Denkers mußte dann freylich bey Gelegenheit mit aufgedeckt werden, aber alsdann waren die Belege immer bey der Hand. Dies ist denn nun insonderheit auch in der kleinen Schrift: **Ueber Catholicismus, Vernunftreligion, vernunftmäßiges Christenthum** u. s. w. auf eine so gründliche und anständige Weise geschehen, daß Hr. de M., wenn er diese vortrefliche Widerlegung dereinst liest, vielleicht wünschen wird, daß der Verf. derselben anstatt des Briefstellers verwirrte,

falsche und ungereimte Behauptungen nach ihrem wahren Gehalt ruhig darzustellen, sich lieber mit leidenschaftlichen Schimpfen auf seine Person beschäftigt hätte. Er hatte diese Schrift und unsre Anzeige entweder noch nicht gelesen, als er das obige schrieb, oder er will sie nicht gelesen haben, unmöglich hätte er sonst sagen können, daß seine Gegner alles, was er geschrieben, unangefochten gelassen haben. Wenn übrigens Hr. de M. es so ganz behaglich findet, sich mit einem Jacobi, Garve, Witzenmann, Lavater, Sailer, Silberschlag, Urlsperger, Schulze und Köster, (Leute von sehr verschiedener Beschaffenheit!) in die Klasse der Ignoranten geworfen zu sehen; so möchten vor allen Dingen die beyden ersten Gelehrten, insonderheit aber Hr Garve es wohl sehr verbitten, mit dem neuen Gottesvertheidiger, als Denker, in eine Klasse geworfen zu werden, wenn gleich zufällig der eine und der andre, in irgend einem Punkte, aber zuverläßig, aus ganz andern Gründen, mit ihm übereinstimmig urtheilen sollte. Wenn insonderheit Hrn. Nicolai vorgeworfen wird, daß es seine Gewohnheit sey, alle die ihm widersprechen, für unwissend, schwach, einfältig, kurzsichtig u. s. w. zu erklären und daß selbst in seiner Schrift gegen Hrn. Garve der Beweis davon gefunden werde; so giebt es doch der Augenschein, daß bey allem dem Anschein von Bitterkeit, den der Rec. so gerne aus dieser sonst sehr bündigen Schrift weggewünscht hätte, und obgleich Hrn. Garve darinn eine **Unbekanntschaft mit gewissen Thatsachen** vorgeworfen wird, dieser vortrefliche Mann doch nichts weniger als schwach, einfältig und blödsinnig vorgestellt, und warlich noch weniger mit den de Marees und Urlspergern in eine Klasse geworfen wird. Daß diesem letztern übrigens durch das Urtheil, das, wie Hr. de M. sich ausdrückt, der stolze Buchhändler (eine kindische Zunöthigung!) in seiner Reisebeschreibung von ihm gefällt hat, kein Unrecht geschehen, muß jeder unpartheyische und sachkundige Leser gestehen, der etwas von Hrn. Urlspergers Schreibereyen, insonderheit seiner Vorstellung von der Dreyeinigkeitslehre angesehen hat. Diese Schrift allein zeichnet ihn so aus, wie ihn Hr. Nicolai schildert, und wofür wir ihn halten würden, wenn er auch nicht der Stifter der Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre wäre. Es ist auch kein lächerlicher Widerspruch, (wie Hr. de M. bey der Gelegenheit, daß er auf diese berühmte Gesellschaft zu reden kommt, vorgiebt,)

daß

daß diese Gesellschaft von den (von Hrn. de M. ebenfalls kindischerweise sogenannten) Berliner Kirchenwächtern bald für die letzten Zuckungen der sterbenden Orthodoxie, bald für ein Werkzeug der Jesuiten ausgegeben wird, denn beydes kann sehr wohl miteinander bestehen. Laßt uns den Fall setzen, daß zur Beförderung irgend einer beliebten Curmethode, etwa der in unsern Tagen so bekannt gewordenen Kämpfischen zur Heilung der Krankheiten des Unterleibes, von irgend einem medicinischen Urlsperger eine eigene Gesellschaft gestiftet werde, so, daß man für dieselbe ein Hauptcomtoir und andre davon abhangende Versammlungen errichtet, daß man nicht nur Aerzte, sondern auch medicinische Layen aus allen Ständen anwerbe, und der Curart Anhänger und Beförderer durch schriftliche und mündliche Empfehlungen, auch allenfalls durch allerhand Intriguen zu verschaffen suche. — Was würde ein Unpartheyischer, der aus eigentlichen Gründen den Werth der Curart nicht zu beurtheilen wüßte, aus diesen Anstalten anders urtheilen können, als daß es mit der belobten Curart nicht recht mehr fort wolle, daß ihre Verehrer ihrem eigenen Werthe und den Gründen, wodurch sie sich bisher empfohlen, nicht mehr trauen; denn wozu eine gesellschaftliche Verbindung, wenn sie sich wie bisher in Gang erhalten könnte? Warum ihr sonst so ganz unnöthigerweise durch Autorität, durch Künste zu Hülfe zu kommen? Dies deucht mir, würde in diesem Fall gar kein ungereimtes Urtheil seyn. — Ich könnte aber die Vergleichung auch auf den andern Theil des dem Hrn. de M. so widersprechend scheinenden Urtheils ausdehnen; man dürfte sich nur eine andre geschlossene Gesellschaft despotischer Aerzte denken, die es schon längst darauf angelegt, nicht durch Wahrheitsgründe, sondern hauptsächlich durch ihr Ansehen, über den Verstand und die Einsichten ihrer Nebenärzte zu herrschen; und sich nun fragen, ob diese eine solche nach Urlspergerschen Grundsätzen angelegte geschlossene medicinische Gesellschaft zu Beförderung einer gewissen Curart billigen oder mißbilligen, befördern oder unterdrücken, ob sie nicht vielmehr auf eine unvermerkte Art daran Theil nehmen würden, wenn sie etwa hoffen dürfte, durch die in dieser Gesellschaft herrschende Grundsätze, ihren großen Zweck, nämlich die Denkungsart, daß Heilmethode nicht der eignen Untersuchung eines jeden Arzneygelehrten, sondern dem An-

sehen

sehen und dem dictatorischen Ausspruche einigen wenigen müsse überlassen werden, auszubreiten und in Gang zu bringen? —

Doch wir lassen die Vergleichungen weg und halten uns bey der Hauptsache, ob sie gleich bey der Anzeige der beyden ersten Hefte dieser Briefe schon berührt worden, noch etwas auf, weil dies hier so äusserst wichtig ist, und von unserm Briefsteller auf eine so ganz befremdliche Weise ganz übergangen worden. Zwar hat man, so viel dem Rec. bewußt ist, diese Gesellschaft geradezu für ein Werk der Jesuiten ausgegeben; aber wir wollen einmal es zugeben, und auch unter dieser Voraussetzung untersuchen, was wahrscheinlich und möglich seyn möchte. Die Frage ist: ob Jesuiten oder eifrige Beförderer des Catholicismus eine geschlossene Gesellschaft von Protestanten zur Beförderung ihrer reinen Lehre, d. i. ihres festgesetzten Kirchensystems, nicht zur Ausbreitung des Catholicismus zuträglicher und allenfalls beförderlicher finden sollten, als diejenigen Protestanten, die sich nicht für irgend eine Kirchenlehre conföderiren, sondern alles auf eigne freye Untersuchung und lediglich auf Wahrheitsgründe beruhen lassen! Da deucht mir nun, wenn die Jesuiten uns Protestanten unvermerkt ihrer Kirche näher bringen wollten, so könnten sie nichts zweckmäßigers thun, als uns nach und nach zu überreden, daß **ohne Autorität** keine Kirchengesellschaft bestehen könne, daß man nichts anders glauben, oder wenigstens nichts anders lehren müsse, als was die Kirche glaubt und lehrt. Dies ist nun eben der **Weg des Ansehens** (via auctoritatis) im Gegensatz des Privaturtheils, den die Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre festzusetzen, und im Gange zu erhalten sucht. Auf diese Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Catholicismus kommt nun eben die Hauptsache an, nicht darauf, ob wir etwas weniger Irrthümer haben, als die Catholiken, oder was wir überhaupt für Kirchenlehren haben. Hierauf sage ich: kommt es bey weitem nicht so viel an, als auf welchem Grunde unser Glaube von denselben ruhet — Autorität oder eigne Untersuchung. Ferner ist es nur zufällig, wenn andre für uns bestimmen, ob sie Wahres oder Falsches für uns ausgreifen, genug, wir müssen annehmen, was und wie es uns überliefert wird. Auch sieht man leicht, daß der jesuitische Bekehrer nur lächeln wird, wenn wir ihm unsern Protestan-

testantismus dadurch beweisen wollen, daß es uns doch wenigstens erlaubt sey zu prüfen. — Denn, was hilft mir eine Prüfung, wenn mir das Resultat derselben vorgeschrieben ist, was die Nachsicht einer Rechnung, deren Facit ein für allemal gegeben ist? Das mehr oder wenige, das wir auf Autorität annehmen müssen, macht keinen wesentlichen Unterschied unter beyden Kirchen aus, denn so lange in beyden die Rechtgläubigkeit darinn besteht, daß ich auch wider meine Einsichten und meinem Privaturtheil zum Trotz, mich dem, was die Kirchen als göttlich wahr und in der heil. Schrift enthalten festsetzen, unterwerfe; so bin ich auf dem Wege, alle mögliche Kirchenlehren zu glauben, und da dies nun wirklich der Fall mit einem eifrigen Mitgliede der Urlspergerschen Gesellschaft ist, so scheint es allerdings, daß der jesuitische Proselytenmacher aus einem solchen Subject eher etwas machen kann, als aus einem der freymüthig untersucht. Es käme nur darauf an, einem solchen Kirchengläubigen zu zeigen: **Erstlich**, daß er wirklich unbegreifliche und geheimnißvolle Glaubensartikel bey allen seinen vorgegebenen Reformationsbüchern noch beybehalten habe. **Zweytens**, daß er diese **blos darum** für Kirchenlehren angenommen, weil seine Kirchen sagen, daß sie in der Schrift enthalten sind, und daß er sie also bey allem seinen vorgegebenen Protestantismus, auf menschliches Ansehen, und zwar größtentheils auf eben das menschliche Ansehen, worauf sie der Katholik annimmt, nämlich der Schlüsse der ersten sogenannten allgemeinen Concilien annehme. **Drittens**, daß Autorität gegen Autorität, das Ansehen des ganzen christlichen Alterthums, der ansehnlichsten Kirchenväter, der Kirchenversammlungen insgesammt, mit einem Worte das Zeugniß der ganzen Kirche, (dem wir doch immer in der wichtigsten Sache, daß nämlich das, was uns als göttliche Schrift übergeben wird, es auch wirklich sey, nicht verfälscht, nicht verstümmelt, nicht interpolirt sey, u. s. w. vor einzig und allein trauen müssen), daß diese Autorität die Autorität einiger Privatgelehrten, dergleichen die ersten Reformatoren waren, weit, weit überwiege — und daraus wird er ihn denn zu der Schlußfolge führen, daß die sogenannte Reformation eines Theils nichts als eine **glückliche Rebellion**, und andern Theils **nach den gemeinschaftlichen Grundsätzen** die inconsequenteste Sache von der Welt sey. Der Rec. setzt dies nicht ins Leere voraus, diesen Gang, wie er sich erinnert

sehen und dem dictatorischen Ausspruche einigen wenigen müsse überlassen werden, auszubreiten und in Gang zu bringen? —

Doch wir lassen die Vergleichungen weg und halten uns bey der Hauptsache, ob sie gleich bey der Anzeige der beyden ersten Hefte dieser Briefe schon berührt worden, noch etwas auf, weil dies hier so äusserst wichtig ist, und von unserm Briefsteller auf eine so ganz befremdliche Weise ganz übergangen worden. Zwar hat man, so viel dem Rec. bewußt ist, diese Gesellschaft geradezu für ein Werk der Jesuiten ausgegeben; aber wir wollen einmal es zugeben, und auch unter dieser Voraussetzung untersuchen, was wahrscheinlich und möglich seyn möchte. Die Frage ist: ob Jesuiten oder eifrige Beförderer des Catholicismus eine geschlossene Gesellschaft von Protestanten zur Beförderung ihrer reinen Lehre, d. i. ihres festgesetzten Kirchensystems, nicht zur Ausbreitung des Catholicismus zuträglicher und allenfalls beförderlicher finden sollten, als diejenigen Protestanten, die sich nicht für irgend eine Kirchenlehre consöderiren, sondern alles auf eigne freye Untersuchung und lediglich auf Wahrheitsgründe beruhen lassen! Da deucht mir nun, wenn die Jesuiten uns Protestanten unvermerkt ihrer Kirche näher bringen wollten, so könnten sie nichts zweckmäßigers thun, als uns nach und nach zu überreden, daß **ohne Autorität** keine Kirchengesellschaft bestehen könne, daß man nichts anders glauben, oder wenigstens nichts anders lehren müsse, als was die Kirche glaubt und lehrt. Dies ist nun eben der **Weg des Ansehens** (via auctoritatis) im Gegensatz des Privaturtheils, den die Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre festzusetzen, und im Gange zu erhalten sucht. Auf diese Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Catholicismus kommt nun eben die Hauptsache an, nicht darauf, ob wir etwas weniger Irrthümer haben, als die Catholiken, oder was wir überhaupt für Kirchenlehren haben. Hierauf sage ich: kommt es bey weitem nicht so viel an, als auf welchem Grunde unser Glaube von denselben ruhet — Autorität oder eigne Untersuchung. Ferner ist es nur zufällig, wenn andre für uns bestimmen, ob sie Wahres oder Falsches für uns ausgreifen, genug, wir müssen annehmen, was und wie es uns überliefert wird. Auch sieht man leicht, daß der jesuitische Bekehrer nur lächeln wird, wenn wir ihm unsern Protestan-

testantismus dadurch beweisen wollen, daß es uns doch wenigstens erlaubt sey zu prüfen. — Denn, was hilft mir eine Prüfung, wenn mir das Resultat derselben vorgeschrieben ist, was die Nachsicht einer Rechnung, deren Facit ein für allemal gegeben ist? Das mehr oder wenige, das wir auf Autorität annehmen müssen, macht keinen wesentlichen Unterschied unter beyden Kirchen aus, denn so lange in beyden die Rechtgläubigkeit darinn besteht, daß ich auch wider meine Einsichten und meinem Privaturtheil zum Trotz, mich dem, was die Kirchen als göttlich wahr und in der heil. Schrift enthalten festsetzen, unterwerfe; so bin ich auf dem Wege, alle mögliche Kirchenlehren zu glauben, und da dies nun wirklich der Fall mit einem eifrigen Mitgliede der Urlspergerschen Gesellschaft ist, so scheint es allerdings, daß der jesuitische Proselytenmacher aus einem solchen Subject eher etwas machen kann, als aus einem der freymüthig untersucht. Es käme nur darauf an, einem solchen Kirchengläubigen zu zeigen: **Erstlich**, daß er wirklich unbegreifliche und geheimnißvolle Glaubensartikel bey allen seinen vorgegebenen Reformationsbüchern noch beybehalten habe. **Zweytens**, daß er diese **blos darum** für Kirchenlehren angenommen, weil seine Kirchen sagen, daß sie in der Schrift enthalten sind, und daß er sie also bey allem seinen vorgegebenen Protestantismus, auf menschliches Ansehen, und zwar größtentheils auf eben das menschliche Ansehen, worauf sie der Katholik annimmt, nämlich der Schlüsse der ersten sogenannten allgemeinen Concilien annehme. **Drittens**, daß Autorität gegen Autorität, das Ansehen des ganzen christlichen Alterthums, der ansehnlichsten Kirchenväter, der Kirchenversammlungen insgesammt, mit einem Worte das Zeugniß der ganzen Kirche, (dem wir doch immer in der wichtigsten Sache, daß nämlich das, was uns als göttliche Schrift übergeben wird, es auch wirklich sey, nicht verfälscht, nicht verstümmelt, nicht interpolirt sey, u. s. w. vor einzig und allein trauen müssen), daß diese Autorität die Autorität einiger Privatgelehrten, dergleichen die ersten Reformatoren waren, weit, weit überwiege — und daraus wird er ihn denn zu der Schlußfolge führen, daß die sogenannte Reformation eines Theils nichts als **eine glückliche Rebellion**, und andern Theils **nach den gemeinschaftlichen Grundsätzen** die inconsequenteste Sache von der Welt sey. Der Rec. setzt dies nicht ins Leere voraus, diesen Gang, wie er sich erinnert

nert in einer merkwürdigen Lebensbeschreibung des berühmten Homberg, eines deutschen Chemikers, der am Ende des vorigen Jahrhunderts in Paris lebte, vor vielen Jahren gelesen zu haben, nahmen wirklich einige Jesuiten, die diesen Mann zu bekehren suchten. Wenn z. B. Homberg ihnen die Unbegreiflichkeit des Meßopfers und der Brodwandlung entgegensetzte, so fragten sie ihn: guter Homberg, du glaubst doch an die Dreyeinigkeit, an die Menschwerdung des Worts, u. s. w. wie kann dir denn nun der Unbegreiflichkeit willen irgend eine Kirchenlehre anstößig seyn? Sie zeigten ihm dann, daß eben diese unbegreflichen Lehren, von drey Personen in Einer Natur, und wiederum von zwo Naturen bey Einer Person, (welche doch eigentlich auch bey den Protestanten die Prüfsteine der Rechtgläubigkeit ausmachten) zu dunkel und zu zerstreut in der Bibel vorgetragen worden, daß sie viel zu viel Anstrengung des Nachdenkens erfordern, als daß sie von einem Privatgelehrten, geschweige denn von Layen proprio Marte, so ausgefunden, zusammengesetzt und so genau bestimmt werden können, als sie nun die Kirche zu lehren und zu glauben vorschreibe.

Das übrige des eilften Briefes, des ersten in diesem dritten Heft, füllen Schmähungen und Anzüglichkeiten gegen Hrn. Nicolai aus, wobey wir uns nicht aufhalten, da alles auf die lächerliche Beschuldigung einer vermeintlichen, hauptsächlich vermittelst der Allg. d. Bibl., in die Republik der Gelehrten einzuführenden Despotie der Vernunft hinausläuft; und nun geht er zur Beurtheilung des Urtheils und Betragens vom Hrn. N. gegen das Sailersche Gebetbuch über, wovon auch de Marées ein warmer Bewunderer und eifriger Lobpreiser ist. Diese Materie wird auch im zwölften Briefe fortgesetzt. Wir müssen doch diese Critik und Vertheidigung etwas beleuchten.

Zuerst wird es Hrn. N. als eine Ungerechtigkeit angerechnet, daß er dem P. Sailer gebieten wollen, mit seinem Gebetbuche bey seinen Katholiken zu bleiben, oder ein Gebetbuch für sie zu schreiben, denn mehr habe er ja nicht gethan, er sey auch bald bey seinen Glaubensgenossen geblieben, indem er aufs Titelblatt gesetzt habe: vollständiges Lese- und Gebetbuch zum Gebrauch der Katholiken. — Dagegen machte ihm Hr. N. den Vorwurf, warum er nicht mit seinem Gebetbuch bey seinen Catholiken geblieben? Zur Antwort dient, daß

daß der P. Sailer, indem er 700 Exemplare davon nach der Schweiz geschickt, damit sie dort unter Protestanten und Catholiken vertheilt **durch Lavaters Vermittelung** und **Pfenningers Empfehlung** möchten ausgebreitet werden, in der That mit seinem Gebetbuch nicht bey Catholiken geblieben sey. — Auch läßt sich daraus, daß P. Sailer, wenn er Lehren vorträgt, die der katholischen Kirche im Gegensatz gegen die protestantische eigen sind, nicht schreibt: **Christus und die Apostel lehren dies**; sondern: **die katholische Kirche lehrt dieses** — gar nicht schliessen, daß er nicht die Absicht und das Verlangen gehabt habe, von Protestanten gelesen zu werden, oder daß er selbst, durch diesen Zusatz die Glaubwürdigkeit und den Werth dieser Lehren heruntersetzen wolle, denn nach seiner Meynung verdient ja, das was die kathol. Kirche lehret, so viel Achtung und Glauben, als was Christus und die Apostel mit eignen Worten gelehrt haben. Hrn. de M. ist es eine Probe von der Aufrichtigkeit des P. Sailers, daß in seinem Gebetbuche am Pfingsttage die erste Frage diese ist: „Was ist bey den Christen das Pfingstfest? „Hingegen bey der Frohnleichnamsoctav es heisse; kurze An„zeige dessen, was die katholische Kirche von dem heil. Altars„Sacrament glaubt.“ Nun die große Probe der Aufrichtigkeit kann ich doch hier eben nicht wahrnehmen; da nicht alle Christen ein Frohnleichnamsfest, so wie alle ein Pfingstfest haben, so konnte er, falls er die Protestanten nicht geradehin aus der Zahl der Christen ausschliessen wollte, (und dazu war P. Sailer viel zu artig, und zu schlau) unmöglich schreiben: „kurze Anzeige dessen, was die Christen von dem Altars-Sacrament, oder vom Frohnleichnamsfest glauben und zu glauben vorhalten.“ Ob aber dies nun auch eine Probe der Aufrichtigkeit, oder vielmehr eine Bemühung ist, die Lehre der katholischen Kirche so eingewickelt, so gemildert, und so wenig anstößig als möglich, vorzutragen, „daß er dieselbe in sechs kurzen Sätzen nur auf einer halben Seite vorgetragen, ohne die geringste Vertheidigung oder Anpreisung beyzufügen“ — daß er ein kurzes Gebet darunter gesetzt, worinn die eigenthümlich-katholischen Lehren so **eingehüllt und verschleyert** sind, daß es allenfalls ein Protestant mitsprechen könnte — dies laß ich dahin gestellt seyn. Nur dies ist auffallend, daß dieser **befremdliche, mildernde, allgemein christliche Ton**, den P. S. offenbar in seinem Gebetbuch

buch affectirt, in Absicht auf ächtgläubige Katholiken keinen andern Zweck würde haben können, als sie unvermerkt von den eigenthümlich-katholischen Lehren auf die allgemein-christlichen zu führen, und um einen solchen Zweck zu haben, dazu ist er selbst ohne Zweifel zu ächt-katholisch; (der Censor nennt ja selbst. dies Gebetbuch apprimé catholicum. Man sehe auch in dieser Bibl. LXXXVII. 1stes St. S. 98) also kann dies Mildern und Verhüllen nur um derer willen geschehen seyn, denen entweder in der katholischen Kirche oder ausserhalb derselben die eigenthümlichen katholischen Lehren anstößig sind, und in der That leitet auch der Verf. des **Etwas an Hrn. Nicolai, Buchhändler in Berlin** u. s. w., (welches Etwas vom P. Sailer selbst so sehr gebilligt worden.) die von ihm zugestandne **Maskirung** und Milderung der ächt-katholischen Lehren, die Vermeidung der eigentlichen Benennungen Pabst, Transsubstantiation u. s. w. von dem Bestreben des P. S. her, den sogenannten Aufgeklärten oder Freydenkern in der römischen Kirche, mit Verschweigung des Namens, woran sie sich stoßen **unvermerkt die Sache** beyzubringen, oder sie mit dem zu hart und anstößig scheinenden papistischen Ideen auszuführen. Warum sollte nicht eben dieselbige Absicht auch auf **die Ungläubigen ausser der Kirche** gerichtet seyn, oder wie läßt es sich gedenken, daß P. Sailer, der ohne Zweifel durch die Bekehrung des freydenkenden **Protestanten**, wenigstens ein eben so verdienstliches Werk als durch die Zurückbringung eines **katholischen Aufgeklärten** zu thun glauben muß, bey der so absichtlich sonderbaren Einrichtung seines Lese- und Gebetbuchs nicht auch auf die erstern sein Augenmerk sollte gerichtet haben? da beyde sich in gleichem Fall befinden, und beyden wie auf gleiche Art konnte in den katholischen Schafstall geholfen werden. — Demohngeachtet soll, wie Hr. de Marees vorgiebt, Hr. Nicolai behaupten, das alte ächte hildebrandsche Pabstthum sey in diesem Gebetbuch, und hier findet Hr. de M. die Verwunderung des Hrn. N. sehr befremdlich, daß den P. S. seine Obern desfalls nicht verfolgt haben; er wirft dies Dilemma auf: „Ist das alte ächte hildebrandsche Pabstthum darinn, warum sollen ihn seine Obern verfolgen! Ist es äusserlich ganz unkatholisch, ganz allgemein christlich, warum sollen es Protestanten nicht empfehlen?“ Mich dünkt, diese doppelte Frage beantwortet sich aus der letztern von selbst; eben darum, weil

weil das Sailersche Gebetbuch nur äusserlich, d. i. blos nach dem Urtheil desjenigen, der auf der Oberfläche stehen bleibt, nicht den wahren innern Sinn und Gehalt desselben erforscht, weil es nur für einen solchen allgemeines Christenthum enthält oder zu enthalten scheint, eben darum ist es einem protestantischen Gottesgelehrten, der nicht von der Oberfläche abschöpfen, sondern in den eigentlichen Sinn hineindringen sollte, sehr unanständig, seinen Glaubensgenossen ein Gebetbuch zu empfehlen, das, so brauchbar es auch immer für Catholiken seyn mag, doch von protestantischen Andachtsbüchern sehr weit übertroffen wird. Damit aber, daß N. dies, und zwar wie es mir scheint, mit allem Recht gesagt hat, soll er nach des Hrn. de M Vorgeben, bewiesen haben, wes Geistes Kind er sey, nämlich er versündige sich an einem Manne, der unmöglich aus Gebeten an Gott Schlingen und Fallstricke für Protestanten machen wollen, und dies blos darum, weil der Mann ein Jesuit gewesen; ja, er geht sogar so weit, daß er vorgiebt, dazu gehöre wahrlich eine schwarze Seele. — Wenn doch Hr. de Marees, auf die Farbe seiner eigenen Seele Acht geben wollte! — Wie sonderbar, in demselben Athem, da ich einem andern um eines vorgeblich lieblosen, und vielleicht ungegründeten Verdachts willen, eine schwarze Seele Schuld gebe, mich eben eines solchen lieblosen, vielleicht ungegründeten Verdachts schuldig machen, und also mich durch mein eignes Urtheil verdammen! Könnte es nicht etwa bey N. ein unschuldiger Irrthum seyn, warum gleich auf eine schwarze Seele schliessen? Wenn irgend ein Verdacht eine schwarze Seele verrathen kann und soll, welcher Verdacht beweiset sie mehr, der Verdacht eines Mannes der das Innere des Jesuiterordens ziemlich genau hat kennen gelernet, gegen einen Jesuiten, und zwar ein Verdacht, der diesem Jesuiten als Jesuiten und Catholiken so wenig schimpflich ist, daß er ihm nach wahrem jesuitischen point d'honneur vielmehr rühmlich ist, oder der Verdacht unsers Briefstellers gegen Nicolai, ein Verdacht, der so beleidigend ist, als nur immer einer seyn kann, und falls er je könnte erwiesen werden, den Beschuldigten als ein Ungeheur von Bosheit auszeichnen würde. — Doch Hr. de Marees geht ohne Scham noch weiter: „Es ist nicht nur eine „schwarze Beschuldigung, sondern auch eine Schlinge für „Sailern in dieser saubern Nicolaischen Distinction, völlig der-

„jenigen ähnlich, welche die pharisäischen Deputirten unserm „Heilande mit der verfänglichen Frage legten: Ists Recht, „daß man dem Kaiser Zins gebe, oder nicht? denn was sollte „Sailer antworten, ohne entweder sich selbst, seine Obern, „oder Lavatern und Pfenningen, Nicolai Preis zu geben.“ Ey mit dieser Schlinge hat es nicht viel zu bedeuten; die Obern des P. S. werden das theure Gebetbuch schon kennen, und wissen, daß es bey allem Anschein des Gegentheils doch ächt-katholisch sey, allenfalls bezeigt ja N dies selbst; und was Lavatern und Pfenningen anbetrift, so darf P. S. nicht erst diese Männer ihrer Unbedachtsamkeit wegen Preis geben, dies haben sie selbst genug gethan, aber man sieht nicht, daß sie sich dessen schämen, oder irgend dadurch Noth oder Verfolgung leiden sollen, so wenig als Hr. de M. selbst, der sich für einen Bewundrer und Anpreiser des Sailerschen Gebetbuchs ganz ungescheut erklärt.

N. hatte die Unschicklichkeit und Schädlichkeit der Anpreisung des Sailerschen Gebetbuchs von Seiten protestantischer Gottesgelehrten, unter andern durch die darinn als Gottesdienst aufgeführte so unprotestantische **Verehrung der Heiligen** beweisen wollen; dagegen schreiet Hr. de M., daß P. Sailer **keine andre Heilige** aufgeführet habe, als solche, deren des A. oder N. Test. gedenkt, folglich nicht, wie N. der katholischen Kirche vorwirft, solche Tröpfe, die der Pabst **für Geld** zu Heiligen macht. Ja wohl hat P. Sailer gewiß keine Heiligen, für Heiligen erkannt, als weil sie der Pabst gemacht hat, und es sind doch auch die Heiligen des A. und N. Test. nicht solche, die man anrufen und zu denen man, wie P. S. doch in seinem Gebetbuch vorschreibt, Andachten haben kann und haben muß. — Und so ist denn dies doch ein schriftwidriger und unvernünftiger Aberglaube, er mag noch so gemildert und maskirt seyn: darum allein schon es einem protestantischen Gottesgelehrten sehr unanständig ist, ein solch abergläubisches Zeug enthaltendes Buch, den Protestanten, die in aller Absicht bessere Gebetbücher, ohne dergleichen abergläubische Fragen haben, zu empfehlen. Und sollte nur der einzige Satz darinn vorkommen: „Endlich können wir die Heiligen als Freunde Gottes **anrufen**, daß „sie uns die Gnade der Nachahmung vor Gott erflehen.“ so enthält dieser **das Wesentliche der Heiligen Verehrung**, und öfnet jedem andern Aberglauben in dieser Absicht Thür

und

und Thor, denn warum sollte z. B. der Heilige, wenn er uns die Gnade der Nachahmung von Gott erflehen kann, nicht auch alles übrige, was wir nöthig haben, erflehen; und wenn dies ein Heiliger kann, warum nicht auch ein anderer? woher soll der Heiligen Verehrer die Kunst lernen, oder die Gabe empfangen, unter wahren und falschen Heiligen einen Unterschied zu machen? Zwar giebt Hr. de M. vor: der P. S. trage diesen Satz so vor, daß er einen Protestanten nicht verleiten könne, indem er gleich hinzusetze: „nicht, „als wenn sie selbst helfen könnten; nicht, als wenn wir sie „anrufen müßten; nein, blos als Freunde Gottes, die „einst auf Erden gelebt haben, wie wir, und nun bey Christo „sind.“ — Allein dieser Zusatz nimmt das Vorige nicht zurück, ob man gleich sieht, wie sich der P. S. krümmt und windet, um das Paradoxe, wo möglich, ganz verschwinden zu machen; und wozu hatte er das nöthig, wenn er blos mit ächtgläubigen Katholiken zu thun hätte, und nicht mit solchen, denen Heiligen Verehrung anstößig oder fremde ist! Sie können nicht helfen, heißt es. Wenn dies in jedem Verstande wahr wäre, so wäre ja nichts ungereimter und thörichter, als sie anzurufen; allein ist denn dies keine Hülfe, wenn der Heilige, als ein Liebling Gottes mir das erfleht, was ich auf mein eignes Bitten nicht erlangen könnte? Wird nicht eben durch diesen Zusatz der elende Aberglaube bestärkt, der, nach der Bemerkung philosophischer Reisebeschreiber, macht, daß wenn in erzkatholischen Ländern ein Gebet an Gott gerichtet wird, neun und neunzig an die Heiligen, diese Freunde Gottes, die einst auf Erden gelebt haben, wie wir, gerichtet werden? Wird nicht unvermerkt diese Vorstellung insinuirt, daß so wie wir uns nun irgend eine Gunstbezeugung von einem irdischen Monarchen zu erhalten, nicht unmittelbar an denselben, sondern schicklicher und mit mehrerem Erfolg an einen Liebling und Freund desselben wenden müssen, also thun wir besser, wenn wir uns in irgend einer Verlegenheit an die Freunde Gottes wenden, die mit uns vormals in gleicher Verlegenheit waren, und nun bey Gott so viel vermögen. — Und was wäre denn durch diesen Zusatz wieder gutgemacht worden? O über die kurzsichtigen Bewunderer und stumpfsinnigen Vertheidiger eines jesuitischen Gebetbuchs!

Hierauf wendet sich Hr. de M. vermöge der gelegentlichen Association der Ideen zu der ihm so äusserst anstößigen, aber von ihm vermuthlich blos erdichteten Seligsprechung des verstorbenen M. Mendelsohns, wovon er einen abscheulichen Kupfer- oder Holzstich will gesehen haben, und wobey er, wo es nur immer möglich ist, den hiebey ganz unschuldigen Nicolai auf eine hämische Art mit einflicht. Hier heißt es unter andern: „Berlin spottet mit höchstem Recht, wenn Rom „von seinen gemachten Heiligen Schätze überflüßig guter „Werke ausposaunt, welche die Kirche von ihnen geerbt hat. „Wird Rom nicht wieder spotten, wenn Berlin (d. i. „die „Verfasser, Herausgeber und Anhänger der Berl. Bibliothek, „der Berliner Monatsschrift, und so vieler andern sogenannten Berliner antichristischen Schriften") ein geheiligtes Vermächtniß ankündigt, das Mendelsohn der ganzen Menschheit „soll hinterlassen haben." — Diese schöne Vergleichung zwischen der Apotheose eines Labre und eines Mendelsohns im Geschmack eines de Marees weiter auszuführen, ist ekelhaft; wir setzen nur hinzu: das bigotte Rom könnte allenfalls über die bey Mendelsohns Beerdigung geäusserten Bezeugungen der Achtung und Bewunderung gegen den vortreflichen Weisen spotten, aber sollte Rom je vernünftig werden und Sinn für wahren sittlichen Werth bekommen, so wird es, so kann es nicht darüber spotten. — Hr. de M. meynt, das heisse über das göttliche Wohlgefallen nach Belieben schalten, wenn man, wie in der Berl. Monatsschrift geschehen, sagt: „Wie viel ward dadurch gewonnen, daß man so überzeugend „belehrt ward: ein Mensch aus jedem Volke könne Recht „thun und müsse Gott gefallen." Schwerlich kann man zugleich kindischer und hämischer urtheilen, wie hier Hr. de M. Es ist doch wahrlich nicht Anmaßung eines päbstlichen Rechts, selig zu sprechen, wenn ich von einem Nichtchristen, von dem ich die Ueberzeugung habe, daß er wirklich ein so tugendhafter, rechtschaffener Mann gewesen, als es nur immer ein Christ seyn kann, lehrete, daß dieser Gott gefallen habe; denn was für einen äusserst unwürdigen Begriff müßte ich von der Gottheit hegen, wenn ich unter dieser Voraussetzung noch irgend daran zweifeln könnte! Und nur diese Bedingung soll der rechtschaffene Mendelsohn erfüllt haben; dies bezeugen wenigstens ohne Ausnahme alle die ihn gekannt, und mit ihm einen genauern oder entfernten Umgang und Verkehr gehabt

habt haben, Juden und Christen — es kommt nun darauf an, daß irgend ein Advocatus diaboli auftrete, und das Gegentheil von diesem Zeugniß beweisen, oder wenigstens die Tugend und Rechtschaffenheit dieses edlen Israeliten verdächtig und zweifelhaft mache — so lange dies noch nicht geschehen ist, deucht mir, ist es nichts weniger als verwegen zu behaupten, daß er Gott gefallen, und daß er Gott gefallen müssen — daß aber nahmentlich ein Israelite, als Israelite, bis zum Wohlgefallen Gottes rechtschaffen seyn könne, beweiset unter andern das bekannte Zeugniß Jesu vom Nathanael; denn dieser Nathanael, als er für einen rechtschaffenen Israeliten, in dem kein falsch sey, erklärt ward, wußte damals noch nichts von Jesu, daß er der Christ sey. —

Ob, wie Hr. de M. vorgiebt, es Verdrehung und Mißbrauch einer biblischen Stelle sey, daß man gerade den bekannten Ausspruch des Petrus vom heidnischen Hauptmann Cornelius: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, u. s. w. auf M. Mendelsohn in der Berliner Monatsschrift angewandt habe, dies hier weitläuftig mit ihm durchzudisputiren, ist dieses Orts nicht. Es mag genug seyn zu bemerken, daß diese Worte von einem gottesfürchtigen Heiden, der ohne ein Jude zu seyn, den Gott der Juden hauptsächlich durch Gebet, Hoffen und Almosen verehrt, der aber auch damals von Christo nichts wußte, wenigstens nicht an ihn glaubte, gebraucht wurden — daß sie bezeugen, Gott habe an ihm bey seiner vermuthlich sehr mangelhaften und in manchen Stücken noch irriger Religions-Erkenntniß wegen seiner Aufrichtigkeit ein Wohlgefallen gehabt, und weil er sich nach einer vollkommnern reinern und mehr beruhigenden Erkenntniß gesehnet, (denn wahrscheinlich wars diese, warum er Gott in einem vier Tage anhaltenden Gebet angeflehet hatte, als ihm die Offenbarung geschahe, daß er den Petrus sollte kommen lassen), so scheint es natürlich, daß ihm Gott gerade diesen Beweis seines Wohlgefallens geben mußte, daß er ihn durch die Bekanntschaft mit dem Apostel und durch die Aufnahme in die christliche Gemeine, zu dieser von ihm so sehnlichst gewünschten bessernden und beruhigendern Religions-Erkenntniß verholfen. Allein daraus folgt nicht, daß Gott schlechterdings an keinem Heiden oder Juden Wohlgefallen haben könne, ohne daß er ihm auch gerade diesen nämlichen Beweis seines Wohlgefallens geben müsse.

müsse. Denn so hätten alle rechtschaffene gottesfürchtige Menschen vor Christo und bey seinem irdischen Wandel und nach demselben auch dem äusserlichen Bekenntniß nach Christen seyn, gerade alle die Lehrartikel des Christenthums, die eigentlich zum historischen Theil desselben gehören, mit eben den Worten bekennen müssen; und dies konnte bey denen die vor Christo lebten, doch nicht der Fall seyn, und war es auch bey vielen seiner Zeitgenossen und nachher bey manchen rechtschaffnen Juden und Heiden nicht, die ohne sich äusserlich zum Christenthum zu bekennen, dennoch dadurch, daß sie den moralischen Theil des Christenthums annahmen und ausübten, wirklich im Herzen Christen waren, und also auch insofern Antheil an dem göttlichen Wohlgefallen nahmen und nehmen mußten; oder war dies nicht wirklich der Fall mit Nicodemo und mit Joseph von Arimathia! So wie diese ihre Ursachen hatten, warum sie bey aller Achtung gegen Jesum sich dennoch nicht öffentlich für seine Schüler bekannten, und bey dem allen doch das rühmlichste Zeugniß ihrer Rechtschaffenheit und Frömmigkeit von den Evangelisten bekamen; so könnte dies ja auch noch in unsern Tagen der Fall seyn: daß aber Mendelsohn kein Feind, Verächter und Lästerer unsers Jesu gewesen, dies beweiset seine bekannte freymüthige Antwort auf des unanständig zudringlichen Lavaters Frage an ihn zur Genüge. Es ist wirklich erniedrigend für unsre Zeiten, daß man über so sonnenklare Sachen noch Worte machen muß.

Wir lassen das Sailersche Lese- und Gebetbuch, wenn wir nur noch über den Vorwurf, den Hr. de Marees in Beziehung auf dasselbe dem Hrn. N. S. 59 macht, etwas weniges erinnert haben. „Ists möglich, heißt es, daß ein „Schriftsteller noch bey einem einzigen vernünftigen Menschen „Beyfall finden kann, der von einem und eben demselben „Buche, da, wo er Protestanten Vorwürfe machen will, „behauptet: es sey das ganze hildebrandsche Pabstthum darinn, (das ist hämisch verstellt! Nicolai sagte nur: P. Sailers verfeinerter Katholicismus sey nicht um ein Haar besser als der Hildebrandische.) „und zugleich, wenn er betheuert, daß „er die Erbauung der Katholiken sehr schätze, denselben aber „dieses Buch, als ein von allen andern katholischen Büchern „auffallend verschiednes verdächtig macht! — Sahe Nicolai „nicht, daß er einem Erbauungsbuche alle Kraft und Wirkung „bey Katholiken raube, wenn er es für Schminke, Maske, „Schlin-

„Schlingen, die den Protestanten gelegt worden, wobey der „Verfasser nicht redlich zu Werke gegangen, ausschreyet! „Denn, welcher Mensch kann Schlingen, für andre gelegt, „als einen Leitfaden zur Seligkeit für sich ergreifen? Sahe „das Nicolai nicht, so ist er der Mann, der nicht etwa, wie „Hr. Garve die Wahrheiten der gesunden Vernunft, sondern „gar die gesunde Vernunft selbst in ein helleres Licht zu „setzen, sich anmaßt, wirklich noch selbst eines helleren Lichts „bedürftig. Sahe er es aber, und ließ sich doch durch hyper„krypto-jesuitische Absichten verleiten, wider seine Absicht und „Betheurung soviel Gutes zu verhindern; welche Verantwortung „ladet er sich dadurch auf." — Und doch konnte Nicolai nicht sehen, was auch für jeden andern, Hrn. de M. ausgenommen, nicht sichtbar war, daß er einem Erbauungsbuche bey Katholiken dadurch alle Kraft und Wirkung rauben würde, wenn er vorgebe, daß es mit ausserordentlicher Mäßigung und Verschleyerung des eigentlich groben Katholicismus ein allgemein christliches Absehen erhalten habe, die freydenkerischen Katholiken und Protestanten zu gewinnen. (Dies ist eigentlich der Gesichtspunkt, in welchem er es dargestellt hat.) Der Anstoß, welchen diejenigen etwa nehmen, die es noch nicht einsehen, daß der äussern auffallenden Form ungeachtet der reinen Lehre nichts darinn vergeben sey, war doch einmal da, Nicolai mochte sich darüber erklären oder nicht; und wurde ihnen ohne Zweifel durch einsichtsvollere Beurtheiler aus ihrer eignen Kirche bald benommen, und dann wuchs dem Gebetbuch eben aus der besondern Absicht seiner sich so sehr unterscheidenden Form bey allen eifrigen Katholiken ein neuer Werth zu; denn, noch einmal, kein eifriger Katholike wird diese Mäßigung und Verschleyerung des Katholicismus in der Absicht, Seelen zu retten, je für verderbliche Schlingen, für betrügliche Masken, oder für schändliche Schminke halten, oder sich je in den Sinn kommen lassen, daß ein Erbauungsbuch bestimmt und geschickt sey, verirrte Brüder der Verdammniß zu entreissen, darum weniger geschickt und werth sey, zu seiner eignen Erbauung gebraucht zu werden. Das sey genug auf dies abermals verunglückte Dilemma des Hrn. de M., wodurch er seinen von ihm gewählten Gegner so gewaltig einzutreiben drohet.

Wenn hiernächst der Hr. de M. nicht nur P. Sailers Gebetbuch Protestanten empfiehlt, sondern auch den pro-

Hierauf wendet sich Hr. de M. vermöge der gelegentlichen Association der Ideen zu der ihm so äusserst anstößigen, aber von ihm vermuthlich blos erdichteten Seligsprechung des verstorbenen M. Mendelsohns, wovon er einen abscheulichen Kupfer- oder Holzstich will gesehen haben, und wobey er, wo es nur immer möglich ist, den hiebey ganz unschuldigen Nicolai auf eine hämische Art mit einflicht. Hier heißt es unter andern: „Berlin spottet mit höchstem Recht, wenn Rom „von seinen gemachten Heiligen Schätze überflüßig guter „Werke ausposaunt, welche die Kirche von ihnen geerbt hat. „Wird Rom nicht wieder spotten, wenn Berlin (d. i. „die „Verfasser, Herausgeber und Anhänger der Berl. Bibliothek, „der Berliner Monatsschrift, und so vieler andern sogenannten Berliner antichristischen Schriften") ein geheiligtes Vermächtniß ankündigt, das Mendelsohn der ganzen Menschheit „soll hinterlassen haben." — Diese schöne Vergleichung zwischen der Apotheose eines Labre und eines Mendelsohns im Geschmack eines de Marees weiter auszuführen, ist ekelhaft; wir setzen nur hinzu: das bigotte Rom könnte allenfalls über die bey Mendelsohns Beerdigung geäusserten Bezeugungen der Achtung und Bewunderung gegen den vortreflichen Weisen spotten, aber sollte Rom je vernünftig werden und Sinn für wahren sittlichen Werth bekommen, so wird es, so kann es nicht darüber spotten. — Hr. de M. meynt, das heisse über das göttliche Wohlgefallen nach Belieben schalten, wenn man, wie in der Berl. Monatsschrift geschehen, sagt: „Wie viel ward dadurch gewonnen, daß man so überzeugend „belehrt ward: ein Mensch aus jedem Volke könne Recht „thun und müsse Gott gefallen." Schwerlich kann man zugleich kindischer und hämischer urtheilen, wie hier Hr. de M. Es ist doch wahrlich nicht Anmaßung eines päbstlichen Rechts, selig zu sprechen, wenn ich von einem Nichtchristen, von dem ich die Ueberzeugung habe, daß er wirklich ein so tugendhafter, rechtschaffener Mann gewesen, als es nur immer ein Christ seyn kann, lehrete, daß dieser Gott gefallen habe; denn was für einen äusserst unwürdigen Begriff müßte ich von der Gottheit hegen, wenn ich unter dieser Voraussetzung noch irgend daran zweifeln könnte! Und nur diese Bedingung soll der rechtschaffene Mendelsohn erfüllt haben; dies bezeugen wenigstens ohne Ausnahme alle die ihn gekannt, und mit ihm einen genauern oder entfernten Umgang und Verkehr gehabt

habt haben, Juden und Christen — es kommt nun darauf an, daß irgend ein Advocatus diaboli auftrete, und das Gegentheil von diesem Zeugniß beweisen, oder wenigstens die Tugend und Rechtschaffenheit dieses edlen Israeliten verdächtig und zweifelhaft mache — so lange dies noch nicht geschehen ist, deucht mir, ist es nichts weniger als verwegen zu behaupten, daß er Gott gefallen, und daß er Gott gefallen müssen — daß aber nahmentlich ein Israelite, als Israelite, bis zum Wohlgefallen Gottes rechtschaffen seyn könne, beweiset unter andern das bekannte Zeugniß Jesu vom Nathanael; denn dieser Nathanael, als er für einen rechtschaffenen Israeliten, in dem kein falsch sey, erklärt ward, wußte damals noch nichts von Jesu, daß er der Christ sey. —

Ob, wie Hr. de M. vorgiebt, es Verdrehung und Mißbrauch einer biblischen Stelle sey, daß man gerade den bekannten Ausspruch des Petrus vom heidnischen Hauptmann Cornelius: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, u. s. w. auf M. Mendelsohn in der Berliner Monatsschrift angewandt habe, dies hier weitläuftig mit ihm durchzudisputiren, ist dieses Orts nicht. Es mag genug seyn zu bemerken, daß diese Worte von einem gottesfürchtigen Heiden, der ohne ein Jude zu seyn, den Gott der Juden hauptsächlich durch Gebet, Hoffen und Almosen verehrt, der aber auch damals von Christo nichts wußte, wenigstens nicht an ihn glaubte, gebraucht wurden — daß sie bezeugen, Gott habe an ihm bey seiner vermuthlich sehr mangelhaften und in manchen Stücken noch irriger Religions-Erkenntniß wegen seiner Aufrichtigkeit ein Wohlgefallen gehabt, und weil er sich nach einer vollkommnern reinern und mehr beruhigenden Erkenntniß gesehnet, (denn wahrscheinlich wars diese, warum er Gott in einem vier Tage anhaltenden Gebet angeflehet hatte, als ihm die Offenbarung geschahe, daß er den Petrus sollte kommen lassen), so scheint es natürlich, daß ihm Gott gerade diesen Beweis seines Wohlgefallens geben mußte, daß er ihn durch die Bekanntschaft mit dem Apostel und durch die Aufnahme in die christliche Gemeine, zu dieser von ihm so sehnlichst gewünschten bessernden und beruhigendern Religions-Erkenntniß verholfen. Allein daraus folgt nicht, daß Gott schlechterdings an keinem Heiden oder Juden Wohlgefallen haben könne, ohne daß er ihm auch gerade diesen nämlichen Beweis seines Wohlgefallens geben müsse.

müsse. Denn so hätten alle rechtschaffene gottesfürchtige Menschen vor Christo und bey seinem irdischen Wandel und nach demselben auch dem äusserlichen Bekenntniß nach Christen seyn, gerade alle die Lehrartikel des Christenthums, die eigentlich zum historischen Theil desselben gehören, mit eben den Worten bekennen müssen; und dies konnte bey denen die vor Christo lebten, doch nicht der Fall seyn, und war es auch bey vielen seiner Zeitgenossen und nachher bey manchen rechtschaffnen Juden und Heiden nicht, die ohne sich äusserlich zum Christenthum zu bekennen, dennoch dadurch, daß sie den moralischen Theil des Christenthums annahmen und ausübten, wirklich im Herzen Christen waren, und also auch insofern Antheil an dem göttlichen Wohlgefallen nahmen und nehmen mußten; oder war dies nicht wirklich der Fall mit Nicodemo und mit Joseph von Arimathia! So wie diese ihre Ursachen hatten, warum sie bey aller Achtung gegen Jesum sich dennoch nicht öffentlich für seine Schüler bekannten, und bey dem allen doch das rühmlichste Zeugniß ihrer Rechtschaffenheit und Frömmigkeit von den Evangelisten bekamen; so könnte dies ja auch noch in unsern Tagen der Fall seyn: daß aber Mendelsohn kein Feind, Verächter und Lästerer unsers Jesu gewesen, dies beweiset seine bekannte freymüthige Antwort auf des unanständig zudringlichen Lavaters Frage an ihn zur Genüge. Es ist wirklich erniedrigend für unsre Zeiten, daß man über so sonnenklare Sachen noch Worte machen muß,

Wir lassen das Sailersche Lese- und Gebetbuch, wenn wir nur noch über den Vorwurf, den Hr. de Marees in Beziehung auf dasselbe dem Hrn. N. S. 59 macht, etwas weniges erinnert haben. „Ists möglich, heißt es, daß ein „Schriftsteller noch bey einem einzigen vernünftigen Menschen „Beyfall finden kann, der von einem und eben demselben „Buche, da, wo er Protestanten Vorwürfe machen will, „behauptet: es sey das ganze hildebrandsche Pabstthum darinn, (das ist hämisch verstellt! Nicolai sagte nur: P. Sailers verfeinerter Katholicismus sey nicht um ein Haar besser als der Hildebrandische.) „und zugleich, wenn er betheuert, daß „er die Erbauung der Katholiken sehr schätze, denselben aber „dieses Buch, als ein von allen andern katholischen Büchern „auffallend verschiednes verdächtig macht! — Sahe Nicolai „nicht, daß er einem Erbauungsbuche alle Kraft und Wirkung „bey Katholiken raube, wenn er es für Schminke, Maske,

„Schlin-

„Schlingen, die den Protestanten gelegt worden, wobey der „Verfasser nicht redlich zu Werke gegangen, ausschreyet! „Denn, welcher Mensch kann Schlingen, für andre gelegt, „als einen Leitfaden zur Seligkeit für sich ergreifen? Sahe „das Nicolai nicht, so ist er der Mann, der nicht etwa, wie „Hr. Garve die Wahrheiten der gesunden Vernunft, sondern „gar die gesunde Vernunft selbst in ein helleres Licht zu „setzen, sich anmaßt, wirklich noch selbst eines helleren Lichts „bedürftig. Sahe er es aber, und ließ sich doch durch hyper„krypto-jesuitische Absichten verleiten, wider seine Absicht und „Betheurung soviel Gutes zu verhindern; welche Verantwortung „ladet er sich dadurch auf." — Und doch konnte Nicolai nicht sehen, was auch für jeden andern, Hrn. de M. ausgenommen, nicht sichtbar war, daß er einem Erbauungsbuche bey Katholiken dadurch alle Kraft und Wirkung rauben würde, wenn er vorgebe, daß es mit ausserordentlicher Mäßigung und Verschleyerung des eigentlich groben Katholicismus ein allgemein christliches Absehen erhalten habe, die freydenkerischen Katholiken und Protestanten zu gewinnen. (Dies ist eigentlich der Gesichtspunkt, in welchem er es dargestellt hat.) Der Anstoß, welchen diejenigen etwa nehmen, die es noch nicht einsehen, daß der äussern auffallenden Form ungeachtet der reinen Lehre nichts darinn vergeben sey, war doch einmal da, Nicolai mochte sich darüber erklären oder nicht; und wurde ihnen ohne Zweifel durch einsichtsvollere Beurtheiler aus ihrer eignen Kirche bald benommen, und dann wuchs dem Gebetbuch eben aus der besondern Absicht seiner sich so sehr unterscheidenden Form bey allen eifrigen Katholiken ein neuer Werth zu; denn, noch einmal, kein eifriger Katholike wird diese Mäßigung und Verschleyerung des Katholicismus in der Absicht, Seelen zu retten, je für verderbliche Schlingen, für betrügliche Masken, oder für schändliche Schminke halten, oder sich je in den Sinn kommen lassen, daß ein Erbauungsbuch bestimmt und geschickt sey, verirrte Brüder der Verdammniß zu entreissen, darum weniger geschickt und werth sey, zu seiner eignen Erbauung gebraucht zu werden. Das sey genug auf dies abermals verunglückte Dilemma des Hrn. de M., wodurch er seinen von ihm gewählten Gegner so gewaltig einzutreiben drohet.

Wenn hiernächst der Hr. de M. nicht nur P. Sailers Gebetbuch **Protestanten empfiehlt**, sondern auch den pro-

testantischen Erbauungsschriften vorzieht, welche die Moral mehr philosophisch als christlich behandeln und sich dabey auf Paulus, als auf seinen Gewährsmann bezieht, weil er gesagt: 1 Cor. III, 9 – 15 einen andern Grund könne niemand legen als den, der gelegt sey d. J. C., und dabey zugleich behauptet, daß es keine wahre, keine allgemeine Moral für Menschen gebe, wenn sie nicht auf Jesum Christum gegründet werde; so zeigt er bey dieser Gelegenheit eine so gänzliche Verwirrung der Begriffe, daß es ganz unmöglich ist, bey einem so elenden Logiker, in wenig Worten in das Chaos seiner Gedanken Licht und Ordnung zu bringen. — Ohnedem verlohnt es sich wahrlich nicht der Mühe, sich mit einem solchen unphilosophischen Gegner darüber einzulassen. Mögen doch allenfalls, wenn ihnen etwa dieser neue Bestreiter ansteht, die critischen Philosophen, auf deren Moraltheologie er bey dieser Gelegenheit einen Ausfall macht, indem er sie für ein Luftgebäude erklärt, es mit ihm aufnehmen! Allenfalls wollen wir ihm eine Autorität von eben dem Hrn. Garve, an den er sich so gerne anschliessen möchte, und dessen er so wenig würdig ist, entgegensetzen, der in seinen Anmerkungen zu Cicero's Büchern von den Pflichten, bey allem dem wichtigen Einfluß, den er der Religion auf die Moralität zugesteht, doch auch bekennt: „die Beziehungen der Dinge, unsre Verhältnisse zu andern Menschen, die Verbindungen der bürgerlichen Gesellschaft ändern sich nicht, die Welt mag vom Zufall, oder von einem verständigen Wesen herrühren. Da „also unsre Pflichten nur Folgen dieser Beziehungen sind: (diesen Begriff giebt Hr. de M. ja selbst von der Moral an: sie ist ihm die Einrichtung unsrer freyen Handlungen nach unsern Verhältnissen) „so bleiben sie nicht nur in beyden „Systemen dieselbe, sondern sie können auch in beyden auf „gleiche Weise eingesehen werden. In sofern ist also die „Moral von der Religion unabhängig.“ Philosophische Anmerk. und Abhandlung zum zweyten Buche S. 23.

Doch wir wenden uns zu andern Beschuldigungen und Verläumdungen unsers Systemsfiscals, der durchaus darauf gehet, alle seine Gegner, auf gut Lavatrisch, als **Antichristen**, und wenns sich so fügt, als **Atheisten** darzustellen. Er verlangt von seinem Freunde, er soll ihm das Räthsel auflösen, und ihm sagen, woher es komme, daß die jetzigen Katholikenfeinde eine solche Vorliebe für die Juden haben?

sein? Er leitet es aus einer Uebereinkunft her, daß erstere dem letztern den Hauptartikel, der Christen und Juden trennt, nämlich diesen: „daß Jesus sey der **Christ, der Sohn „des lebendigen Gottes**, preiß geben; letztere aber Moi„sen und die Propheten als göttlich beglaubigte Religionsleh„rer wollen fahren lassen, daß erstere um des christlichen Pö„bels und der alten, einfältigen theologischen Nachbeter wil„len noch Jesum als den wohlthätigen Sittenlehrer, und „letztere um des jüdischen Pöbels und mancher Rabbiner „willen die mosaischen Ceremonien, als ihre eigenen alten „Nationalgebräuche beybehalten wollen." Und worinn besteht die Vorliebe für die Juden deren Hr. de M. seine Gegner, die so genannten Catholikenfeinde beschuldigt! Blos darinn, daß sie den Verdiensten des sel. Mendelsohn Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und daß man in der berl. Monatsschr. bey der Erwähnung des Uebergangs des bekannten Steblitzki zum Judenthum in desselben Verhalten etwas heroisches gefunden hatte, war dies nun ein hinreichender Grund, um darauf ein niederträchtig boshaftes Mährchen von einer zwischen diesen sogenannten Catholikenfeinden (die keines rechtschaffenen Catholiken Feinde sind) und Juden geschlossener Uebereinkunft, sich einander Christum von der einen und Mosen und die Propheten von der andern Seite preiß zu geben zu verdrehen? Wie äusserst ungereimt, aber auch wie boshaft ist diese nichtswürdige Verläumdung?

Um unsern Briefsteller in seiner Aufsuchung von theologischen Kontrebande einigermaßen zu folgen, müssen wir nun seines Angriffs auf Hn. Domprediger Nicolai in Bremen erwähnen. Dieser hatte sich schon durch seine bekannte Rüge, des von den theuern Lavater in Bremen gestifteten Desorganisations Unfuge wie natürlich den Unwillen des Hn. de M. zugezogen. Hier giebt er ihm nun dafür schuld, daß er sich als einen aufgeklärten Theologen dadurch gezeigt, daß er auf Wunder und Zeichen einen geringen Werth lege, oder vielmehr den Apostel Paulus ganz wider den Sinn seiner Worte sagen lasse, in seiner Predigt über die Worte des Apostels: Apost. Gesch. 15, 12. Da schwieg die ganze Menge und hörten zu Paulo und Barnaba, die da erzählten, wie große Zeichen und Wunder Gott durch sie gethan hatte unter den Heyden. Ueber welchen Text der Hr. Dompastor N. diese Erklärung gegeben: „Ihr habt aus dem Bericht Pauli

„vernommen, welch einen geringen Werth er auf wirkliche „und wahrhafte Wunder legte, die doch zur Bestätigung „des göttlichen Erkenntnisses von ihm verrichtet wurden.—“ Freylich ist es, wenn sich die Sache so verhält, wie der Hr. de M. sie vorstellt, nicht wohl einzusehen, wie sich aus einem solchen Text der geringere Werth der Wunderkräfte in Vergleichung mit moralischen Tugenden erweisen lasse, und dies überlassen wir dem Hn. Dompastor selbst zu verantworten. übrigens hat die Sache, die Hr. Nicolai behauptet, ihre gute Richtigkeit. Wenn Hr. de M. bey dieser Gelegenheit über 2 Cor. 12, 11. 12. einige gegründete Bemerkungen macht, über die uneigennützige Art und Weise, womit die Apostel ihre Wunderkräfte ausgedrückt haben, und zeigt, wie auf eine so uneigennützige Art angewandt, eben diese Wunderkräfte für die Wahrheit der göttlichen Sendung der Wunderthäter zeigen, so geht er doch darinn zu weit, wenn er behauptet, daß Wunder und Zeichen das einzige Creditiv ihrer göttlichen Sendung wären, denn wenn dies gewesen wäre, wie hätte Jesus sagen können: wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht! Zuletzt geräth der Briefsteller bey Gelegenheit eben dieses Predigtfragments vom Hn. Dompastor Nikolai, weil er darinn des Sailerschen Gebetbuchs und der unvorsichtigen Anpreisung desselben von protestantischen Geistlichen erwähnt hatte, in einen blinden Eifer gegen diejenigen die ein neues Evangelium predigen wollen: man weiß aber nicht recht, worauf er insonderheit zielt, wofern es nicht Leßingen gelten soll, der in seiner Erziehung des Menschengeschlechts sich etwas von der noch künftigen Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst im N. T. verheißen worden, hätte entfallen lassen, ausser daß er auch hier wie sonst, wenn er keinen besondern Gegner bestreitet oder verläumdet, auf die Vernunftfeinde seinen Angriff richtet und hiemit beschließt er den zwölften Brief.

Der dreyzehnte Brief hebt sich mit dem Ausspruche eines königl. Leibdieners aus 3 Buch Esra 5, 6. an, **daß die Wahrheit stärker als alles andre sey.** „Blos ein „Vertrauen auf diesen Ausspruch konnte, wie Hr de M. „selbst von sich schreibt, ein alter schwacher Mann von gar „schwachen Kenntnissen, sich seelenallein unter eine Legion „von Riesen wagen, die mit kräftigen Irrthümern als so

„vielen

„vielen Herkuleskeulen, eine Zeitlang so fürchterlich um sich „geschlagen hatten, daß sehr wenige ihnen auf einige Schritte „nahe zu kommen, sich getrauten. Und wenn er einer Menge, „theils gedrukter, theils geschriebener Zeugnisse von der Schweiz „aus bis in Schweden, glauben darf, ist es nicht ohne Erfolg „geschehen.“ Daß seine Briefe einen solchen ausgebreiteten Beyfall gefunden, müssen wir ihm gönnen; aber so wenig wir daran zweifeln, so wenig Grund finden wir diesen Beyfall der Macht der Wahrheit zuzuschreiben. Die Parthey, die ihm Beyfall bezeigt, ist bey weitem und ohne alle Vergleichung die stärkere; denn was auch von der Menge der Vernunftfreunde vorgegeben wird: so kann ihre Anzahl der Natur der Sache nach nie beträchtlich seyn, nie derjenigen nur einigermaaßen gleich kommen, die den breiten und gemächlichen Weg des Ansehens wandelt. **Vernunft wider den Glauben ficht**, so klagte der gute Luther schon zu seinen Zeiten; so ist es von jeher gewesen, und so wird es auch inskünftige seyn; wie wenig aber die Vernunft bisher gegen den Glauben ausrichten können, dies liegt am Tage. Durchgehends wenn es zu einen entscheidenden Streit kommt, siegt der Glaube und die Vernunft muß weichen. Dies gilt sogar unter den Religionspartheyen, die sich dem Ansehen nach, durch einen freyern Vernunftgebrauch unterscheiden zu wollen, das Ansehen haben, z. B. selbst unter den Socinianer; auch hier ist nicht die Parthey der freyesten Denker, sondern derer, die auf Ansehen rechnen, die rechtgläubigste, und man kann immer sagen, die stärkste und mächtigste. Es gehet also ganz natürlich mit dem Beyfall zu, den Hr. de M. glaubt gefunden zu haben. Man muß ihm dies gönnen, und es der Vorsehung, die alles zum Besten zu wenden weiß, zutrauen, daß auch dies im Ganzen für die gegenwärtige Lage des Menschengeschlechts das Vortheilhafteste seyn werde. So schwach er auch in aller Absicht, so ein jämmerlicher Zwerg er auch seyn mag, wenn es auf Wahrheitsgründe ankommt, oder sein Proceß gegen seine Gegner vor dem Richterstuhl der unpartheiischen Vernunft sollte geführt werden, so ein fürchterlicher Riese ist er, so seelenallein er auch da zu stehen scheint, und so erbärmliche Wichte sind seine Gegner die Vernunftheologen, wenn die Menge der Rechtgläubigen aus allen christlichen Sekten ohne weitere Gründe den entscheidenden Ausspruch thun sollen. Er hat also in diesem Kampfe nichts

gewagt; und kann so heftig und so lange er den Kampf noch fortsetzen will, immer auf den fortgesetzten Beyfall der Menge sich sicher Rechnung machen, von der Schweitz an bis nach Schweden hinein.

In diesen Vertrauen fährt er denn nun fort, auch als ein Vertheidiger der Sailerschen Vernunftlehre wider Hn. Nikolais Beschuldigungen gegen dieselben in seinen Schriften gegen Garve, Lavater und P. Sailer, insonderheit gegen die Recension dieser Vernuftlehre in der Allg. deutsch. Bibl. LXVII. S. 127 aufzutreten. Er bemühet sich diese Recension der Sail. Vernunftlehre als ein Ausbund einer ungerechten partheyischen boshaften, und ungeschikten Recension darzustellen, und giebt Hn. Nic. dreist als den Verf. derselben an, weil sie seiner ganzen Denkungs- und Schreibart so gemäß sey, daß sie kein andrer, als nur er könne verfertigt haben. Er will sie so Hn. N. in contumaciam zuschreiben, bis sich der Verfasser nennet. Dies ist sehr ungereimt. Er thut Hrn. N. eine unverdiente Ehre an, der versichert, nie etwas in die spekulative Philosophie einschlagendes recensirt zu haben.) Indessen müßte man sich, wenn man diese Recension mit unbefangnem Gemüthe liest, und diese bittere Invective dagegen hält, über den äusserst ergrimmten und erboßten Ton, womit Hr. de M. auf die Recens. und deren vermeyntlichen Verfasser losfährt, mit Recht wundern; wenn man sich bey Hrn. de M. noch über etwas wundern könnte. Alles seines Sprudelns ungeachtet, möchte der Recensent in der Hauptsache sehr Recht haben. Dieser nämlich sagte, daß diese Vernunftlehre von einem Jesuiten seinem Vorgeben nach, für die Menschen, wie sie sind, nach dem Bedürfnisse unsrer Zeiten geschrieben, eigentlich den **Bedürfnissen des Jesuiterordens** oder überhaupt **des Katholicismus** angepaßt sey, und daß die Hauptsache auf **Anweisung und Anleitung zum religiösen Glauben** angelegt sey. So viel kann ich, der gegenwärtige Recesent, ohne diese Sailersche Vernunftslehre gelesen zu haben, schon aus Vergleichung der Critik in der Allg. deutsch. Bibl. und der Gegencritik urtheilen. P. S. hat seinem eigenen Geständnisse nach Empfindungen in seine Vernunftlehre aufgenommen und Herz und Neigungen für die Urtheile des Verstandes zu interessiren gesucht. Dies gehört in eine reine Vernunftlehre, in sofern sie die Regeln, nach welcher unser Verstand in Bil-

dung seiner Begriffe, Urtheile und Schlüsse verfahren soll, so wie sie Aristoteles und Wolf vorgetragen haben, keinesweges. Auch läßt sich eine solche Logik nicht nach den Bedürfnissen irgend einer besondern Zeit schreiben, so wenig, als sich eine reine Mathematik nach den Bedürfnissen unsrer Zeit oder gerade nur für solche Menschen als wir sind, schreiben läßt, und es ist offenbar ein ganz unpassendes Gleichniß, wenn H. d. M. das damit entschuldigen will, daß Hr. D. Döderlein eine praktische Dogmatik für unsre Zeiten geschrieben, dies ist nämlich kein Werk wie die Logik blos für den Verstand, sondern für das Herz. Was in der Logik wahr und brauchbar ist, das war für Adam schon im Stande der Unschuld wahr und brauchbar. Wie gesagt, es ist alles auf Anrichtung und Empfehlung des religiösen Glaubens angesehen, und wenn P. Sailer gleich nur durch seine Logik den Glauben an die Schrift und ihre Urkunde als vernünftig rechtfertigen und empfehlen will, so ist es doch höchst deutlich, daß er diesen Glauben so geschildert und angelegt habe, daß er wenigstens die eigenthümliche credenda seiner Kirche inclusive der Tradition nicht verwerfe, sondern sie für eben so gewiß als die biblischen Aussprüche halte. Widrigenfalls würde er ja durch seine Vernunftlehre schlecht für das Bedürfniß seiner Zeit gesorgt haben, ja er würde ein Verräther seiner Kirche geworden seyn. (Was die Jesuiten in und um Dillingen, und also nothwendig auch der P. Sailer glauben, davon kann man diese Bibliothek des LXXXVIsten Bandes 1stes St. S. 118 nachsehen). Wollte Sailer dann diese so vernunftwidrige Lehren der Kirche nicht als schickliche Gegenstände des Glaubens, wo nicht auf eine deutliche doch auf eine verdeckte Art bey Ehren erhalten, warum ließ er nicht lieber in seiner Vernunftlehre das ganze Kapitel vom Glauben, wenigstens vom religiösen Glauben weg, oder behandelte die Lehre vom Glauben so wie sie Reimarus behandelte, die gewiß nicht die Absicht hatte, einen Glauben an die Kirche zu lehren und zu befördern. — Hr. de M. macht den Recensenten der Vorwurf, daß er den Inhalt der Jesuitenvernunftlehre falsch vorgestellet habe, so macht jener den Jesuiten unter andern den Vorwurf; „statt bestimmter Regeln, in wiefern die innere Glaubwürdigkeit des Zeugnisses auf die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses Einfluß habe? in wie weit die Uebereinstimmung der Erzählung mit

„unsern bisherigen Erfahrungen und Ueberzeugungen uns zum „Beyfall bestimmen müsse? statt aller dieser lehrreichen und „nothwendigen Erörterungen findet man B. I. S. 174 eine „Fabel und S. 141 eine bloße Verweisung auf den gesunden „Menschenverstand. Wenn der gesunde Menschenverstand „ohne Festsetzung deutlicher Begriffe überall zureicht, wozu „braucht man denn die Logik! Es läßt sich keine seichtere „und zugleich absichtsvollere verwirrtere Ausführung denken, als diese.“ Um unsern Lesern eine etwanige Probe der Antikritik und der Ehrenrettung des Jesuiten zu geben, wollen wir dem Hrn. de M. in seinen Bemerkungen über diese Stelle folgen. Um den Recensenten der Unredlichkeit oder der Ungeschicklichkeit zu zeihen, wäre es nöthig gewesen, zu zeigen, entweder, daß der Vernunftlehrer sich wirklich auf die Erörterung der obigen Punkte eingelassen habe, oder daß eine Erörterung derselben gar nicht in eine Vernunftlehre und namentlich nicht in das Kapitel vom Glauben hingehöre. Nun laßt uns sehen, ob Hr. de M. beydes oder wenigstens eines von beyden geleistet habe. „Was dieser Tadler, heißt „es nun, doch für bestimmte Regeln geben kann! wenn die „erste nicht heißen soll: in wiefern die **innere Glaubwür„digkeit der bezeugten Sache** auf die Glaubwürdigkeit „des Zeugnisses Einfluß habe? so ist es baarer Unsinn. Die „andre entdeckt uns so schön die ganze Disputirmethode unse„rer Gegner, daß es nöthig ist, sich dabey ein wenig auf„zuhalten.“ — Also bisher leistet der Antikritikus noch nichts von dem, was er hätte leisten sollen; er sagt nicht, daß P. Sailer sich auf die obigen Punkte eingelassen habe, noch daß die Erörterung derselben nicht hieher gehöre. indessen scheint es, will er das leztere, oder vielmehr gar die Schädlichkeit der Untersuchung des zweyten Punkts behaupten. Wir wollten ihn weiter hören: „Sie ist diese,“ (nämlich die Disputirmethode unsrer Gegner, d. i. des Glaubens an die Kirche) „**wie weit die Uebereinstimmung der Erzählung mit „unsern bisherigen Erfahrungen und Ueberzeugun„gen uns zum Beyfall bestimmen müsse.** — Da liegt „eben der große Fehler, daß die Herren **ihre** Erfahrungen „zur Regel **aller** Erfahrungen, und **ihre** Ueberzeugungen „zur Richtschnur **aller** Ueberzeugungen machen wollen. Das „heißt die Sache, worüber gestritten wird, schon als ausge„macht voraussetzen, schon als entschieden annehmen, daß zu

„Mose

„Mose Zeiten, Christi und der Apostel, keine andere Erfahrun„gen vorhanden waren, als itzt. Schöner Obersatz, der so „schließt: was selten geschieht oder was wir zu unsern Zeiten „nicht erfahren haben, haben keine Menschen zu keinen Zei„ten erfahren. Mit diesem Schlusse kann jeder Sinese „den Europäer für einen Lügner erklären, der ihm etwas „von Blanchards Luftreise erzählen will" u. s. f.— So äusserst seicht und schwach auch dieses ganze Raisonnement ist, so wäre doch wenigstens noch etwas hier gesagt, wenn Hr. de M. es als eine Untersuchung des Vernunftlehrers über diesen Punkt angeführt; er hätte alsdann doch den Vorwurf des Recensenten als ungegründet abgelehnt; aber nun unternimmt er es selbst auf eine sehr ungeschickte Weise, den streitigen Punkt zu erörtern, oder vielmehr die Erörterung von der Hand zu weisen. Und doch wird alles Wiederholen dessen, was die Vertheidiger des Kirchenglaubens so oft geantwortet haben, nimmer erweisen, daß es keine innere Glaubwürdigkeit der Begebenheiten gebe, daß diese nicht in der Uebereinstimmung mit einer durchgängigen Erfahrung des ganzen menschlichen Geschlechts, oder mit dem beständigen Lauf der Natur bestehe, daß das was dieser allgemeinen Erfahrung, diesem beständigen Laufe der Natur widerstreitet, nicht an sich, auch ehe man das dafür gegebene Zeugniß untersucht, höchst unwahrscheinlich sey; oder getraut sich Hr. de M. zu behaupten, daß es an sich eben so wahrscheinlich sey, daß es wirklich einen ewigen Juden gebe, der seit Christus Zeiten in der Welt herumwandle, nicht gestorben sey und nie sterben werde, — als daß es keinen solchen ewigen Juden gebe, oder daß die Erzählung, die uns meldet, daß einige Männer in einen glühenden Feuerofen geworfen worden, nicht verbrannt, sondern nachdem sie eine gute Weile in demselben zugebracht, unversehrt, und ohne daß ihre Kleider nicht im geringsten versengt worden, herausgezogen worden, daß diese Erzählung an sich eben so glaubwürdig sey, als eine andre, die uns etwa meldete, daß sie wirklich bey dieser Gelegenheit verbrannt worden. Vergebens will Hr. de M. um diese innere Unwahrscheinlichkeit ähnlicher Erzählungen uns aus dem Gesichte zu rücken, sich darauf berufen, daß die Erzähler solcher an sich unglaublichen Begebenheiten, sie nicht sich selbst oder menschlichen Kräften, sondern der Gottheit und ihrer Allmacht zuschreiben, für welche es nämlich eben so leicht sey,

die Gesetze der Natur zu unterbrechen, als zu beobachten, denn wer sieht nicht, daß hierdurch die Sache nicht im geringsten verändert wird, es bleibt noch immer die Frage: ob der allmächtige und weiseste Urheber der Natur und ihrer Gesetze, die er einer beständigen Erfahrung zu Folge nie übertrieb, sie in diesem oder jenem besondern Falle, wie man uns erzählt, wirklich übertrieben habe. — Ja wenn wir unter den zwey Fällen, daß der Lauf der Natur und der Weltbegebenheiten entweder einen weisen Urheber und Regierer haben, oder einen blinden Ohngefähr überlassen sind, den lezten annehmen, und uns eine epicureische Welt träumen, alsdenn haben ganz einzelne Vorfälle in ihrer Art, ganz abweichende Begebenheiten viel weniger Unwahrscheinlichkeit wider sich, als wenn wir einen weisen unveränderlichen Weltregierer annehmen. — So wenig versteht also Hr. de M. das eigentliche Gewicht der Frage, worüber er mit so vieler Suffisance entscheidet, und so wenig sieht er ein, wie er sich durch diese Ausflucht, wodurch er die Forderung der Unglaubigen, zur Beglaubigung der ehemaligen Wunder, noch itzt solche zu thun (dadurch nämlich, daß sich Gott so etwas nicht vorschreiben lasse) abweisen will, in weit grössere Schwierigkeiten stürzet. Das Gleichniß von dem für unglaublich geachteten Schatze, den der große König von Preußen gesammlet, passet hier nicht, denn es ist noch der Ausweg möglich, ehe man den Zweifler für einen Thoren erklärt, oder ihm den Schatz vorzählt, daß man ihm einen etwanigen Begriff von der Staatswirthsschaft des Königs mache, alsdann wird ihm das, was ihm unnatürlich und unglaublich schien, sehr wahrscheinlich werden. Doch alles dies gehört nicht hieher, thut nichts zum Zweck des Anticriticus, um den Recensenten der Unredlichkeit und Unschicklichkeit zu zeihen, so wenig als die neue Ausschweifung auf das was er nämlich in der A. d. Bibl. gelesen: „Es sey „auf den Einwurf, daß Christus nach seiner Auferstehung „nicht der jüdischen Nation erschienen sey, noch nicht hinlänglich geantwortet worden.“ Nach aller dieser Ausschweifung komm Hr. de M. endlich auf den Recens. zurück, bittet seinen Recensenten den Abschnitt in Sallers Logik zu lesen, der die Aufschrift hat: Logik für den Prüfer, da würde man ihn nach dem Leben geschildert, und nach Verdienst beschämt erblicken. — Doch zulezt besinnt sich Hr. de M. und will nun

das

das wirklich beweisen, was er gleich anfangs hätte beweisen sollen, daß nämlich der Recensent ein falscher Ankläger sey; denn der Vernunftlehrer habe die Frage abgehandelt, deren Uebergehung ihm schuld gegeben war, er habe nämlich unter 4 Hauptsätzen geprüft: 1) Wie kann die bezeugte Sache das Zeugniß äusserst glaubwürdig machen? 2) wie können die Personen der Zeugen es thun? 3) wie kann das Zeugniß sich selbst Glaubwürdigkeit verschaffen? 4) wie kann es durch die Geschichte des Zeugnisses geschehen? — Ich muß gestehen, daß durch alles dies was Hr. d. M. anführt, noch nicht der Vorwurf des Rec. als eine falsche Anklage bewiesen worden. Alle die angegebenen Fragen betreffen nur das, wodurch ein Zeugniß wahrscheinlich werde — und es war natürlich, daß der Jesuit, der den Glauben auf alle mögliche Weise befördern wollte, keinen hiezu nur immer dienlichen, in der Sache, oder im Zeugnisse, oder in der Geschichte desselben liegenden Umstand wird vorbeygelassen haben: ob er aber mit eben der Aufrichtigkeit auch alle die Umstände, wodurch ein Zeugniß ungültig oder unwahrscheinlich gemacht wird, aufgezählt habe, das ist eine andre Frage, die durch alles das, was Hr. de M. hier anführt, keinesweges entschieden wird: so daß also der Vorwurf, den der Recens. dem P. Sailer macht, noch immer sehr gegründet seyn mag. Ich rede zweifelhaft, und nur nach dem, was ich vor mir habe, denn ich habe P. S. Logik nicht gelesen, habe sie auch jetzund nicht zur Hand um sie vergleichen zu können, und was ich davon gehört habe, macht mir keine Lust sie zu lesen. — Eben deswegen kann ich mich auch um die Untersuchung der andern Invectiven, die Hr. de M. gegen den Recensenten ausstößt, nicht einlassen, und muß es dahin gestellt seyn lassen, ob der Rec. dieses oder jenes versehen habe. Aber der unbändige Eifer, womit unser Systemsfiscal den Vernunftlehrer vertheidigt, und die Wuth, womit er über den Rec. herfällt, würde doch unerklärlich seyn, wenn die Behauptung des Rec. daß diese Vernunftlehre auf Beförderung des Glaubens wie er beyden dienlich ist, angelegt sey, nicht gegründet wäre, denn so läßt sich der erboßte Grimm eines solchen Mannes wie Hr. de M., der in der Hauptsache mit dem Jesuiten communem causam macht, sehr leicht begreifen. Es ist ihnen nämlich allen beyden daran gelegen, daß der Weg des eignen freyen Vernunftgebrauchs in der Religion als irre

führend, unsicher, gefährlich vorgestellt, hingegen der Weg des Ansehens, als der frömmste, zuträglichste, und sicherste möglichst empfohlen werde.

Vierzehnt. Brief. Hier soll nun das Räthsel aufgelößt werden, wie man einen Mann den man nicht einmal kennt, ohne erlittene Beleidigung mit solcher Verunglimpfung habe anfallen können, der doch im allgemeinen Ruf der Rechtschaffenheit steht, dessen Schriften ihm die Liebe und Hochschätzung jedes unbefangenen Lesers erwecken müssen. — Ich merke nur im voraus an, daß dies Räthsel gar nicht schwer aufzulösen sey, nur muß man die Verunglimpfung dieses Mannes nicht höher ausschreyen, als sie wirklich ist. Sie besteht am Ende doch blos darinn, daß ihm Nicolai etwas Schuld giebt, was ihm als einen Jesuiten, ja überhaupt als einen katholischen Gottesgelehrten, nach dem Urtheil seiner Kirche, die größte Ehre macht, und das glänzendste Verdienst erwirbt, nämlich auf die schicklichste, sanfteste, liebreichste Weise Achtung und Neigung für den Katholicismus bey den Unglaubigen in und ausser der Kirche befördert zu haben, und das selige Werkzeug zur Rettung so mancher aus den katholischen Schaafstall sich verirrten Seelen zu werden. Daß aber die Kirche, die dies Verdienst für das höchste hält, dieses nicht für schurkisch erkennt, wie P. S., um Nicolais Beschuldigung für verunglimpfend erklären zu können, mit recht jesuitischer Zweyzünglerey, Nicolai sagen läßt, das beweiset die Praxin ihrer Bekehrer von jeher, ja sie ist so wenig delicat in Ansehung der Bekehrungsmittel, wenn nur der große Zweck dadurch erreicht wird, daß sie Bartholomäus-Nächte, Dragonnaden u. d. gl. mit öffentlichen Beyfall beehrt hat, wie sollte sie nicht die sanftere Methode der Verbergung, Maskirung u. d. gl. billigen? Vorausgesezt also, daß Hr. N. von dem unaufhörlichen rastloßen Bekehrungseifer der Katholiken und der Jesuiten insonderheit, und von den Wegen, die sie dazu einschlagen, überzeugt und unterrichtet war, so waren das Sailersche Gebetbuch und Vernunftlehre unter den Umständen, wie sie unter die Protestanten kamen und verbreitet wurden, allerdings sehr geschickt, bey ihm die Vermuthung zu erregen, daß diese Bücher absichtlich geschrieben und ausgebreitet worden. Mich dünkt dies erklärt sich alles von selbst und natürlich genug. Allein Hr.

de

de M. hat einen andern Schlüssel zu diesem nur ihm für unauflöslich ausgegebenen Räthsel. Dieser Schlüssel ist nun mit einem Worte, daß Hr. Nicolai ein Illuminat gewesen und ganz in dem Geheimnisse dieses Ordens und mit dem Geiste desselben ein Feind und Verfolger der Gegner desselben, der Jesuiten seyn mußte. Nun erfolgt eine Nachricht von dem Illum. Orden, nach den Originalschriften desselben, so wie sie öffentlich bekannt gemacht sind. Im zweyten Bande dieser Originalschriften heißt es in einem Briefe des Hrn. Weishaupt, Stifters und Generals des Illum. Ordens: „Nicolai ist nun auch beym Orden et quidem contentissimus," dies ist nun der ganze Grund, worauf Hr. de M. seine Auflösung bauet, denn was hierauf folgt: „Und nach einigen andern Nachrichten ist er der Bruder Lucian" ist eine bloße Ausstreuung unsers Briefstellers. Nun hat er ein geöffnetes Feld um seiner Verläumdung freyen Lauf zu lassen, denn nun fährt er fort: „Und damit ist nun die wahre Quelle des in Berlin entstandenen Geschreyes wider Jesuiten und Katholiken, der ganze Feuerruf über die den Protestanten von den Katholiken bevorstehende Gefahr, das ganze Toben wider den Prof. Sailer, dessen Schriften, und die welche sie empfehlen, hell und klar aufgedeckt." So wie nun Hr. de M. in dem vorhergehenden zweyten Heft seiner Briefe recht idealisch sich bemühet hatte, auf seine Art zu zeigen, daß Hr. Nicolai bey Anlegung und Ausführung seines Plans eine Allg. deutsche Bibliothek herauszugeben, das Institut der Jesuiten vor Augen gehabt und corrigirt habe; so behauptet er hier von dem Illuminatenorden, „es liege aus den bekanntgemachten „Originalschriften so klar, als die Sonne am Tage, daß der „Illuminatismus nichts anders, als ein neu auflebender, se„cularisirter Jesuitismus sey, einerley Absichten, einerley „Regierungseinrichtung, einerley schnelle Ausbreitung, und „sehr viele einstimmige Mittel die Absichten zu erreichen." — Doch das gehet uns nichts an, und wir lassen alle das Schädliche und Gefährliche, das er von dem Orden und seinem Stifter anführt, auf seinem Werth beruhen; wir kommen nun näher zu den Antheil, den Herr Nicolai soll genommen haben. Aus der oben angeführten einzelnen Privatäusserung Weishaupts, daß Nicolai beym Orden sey, und zwar contentissimus, zieht nun Hr. de M. gleich diese Folgerungen: „Wer den Hrn. Nicolai auch nur aus dem

„Ton, in welchem er von sich selbst spricht, kennt; der wird „leicht schließen, daß er mit dem Orden nicht höchst zufrie„den gewesen seyn würde, wenn er nicht wenigstens ein Pro„vinzial geworden, dem Berlin zur Residenz und Branden„burg und Pommern zu Provinzen angewiesen waren; denn „man dispensirte in der Zeit mit einen Candidaten, „wenn an einem Ort erst etwas zu Stande sollte ge„bracht werden. Nun war es eine Ordensregel, daß „jeder Neuangenommene wieder Einen, und zwar seinen „Freund anwerben mußte. („Der Orden erlaubt jedem Neu„ling, seinen Freund herüber zu führen, um den Bund zu „verstärken, und eine Legion zu errichten, die mit größerem „Grund, als jene zu Theben den Namen der heiligen und „unüberwindlichen führt, weil ihr Freund an der Seite des „Freundes fest aneinander geschlossen streitet, und die Rechte „der Menschheit, der ursprünglichen Freyheit und Unabhän„gigkeit vertheidigt *). Vorzüglich war die Verbreitung „in jeder Provinz die erste Obliegenheit des Provinzialen. „Es kann also wohl wenig Zweifel übrig bleiben, daß Hr. „Nic. seine innigen Freunde, die Herren Gedike und Biester „nicht sollte angeworben haben. Wenigstens hat die Erfah„rung bewiesen, daß diese drey Freunde fest aneinander „geschlossen gestritten haben. Und nun ist das große Räth„sel von der wahren Ursache des gewaltigen Feuerlärmens „über die große Gefahr der protestantischen Kirche; die Ur„sache des heftigen Geschreyes wider Katholicismus und Je„suitismus; die Ursache des ganzen mächtigen Eifers für das „Wort Vernunft, das man an die Stelle der Fürsten, ihrer „Gesezbücher, und unsrer Religion einsetzen wollte mit einem„male aufgedeckt. Sie ist keine andre als diese: Herr Ni„colai ist ein Illuminat geworden."

Man muß sich in der That verwundern mit welchem ra„schen Gange die Einbildungskraft des alten Mannes der ge„hoften Auflösung des Räthsels zu eilt, fast so schnell wie die sanguinische Hoffnung jenes Milchmädchens in der Fabel zur Erfüllung ihrer Wünsche. — Nicolai wird sich nicht be„gnügen, ein schlechter Illuminat zu seyn, denn er ist ja stolz, er wird Provinzial, er muß seinen besten Freund anwerben, nun

*) aus den Originalschriften.

nun hat er keine bessere Freunde als die Herausgeber der Monatsschrift, also hat er diese angeworben — also der es braucht ja keinen weitern Beweis, als daß es Hr. de M. sagt — ist nun alles erklärt. Aber auch darinn gleicht Hr. de M. dem sanguinischhoffenden Milchmädchen, daß ihm mit dem herunterfallenden Milcheimer ihre ganze Ausrechnung mit einemmale verdorben wird, ihm aber mit der einzigen Erklärung: Herr Nicolai ist in dem Sinne, wie er es nimmt und zur Auflösung seines Räthsels nehmen muß, kein Illuminat geworden: seine ganze Entdeckung vereitelt wird. Und so verhält es sich in der That.

Es liegt nunmehr am Tage, nachdem Hr. Nicolai sich über den so sehr geringen Antheil, die er am Illuminatenorden genommen hat, öffentlich und deutlich erklärt hat, (Friedrich Nicolai öffentliche Erklärung über seine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden — Berlin und Stettin 1788) daß er zwar im Orden der Illuminaten gewesen, aber nicht den 25. Januar 1782, als Hr. Hofr. Weishaupt es von ihm geschrieben hatte, daß ihm erst im April 1782 die drey oder vier ersten Grade oder die ersten und zwar nur die weniger wichtigen Illuminatenpapiere zum Durchlesen zugeschickt worden, daß er im Jahr 1784 andere Schriften den Orden betreffend, die bis zur 3ten Classe oder zu den kleinen Mysterien incl. bis zum kleinen Regentengrade oder *Princeps* giengen, durchgelesen habe, daß man ihm damals berichtet habe, daß an dem ihm vorgelegten Manuscripte, noch ein oder zwey der höchsten Grade fehlten, die er nachher weder gesehen noch gelesen, denn er habe seit 1784 weiter nichts von Schriften, Ritualen, Graden, Anweisungen des J. O. zu Gesichte bekommen, auch sich wirklich nicht sehr darum bekümmert; daher habe er, um im Illuminatenorden weiter zu kommen, oder mehr davon zu erfahren, bey dessen Obern seit dem Frühlinge 1784 auch nicht den geringsten Schritt gethan, endlich sey er nie auf irgend eine Art darin thätig gewesen, habe sich blos leidend verhalten, habe blos angehört, was man ihm sagte — sey nie in einer Illuminatenversammlung gewesen, und habe noch weniger eine solche veranlaßt, er habe nie ein Protokoll einer Versammlung aufgenommen, oder auch nur eins gesehen; er habe niemals monatliche Berichte abgeschickt, noch weniger der-

gleichen empfangen; damit wir endlich den ganzen Ungrund des recht hämischen Demarreeschen Vorgebens zeigen, rücken wir aus obiger Schrift S. 51. diese eigne Erklärung des Hn. N. ein. „Ich habe nie diesen Orden **empfohlen**, oder Jemanden **zugeredet**, daß er sich demselben sollte einverleiben; „vielmehr haben meine Unterhaltungen darüber vielleicht „manche meiner ehemals dafür etwas allzu enthusiastischen „Freunde zu etwas kälterer Ueberlegung gebracht. Die Verbindung, in welcher ich mit dem Illuminatenorden war, „bestand blos darinn: daß mir gegen den Revers der Verschwiegenheit in den Jahren 1782 und 1784 die obengedachten Schriften zu lesen gegeben wurden. Da so viel vom „J. O. geschwatzt zu werden anfieng, so wurden drey oder „vier meiner Freunde neugierig, etwas Zuverläßiges davon zu „wissen. Auf Erlaubniß desjenigen Freundes, welcher mich, „wie oben gedacht, im Jahre 1784 die obern Grade lesen „ließ, habe ich in eben dem Jahre, oder im folgenden, die „**drey oder vier untern**, oder sogenannten **Mineralgrade**, „welche mir damals wieder zugeschickt waren, diese drey oder „vier Freunde lesen lassen, **um ihre Meynung darüber zu „vernehmen** Sie kamen alle darin überein, daß sie eben so „wenig, wie ich in der Lage wären, oder Trieb hätten, diesen **Orden zu befördern**; oder **thätig** darinn zu seyn. „Sie waren auch wirklich eben so unthätig, als ich in diesem Orden. Es blieb ihnen, so wie mir, nichts als der „Wunsch übrig, daß durch denselben, **ohne uns**, in Gottes Namen, so viel Gutes, als möglich möge gestiftet werden" — Hieraus erhellet also, wie so ganz Bodenlos die Voraussetzung unsers Briefsteller gewesen. Wenn sich der alte Mann noch schämen kann, so müßte er sich nun doch schämen.

Noch wird es nicht undienlich seyn, in Beziehung auf die hämische Vorspiegelung, als ob Hr. N. durch seine Allg. deutsch. Bibliothek und die Herausgeber der Berliner Monatsschrift den Deismus und Naturalismus befördern wollten, noch folgende Stelle aus dieser **öffentlichen Erklärung** des Hrn. Nicolai hier mitzutheilen. „von einer andern Absicht, eine **neue Volksreligion einzuführen**, den **Deismus** oder **Naturalismus auszubreiten**, etwas wider die **christliche Religion zu unternehmen**, oder **Veränderungen in den Staaten zu veranlassen**: davon habe ich von den

beyden

beyden Personen, von welchen mir alles, was ich von Schriften des Illuminatismus kenne, mitgetheilt worden, **nie ein Wort gehört**. Wenn irgend jemand (wie es doch nicht geschehen ist) gegen mich eine Absicht dieser Art sich hätte merken lassen, so würde ich, außer verschiednen wichtigen Ursachen, die ich schon hatte, im Illuminaten-Orden keineswegs thätig zu seyn, noch eine mehr gehabt haben." — Und doch mußte nach dem im zweyten Hefte dieser de Mar. Briefe entdeckten, und der Welt vorgelegten Plan des Hrn. N. bey Herausgebung der Allg. d. Bibl., die vorgegebne Hauptabsicht des Illuminaten-Ordens, Christenthum und Fürstengewalt zu stürzen, schon lange vorher Nicolais, als des Herausgebers der allgem. deutschen Bibl. eigentliche Hauptabsicht gewesen seyn, und also dieser **lange vor Weishaupt** der eigentliche Stifter des Illuminatismus gewesen seyn. —

Aber Hr. de M. wird nicht müde, immer auf neue Entdeckungen, oder eigentlich Verunglimpfungen auszugehen, wenn ihm die eine vereitelt worden, so hat er gleich eine neue bey der Hand; und wahrscheinlich beschenkt er uns in seinem künftigen vierten Heft, mit einer dritten Entdeckung oder Auflösung eines Räthsels, das freylich nur für ihn und Männer von seiner durch Vorurtheile benebelten Einsicht ein Räthsel, jedem andern vernünftigen Menschen aber sehr deutlich ist.

Noch merke ich an, daß auch auf die lächerliche pomphafte Declamation unsers Briefstellers S. 192, worinn er Lavatern, der von einer Verbrüderung wider das Christenthum geschwatzt hatte, gegen die Vorwürfe Nicolais, durch die Entdeckung der geheimen Absichten des Illuminatismus rechtfertigen will, in der mehrgedachten **öffentlichen Erklärung** das Nöthige geantwortet worden S. 142. Ich kann nicht umhin, diese wenigen Worte herzusetzen: „Will Hr. Lava„ter die gewissen Ursachen näher erfahren, warum es so gar „sehr lächerlich gewesen seyn würde, wenn er gerade in seiner „**zweyten Rechenschaft**, die Illuminaten ohne alle Gnade „für **Spionen** und **Verbündete** wider das Christenthum „ausgeschrien hätte: will er mich herausfordern, die unglaub„liche und doch unstreitige Wahrheit näher zu erläutern, daß „Lavaters besten Freunde dem Illuminaten-Orden beygethan, „und einige derselben so gar zu dessen Verbesserung sehr ge„schäftig gewesen, unterdessen weder Nicolai noch irgend

„ein Berliner je Hand dazu angelegt hat; so rathe ich ihm „recht freundlich, sich von seinem Zorne nicht abermals so arg „irre führen zu lassen, wie in seinem gedruckten, unge„druckten Ausfoderungsschreiben, und in seiner zweyten „Rechenschaft Er überlege die Sache erst etwas genauer, „lasse sich die Zeit, sich bey allen seinen Freunden an der Elbe, „an der Sale, u. s. w. genau zu erkundigen: wer von ihnen „Illuminat sey, und wer zur Verbesserung dieses Ordens ge„schäftig gewesen, oder es noch seyn möge? Wenn er selbst — „und zwar öffentlich — — — alsdenn noch nähere Erläu„terung von dem verlangt, was ich hier öffentlich behaupte; „so will ich ihm öffentlich vor dem Publikum alle mögliche „Erläuterungen geben; ich will die Männer nennen, welche „die Grundabsicht des Illuminaten-Ordens für gut, und „einer Verbesserung fähig hielten, und welche thätige „Bemühungen dazu anwendeten. Ich will dann ruhig war„ten, ob es einer von denselben läugnen oder was sonst er„folgen wird" Hr. Lavater hat, so viel wir wissen, das Wort noch nicht öffentlich ausgesprochen, daß er nämlich unter jener Verbrüderung gegen das Christenthum, wovon er in seiner zweyten Rechenschaft geredet hatte, den Illuminaten-Orden verstehe, wozu er hier aufgefordert wird, und hat dagegen vermuthlich sehr gegründete Bedenklichkeiten gehabt; aber davon weiß unser Systemsfiscal nichts, er fährt mit dem Leichtsinn eines jungen Menschen, oder der Gedankenlosigkeit eines alten Weibes gleich begierig zu, wenn er nur die geringste Hoffnung hat, einem so verhaßten Mann, als Nicolai ist, eines anzuhängen, unbekümmert, wenn er auch hernach in aller Vernünftigen Augen mit seinen elenden Klatschereyen und Consequenzmachereyen mit Schanden bestehen sollte, genug der Beyfall, den seine Briefe bey den Altgläubigen von der Schweiz an bis in Schweden hinein gefunden haben, und ohne Zweifel noch weiter finden werden, hält ihn vollkommen gedeckt.

Wir merken zuletzt noch an, daß die wichtige Entdeckung, oder Auflösung des Räthsels, worauf er sich so viel zu gut that, ihm nicht einmal zugehört, sondern er hat sie seinem Consorten, dem Hrn O. H. Starck, der sie in seinem **Nachtrage zum Kryptokalvinismus** mit den hämischsten Zusätzen und Consequenzmachereyen zuerst auf die Bahn gebracht, getrost nachgeschrieben. Wenn übrigens Hr. de M., um aus der entdeckten Fundgrube, nämlich den Originalschriften des

Illumi-

Illuminaten-Ordens allen möglichen Vortheil zu ziehen, in den Anthithesen zwischen den Behauptungen und dem Betragen der Verfasser derselben und den Meynungen und dem Betragen der Rechtgläubigen, die er sammt den Consequenzmachereyen bis aufs äusserste treibt, unter andern auch schreibt: „Zu gleicher Zeit sinnt und grübelt man über die Erklärung „der dunkeln freymaurerischen Hieroglyphen, vielleicht „einer Erfindung einiger engländischen Köpfe, hält diese Erklärung für etwas so wichtiges, daß man sie mit der Erfindung „einer neuen Religion und einer neuen Staatsverfassung in „eine Klasse setzt, von der man glauben sollte, sie wäre das „größte!" so schreibt er auch dies wieder mit seiner gewöhnlichen Unbedachtsamkeit hin, ohne zu überlegen, daß niemanden mehr als seinen großen Bundesgenossen, den so große Geheimnisse vorspiegelnden und allenthalben, so gar bey einem Schröpfer aufsuchenden **Starck** dieser Vorwurf trift, eben so wie die Beschuldigung, sich eigenmächtig die Freyheit zu nehmen, „allen und jeden Mitgliedern der geheimen Gesell„schaften **einen Eid aufzulegen**, durch welchen sie der Ge„sellschaft, die sie aufnimmt, die gar keine Rechte über sie hat, „ihnen auch keinen Sold giebt," (vielmehr sich jura stolae von ihnen ausbedingt) „angeloben müssen, einen tiefen Ge„horsam, eine gänzliche Verschwiegenheit solcher Geheimnisse „zu leisten, die man ihnen nicht bekannt macht, oder die gar „nicht existiren, oder die auf armselige Ceremonien heraus„laufen." Wie treffend ist hier nicht der clericalische Starck, der Frater Archidemides ab aquila fulva geschildert! Aber das siehet Herr de Marces vor lauter bitterm Zorn nicht!

Funfzehnter Brief. Hier nimmt der Brief von der in der Berlinischen Monatsschrift bey Gelegenheit eines zweyfachen in Ruppin vorgefallenen Selbstmordes gemachten Anmerkung über den gewöhnlichen Mißbrauch der Lehre von einer stellvertretenden und genugthuenden Versöhnung, Veranlassung, über den Urheber dieser Anmerkung herzufahren, und diese Lehre selbst, insonderheit gegen einen Einwurf Hrn. P. Eberhards in seiner neuen Apologie des Socrates, auf seine Art zu vertheidigen. Er giebt dem ersten unter andern Unwissenheit und Dreistigkeit Schuld, „denn, sagt Hr. de M., „da er eine bloße Schriftstelle, (**das Blut Christi macht „uns rein von allen Sünden**) ohne Zusatz einer Sylbe,

„ein Berliner je Hand dazu angelegt hat; so rathe ich ihm „recht freundlich, sich von seinem Zorne nicht abermals so arg „irre führen zu lassen, wie in seinem **gedruckten, ungedruckten** Ausfoderungsschreiben, und in seiner **zweyten Rechenschaft**. Er überlege die Sache erst etwas genauer, „lasse sich die Zeit, sich bey allen seinen Freunden an der Elbe, „an der Sale, u. s. w. genau zu erkundigen: wer von ihnen „Illuminat sey, und wer zur Verbesserung dieses Ordens ge„schäftig gewesen, oder es noch seyn möge? Wenn er selbst — „und zwar **öffentlich** — — — alsdenn noch nähere Erläu„terung von dem verlangt, was ich hier öffentlich behaupte; „so will ich ihm öffentlich vor dem Publikum alle mögliche „Erläuterungen geben; ich will die Männer nennen, welche „die **Grundabsicht** des Illuminaten-Ordens **für gut**, und „einer **Verbesserung fähig hielten**, und welche thätige „Bemühungen dazu anwendeten. Ich will dann ruhig war„ten, ob es einer von denselben **läugnen** oder was sonst er„folgen wird." Hr. Lavater hat, so viel wir wissen, das Wort noch nicht öffentlich ausgesprochen, daß er nämlich unter jener Verbrüderung gegen das Christenthum, wovon er in seiner zweyten Rechenschaft geredet hatte, den Illuminaten-Orden verstehe, wozu er hier aufgefordert wird, und hat dagegen vermuthlich sehr gegründete Bedenklichkeiten gehabt; aber davon weiß unser Systemsfiscal nichts, er fährt mit dem Leichtsinn eines jungen Menschen, oder der Gedankenlosigkeit eines alten Weibes gleich begierig zu, wenn er nur die geringste Hoffnung hat, einem so verhaßten Mann, als Nicolai ist, eines anzuhängen, unbekümmert, wenn er auch hernach in aller Vernünftigen Augen mit seinen elenden Klatschereyen und Consequenzmachereyen mit Schanden bestehen sollte, genug der Beyfall, den seine Briefe bey den Altgläubigen von der Schweiz an bis in Schweden hinein gefunden haben, und ohne Zweifel noch weiter finden werden, hält ihn vollkommen gedeckt.

Wir merken zuletzt noch an, daß die wichtige Entdeckung, oder Auflösung des Räthsels, worauf er sich so viel zu gut that, ihm nicht einmal zugehört, sondern er hat sie seinem Consorten, dem Hrn O. H. Starck, der sie in seinem **Nachtrage zum Kryptokalvinismus** mit den hämischsten Zusätzen und Consequenzmachereyen zuerst auf die Bahn gebracht, getrost nachgeschrieben. Wenn übrigens Hr. de M., um aus der entdeckten Fundgrube, nämlich den Originalschriften des

Illumi-

Illuminaten-Ordens allen möglichen Vortheil zu ziehen, in den Anthithesen zwischen den Behauptungen und dem Betragen der Verfasser derselben und den Meynungen und dem Betragen der Rechtgläubigen, die er sammt den Consequenzmachereyen bis aufs äusserste treibt, unter andern auch schreibt: „Zu gleicher Zeit sinnt und grübelt man über die Erklärung „der dunkeln freymaurerischen Hieroglyphen, vielleicht „einer Erfindung einiger engländischen Köpfe, hält diese Erklärung für etwas so wichtiges, daß man sie mit der Erfindung „einer neuen Religion und einer neuen Staatsverfassung in „eine Klasse setzt, von der man glauben sollte, sie wäre das „größte!" so schreibt er auch dies wieder mit seiner gewöhnlichen Unbedachtsamkeit hin, ohne zu überlegen, daß niemanden mehr als seinen großen Bundesgenossen, den so große Geheimnisse vorspiegelnden und allenthalben, so gar bey einem Schröpfer aufsuchenden Starck dieser Vorwurf trift, eben so wie die Beschuldigung, sich eigenmächtig die Freyheit zu nehmen, „allen und jeden Mitgliedern der geheimen Gesellschaften einen Eid aufzulegen, durch welchen sie der Gesellschaft, die sie aufnimmt, die gar keine Rechte über sie hat, „ihnen auch keinen Sold giebt," (vielmehr sich jura stolae von ihnen ausbedingt) „angeloben müssen, einen tiefen Gehorsam, eine gänzliche Verschwiegenheit solcher Geheimnisse „zu leisten, die man ihnen nicht bekannt macht, oder die gar „nicht existiren, oder die auf armselige Ceremonien herauslaufen." Wie treffend ist hier nicht der clericalische Starck, der Frater Archidemides ab aquila fulva geschildert! Aber das siehet Herr de Marces vor lauter bitterm Zorn nicht!

Funfzehnter Brief. Hier nimmt der Brief von der in der Berlinischen Monatsschrift bey Gelegenheit eines zweyfachen in Ruppin vorgefallenen Selbstmordes gemachten Anmerkung über den gewöhnlichen Mißbrauch der Lehre von einer stellvertretenden und genugthuenden Versöhnung, Veranlassung, über den Urheber dieser Anmerkung herzufahren, und diese Lehre selbst, insonderheit gegen einen Einwurf Hrn. P. Eberhards in seiner neuen Apologie des Socrates, auf seine Art zu vertheidigen. Er giebt dem ersten unter andern Unwissenheit und Dreistigkeit Schuld, „denn, sagt Hr. de M., „da er eine bloße Schriftstelle, (das Blut Christi macht „uns rein von allen Sünden) ohne Zusatz einer Sylbe,

„für **schriftwidrig** erklärt, so wußte er entweder nicht, daß „es ein biblischer Spruch sey; und dann beweißt sein Beyspiel' „die Wahrheit eines apostolischen Ausspruchs: **Sie lästern „das, wo sie nichts von wissen** — oder er hat es ge„wußt, und dann zählt er den Apostel Johannes selbst unter „die mystischen Schwärmer, deren Schriften man vertilgen „soll. — Und bey der Unwissenheit bewundern Sie zugleich „die **Dreistigkeit**, welche die Lehre von der stellvertretenden „Versöhnung Christi, eine Hauptlehre der Schrift und des „Protestantismus, entschieden für **irrig**, unwürdig und auf „vielfache Art **schädlich** erklärt. Als ob das eine schon völ„lig ausgemachte Sache wäre!" Hr. de Marees bemerkt in seiner Consequenzmacherey nicht, daß aus den Worten des Monatsschriftstellers gar nicht folge, daß er die Schriftstelle selbst als irrig oder gar als schriftwidrig verwerfen wolle, sondern nur den Sinn, den der Selbstmörder darein legte, und die Anwendung, die er davon machte, denn an und für sich können die Worte des Apostels auch diesen Sinn haben: Christus ist darum gestorben, um uns durch die Vergiessung seines Bluts die Nothwendigkeit, uns von Sünden zu reinigen, zu beweisen, und die kräftigsten Bewegungsgründe zu dieser sittlichen Reinigung zu geben, dies, sage ich, können die apostolischen Worte bedeuten, und ziehen wir den ganzen Zusammenhang zu rathe, insonderheit die nächst vorhergehenden Worte: **so wir im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft mit einander und das Blut Christi** u. s. w.; so müssen sie es bedeuten, wenigstens ist es in diesem Zusammenhang bey weitem der natürlichste schicklichste Sinn: das Blut Jesu hat die Absicht und Kraft, uns von Sünden zu reinigen, d. i. uns besser, oder der Gemeinschaft Gottes fähiger zu machen. Ueber den Vorwurf der Dreistigkeit will ich mich mit Hrn. de Marees nicht einlassen, da er es so gut als ich weiß, wie sehr diese Lehre von jeher angefochten worden, und nur nachdem er das große Vorhaben, das er im Sinne hat, uns in dem zweyten Theil seiner Gottesvertheidigung die unleugbare Gewißheit dieser Lehre zu beweisen, wird ausgeführt haben, nur alsdann wird es Dreistigkeit seyn, wider dieselbe zu reden. Ehe er aber dies wichtige Werk unternimmt, will er nun nur so im Vorbeygehen Hrn. Prof. Eberhards Einwendung und einen und andern theologischen Einwurf dagegen, abfertigen. Die-

der berühmte Weltweise hatte in seiner neuen Apologie des Sokrates gesagt: „Es bedarf diese ganze Spitzfindigkeit (die Lehre von der Fortpflanzung der Sünde und der Genugthuung Christi) einer weitläuftigen Widerlegung zu unsern Zeiten nicht, da es als ein Grundsatz feststeht, daß — daß mit einem Worte alle Glückseligkeit nichts anders als der Genuß unserer eignen Tugend ist, und also aus einer fremden nicht entspringen kann. Was kann es demnach für uns für einen verständlichen Sinn haben, wenn man sagt: ich bin elend, weil ein andrer verbrochen, ich bin glückselig, weil ein anderer eine Versuchung bestanden hat." — Was Hr. de M. diesem Argument entgegengesetzt, besteht darinn, daß er behauptet, um den angeführten Grundsatz anzunehmen, dazu werde nichts geringers erfordert, als erst der ganze Stolz eines Stoikers? — (Hr de Marees hat doch immer viel mit Stolz zu thun. Nicolai hat den Stolz eines Buchhändlers, Eberhard, den Stolz eines Stoikers! daß doch Herr de Marees nicht lieber an den Stolz eines verdammenden Briefstellers dachte! —). Daß er sich ferner auf die Schwachheit unsrer Natur beruft, vermöge der wir allzusehr von unzählbaren nicht in unserer Macht stehenden Dingen abhangen, als daß wir NB. alle unsre Glückseligkeit nur in uns selbst suchen sollten, dies sey vielmehr nur von dem ganz unabhängigen und vollkommensten Wesen zu behaupten, daß alle seine Glückseligkeit nichts anders seye, als der Genuß seiner allerhöchsten Vollkommenheit. — Zwar sey unsre Tugend ein ganz unerlaßlicher Beding zu unserer Glückseligkeit, aber nur darum, weil sie nur zum Genuß derselben fähig machen, nimmermehr aber sie uns selbst verschaffen könne. — Und warum nicht verschaffen? doch wohl nur darum nicht, weil unsre eigne (eigne, sagt Hr. de M., als wenn wir noch eine andre Tugend haben könnten, die nicht unser eigen wäre) Tugend eine so mangelhafte, gebrechliche Sache ist, daß sie uns nur auf eine kleine zerbrechliche Glückseligkeit Hoffnung geben kann. Aber wer hat uns dann eine vollkommnere und festere Glückseligkeit, als deren unsre Tugend jedesmal fähig seyn wird, zugesagt? Immer kommt die Hauptsache und das Wesen der Glückseligkeit auf die richtige Beschaffenheit unserer Seele an, die allein Glückseligkeit geniessen kann; alles äussere, was dahin gerechnet wird, ist nur zufällig, und Nebensache oder Veranlassung und nimmer kann die menschliche

liche Seele ein mehreres von Glückseligkeit, als dessen sie vermöge ihrer Tugend fähig ist, annehmen oder fassen: Vas, nisi sincerum est, quidquid infundis acescit. — Dies war freylich auch die Theorie der Stoiker von der Glückseligkeit, aber diese und ihren wahren Sinn, und ohne Uebertreibung genommen, müssen wir behaupten, wenn wir nicht die entgegengesetzte irrige und schädliche Lehre des Epikur von der Glückseligkeit annehmen wollen. Es gehört nicht hieher, dies jetzund zu beweisen, es mag genug seyn, Hrn. de M., bey dem Autorität so viel gilt, auch hier auf die Autorität des Philosophen zu verweisen, mit dem er sich gern in eine Klasse setzen mögte. Er legte also unter andern, um seine äusserst verwirrten Begriffe von Glückseligkeit ein wenig in Ordnung zu bringen, das noch, was Garve hierüber in seinen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie vom Unterschied der stoischen und epikurischen Theorie von Tugend und Glückseligkeit vorgetragen hat. Wir begnügen uns nur folgende Stelle daraus (S. 400) herzusetzen: „Das System von der innern „Güte der Tugend hat der Religion gefährlich geschienen, „weil man glaubte, daß es die Belohnungen unnöthig mach„te. Aber man sage mir: welches sollen diese Belohnungen „seyn, die man der Tugend in einem künftigen Leben ver„spricht. Sind es Vergnügungen, die uns von aussen zu„fliessen; Eindrücke, die andre Dinge auf uns machen, so „wie es die sinnlichen Empfindungen jetzt sind? Nun so sage „irgend jemand, warum diese Vergnügungen nicht hier schon „geschätzt und gesucht werden dürften? Warum sie der Tu„gend zu Ehren aufgeopfert werden sollen, da die Tugend „uns nichts bessers anzubieten hat? Ueberdies, da sich alle „diese Vergnügungen auf einen Körper beziehen, so können „wir sie uns nicht anders als in Raum und Zeit eingeschränkt „vorstellen. Bestehen aber diese Belohnungen in einer grös„sern Ausbreitung unsrer Wirksamkeit; sind es neue Gelegen„heiten, die uns gute Handlungen verschaffen; ist es ein höhe„rer Posten, der uns anvertraut werden soll; nun so muß „doch wahrhaftig in der Handlung selbst etwas Gutes liegen: „so muß es auch schon in den guten Handlungen liegen, die „wir hier thun; so muß die Tugend um ihrer selbst willen „gewählt werden, weil nur die Tugend die Belohnung der „Tugend seyn kann.“ — In einer Welt voll Engel, gesteht Hr. de M., würde das Wahrheit seyn, was Hr. Eber-

hard oben behauptet hat; aber ich frage: wird denn die zukünftige Welt, auf die sich doch jene Glückseligkeit, die durch das Verdienst Christi erworben wird, eigentlich beziehet, wird dies nicht eine Welt der Engel seyn? Sagt nicht Christus ausdrücklich, daß die Seligen den Engeln im Himmel gleich, nicht mehr freyen und sich freyen lassen; folglich auch keine Pupillen-Collegien und Vormundschaften, auf die sich Herr de M. beruft, dort mehr nützliche Anstalten seyn werden? Behauptet nicht Jesus ausdrücklich gegen die Sadducäer, daß Argumente aus der gegenwärtigen Beschaffenheit des menschlichen Leibes, und der Einrichtung dieses Lebens hergenommen, auf jenes zukünftige Leben gar nicht anwendbar sind? Wie kann doch Hr. de M. so ganz vergessen, wovon eigentlich die Rede ist?

Zuletzt will Hr. de M. auch noch einen theologischen Einwurf gegen die stellvertretende Genugthuung abfertigen. Er bestehet darinn, daß man sich bemühet zu zeigen, die typologischen Vorstellungen in einigen apostolischen Briefen, insonderheit im Briefe an die Hebräer, die zum Beweise der Genugthuungslehre dienen sollen, seyen nichts als accommodationen, argumenta ad hominem, um die an Opfer- und Tempeldienst gewohnte Juden einigermaßen mit dem Christenthum auszusöhnen, und dieses an die mosaische Religion anzuknüpfen. Was Hr. de M. dagegen vorbringt, besteht hauptsächlich darinn, daß man keinen Grund habe, dies anzunehmen, daß man sich nicht darauf berufen dürfe, daß die Apostel dergleichen typologische Vorstellungen nur gegen Juden, nicht aber gegen Heiden gebrauchen, weil sie gegen Heiden unschicklich und schädlich gewesen wären, und von ihnen gemißbraucht werden konnten; ferner, daß solche allegorisirende Ausführungen, nicht wie die Gegner vorgeben, nur leichte für Kinder bestimmte Speise, sondern wie im Briefe an die Hebräer ausdrücklich gesagt würde, die vollkommnern oder höhern Lehren wären, u. s. w. Dies bedeutet nun nicht viel, und widerlegt die Gründe der Gegner nicht, wenn man auch nur diejenigen ansieht, die Hr. de M. ihnen in den Mund legt. Denn war es die einzige oder doch hauptsächliche Vorstellung des Todes Jesu, daß er ein stellvertretender Opfertod war, so hätte dies auch beym Unterricht der Heiden jedesmal **die Hauptvorstellung** seyn müssen, und der Mißdeutung und dem Mißbrauch, den Hr. de M.

liche Seele ein mehreres von Glückseligkeit, als dessen sie vermöge ihrer Tugend fähig ist, annehmen oder fassen: Vas, nisi sincerum est, quidquid infundis acescit. — Dies war freylich auch die Theorie der Stoiker von der Glückseligkeit, aber diese und ihren wahren Sinn, und ohne Uebertreibung genommen, müssen wir behaupten, wenn wir nicht die entgegengesetzte irrige und schädliche Lehre des Epikur von der Glückseligkeit annehmen wollen. Es gehört nicht hieher, dies jetzund zu beweisen, es mag genug seyn, Hrn. de M., bey dem Autorität so viel gilt, auch hier auf die Autorität des Philosophen zu verweisen, mit dem er sich gern in eine Klasse setzen mögte. Er legte also unter andern, um seine äusserst verwirrten Begriffe von Glückseligkeit ein wenig in Ordnung zu bringen, das noch, was Garve hierüber in seinen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie vom Unterschied der stoischen und epikurischen Theorie von Tugend und Glückseligkeit vorgetragen hat. Wir begnügen uns nur folgende Stelle daraus (S. 400) herzusetzen: „Das System von der innern „Güte der Tugend hat der Religion gefährlich geschienen, „weil man glaubte, daß es die Belohnungen unnöthig machte. Aber man sage mir: welches sollen diese Belohnungen „seyn, die man der Tugend in einem künftigen Leben verspricht. Sind es Vergnügungen, die uns von aussen zufliessen; Eindrücke, die andre Dinge auf uns machen, so „wie es die sinnlichen Empfindungen jetzt sind? Nun so sage „irgend jemand, warum diese Vergnügungen nicht hier schon „geschätzt und gesucht werden dürften? Warum sie der Tugend zu Ehren aufgeopfert werden sollen, da die Tugend „uns nichts bessers anzubieten hat? Ueberdies, da sich alle „diese Vergnügungen auf einen Körper beziehen, so können „wir sie uns nicht anders als in Raum und Zeit eingeschränkt „vorstellen. Bestehen aber diese Belohnungen in einer grössern Ausbreitung unsrer Wirksamkeit; sind es neue Gelegenheiten, die uns gute Handlungen verschaffen; ist es ein höherer Posten, der uns anvertraut werden soll; nun so muß „doch wahrhaftig in der Handlung selbst etwas Gutes liegen: „so muß es auch schon in den guten Handlungen liegen, die „wir hier thun; so muß die Tugend um ihrer selbst willen „gewählt werden, weil nur die Tugend die Belohnung der „Tugend seyn kann." — In einer Welt voll Engel, gesteht Hr. de M., würde das Wahrheit seyn, was Hr. Eberhard

hard oben behauptet hat; aber ich frage: wird denn die zukünftige Welt, auf die sich doch jene Glückseligkeit, die durch das Verdienst Christi erworben wird, eigentlich beziehet, wird dies nicht eine Welt der Engel seyn? Sagt nicht Christus ausdrücklich, daß die Seligen den Engeln im Himmel gleich, nicht mehr freyen und sich freyen lassen; folglich auch keine Pupillen: Collegien und Vormundschaften, auf die sich Herr de M. beruft, dort mehr nützliche Anstalten seyn werden? Behauptet nicht Jesus ausdrücklich gegen die Sadducäer, daß Argumente aus der gegenwärtigen Beschaffenheit des menschlichen Leibes, und der Einrichtung dieses Lebens hergenommen, auf jenes zukünftige Leben gar nicht anwendbar sind? Wie kann doch Hr. de M. so ganz vergessen, wovon eigentlich die Rede ist?

Zuletzt will Hr. de M. auch noch einen theologischen Einwurf gegen die stellvertretende Genugthuung abfertigen. Er bestehet darinn, daß man sich bemühet zu zeigen, die typologischen Vorstellungen in einigen apostolischen Briefen, insonderheit im Briefe an die Hebräer, die zum Beweise der Genugthuungslehre dienen sollen, seyen nichts als accommodationen, argumenta ad hominem, um die an Opfer- und Tempeldienst gewohnte Juden einigermaßen mit dem Christenthum auszusöhnen, und dieses an die mosaische Religion anzuknüpfen. Was Hr. de M. dagegen vorbringt, besteht hauptsächlich darinn, daß man keinen Grund habe, dies anzunehmen, daß man sich nicht darauf berufen dürfe, daß die Apostel dergleichen typologische Vorstellungen nur gegen Juden, nicht aber gegen Heiden gebrauchen, weil sie gegen Heiden unschicklich und schädlich gewesen wären, und von ihnen gemißbraucht werden konnten; ferner, daß solche allegorisirende Ausführungen, nicht wie die Gegner vorgeben, nur leichte für Kinder bestimmte Speise, sondern wie im Briefe an die Hebräer ausdrücklich gesagt würde, die vollkommnern oder höhern Lehren wären, u. s. w. Dies bedeutet nun nicht viel, und widerlegt die Gründe der Gegner nicht, wenn man auch nur diejenigen ansieht, die Hr. de M. ihnen in den Mund legt. Denn war es die einzige oder doch hauptsächliche Vorstellung des Todes Jesu, daß er ein stellvertretender Opfertod war, so hätte dies auch beym Unterricht der Heiden jedesmal die **Hauptvorstellung** seyn müssen, und der Mißdeutung und dem Mißbrauch, den Hr. de M.

hier besorgt, hätte leicht vorgebeugt werden können. Was aber den andern Punkt anbetrift, so konnte allerdings die große Wahrheit, die bey allen solchen typologischen Vergleichungen zum Grunde lag, nämlich daß die ganze mosaische Religionsverfassung nichts als eine Interimsanstalt, eine nöthige Einleitung und Vorbereitung zu einer vollkommnern sey, (und zwar insonderheit in so fern, als diese Interimsanstalt dazu nöthig war und diente, einem rohen und kindischen Volke die ersten Elemente von Religion und Sittlichkeit beyzubringen; oder wie es Paulus, der im Briefe an die Galater diese Wahrheit im wahren philosophischen Geiste ausführt, ausdrückt, **in so fern als das Gesetz der Zuchtmeister auf Christum** war,) als eine höhere und dem für seinem Ceremoniendienst eingenommenen Juden schwer zu fassende Lehre vorgestellt werden. Die besondern Vergleichungen und Allegorien, so wie sie insonderheit im Briefe an die Hebräer vorkommen, scheinen in der That nur zu der Fassung der Juden mehr herabgestimmte Ausbildungen und Anwendungen dieser wichtigen Lehre zu seyn, vermöge der die Apostel die ganze levitische Religionsanstalt, den Schatten, d. i. schwache Elemente und Vorübungen, und das Christenthum den Körper oder die Sache selbst nannten, wenigstens konnte es der Apostel in keinem andern Sinn nehmen, wenn er Neumonde, Sabbather und verbotene Speisen, welche doch wohl niemand für eigentlich sogenannte Typen oder Vorbilder halten wird, den Schatten von dem, wovon der Körper selbst in Christo war, nannte.

Edl.

---

2) Katholische Gottesgelahrtheit.

Der Freymüthige, eine periodische Schrift. Ulm und Freyburg, bey Wohler, 1788. Des vierten Bandes zweytes Stück.

Nach den Landesfürstlichen Verordnungen, welche auch bey diesem Bande vorausgehen, folgt zunächst eine Abhand-

handlung über die evangelischen Räthe: Rath ist nicht Gesetz, kann nie Gesetz werden. Paulus rieth nach damaligen Zeitumständen einigen Christen den Cölibat; die römische Kirche hatte nie die Gewalt, aus diesem Rathe ein Gebot für alle ihre Priester zu machen. Indessen ist der Mensch, der einen ihm nützlichen Rath höret, verbunden, ihm nach gehöriger Untersuchung zu folgen, weil er nach der höchsten ihm möglichen Vollkommenheit zu streben verbunden ist. Der Rath ist kein Gesetz, er deutet nur auf ein schon vorhandenes Gesetz. Dies sind beyläufig die Grundsätze, aus welchen der Freymüthige weitere Folgen gegen den Cölibat in der römischen Kirche ziehet. S. 196 sagt er, daß der Apostel, wenn er die katholischen mit Mannskraft bis zum Ueberfluß versehenen Geistlichen, besonders die Domherren mit ihren Haushälterinnen, Köchinnen u. d. gl. unter einem Dache fände, vielleicht mit Palingenius ausrufen würde: Proh pudor! hos tolerare potest ecclesia porcos, duntaxat ventri, veneri somnoque vacantes! — In den Recensionen werden die Briefe des Prof. Kerns über Denk- Glaubens- Red- und Preßfreyheit, wie auch die Preisschrift des Prof. Schwabs über die Frage: warum das Christenthum nicht bey allen Menschen diejenigen Wirkungen hervorbringe, welche man nach seiner Vortreflichkeit davon erwarten könnte, vor allem aber das Sendschreiben über die deutschen Meß- und Abendmahlsanstalten in der katholischen Hofkapelle zu Stuttgard, mit dem verdienten Lobe angeführt, hingegen andere, besonders die Neuere von der Religion befreyte Irrwahne, (schon der Titel ist Unsinn) und die zween Bände der tollen Schrift: Wer sind die Aufklärer, mit Spott und Ruthe, wie Rechtens ist, gezüchtiget.

Wm.

Unterrichts- und Lesebuch für Kinder auf dem Lande. München, bey Joseph Lindauer, 1788. 193 Seiten, in 8.

Ist ganz brauchbar, und übertrift viele andre katholische Schriften von der Art durch Verständigkeit und Billig-

k. tt.

keit. Nur fehlt es zuweilen an Vollständigkeit der Begriffe, z. B. S. 20. 21. auch hätte der Verf. in der Naturgeschichte noch mehr den Nutzen mancher Dinge angeben sollen.

Daß er uns den Protestantismus als Strafe von Gott für unsern Abfall anrechnet, hat er wohl zum Troste seiner Kirche gethan.

Kr.

---

3) Rechtsgelahrtheit.

Kurze Widerlegung der Reflexions sur les 73 articles du Promemoria, presenté à la Diete de l'Empire, touchant les Nonciatures de la part de l'Archeveque-Electeur de Cologne. 1789. 162 Seiten, in 8.

Zu den unglücklichen Zeiten, wo noch Finsterniß des Aberglaubens den Geist der Fürsten umwölkte, wo noch religiöse Einfalt ihre Vernunft fesselte, die Gespenster des Fegfeuers und der Hölle ihre Einbildungskraft schreckten, wo sie sich noch vor dem geistlichen Schwerd der christlichen Kirche, den schrecklichen Wirkungen des Bannstrahls fürchteten, wo noch die Caprice eines Bettelmönchs das Schicksal ihrer Staaten bestimmte, die Pfaffenlist in Kabinetern arbeitete, und den Vorsitz im Staatsrath führte; da konnte der Pabst und seine Clerisey die kühnsten Eingriffe in die Gerechtsame der Fürsten wagen, konnten ihre Macht weit über die Grenzen ihrer Bestimmung ausdehnen, niemand wagte es, die Göttlichkeit der päbstlichen Befehle zu bezweifeln, und den Anmaßungen seiner Diener sich entgegen zu stemmen. Aber heutzutag, wo der Sieg der Vernunft und ihrer Rechte entschieden, jene Schreckbilder verschwunden sind, das Schwerd des Geistes, das so manchen klugen Kopf, wenn er den Mund aufthat, vom Rumpf sebelte, stumpf und eingerostet ist, der elektrische Funken des Bannstrahls nicht mehr tödtet, wo die Fürsten besser von ihren eigenen Rechten, und den Verbindlichkeiten gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche unterrichtet

richtet sind; scheuet man sich nicht mehr, seine Befehle zu examiniren, und die den fürstlichen Gerechtsamen gefährliche Stellen auszumerzen. Seiner Heiligkeit unbeschadet, weiset man ihn in die Grenzen seiner Macht zurück. Alle Versuche neue Acquisitionen zu machen, oder die unrechtmäßig erlangten zu behaupten, verunglücken. Wenigstens ist man in Deutschland äusserst aufmerksam, daß der römische Stuhl nicht so viel Raum einnehme. Hier machen die römischen Schreyer, Fechter, und Spionen, die vielleicht gedungen, vielleicht aus eigenem Antrieb, sich der Sache des heiligen Erzvaters so heiß annehmen, nicht mehr ihr Glück Ihr Geschrey betäubt nur kranke Ohren, ihren Streichen weiß man auszupariren, und der Schleichhandel mit Spitzfindigkeiten, List und Cabalen geht nicht mehr. Ueberall finden verdächtige Absichten, heilige Einfälle und Verordnungen, wenn sie dem Interesse der deutschen Fürsten entgegen sind, muthigen Widerstand. Ein Beweis von alle dem ist die Cölnische Nuntiatursache. Die Gelegenheit zu diesem Streit ist schon aus Zeitungen und andern Schriften bekannt; wir haben also nicht nöthig, eine Geschichtserzählung voraus zu schicken, sondern nur zu erwähnen, daß der Churcölnische Hof deshalb ein Promemoria bey dem Reichstag zu Regensburg übergeben ließ, daß darauf von einem Exjesuiten, und ehemaligen Luxemburger Journalisten zu Lüttich: Reflexions sur les 73 articles (oder vielmehr Paragraphen) du Promemoria, presenté à la Diete de l'Empire &c. erschienen, und daß diese von einem Mann, der, wie er in der Vorrede sagt, unabhängig von jedem Hof, ein Privatmann, aber Freund der Litteratur und Wahrheit ist, in der vor uns liegenden Schrift geprüft und widerlegt werden.

Sie zerfällt in drey Abschnitte. Der erste enthält die dem Verf. des Promemoria gemachte Beschuldigungen, daß es falsch sey, daß der Coadjutor Max. Heinrich bey seiner Wahlcapitulation in Betreff der Nuntien die nämliche Verbindlichkeit, wie Churfürst Ferdinand übernommen, und daß der Pabst diese Wahlcapitulation am 19ten Jun. 1642 nach genommener Einsicht caßiret habe, bey Erwähnung, daß Churfürst Max. Heinrich seinen Generalvicarium delegiren lassen, wäre der Ausdruck in pontificalibus weggelassen worden. Der Text des Beglaubigungsschreibens des Grafen Oddi von Clemens XII. wäre verstümmelt. In dem angeführten Synod

wäre nicht enthalten, daß die Advocaten zu Lüttich schwören müssen, daß sie dort entschiedene Sachen in der zweyten Instanz an das Officiat zu Cöln bringen wollten. Das Schreiben vom Kaiser Leopold an seinen Minister Cardinal Medicis vom 28sten April 1690 seye nicht ächt. Wird die Richtigkeit der 1467 vom Pabst Paul II. dem Erzbischof Rupert ertheilten Bulle bezweifelt, und durch eine andere vom Pabst Eugen widerlegt. Der Ausdruck zuweilen soll so viel als de fois à autre heissen. Soll ein wichtiger Unterschied zwischen einsgestehen und verleihen zu machen seyn, u. s. w.

Alle diese Beschuldigungen erhalten in der Widerlegung ihre kräftige Abfertigung, und wird der Verf der R. durch die in der Beylage befindlichen Urkunden, durch einleuchtende aus der Natur der Sache, und der Geschichte hergenommenen Gründe bescheiden und sicher zurecht gewiesen.

Der zweyte Abschnitt, womit wir noch einige Beweise aus dem ersten verbinden wollen, widerleget die gegen die erzbischöflichen Gerechtsame vorgetragenen Einwürfe. Seinen Inhalt leichter übersehen zu können, referiren wir ihn in drey Unterabtheilungen.

1) Ist es falsch und von dem Verf. der R. nicht erwiesen, daß dem Pabst die Befugniß zustehe, ohne Einwilligung des Erzbischofs außer im Nothfall Nuntien nach Cöln zu senden. Pehem in praelectionibus in jus ecclesiast. und die Rede des jeztregierenden Pabstes, die er bey der Weihe des Nuntius Bellisomi gehalten hat, welche der Verf. der R. zum Beweis seiner Behauptung anführet, widerlegen ihn selbst. Jener sagt p. 1. §. 268 et 69, daß der Pabst nur dann Nuntien senden könnte, wenn die Reinigkeit und Einigkeit der katholischen Religion in Gefahr käme. In dieser heißt es Gregorius XIII. hätte einen beständigen Nuntium nach Cöln geschickt, vt sua praesentia aut mala praecaveret, aut certe nulla interposita mora repararet. Von einem Auftrag in Partheysachen Jurisdiction auszuüben, lieset man weder hierinn, noch sonst etwas. — Durch die dem Erzbischof Rupert 1467 vom Pabst Paulus ertheilte Bulle, wurde dem erzbischöflichen Stuhl die Würde eines legati nati auf immer eigen gemacht. Der Zweck jeder päbstlichen Gesandtschaft aber ist die Ausübung der Primatialrechte. Vid. Schott de legatis natis §. 6. et 15. So lange nun der

legatus

legatus natus seine Pflicht erfüllet, kann ihn kein Nuntius von seinem Amt verdrängen. — Churfürst Max. Heinrich ließ seinen Generalvicarium delegiren. Es heißt daher in Synodo dioecesana Coloniensi 1651. p. 3. §. 3: Vicarius noster *in pontificalibus de expresso nostro consensu* delegatus atque ordinaria de jure communi jurisdictione sive potestate praeditus. — Zur Erfüllung des Concil. Trident. Sess. 25. cap. 10. verordnete Max. Heinrich für die dritte Instanz 25 Synodalrichter mit dem Beysatz: Alioquin Delegationes quaecunque aliorum judicum aliis factae subreptitiae censeantur. — Bonifacius VIII. in extr. 1. saget: Pontifex necesse habet *interdum* ex debito impositae servitutis, suos ad diversas mundi partes, prout necessitates emerserint, destinare legatos. — Das war der Fall, als Churfürst Gebhard von Truchses der katholischen Religion gefährliche Grundsätze hegte. Heutzutage ist das nicht; der Grund der Sendung fällt also weg, mithin muß die Sendung selbst wegfallen. Was sonst noch von den vicariis, legatis natis et responsalibus zur Gunst der Nuntien behauptet worden ist, widerleget sich aus Schott diss. c. §. 8. p. 8. et §. 20. p. 17. Petrus de Marca de concordia Sacerdotii imperii lib. 5. cap. 17. §. 23.

2) Könnte der Pabst noch viel weniger nuntios ordinarios nach Deutschland senden, und sie cum potestate jurisdictionis begleiten. Gesetzt, es stände in Credentialen, wie der gegentheilige Schriftsteller vorgiebt: Nuntius ad tractum Rheni ordinarius, so konnte diese Eigenschaft eine andere Beziehung haben. So übte der Nuntius zu Brüssel Jurisdiction über die Katholiken in Engelland, Schottland und Irland aus, und konnte über sie ordinarius seyn. Er war es auch wohl am Rhein in einigen Bißthümern, wo die Bischöffe es nöthig fanden, ihn anzunehmen. Im Cölnischen Erzbißthum war er in der Qualität nicht nöthig, und wurde von den Erzbischöffen nicht darinn angenommen, welches die Beglaubigungsschreiben, deren in der folgenden Abtheilung Erwähnung geschehen wird, deutlich beweisen. Daß er aber nicht cum potestate jurisdictionis gesendet werden kann, ergiebt sich durch die Verordnung des Consilii Basil. Sess. 31, der der gegentheilige Schriftsteller ihre verbindliche Kraft nicht abspricht, in wie fern sie nicht durch den Aschaffenburger Vertrag abgeändert worden ist, nur aber leugnet, daß die in

partibus zu bestellende Richter nationales seyn müßten: „Verordnen hiermit zur Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe, und zum Heil der Seelen, daß an denjenigen Orten, welche über eine Tagereise von der römischen Curie entfernt sind, alle und jede Sachen (die in den Rechten als caussae maiores angegeben, ausgenommen, sammt denjenigen, welche die in solchen Kirchen vorzunehmende Wahlen betreffen, die dem apostolischen Stuhl ohne Mittel unterworfen sind) nur bey denjenigen Richtern, untersucht, und endlich entschieden werden sollen, **welche an dem Ort und Stelle gesessen** sind, und durch die Rechte, das Herkommen, oder ein Privilegium ihre Gerichtsbarkeit begründet haben. — Wenn sich jemand für beschwert hält, er sich durch die Appellation an seinen unmittelbaren Obern wende, und an **keinen andern**, selbst nicht an den Pabst, mit Uebersprung der mittlern Instanz appellire. — Wollte aber jemand von einem dem apostolischen Stuhl ohne Mittel unterworfenen Richter an den heiligen Stuhl selbsten appelliren; so soll seine Sache ganz bis zum Ende durch einige per rescriptum in partibus zu ernennende Richter behandelt, und nur in dem einzigen Fall zu Rom selbsten entschieden werden, wenn sowohl an Ort und Stelle, als auch in benachbarten Provinzen kein Recht zu erhalten wäre, welches aber zuvor durch rechtsbeständige Beweise, jedoch durch keinen Eid dargethan werden muß." — In dem Aschaffenburger Vertrag ist hierinn nichts verändert, und daß die in partibus zu bestellende Richter nationales seyn müssen, ergiebt sich hieraus deutlich.

3) Ist die vom Gegentheil behauptete Befugniß weder im possessorio erwiesen, noch im petitorio auszuführen. Mit den Nuntien, die Gerichtsbarkeit ausgeübet haben sollen, hat es eine ganz andre Bewandtniß, als der Verf. der R. vorgiebt. Bonomo, Bischof zu Vercelli, erhielt den Auftrag: Vt mandatis consiliisque nostris instructus Sanctae Romanae Ecclesiae et nostra, orthodoxaeque fidei negotia, et totius Reipublicae Christianae Salutem pro viribus exequaris. — Bey dem Synod, den er zu Lüttich hielt, wurde ihm vom Pabst befohlen, nichts zum Nachtheil der bischöflichen Gerichtsbarkeit zu thun. Der Auftrag zu diesem Geschäfte geschahe mit ausdrücklicher Bewilligung des Churf. Ernst, als Bischoffen zu Lüttich. Durch Auftrag zu einem Synod, und durch die Haltung desselben, kann aber

weder

weder eine zugestandene Befugniß der Gerichtsbarkeit, noch Ausübung derselben dargethan werden, weil beyde Handlungen nicht zur Gerichtsbarkeit gehören. Octavius Frangipani, Bischof von Tricario, ließ ein Werk drucken: Directorium ecclesiasticae disciplinae Coloniensi praesertim Ecclesiae accomodatum. Hatte er deswegen Gerichtsbarkeit? — Von dem Synod, den er gehalten haben soll, sagt die Geschichte nichts. Anton Albergati Episcopus Vigiliarum, soll Brüderschaften gestiftet, Lüttich und die Abtey Fulda visitiret haben. Ersteres ist kein actus jurisdictionis; letzteres geschahe nicht im Cölnischen. Wenn er hier visitiren wollte, wurde ihm der Cölnische Generalvicarius an die Seite gesetzt. Der Nachfolger des Albergati war Petrus Franz Montorius, Episcopus Neocartensis, nach der gegentheiligen Behauptung Petrus Aloysius Caraffa, Bischof vom Tricario. Dieser war vielmehr Nuntius zu Lüttich, als zu Cöln. Er beschwerte sich zwar, daß der Erzbischof Dispensation ertheilte, erhielt auch eine günstige Antwort. Allein berichten kann jeder Nuntius, wenn er glaubt, daß etwas dem römischen Stuhl entgegen ist, ohne deswegen Gerichtsbarkeit zu haben. Durch die günstige Antwort konnte auch dem erlangten Recht der Erzbischöffe nichts entzogen werden. Eben so wenig kann dargethan werden, daß der Nuntius Martin Alfier, Bischof von Cusento und Fabius Chisi Episcopus Neritorensis auf eine rechtsbeständige Weise Gerichtsbarkeit im Erzstift Cöln ausgeübet haben. Hingegen erhielt der Nuntius Bussi, auf Anzeige des Cölnischen Domcapitels bey Gelegenheit, daß der Churfürst Joseph Clemens 1706 aus seinem Erzbißthum floh, partes lustrandi Ecclesias Colonienses. War er nuntius ordinarius cum jurisdictone, so hatte er keinen Auftrag nöthig. Eben der Bussi wollte zu Achen ein Nonnenkloster visitiren, aber Joseph Clemens als Bischof zu Lüttich widersetzte sich, gieng deswegen an die katholischen Gesandten nach Regensburg, und beschwerte sich unter andern darüber, daß der päbstliche Nuntius ohne seine Einwilligung Visitationen, oder andere ihm nicht gebührende Rechte in seiner Diöces ausüben wolle; es schiene, als wollten die Nuntien ihre nur für außerordentliche Fälle bestimmte Gewalt ewig daurend machen; die Verrichtung der Nuntien könnten nur in Sachen geschehen, die dem Bischof nicht zuständen; keine concurrente Jurisdiction hätten sie aber nicht. Als nun der

Nuntius dennoch fortfuhr, befahl Clemens, seine Decrete nicht zu vollziehen. So muß der gegentheilige Schriftsteller auch einräumen, daß in dem Creditiv des Belisomi, das dieser 1775 dem Churfürst Max. Friedrich überreichte, nichts von Gerichtsbarkeit enthalten war, er auch nicht in der Qualität eines nuntii ordinarii cum jurisd. angenommen worden. Zum Beweis der gegentheiligen Behauptung wird noch ein rechtliches Gutachten der Universität zu Cöln über das Buch des Marci Antonii de Dominis de Rep. ecclesiastica, worinn der Pabst, seine Nuntien und Legaten ihr bescheiden Theil erhalten, aufgestellet. Der päbstliche Nuntius beschwerte sich darüber bey Churf. Ferdinand, und in dem Gutachten wurde erkannt: Totum librum veluti haereticum ac seditiosum abolendum et exstirpandum. Aus dem Gutachten selbst ergiebt es sich, daß es wegen des Widerspruchs gegen die beständigen mit Gerichtsbarkeit versehenen Nuntien nicht verurtheilt worden ist. Hingegen steht in einem andern Gutachten gedachter Universität, worinn sich auf folgende Stelle des Launoius Tom. I. epist. 10. ad Fauvaeum No. 38 bezogen wird. Nemo judicialis habet ad libitum suum transferre aut disponere tribunal judicis. Si enim hoc posset Papa, esset supra non infra Ecclesiam, non vtens duntaxat vicaria auctoritate clavium Apostolicarum, sed libero principatu propriae jurisdictionis. Nec esset tantum pastor et dispensator ovium, et agnorum Christi, sed rex et pastor ovium propriorum, contra illud Joannis vltimo: Pasce oves meas, non dixit tuas. — Unsere Nation wollte deutsche Richter haben; dies bestätiget, die beym Goldast in consl. imperii Tom. II. p. 120 zu lesende zehnte Beschwerde, die sie 1550 machten; dann ein Schreiben des Churfürsten von Maynz, das er am 10ten Jul. 1699 an den Pabst ergehen ließ; vid. Fabri Staatscanzley Tom. V. p. 157; endlich die in Tomo Concordat. Germaniae p. 349 befindliche Bulle von Benedict. XIV. Volumus et mandamus, quod in iis Dioecesibus, in quibus vigiles Ecclesiarum antistites ad tramites Concilii Tridentini judices elegerunt — Electorum nomine nobis renuntient, et si vnum ex illis mori contigerit — surrogentur novi judices — elegendi ab Episcopo. — Die judices in partibus können also keine Italiäner, keine päbstliche

liche Nuntien seyn. Was in dieser Beziehung auf dem Concilio zu Basel verordnet wurde, war schon auf dem Concilio zu Constanz vorbereitet: „Wir verlangen daher, daß in so weit es füglich geschehen kann, keine Appellationen mit Umgehung der mittlern Instanzen hinführo mehr statt haben, und die sogenannten causae maiores nicht mehr außer der Provinz, oder gar außer Landes gezogen werden sollen, sondern, daß, wenn sie an den apostolischen Stuhl gebracht werden, derselbe sie an den Bischof, wohin diese Sache gehöret, oder doch an dessen Conprovincialen zurückschicke.“ — vid. van der Hard acta concilii Constant. Tom. I. part. 27. p. 1153. Mit diesem Antrag, den die englische Nation machte, stimmte die Deutsche überein. vid. Acta dicti concil. Constant. apud Mansi Tom. 27. Conc. Col. 732. et 1184. Geschichte der Appellationen p. 169.

Mehr erlaubet uns die Kürze nicht, aus diesem zweyten Abschnitt zu ziehen; wir kommen also zu dem dritten. In diesem wird gezeigt, daß die in den Reflexionen enthaltene Grundsätze der katholischen Religion und dem deutschen Staat gefährlich sey. Wir schicken hier die merkwürdigsten solcher Grundsätze voraus, und begleiten sie mit ihrer Widerlegung.

Das Daseyn der Erzbischöffe hängt vom blosen Willen des Pabstes ab, er hat auch wirklich in Absicht ihrer viele Veränderungen vorgenommen. — Ehedem konnte der Gedanke Wahrheit enthalten, aber heutzutage würde wohl Kaiser und Reich auch ein Wort dazu sprechen, wenn es dem Pabst einfallen sollte, die Rechte der deutschen Erzbischöffe, die durch Reichsgesetze, durch kaiserliche Wahlcapitulationen, und jura quaesita gesichert sind, zu schmälern, und zu verändern. — Der Kaiser muß den Pabst in seinen Absichten vertheidigen, sonst handelt er nicht nach dem ersten Artikel der Wahlcapitulation — In billigen Dingen. — Die katholischen und protestantischen Fürsten müßten sich mit dem Pabst vereinigen, damit die vier Erzbischöffe nicht das Uebergewicht in Deutschland bekommen. — Lächerliche Zumuthung. — Der Erzbischof ist kein wesentliches Stück in der Kirchenhierarchie. — Gut, aber wenn die Nuntien als Oberaufseher nöthig sind, warum nicht auch die Erzbischöffe? — Les quatre Metropolitains ont aboli la Nonciature dans leurs Etats, où tout recours au Pape & à ses legats est interdit d'une

maniere qui etabli un Schisme complet. — Dieses Vorgeben ist nicht erwiesen; und die Herrn Erzbischöffe Schismatiker zu nennen, ist viel gewagt. — On comprend sans peine de quelle importance sont les Nonces dans un Etat si mal pourvu des Pasteurs rarement elevés pour être, ce qu'ils sont, & ce qu'ils doivent être. — Ein feines Compliment für die mehresten Herrn Erzbischöffe! — Il y a en France — une discipline & subordination edifiante, une administration suivie & sur dans tous ses details, en corps imposant d'autorité, episcopale, qui gouverne & reserve tout l'ensemble. — Vielleicht sieht es in der französischen Kirche eben deswegen so gut aus, weil die Macht ihrer Bischöffe vom Pabst weniger beschränkt ist, und weil die Nuntien keinen so mächtigen Einfluß haben, wie in Deutschland, weil sie gar keine Gerichtsbarkeit haben. Die deutschen Erzbischöffe thun ihre Pflicht, ohne Nuntien als Mitregenten zu haben. Man ist auch mit ihnen zufrieden, verlangt keine aus Italien und Frankreich. En Allemagne quel remede opposer à ce genre de mal? Qui osera regarder en face l'Archevéque ou l'Eveque — qui repand dans tous les membres du Clergé la Crainte, ou l'Esperance, environnés des flatteurs pour qui un Conseil est un outrage, & un avertissement un Crime d'Etat. — Die Nuntien helfen diesem Uebel wohl nicht ab. Die geist- und weltliche Regierung war niemals übler beschaffen, als wenn Nuntien mitregierende Herrn waren. Die Erzbischöffe haben ihre Domcapitel, und zum Theil ihre Landstände, die können, wenn es nöthig ist, Vorstellung machen. — Quand Hermann de Weiden & Gebhard Truchses tomberent dans l'Apostasie, — Sans les Nonces Groppes & Bonomo — que serait devenue une grande partie d'Allemagne? — Nichts weniger, als was es jezt ist. Zu den Zeiten Hermann von Wied wurde kein päbstlicher Nuntius nach Cöln geschickt. Als Hermann um das Jahr 1544 die Lehre des Bucerus einführen wollte, sezte sich ihm das Domcapitel muthig entgegen, vid. Arnold Meshov de Schismate Herrmanni Comitis de Weda Arch. Colon. in Michaelis ab Isselt de bello Colon. ed. Colon. 1620. p. 105, 113, 131. Da er entsezt werden sollte, gab Paul III. dem Coadjutor Adolph von Schaumburg die Vollziehung des päbstlichen Urtheils und

Banns, ohne auf Sendung eines Legaten zu denken. Meshov. l. c. p 157. Hermann dankte hierauf freywillig ab, und kein Nuntius that etwas bey der Sache. Caspar Gropper hingegen war um das Jahr 1575 Nuntius, und nahm weder an dem Schicksal des Hermanns, noch Gebhards Antheil. Als dieser die katholische Religion verließ, hielt man zu Rom darüber Rath und es wurde beschlossen, den Minutius de Minutiis nach Deutschland zu schicken. Der mußte einen Landtag veranstalten; ehe aber der päbstliche Nuntius ankam, hatte auf Anrathen der kaiserlichen Räthe das Domcapitel schon den Schluß gefaßt, zu einer neuen Wahl zu schreiten, und nur ein declaratorisches Urtheil des Pabstes zu erwarten, vid Michael ab Isselt de bello Colon. pag. 211 seqq. — Der übrige Theil dieses Abschnitts ist ein Auszug der Stellen der Reflexionen, worinn den Erzbischöffen und dem Convent zu Ems ungegründete, auffallende und beleidigende Beschuldigungen gemacht, Unterthanen, geist- und weltliche Fürsten und Reichsstädte ohngefähr in folgenden Ton gegen sie aufgehetzt werden. Ils sont-les Archeveques — capables de felonie & de praevarication contre les loix de l'Empire. — Peuvent-ils les Princes protestants — être indifferens sur le despotisme, dont on ne voit pas d'exemples chés les nations les plus esclaves de l'Afrique & de l'Asie, ravageant les lieux saints, dépouillant les temples introduisant toutes sortes de nouveautés de doctrine & de pratique, contre les Statuts exprès du Traité de Westphalie. — Der Verfasser macht daraus das Resultat, daß Männer, die in solchen Ausdrücken schreiben und schreiben lassen, die der Ruhe und der Staatsverfassung des deutschen Reichs so gefährliche Grundsätze hegen, überhaupt, und insbesondere mit Gerichtsbarkeit versehen, nicht zu dulden. —

Das sey genug, sich einen Begriff von dem Inhalt der hier angezeigten Schrift zu machen. Sie ist zwar nicht mit blühenden Floskeln, mit rednerischen Exclamationen, mit sinnreichen Wendungen und hochtrabenden Ausdrücken ausgeschmückt, glänzet nicht in dem imposanten Anzug der Reflexionen; aber desto reichhaltiger ist sie an soliden Gedanken, an Beweisen, die keine Widersprüche erschüttern, an Deutlichkeit, Kraft und Wahrheit. Es wird versichert, daß der Verfasser

fasser dieser Schrift der gelehrte Churcölnische Staatsminister, Freyherr von Wildenfels sey.

Ms.

Carl Friedr. Gerstlachers, Markgr. Badischen geheimen Raths, Handbuch der deutschen Reichsgesetze, nach dem möglichst ächten Text, in systemathischer Ordnung. Neunter Theil. Reichs-Policey- und Cammerwesen, 1788. Frankfurt und Leipzig, in Commißion bey Joh. Bened. Metzler. Von Seite 1167 bis 1781. in 8.

Dieser über 600 Seiten angewachsene Band besteht aus 18 Kapiteln. So reichhaltig ist die Reichsgesetzgebung, vornehmlich älterer Zeiten, im Fache der Policey. Das erste Kapitel betrift: Religion, gute Sitten, Zucht und Ordnung, wie auch Sorge für die Wissenschaften. Das zweyte: öffentliche Ruhe und Sicherheit. Das dritte: Abstellung des Bettelns und Vorsorge für die wahrhaft Arme. Das vierte: Vorsorge für Pupillen und Minderjährige, wie auch Kirchengüter und Gefälle. Das fünfte: Gesind-Ordnung. Das sechste: Anstalten wider Luxus und Verschwendung. Das siebente: Anstalten wider Vervortheilungen und Betrügereyen. Das achte: Von Wegen und Stegen, Wasserströmen, Dämmen, Brücken rc. Das neunte: Commercien, Gewerbe und Manufakturen. Das zehnte: Von Zöllen, Mauten, Licenten rc. Das eilfte: Calenderwesen. Das zwölfte: Reichsmünzwesen. Das dreyzehnte: Vom Postwesen. Das vierzehnte: Handwerker, und Abstellung der Handwerksmißbräuche. Das funfzehnte: Vorschrift für das Cammergericht in Absicht auf das Policeywesen. Das sechzehnte: Rechte der Reichsstände in Absicht auf das Policeywesen. Das siebzehnte: Reichsschlüsse über Verbesserung des Policeywesens. Das achtzehnte: Verfahren gegen die Uebertreter der Policeyordnung. Mancher wird Manches in Policeysachen von Reichswegen hier angeordnet finden, das er wohl nicht erwartet hätte, und für manche größere und kleinere deutsche Terretorien wäre wohl zu wünschen,

daß

daß einstweilen nur ob den Reichs-Policey-Verordnungen gehalten würde.

Nk.

Deutsche Staatskanzley. XXI. Theil. Von D. Joh. Aug. Reuß ꝛc. Ulm, 1788. 404 Seiten, in 8.

In diesem neuen Theile sind enthalten: 1) Eine kurze Geschichte der Hessencasselschen Occupation der Grafschaft Schaumburg-Lippischen Antheils. 2) Eines ungenannten Katholischen Gedanken über die Fränkische (längst beygelegte) Grafensache. 3) Brandversicherungsanstalt verschiedener Reichsabteyen in Schwaben von 1787. 4) Geschichte des Fränkischen Kreis-Caßieramts ꝛc. 5) Vertrag zwischen der Fränkischen Kreisversammlung und der Reichsstadt Nürnberg, die Verwaltung der Kreiskasse betreffend. 6) Reichsstadt Frankfurtische Verstattung einer reformirten Religionsübung. 7) Schwäbische Craisverhandlungen v. J. 1787. 8) Religionsirrungen der reformirten Einwohner zu Worms mit dasigem Magistrat. 9) Aktenstücke den Bad-Emser Congreß betreffend. 10) Vermischte Nachrichten von deutschen Staatsangelegenheiten.

Nk.

Deductions- und Urkundensammlung. Ein Beytrag zur deutschen Staatskanzley. Von D. Joh. Aug. Reuß ꝛc. Dritter Band. Ulm, 1788. Stettinische Buchhandlung. 352 Seiten, in 8. Vierter Band. Ebend. 1788. 388 S. in 8.

Nebst dem Beschluß der gräfl. Wittgensteinischen Rekursschrift in der Schurischen und Wittgensteinischen Ehesache, enthalten diese beyde Bände die Churmaynzische Klostergütersache, die H. Casselsche Occupation der Grafschaft Schaumburg-Lippischen Antheils, die Reichsstadt Nürnbergische Steuersache und den Rechtsstreit des alten R. Grafenstandes über den Gebrauch des Prädicats: Wir.

Nk.

D. Jo.

D. *Jo. Christ. Eschenbach*, in acad. Rostoch. Prof. jur. ord. *commentationes juridicae*, Fascic. I. Rostochii, apud Koppe. 83 Seiten, in 8.

So klein, der Bogenzahl nach, diese Sammlung ist; so enthält sie doch fünf Abhandlungen: 1) de restitutione in integrum, quae fit brevi manu; 2) de expensis criminalibus stricte sic dictis; 3) de homicidio proditorio; 4) de defensione pro avertenda confrontatione; 5) de inquisitione summaria. Daß die Materien auf so wenigen Blättern nicht erschöpft seyn können, ist begreiflich.

Am.

Sind die kaiserl. königl. peinlichen Strafgesetze der Politik und dem Staats- und Naturrechte gemäß? Eine Patriotenfrage, von D. Geiger. 1788. 42 Seiten, in 8.

Diese ohne Anzeige des Orts, sonsten aber sehr freymüthig geschriebene Abhandlung ist hauptsächlich wider die Strafe des Schiffziehens gerichtet, wovon ein Kupfer neben dem Titelblatt eine Abbildung enthält. Sie ist nach dem Verf. nicht nur an sich äusserst grausam, und eine der grausamsten Todesstrafen, sondern auch in der Rücksicht höchst ungerecht, weil sie für den Mann vom Stande und guter Erziehung die härteste, für den Mann vom niedrigen Pöbel aber, welcher harte Arbeit und schlechte Kost gewohnt ist, und kein Gefühl von Ehre hat, weit geringer ist, und doch der eine wie der andere, auf gleiche Weise damit belegt wird; sie ist nach dem Verf. nicht zweckmäßig, und auf Religion und Besserung des Verbrechers wird dabey keine Rücksicht genommen; auch soll sie dem §. 157. des jüngsten Reichsabschiedes, und dem §. 32 und 33. des Schwedischen Friedensschlusses entgegen seyn, wovon aber die nothwendige Erläuterung fehlt. Am Ende schlägt der Verf. andere Mittel vor, durch welche Sicherheit des Staats und Besserung des Bürgers entspringen. Wir wollen hierbey von der freyen Sprache des Verf. nur eine

Probe

Probe geben. Das erste Mittel ist ernsthafte, wirksame Einschränkung des Luxus. Hier sagt der Verf.: **Dazu ist nicht genug, daß Kays. J. denjenigen grob begegne, die geputzt zu ihm kommen, und daß er selbst in einem abgetragenen Rocke von schlechtem Zeuge einhergehe.** Bey dem dritten Mittel, Liebe des Volks zu seinem Regenten, sagt er: **Ein Fürst, der nur durch Furcht herrscht, wird überall betrogen, wo man glaubt, daß es ohne entdeckt zu werden, geschehen könne; und dies ist der Fall in Kayserl. Ländern.** Er zeigt am Ende den Kontrast, zwischen dem Verbot der Hazardspiele, und der so nachdrücklichen Beförderung des Lotto, und die Abscheulichkeit der Hetze. Jm.

4) Arzneygelahrtheit.

J. C. A. Mayers anatomische Beschreibung der Blutgefäße des menschlichen Körpers, mit 16 Kupferplatten. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin und Leipzig. Bey Dekker. 1788. in 8. 29 Bogen stark.

Diese neue Auflage, eines seinem Zwecke sehr angemessenen Buchs, hat einige Vorzüge vor der ältern; die Beschreibung des Herzens ist ausführlicher und durch neue Kupfer erläutert; die Namen, welche verschiedene Zergliederer gewissen Theilen gegeben, auch beygefügt; den lateinischen Namen, wenn sie eben so allgemein bekannt waren, deutsche untergeschoben, die Vertheilung in Zweige bey verschiedenen Gefäßen deutlicher angezeigt, und bey einigen vorzüglich wichtigen Theilen, welche von vielen Gegenden Schlagadern erhielten, an dem Orte, wo von der vorzüglichsten Schlagader dieses Theils die Rede ist, noch einmal summarisch in einer Note angezeigt. Ew.

Beschreibung des ganzen menschlichen Körpers, mit den wichtigsten neueren anatomischen Entdeckungen

gen bereichert; nebst physiologischen Erläuterungen von J. C. A. Mayer. Für Aerzte und Liebhaber der Anthropologie. Fünfter Band. Berlin und Leipzig. Bey Decker und Sohn. 1788. in 8. 31 Bogen stark.

In diesem Bande sind, nach dem schon bekannten Plane des Verfassers und auf eine gründliche der Aufschrift entsprechende Weise die Theile, welche zum Absondern, Aufbewahren und Ausleeren des Harns bestimmt sind, die Zeugungstheile beyder Geschlechter, und die damit in Verbindung stehende Theile, ihre Verrichtungen und Veränderungen, und die Werkzeuge der äusern Sinne beschrieben.

Ew.

Anatomische Tafeln nebst den darzu gehörigen Erklärungen. Viertes Heft. Eilf Kupfertafeln, von den Sinnwerkzeugen und den Brüsten, herausgegeben von J. C. A. Mayer. Berlin und Leipzig. Bey Decker und Sohn. 1788.

Auch dieses Heft entspricht seinem Endzwecke gänzlich: zwar sind von den Kupfern nur wenige dem Verf. eigenthümlich, und er ist bescheiden genug, dieses selbst zu gestehen und gerecht genug, zu sagen, von wem er sie entlehnt habe; aber sie sind durchaus, so weit wir sehn, gut gewählt.

Ew.

Sendschreiben über den thierischen Magnetismum. Aus dem Schwedischen und Französischen, mit Zusätzen, von Kurt Sprengel. Halle, bey Joh. Christ. Hendel. 1788. 142 S. in 8.

Die thörichten Schweden, welche einen Bund mit einander errichtet haben, bey andern Leuten durch die Schwedenborgischen Grillen taumelnden Schwindel zu erregen und ihrer Vereinigung den Titel der exegetischen und philantropischen Gesellschaft geben, diese Thoren konnten nicht

gleich=

gleichgültig vernehmen, was man vom Wunder des Magnetismus in die Welt hinein zu schreiben und zu prahlen für gut fand. Denn es diente dieses alles zu sehr in ihren Geisterseher-Kram und ihre Wunderschwärmerey, daß sie nicht umhin konnten, sich dessen öffentlich zu freuen und ihre Freude über den mesmerischen Fund denen, die daran glauben, kund zu thun. Darum fertigten sie ein sanfttönendes Sendschreiben schwedisch und französisch ab; sandten es aber nicht blos an die Behörde, nämlich an die seynsollende harmonische Gesellschaft zu Strasburg; sondern auch in alle Theile und Reiche der Welt, wohl bewußt, daß Aberglaube, Schwärmerey und Stupidität nirgend nicht nur nicht ausgestorben sey, sondern von neuem überall ins Leben komme und ihnen Anhänger verschaffte. Ihrer Sache gewiß, theilten sie sogar ihr Geistesprodukt auch mehreren aufgeklärten deutschen Gottesgelehrten mit, und baten höflichst, es zu prüfen, das Urtheil bekannt zu machen und Uebersetzungen, Einrückung in Zeitschriften zn besorgen, wahrscheinlich, damit das gute Werk befördert werde, die Geister-Visiten höher zu achten, als nach vernünftigen Gründen geschieht. So erhielt Hr. Dr. Semler auch ein Exemplar, worauf er zwar (wie er sonst in solchen Fällen selten zu unterlassen pflegt), nicht antworten wird; indessen trug er Hrn. **Kurt Sprengel** die Uebersetzung davon auf, und ermunterte ihn, Zusätze beyzufügen, welche die Geschichte der schwedischen Meynungen, nebst einigen Anmerkungen über dergleichen tolle Verirrungen des menschlichen Verstandes in sich fassen. Die Zusätze lassen sich lesen und verstehen. Das Sendschreiben läßt sich kaum lesen, da man es nicht verstehen kann. Die vornehmste Idee besteht darin, daß der Magnetismus blos durch Geister wirksam gemacht werde, zu welchen man aber die Seele der Magnetisirten nicht mitzählet. Ob nun gleich diese Idee nicht so albern scheint, als die gewöhnliche von einer superfeinen, vernünftigen, physischen Materie, dergleichen von glaubigen Aerzten, Physikern, Nichtärzten und Nichtphysikern in Rücksicht des thierischen Magnetismus angenommen wird, so bleibt sie doch nach Art unglaublicher und unerweislicher Feenmährchen, schlechterdings chimärisch.

Ku.

Almanach für Aerzte und Nichtärzte auf das Jahr 1788. Herausgegeben von Ch. G. Gruner. Jena, bey Cunos Erben. 1788. 8. 288 S. ohne den Calender.

Die Zuschrift an den Protochirurg, Ritter Brambilla, ist ein hingeworfener Kampfhandschuh, welchen B. wohl nicht aufheben wird; denn er weis, daß auf diesem Kampfplatze und wider diesen Gegner seine Waffen zu stumpf oder zu leicht zerbrechlich sind. Im Prolog erklärt sich Hr. G. sehr männlich über einige gegen ihn gerichtete Schmähschriften. In der Uebersicht der medicinischen Litteratur, auch hier und durch das ganze Buch hat der Verf. den humoristischen Weickard im Basrelief aufgestellt, es ist widrig, ihn blos deswegen immer verunglimpft zu sehen, weil er die Geschichte der Arzneywissenschaft und die Aerzte der Vorzeit nicht so gut kennt, nicht so studirt und nicht so schätzt als G. Der Rez. des Almanachs 1785 (B. LXV. St. 2. d. B.), hat seine Meynung über diese Partheylichkeit und Unpartheylichkeit, alle neuen Aerzte, die nicht so wie G. so große Kenner und Freunde der alten Aerzte sind, für Halbärzte u. dergl. zu erklären, gerade heraus gesagt, und der Rez. des vor uns liegenden Almanach unterschreibt sie von ganzem Herzen. Die alte Arzneywissenschaft ist G. vorzügliches Studium. Wir wollen ihm auch zugeben, daß es sein Gutes und sein Nützliches habe, aber warum sollen alle hinten aufsitzen? und wenn es alle könnten und thäten, würden wir dem Verf. für seine censura libr. Hipp., analect. ad antiquitat. med., morborum, antiquitates, Bibliothek der alten Aerzte u. s. w. so viel Dank schuldig seyn, als wir ihm jetzt sagen? 2) Ueber die Ansteckung des Podagra, nebst dem Resultat zahlreicher Erfahrungen über das Wohlverley (von Dr. Rausch). Beweise für die Ansteckung des Podagra und gerechte Empfehlungen des Wohlverley bey Quetschungen, Brustzufällen, von verstopften Gefäßen, beym Anfang des kalten Brands, in Wechselfiebern, in Faulfiebern und in entzündlich faulichten Fiebern. 3) Desselben Aufforderung um Beyträge von musikalischen Kuren. 4) Die medizinischen Apostel in Rußland. 5) Preisfragen. 6) Medizinische Neuigkeiten.

ten. 7) **Lebensbeschreibungen** (**Malouins** und **de Jußieu**). 8) **Lobpredigt auf das Sinnberger Wasser von Zwirlein.** 9) **Charlatanerie unter dem Doktorhute und unter der Franciskanerkutte,** wider **Müller**, wegen seines Bischofsliqueurs und dem Pater **Gualbert**, im Kloster Heiligkreutz. 10) **Ein specifisches Steinmittel aus der alten Welt.** Eine schnurrische Sage der Vorzeit von einem Bock, der mit starken Wein getränkt und alsdenn zu einer Arzney gegen den Stein gebraucht werden sollte. Vermuthlich trank der Bock Wasser, die Kranke seinen Harn, und der Apotheker den Wein. 11) **König Gustav und der Kunstrichter.** Eine Vergleichung des Königl. Bescheids zu Lund, für das Studium der gelehrten Sprachen ꝛc. zu sorgen, mit den Aussprüchen einiger Aerzte über den Werth der Alten. 12) **Der Räuber**, eine ungerechte Satyre über das Anatomiren der Kadaver, der mit dem Tod gestraften Verbrecher. 13) **Noch etwas über das Lebendigwerden**, gegen einen Aufsatz im deutschen Merkur, Sept. 1786. 14) **Krankheiten und Gespenster in Parallel**, etwas über eingebildete Krankheiten. 15) **Der Professor** ist sehr oft nicht was er seyn soll. 16) **Grab des Hippokrates.** Eine Allegorie. 17) **Die jezige Studienmethode. Nebenbey ein Seitenblick auf Weickards neuen Studienplan.** Der beste Aufsatz im diesjährigen Almanach, voller guter Lehren, wären sie nur nicht durch so partheyische Ausfälle auf W. verunreinigt. 18) **Das Medicinalpersonale in Paris**, es besteht in 206 Aerzten. 19) **Die Doktorversteigerung. Nach dem Lucian.** 20) **Vorzüge und Alterthum der Chirurgie**, eine ächte Kritik der **Brambillaschen** Rede. 21) **Die Wahrheit.** Rüge einiger Schildbürgerstreiche gegen die medizinische Polizey. 22) **Ein paar Worte über das Küssen**, in Rücksicht der venerischen Ansteckung. 23) **Titelsucht.** Spötteln über verschiedene Titel der Aerzte. 24) **Griechische Klinik.** Eine Ankündigung eines Kompendiums der griechischen Klinik, womit uns Hr. Hfr. **Gruner** auf der Ostermesse 1789 beschenken wird, und wofür wir ihm gewiß Dank wissen werden. 25) **Groß- und Kleinstädtische Akademien.** Die Akademien in mittelmäßigen Städten seyen zweckmäßiger als in großen. 26) **Moses und Hiob**, eigentlich über das Alter der Lustseuche und wie-

der Weickard, der so gar schon in der biblischen Geschichte Spuren der Lustseuche finden will. 27) **Sachen die gesucht werden, theils Ernst, theils Spott.** 28) **Auszüge aus Briefen,** wovon uns vorzüglich die Nachrichten aus Pavia, Stockholm und aus Augsburg über **Stolls** Verdienste und Krankheit gefallen haben. 29) **Todesfälle.** 30) **Beförderungen und Ehrenbezeugungen.**

Ph.

---

5) Weltweisheit.

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, herausgegeben von C. P. Moritz und C. F. Pockels. Sechsten Bandes drittes Stück. Berlin bey Aug. Mylius. 1788. in 8. 124 Seiten.

An interessanten Bemerkungen und scharfsinnigen Erklärungen mehrer Phänomene (nicht wie meistens hier geschrieben wird, Phönomene), ist das Stück reichhaltiger, als an neuen und auffallenden Erfahrungen. Voran geht wieder, wie gewöhnlich, die Revision; jetzt scheint man diese an die Geschichten mehr knüpfen zu wollen, welches im Ganzen auch das bequemste ist, da meistens die Leser bey der Revision die Geschichte selbst nicht mehr im frischen Andenken haben, oder vom gegentheiligen Eindrucke schon zu sehr eingenommen sind, als daß diese erwünschte Wirkung thun könnte. Sehr richtig wird hier bemerkt, daß Geisterseherey, Schatzgräberey und dergleichen, beym gemeinen Manne mit den schiefen Religionsbegriffen vom Teufel in der genauesten Verbindung stehen. Auch bey Gelehrten ist dies der Fall; unter den Beweisen für Phantastereyen stehen gemeiniglich die aus der Bibel oben an: es ist daher keine Hoffnung, durch gesunde Vernunft sie zu mindern, viel weniger zu vertilgen, so lange nicht vernünftige Bibelerklärung allgemein gemacht wird. Sonderbar ist freylich die Erscheinung, daß viele Wahnwitzige sich nichts aus dem machen, was Gottesdienst und Religion angeht; jedoch aus einem mit ihrer Krankheit gewöhnlich verbundnen Umstande, leicht erklärlich. Im Gehirn selbst, oder

in

in den Nerven des Unterleibes, finden sich bey den Tollen meist sehr schmerzhafte Reizungen, wodurch sie zum Hasse gegen sich selbst, und alles sie umgebende bewogen, mithin auch zur Verachtung und Hasse alles religiösen hingerissen werden. Wer mit sich selbst im hohen Grade unzufrieden ist, ists auch mit allen übrigen, und mit der Gottheit um so mehr, weil er seine Plage ihr beyzumessen, sich berechtigt glaube. Ueberspannter Stolz und Liebe, sind freylich gewöhnliche Quellen des Wahnsinnes, doch nicht so gewöhnlich, als man sie gemeinhin annimmt. Daraus, daß ein Wahnsinniger großen Stolz, oder Liebe verräth, folgt nicht allemal, daß diese Ursachen der Krankheit sind. Alle vorher unterdrückten Leidenschaften brechen mit größrer Heftigkeit aus, so bald Ueberlegung sie nicht zurückhält, wie in Träumen in der Trunkenheit, so auch in der Verrückung. Daher ist der Schluß nicht sicher, der Verrückte läßt diese oder jene Leidenschaft vorzüglich aus, also ist er durch sie verrückt worden. Ueber zwey Erscheinungen oder Visionen wird sehr gründlich philosophiret; genauere Untersuchung und stärkere Bestätigung schien uns noch der Satz zu bedürfen, daß die Seele gegenwärtige Sensationen durch die Einbildungskraft oft auf längst vergangene Zustände transferiret, und hinterher Sachen vorher gesehen zu haben glaubt, die ihr vor dem Faktum nicht in Sinn gekommen sind. Daß nicht selten nach einer Begebenheit vorherige lebhafte Bilder oder Träume sich mit in das Faktum einmischen und so für würklich empfunden genommen werden, hat Erfahrung für sich; von gar nicht gedachten Dingen aber ist uns dergleichen nicht bekannt. Die Beobachtung, daß zuweilen Leute richtig denken, aber dennoch verkehrt reden, und zu ihren Gedanken nie die rechten Worte finden können, wird dadurch erklärt, daß wegen Verwirrung der Gehirnfibern (nicht Fiebern) das Gedächtniß die Kraft verliehrt, zu einem gewissen Gedanken seine ihm eigentliche Wortfolge herbeyzuführen, so daß das Bewußtseyn vom Sinne des Satzes dennoch ungeschwächt bleibe. Diese Erklärung dünkt uns noch ein wenig zu allgemein; wir haben uns die Sache so vorgestellt; den Zweck, oder den Sinn des zu sagenden, behält man in dem Falle vor Augen; in dem Augenblicke, da dieser Gedanke in die Sprach-Organe übergehen soll, sie zu bewegen, erfolgen durch deren gar zu große Beweglichkeit, andere

Bewegungen, als man wollte, etwa wie ein Klavierspieler, indem er sehr hurtig spielen will, verkehrt spielt.

Es folgen Beyspie von Lebensüberdruß, und aus solchem verübte Mordthaten, mit sehr treffenden Betrachtungen. Die aus diesem Grunde Mordthaten begehen, thun es meist, weil sie Zeit zu eigner Bekehrung zu gewinnen hoffen. Gegen das der Gesellschaft so nachtheilige Vorurtheil, Mutter eines zwiefachen statt des sonst einfachen Mordes müßten Prediger sich oft und stark äußern, wie überhaupt gegen den ungerechten Glauben, daß ein einziger Augenblick von Reue alle Strafen jener Welt abzuwenden vermag. Sonderbar ist die Nachricht von einer Frau, welche gestorben zu seyn glaubte, und als gestorben durchaus wollte behandelt seyn. Zu den hierüber beygebrachten Erklärungs-Gründen würden wir folgendes hinzusetzen: die Krankheit erregte ein lebhaftes Gefühl körperlicher Schwäche in den innern Organen, dergleichen bey Hypochondristen oft vorkommt, als welche sich einbilden, bis zum augenblicklichsten Sterben schwach zu seyn. Dazu gesellte sich Schwäche der äußern Empfindungswerkzeuge, so daß die Sensation ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit verlohren. Beydes zusammen mußte die Ueberzeugung hervorbringen, sie sey würklich gestorben, ihr noch vorhandenes Bewußtseyn gehe auf einen vom Körper schon abgeschiedenen Zustand. Die mütterliche Grausamkeit aus Melancholie und Verzweifelung ist merkwürdig, wiewohl im Grunde nichts als mütterliche und Selbstliebe.

Die Materialien zu einem analytischen Versuche über die Leidenschaften enthalten in ihrer jetzigen Fortsetzung Betrachtungen über die Eifersucht; die man ohne Nutzen und mannichfaltigen Anlaß zu weiterm Nachdenken nicht lesen wird. Eifersucht wird erklärt für ein Gemisch aus Neid und beleidigter Selbstliebe. Letztere, da sie sich in alle Leidenschaften mischt, ist zu allgemein, jede besondere Leidenschaft enthält sie in sich in besonderer Richtung und Modifikation, wir würden daher statt ihrer lieber Ehrgeiz, Stolz und Hang zur Melancholie gesetzt haben. Wer sich für wenige, wie wenige für ihn gemacht glaubt, dem ist Theilung oder Entziehung von Liebe und Freundschaft unerträglich; wer hingegen hierinn leicht zu befriedigen ist, dem ist an Abwechslung der Gegenstände weniger gelegen; ihm wird vielmehr Abwechslung Bedürfniß. Aus diesen Gründen läßt sich am ungezwungensten erklären,

was der Verf. in der Folge sehr scharfsinnig bemerkt, daß wir selbst gegen die manchmal Eifersucht empfinden, die wir hassen, daß diejenigen am meisten zur Eifersucht geneigt sind, die sonst andern viel Gelegenheit dazu gegeben haben; man muß aber hinzusetzen, unter der Bedingung, daß eine von den drey Leidenschaften sich mit einmischt; denn es giebt manche, die zur Eifersucht andre oft gereizt haben, ohne sie selbst zu empfinden.

In den psychologischen Bemerkungen über die Träume ...rd man viel interessantes, bisher wenig oder gar nicht beob... tes antreffen. Daß die Seele oft ohne Veranlassung an... zu träu... n, meynt der Verf. könne durch den ähnlichen ... igt werden, wo wir bisweilen mitten im Wa... n zu Denken und nach solchen Intervallen die ... e Ideen gleichsam aus dem Nichts wieder hervor... h, wenn diese Beobachtung hinlänglich bewährt ... r wenigstens müssen gestehen, sie noch nicht so zu ... ehr scheint uns das jenen großen Satz vom zu... en ... unde geradezu umzustoßen. Sehr wahr ist das ... Bemerkung, daß wir im Traume gegen Vorstellun... glei... ültig bleiben, worüber wir im Wachen höchstens er... nen würden; daß wir die ungereimtesten Sprünge im ... ume gar nicht wahrnehmen, sondern für ganz natürlich ... n, daß wir gegen unsre sonstigen moralischen Grund... e und ... ugungen sehr gleichgültig sind u. s. f. Um ... zur Erklärung vom Verf. beygebracht wird, ... Mangel an Vergleichung und Selbstmacht über ... ungen hierzu am meisten, wo nicht einzig, alles ... gen. Im Traume ist nicht das ganze Gehirn in ... igkeit; nur einige Theile sind thätig, und auch die wer... ht nach vorher bestimmten Zwecke, sondern nach Ge... des Mechanismus und der Gewohnheit bewegt. Ver... ung also zwischen den gegenwärtigen und ehemaligen ... llungen und Grundsätzen findet gar nicht, oder höchst ... tt, mithin auch Bemerkung des abweichenden, son... rn und ungereimten, nicht.

...as Fragment aus dem Tagebuche eines Reisenden enthält ...r gute Beschreibung vom Rückfall eines jungen Mannes e... n geheilte Raserey, durch Erhitzung vom Weine, und ... auch durch den Anblick der Gegenstände, welche ihn ... nd der Krankheit umgeben hatten. Bekanntlich setzt

 lebhaf-

Bewegungen, als man wollte, etwa wie ein Klavierspieler, in dem er sehr hurtig spielen will, verkehrt spielt.

Es folgen Beyspie von Lebensüberdruß, und aus solchen verübte Mordthaten, mit sehr treffenden Betrachtungen. Die aus diesem Grunde Mordthaten begehen, thun es meist, weil sie Zeit zu eigner Bekehrung zu gewinnen hoffen. Gegen das der Gesellschaft so nachtheilige Vorurtheil, Mutter eines zwiefachen statt des sonst einfachen Mordes müßten Prediger sich oft und stark äußern, wie überhaupt gegen den ungerechten Glauben, daß ein einziger Augenblick von Reue alle Strafen jener Welt abzuwenden vermag. Sonderbar ist die Nachricht von einer Frau, welche gestorben zu seyn glaubte, und als gestorben durchaus wollte behandelt seyn. Zu den hierüber beygebrachten Erklärungs-Gründen würden wir folgendes hinzusetzen: die Krankheit erregte ein lebhaftes Gefühl körperlicher Schwäche in den innern Organen, dergleichen bey Hypochondristen oft vorkommt, als welche sich ein bilden, bis zum augenblicklichsten Sterben schwach zu seyn. Dazu gesellte sich Schwäche der äußern Empfindungswerkzeuge, so daß die Sensation ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit verlohren. Beydes zusammen mußte die Ueberzeugung hervorbringen, sie sey würklich gestorben, ihr noch vorhandenes Bewußtseyn gehe auf einen vom Körper schon abgeschiedenen Zustand. Die mütterliche Grausamkeit aus Melancholie und Verzweifelung ist merkwürdig, wiewohl im Grunde nichts als mütterliche und Selbstliebe.

Die Materialien zu einem analytischen Versuche über die Leidenschaften enthalten in ihrer jetzigen Fortsetzung Betrachtungen über die Eifersucht; die man ohne Nutzen und mannichfaltigen Anlaß zu weiterm Nachdenken nicht lesen wird. Eifersucht wird erklärt für ein Gemisch aus Neid und beleidigter Selbstliebe. Letztere, da sie sich in alle Leidenschaften mischt, ist zu allgemein, jede besondere Leidenschaft enthält sie in sich in besonderer Richtung und Modifikation, wir würden daher statt ihrer lieber Ehrgeitz, Stolz und Hang zur Melancholie gesetzt haben. Wer sich für wenige, wie wenige für ihn gemacht glaubt, dem ist Theilung oder Entziehung von Liebe und Freundschaft unerträglich; wer hingegen hierinn leicht zu befriedigen ist, dem ist an Abwechslung der Gegenstände weniger gelegen; ihm wird vielmehr Abwechslung Bedürfniß. Aus diesen Gründen läßt sich am ungezwungensten erklären,

was

was der Verf. in der Folge sehr scharfsinnig bemerkt, daß wir selbst gegen die manchmal Eifersucht empfinden, die wir hassen, daß diejenigen am meisten zur Eifersucht geneigt sind, die sonst andern viel Gelegenheit dazu gegeben haben; man muß aber hinzusetzen, unter der Bedingung, daß eine von den drey Leidenschaften sich mit einmischt; denn es giebt manche, die zur Eifersucht andre oft gereitzt haben, ohne sie selbst zu empfinden.

In den psychologischen Bemerkungen über die Träume wird man viel interessantes, bisher wenig oder gar nicht beobachtetes antreffen. Daß die Seele oft ohne Veranlassung anfängt zu träumen, meynt der Verf. könne durch den ähnlichen Fall gerechtfertigt werden, wo wir bisweilen mitten im Wachen aufhören zu Denken und nach solchen Intervallen die Seele neue Ideen gleichsam aus dem Nichts wieder hervorruft. Freylich, wenn diese Beobachtung hinlänglich bewährt wäre; wir wenigstens müssen gestehen, sie noch nicht so zu finden, vielmehr scheint uns das jenen großen Satz vom zureichenden Grunde geradezu umzustoßen. Sehr wahr ist dagegen die Bemerkung, daß wir im Traume gegen Vorstellungen gleichgültig bleiben, worüber wir im Wachen höchstens erstaunen würden; daß wir die ungereimtesten Sprünge im Traume gar nicht wahrnehmen, sondern für ganz natürlich halten, daß wir gegen unsre sonstigen moralischen Grundsätze und Ueberzeugungen sehr gleichgültig sind u. s. f. Unter dem was zur Erklärung vom Verf. beygebracht wird, scheint uns Mangel an Vergleichung und Selbstmacht über unsre Vorstellungen hierzu am meisten, wo nicht einzig, alles beyzutragen. Im Traume ist nicht das ganze Gehirn in Thätigkeit; nur einige Theile sind thätig, und auch die werden nicht nach vorher bestimmten Zwecke, sondern nach Gesetzen des Mechanismus und der Gewohnheit bewegt. Vergleichung also zwischen den gegenwärtigen und ehemaligen Vorstellungen und Grundsätzen findet gar nicht, oder höchst selten statt, mithin auch Bemerkung des abweichenden, sonderbaren und ungereimten, nicht.

Das Fragment aus dem Tagebuche eines Reisenden enthält eine sehr gute Beschreibung vom Rückfall eines jungen Mannes in eine schon geheilte Raserey, durch Erhitzung vom Weine, und vornehmlich durch den Anblick der Gegenstände, welche ihn während der Krankheit umgeben hatten. Bekanntlich setzt

lebhafte Erinnerung eines vorigen Zustandes uns wieder fast in den nämlichen, und je lebhafter diese wird, desto mehr werden wir in ihn versetzt. Hr. Abel erzählt einen diesem fast gleichen Fall, wo ein Mann von einer den Kopf verwirrenden Nervenkrankheit nach der Heilung nichts erzählen durfte, ohne Anwandlungen dazu wieder zu empfinden. Eben daher kömmt es auch, daß diejenigen, welche beym Aderlaß pflegen in Ohnmacht zu fallen, keine Aderlaß ansehen können, ohne die Vorboten der Ohnmacht zu empfinden.

Zb.

Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, vorgetragen, und gegen die neueren Einwürfe vertheidigt, von E. n. d. E. r. W. (Muß wohl nach den Aeusserungen am Ende der Vorrede heißen — von Einem nach der Ewigkeit reisenden Weltweisen.) Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1788. in 8. 100 Seiten, und LVI. Seit. Vorrede.

Die Wirkungen der kantischen Philosophie haben den Verf. ermundert, noch in seinem Alter (denn nach den Aeusserungen der Vorrede hat er höchstens noch 10 bis 15 Jahre zu reisen, bis er die Ewigkeit erreicht) die Feder zu ergreifen, um seiner Meynung nach, der guten Sache, die auch ihm durch die kantische Philosophie so sehr zu leiden scheint, nach seinen Kräften beyzustehen. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß bey der starken Sensation, welche die kantische Philosophie erregt hat, die meisten ihrer Gegner, durch den Schaden, welchen diese Philosophie dem Gebäude der natürlichen Religion zufügen soll, ermuntert werden, für die gute Sache zu streiten. Schon dies scheint unser Zeitalter wegen der Vorwürfe der Gottlosigkeit, die ihm sonst und gewiß mit Unrecht gemacht werden, zu rechtfertigen. Auch wird hiebey dem unbefangenen Zuschauer beynahe der Gedanke aufgedrungen, daß unsere Philosophen bey ihren Streitigkeiten fast mehr auf das Verhältniß dieser oder jener Sätze zu ihren bisherigen beliebten Systemen, als auf die Wahrheit selbst, Rücksicht nehmen. Recens. ist überzeugt, daß die kantische

Philosophie an und für sich den schädlichen Einfluß auf die Wahrheiten der natürlichen Religion nicht hat, dessen sie beschuldiget wird; ob er gleich nicht läugnen will, daß diese Philosophie schon von vielen, aber gewiß gegen den Sinn des Königsbergischen Philosophen, dazu gemißbraucht worden ist, um die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion übern Haufen zu werfen. Mich dünkt, Kant ist weit entfernt, einen solchen Zweck sich vorzusetzen. Er bestimmt blos den verschiedenen Beweisen für die Wahrheit der natürlichen Religion ihren verschiedenen Werth, und sucht bisherige ungerechte Anmaßungen zurück zu weisen. Es kann seyn, daß er hierinn hin und wieder Unrecht hat, aber die Wahrheiten selbst wirft er nicht um. Auch ist es wohl ganz umsonst, die kantische Philosophie immer, oder doch vorzüglich nur in ihren Folgen anzugreifen: dies heißt, **sie verdächtig machen**, aber nicht **widerlegen**. Diese Folgen stehen oder fallen von selbst mit ihren Vordersätzen. Wenn sie widerlegt werden soll, so muß die Falschheit ihrer Grundsätze von Raum und Zeit und von den Categorien bewiesen werden, und alsdenn fallen die Folgen von selbst.

Was nun den Verf. gegenwärtiger Schrift anbetrift, so gehört er zwar zu den bescheidenen, aber wohl nicht zu den gründlichen Gegnern der kantischen Philosophie. Er kennt zwar die bisherigen Beweise für die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion recht wohl; scheint auch wahres eignes Intresse für sie zu fühlen; aber dagegen ist er mit dem Ideengang jener Philosophie, die er widerlegen will, zu wenig bekannt, um unter die gründlichen Gegner derselben gerechnet zu werden. Daher er sich auch mehr darauf einläßt, die bisherigen Beweise für die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in ihrer Stärke vorzutragen, als die kantischen Fundamentalsätze zu widerlegen. In der Vorrede oder vielmehr vorläufigen Abhandlung beschäftiget er sich zwar damit, die Haupteinwürfe Kants wider zwey der vornehmsten Beweise für das Daseyn Gottes zu beantworten; aber auch gerade hier will es ihm am wenigsten gelingen. Die Schrift selbst ist in drey Abschnitte getheilt. Zuerst handelt der Verf. von dem Daseyn Gottes, und führt die gewöhnlichen Beweise dafür aus der Zufälligkeit, und der Natur der Dinge. Im zweyten Abschnitt beantwortet er die Einwürfe, welche **Hume** und **Robinet** gegen diese Beweise vorgebracht haben; auch

theilt er in diesem Abschnitt Kants Gedanken in Ansehung der Beweise für das Daseyn Gottes mit, die er aus einem Manuscript von Kants Rationaltheologie, das ihm ein von Königsberg kommender Herr, vor ungefähr einem halben Jahr zum Durchblättern lehnte, ausgezogen hat, und begleitet sodann diese kantische Gedanken mit seinen eigenen Bemerkungen. Im dritten Abschnitt handelt er von der Schöpfung und Erhaltung aller Dinge. Diesem Abschnitt ist ein Anhang beygefügt, der die Beweise für das Daseyn Gottes aus der Bibel enthält.

Ungeachtet der Verf. am Ende der Vorrede in einer Note bemerkt, daß er auf drey sächsischen Universitäten studirt, auch über die deutsche Sprache selbst Vorlesungen gehört; so muß doch Recens. sagen, daß er sehr undeutsch und verworren schreibt, und zwar scheint diese Verworrenheit nicht sowohl in der schlechten Anordnung der Ideen des Verf. als vielmehr in seiner Unfähigkeit, sich der deutschen Sprache und ihrer Wendungen gehörig zu bedienen, gegründet zu seyn. Statt hundert Beyspiele hievon anzuführen, die sich beynahe auf allen Seiten finden, will Rec. zum Beschluß nur noch ein paar Zeilen aus der Vorrede S. XXXIII. abschreiben. „Denn „hat das entstandene, wo ich zugleich wahrnehme, wovon „oder wie es entstanden, seine Ursache, so hat wohl alles ent„standene seine Ursache — wenn ich auch nicht anschauend — „erkenne, wovon es entstanden; besonders wenn die Art, „wie es entstanden, oder entstehen müssen, schon bestimmt „die Art der Ursache, wovon wir ähnliche schon entdeckt ha„ben. Und wie viele Dinge habe ich erfahren, die seyn könn„ten, auch nicht seyn, so und auch anders, folglich zufällige „Dinge sind, welche durch gewisse wirkende Ursachen, und „bestimmende Gründe zur Wirklichkeit kamen; kann ich nicht „zuverläßig, nach der Analogie schliessen, daß also alle Dinge, „die nach diesen **erkennbaren Eigenschaften, daß sie „seyn können, auch nicht seyn, also jenen zufälligen „Dingen ähnlich** und mit ihnen **einartig** sind, durch wir„kende Ursachen, und bestimmende Gründe ihr Daseyn erhal„ten haben."

Schon hieraus ist wohl abzunehmen, daß es wenig Vergnügen aber desto mehr Mühe verursache, sich durch ein solches Labyrinth durchzuarbeiten, und die eigentlichen Ideen des Verf. die in ein solches Undeutsch gehüllt sind, zu entschleyern.

schleyern. Uebrigens ist Rec. gar nicht der, der den Verf., wie er sich am Ende der Vorrede ausdrückt, „über sein Vorgetragenes verunglimpfen will", wo er zugleich noch die Versicherung hinzufügt, — „man trift mich nicht; ich reise schnell" —: Aber doch hat sich Rec. dadurch auch nicht abhalten lassen, sein Urtheil über diese Schrift gerade und unverholen darzulegen, weil er versichert ist, daß, Tadel und Verunglimpfung gar keine Synonime sind. — Der Verf. hat doch auch gewiß nicht Hrn. Kant verunglimpfen wollen, ob er ihn gleich so sehr tadelt.

Fr.

---

6) Schöne Wissenschaften.

Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter. Zweyter Band. Gotha, bey Ettinger, 1788. 518 Seiten, in 8.

Dieser zweyte Theil enthält die vier versificirten Trauerspiele des Dichters, Elektra, Merope, Alzire und Medea, (letztere vormals in Prosa, itzt in lyrischen Sylbenmaaß) die keinem Theaterfreunde, das dritte Stück etwa ausgenommen, als welches, so viel wir wissen, nur für die Wiener Schaubühne gedruckt worden ist, unbekannt seyn können, in dieser Ausgabe aber insgesammt so viel und mannichfaltig, Merope selbst von Seiten des Plans, gewonnen haben, daß sie auch den innigsten Vertrauten der gotterschen Muse neues Vergnügen gewähren werden. In der That haben wir nirgends mehr die unermüdete Geduld und den unverdrossenen Fleiß des Verf. zu bewundern Gelegenheit gehabt, als in diesen verbesserten, oder, wie wir mit Recht sagen dürfen, umgearbeiteten Schauspielen. Ein uneigennützigers Opfer hat wenigstens die tragische Muse, die in dieser Gestalt dem veränderlichen deutschen Publikum so durchaus mißfällt, seit langer Zeit nicht erhalten, und wir müßten uns sehr irren, oder auch dem Dichter wandelte der Zweifel: Und wozu diese unendliche Mühe? an, als er in dem Vorbericht schrieb: „Je mehr Künstler von Einsicht und Talent ich unter den

Schauspielern zu kennen das Glück habe, um so dreister fodre ich sie bey dieser Gelegenheit auf, nicht durch Verschwendung ihrer Kunst an jedem elenden Machwerke das leicht bewegliche Publikum irre zu führen, sondern in ihren Foderungen, strenger zu seyn, insbesondre aber solche Stücke, deren Werth durch die Zeit und durch das einstimmige Zeugniß der Kenner entschieden ist, fleißiger hervorzusuchen, sie durch die Lebhaftigkeit des Spiels aufzufrischen, und auf diese Art unserm leider noch ganz hin und her schwankenden Geschmacke eine bestimmtere Richtung zu geben."

Es ist hier der Ort nicht, die Billigkeit dieser Klagen über den Wankelmuth unserer Nation und die nachsichtsvolle Gefälligkeit der Schauspieler zu untersuchen. So viel, dünkt uns indeß, liegt am Tage, daß beyde Theile so gar Unrecht nicht hatten, als sie dem versificirten Trauerspieler, das, gegen das Drama der Alten gehalten, wenig oder gar keine Spuren von großer dichterischer Komposition an sich trug, und im eigentlichsten Sinn Conversation in Reimen war, endlich den Abschied gaben und ihm den ohngleich wahrern Leßingischen Dialog und die kräftigern Charakterzeichnungen Shakespears vorzogen. Und ob sie Eigensinn, oder verkehrten Geschmack verrathen, wenn sie noch itzt auf ihrem Urtheile beharren, und die Dichter durch ihr Betragen mehr zur Ausbildung der spätern Gattung ermuntern? Wir sind weit entfernt, das den Engländern nachgebildete Drama gegen das Französische, wofern uns diese Benennung, um der lieben Kürze willen, erlaubt ist, in Schutz zu nehmen, weit entfernt, jenes unbedingt zu erheben, dies unbedingt zu verwerfen, weit entfernt endlich, den zahllosen Unsinn, den eine mißverstandene Nachahmung des großen Britten auf unsre Bühne gebracht hat, zu vertheidigen: aber wenn gefragt wird, welche Schauspielgattung unserm Theater und unsrer Lage und unsern Bedürfnissen am angenehmsten sey, so glauben wir wenigstens ohne Bedenken für die erstere stimmen zu dürfen. Soll der große Haufe an Trauerspielen Geschmack finden, die sich durch die edle Simplicität der Alten und durch ächte poetische Sprache empfehlen, so müssen zuvor die Absichten, um welcher willen das Schauspielhaus besucht wird, die Endzwecke, die sich die meisten Dichter zu erreichen vorsetzen, und vor allen Dingen das Publikum sich verändern, so müssen theatralische Vorstellungen uns, wie einst bey den Griechen, Angelegenheiten

ken des Volks, das Schauspiel nicht Spiel, sondern ernste Beschäftigung und Unterhaltung, und die Zuschauer für die Schönheiten des Ausdrucks so empfänglich werden, wie die Athenienser, oder, was Apoll verhüte, die Gränzen zwischen Prosa und Poesie sich in unsrer Sprache so sehr in einander verlieren, wie in der französischen. Unter solchen Bedingungen aber dürfte eine Aufforderung an Schauspieler und Directoren, die versificirten Trauerspiele wieder auf die Bühne zu bringen, wohl verlohrne Mühe seyn.

Vielleicht wird man sagen, daß es die Sache des Dichters sey, sich sein Publikum zu bilden. Das muß er freylich, und welcher Triumph für ihn, es zu vermögen! Wie wenig aber hängt die Erfüllung dieser Foderung von den meisten ab, und wie gar nicht vom dramatischen Dichter? von ihm, der nicht blos mit dem verderbten Geschmacke der Menge, der hier selbst mit der Laune und dem Eigensinne der Großen, und man darf wohl sagen, in Deutschland, so oft er seinen Schauplatz verändert, noch mit neuern unbekannten Schwierigkeiten zu kämpfen hat? Und dann, warum soll sich der Geschmack überhaupt wieder zu dem gereimten Trauerspiel hinneigen, da unsre Sprache, um sich über die gemeine zu erheben, des Reims nicht, wie die französische, bedarf, und dieser mühsam errungene Zweck und ihre Verheimlichung dem Schauspieler zuletzt die größte Anstrengung kostet, da ferner die erhobene heroische Tragödie, die eigentlich dieses Vortrags allein fähig ist, für uns aus guten Gründen weit weniger Reiz hat, als für den Griechen, da endlich die Simplicität des Plans und der Handlung, die, wie jeder einräumt, dieser Schauspielgattung so unentbehrlich ist, die Mannichfaltigkeit der Situationen und Verhältnisse gar sehr beschränkt, und folglich bey allem Verdienste doch gerade das, was wir bey dramatischen Vorstellungen, vorzüglich und nach unsern Bedürfnissen mit Recht verlangen, eine treue, tiefgehende Entwickelung der Gesinnungen, Leidenschaften und Charaktere, oder eine vollkommnere Menschendarstellung, als die der Alten war, hindert.

Wir hoffen wegen dieser kleinen Ausschweifung Verzeihung. Was kann man bey einem so vollkommenen Dichter, wie Hr. Gotter ist, wofern man nicht immer loben will, (und des Lobes wird der verständige Mann nur allzubald überdrüßig), anders thun, als die Veranlassungen, die sich zum

Nachdenken darbieten, brauchen, die Gnadenkenreihe, die sich entspinnt, verfolgen? Daß wir uns übrigens weder unterfangen, den versificirten Drama ein Verdammungsurtheil zu sprechen, noch uns einbilden, die Unmöglichkeit ihrer theatralischen Wirkung durch unsre Einwürfe dargethan zu haben, wird der aufmerksame Leser auch ohne unser Erinnern einsehn. Alle Einwendungen zusammen genommen, sagen zuletzt doch mehr nicht, als daß die versificirte Schauspielgattung kein großes, sondern ein gewähltes Publikum fodre, und das, denken wir, kann sich der Dichter, der den Werth seiner Arbeiten nicht nach der Stärke des Händeklatschens berechnet, am Ende gefallen lassen. Wirklich haben auch die vor uns liegenden Stücke durch den ausdauernden Fleiß ihres Verf. itzt einen so hohen Grad von Vollkommenheit erhalten, daß sie sich nicht blos vor ein gewähltes Publikum, daß sie sich dreust vor eine Versammlung prüfender Richter wagen, und des einstimmigen Beyfalls gewiß seyn dürfen. Die Grenzen der Bibliothek verstatten das nicht, unsre Behauptung durch weitläuftige Auszüge zu beweisen. Ein etwas längeres Beyspiel mag daher die Leser von der Achtung des Dichters für sie und von seinem Verbesserungstalente belehren. Wir wählen, ohne langes Suchen, die erste Scene aus Elektra. Hier ist sie zuförderst in ihrer ehemaligen Gestalt.

Iphise.

Pammen, so soll ich hier die Schwester wieder sehen?
Nach Agamemnons Grab soll auch Elektra gehen?
Ists möglich, daß der Tag uns wiederum vereint,
Daß sie mein Arm umschließt, mein Gram in ihrem weint?
Ists möglich, sollen wir, Aegisthen selbst zur Seiten,
Zum Pomp des Todtenfests die Königin begleiten?
Wir, Agamemnons Blut, wir sollen Zeugen seyn,
Wie die Verbrecher sich an diesem Tage freun?

Pammen.

O Tochter meines Herrn, es hat, wie dich Iphisen,
An diesen Schreckensort das Schicksal mich verwiesen,
Und was der Schoos des Hofs, an Freveln reich, verheelt,
Dringt nicht zur Einsamkeit, wo sich mein Alter quält.
Doch sagt man, daß Aegisth Elektren, im Gepränge
Des Todtenfests zu gehn, aus feigen Argwohn zwänge.

Er fürchtet ihr Geschrey, das Argos sonst durchlief,
Zu Menschen, zum Olymp und zu der Hölle rief:
Sie wecke, fürchtet er, die eingeschlafne Rache.
Er will, daß man hinfort auf ihre Schritte wache.
Als Sklavin schleppt er sie in seinem Zuge.

Iphise.

Wie?
Als Sklavin? Sie, die Tochter Agamemnons! Sie!
So weit sind wir gebracht! und unsre Mutter schweiget?
Sie prellt auf sie zurück, die Schande, die uns beuget.
O hieng die Schwester nur, zum Widerstand zu schwach,
Mit minderm Ungestümm, still, ihrem Kummer nach.
Was hilft es ihr, in Fluch, in Drohung auszubrechen?
Erbittern kann sie nur, den Wüthrich, uns nicht rächen.
Gelinder fiel mein Loos: Frey kann ich und allein
Dem immer wachen Schmerz hier unbeschimpft mich weihn,
Kann jeden Morgen, fern von seines Henkers Blicken,
Des Vaters heilig Grab mit frischen Blumen schmücken,
Und seh' Aegisthen nicht, den meine Seele scheut,
Als wann die Sonn' umwölkt den bangen Tag erneut,
An dem dies Eheband die Eumeniden schlossen,
Des größten Königs Blut beym Freudenmahl vergossen,
Und Klytemnestra selbst. —

Alle diese, gewiß nicht schlechten, und sogar von einsichtsvollen Kunstrichtern, und einem geschmackvollen Parterr einst gebilligten Verse hat Hr. Gotter also gebildet:

Iphise.

Sie soll ich wiedersehn, nach kummervollen Tagen,
Elektren? schwesterlich an ihrem Busen klagen?
Und frey mit ihr?— Pammen! ists möglich? hebt der Bann,
Der lang' uns schied, sich auf? Verzeiht ihr der Tyrann?
Wie? — Oder sollen wir ihn zu den Ueppigkeiten,
Die heute sich erneun, im Spott des Volks, begleiten?
Wir Agamemnons Blut, wir sollten Zeugen seyn,
Wie ihrer Frevelthat sich seine Mörder freun?

Pammen.

Seit Tugend und Natur an deinem Vater trauern,
(Du weißt es) floh ich scheu aus des Pallastes Mauern,

Und leb' in todter Ruh; vom Vorwitz ungequält,
Die Ränke zu durchschaun, die schlau der Hof verhehlt.
Doch hört ich, daß Aegisth Elektren im Gepränge
Des Opferzugs zu gehn, aus feigem Argwohn zwänge.
Er fürchtet ihr Geschrey, das Argos sonst durchlief,
Zu Menschen, zum Olymp und selbst zum Orkus rief;
Sie wecke, fürchtet er, die eingeschlafne Rache;
Er will, daß man hinfort auf ihre Schritte wache;
Gefesselt folgt sie ihm, gleich andern Sklaven.

Iphise.

Wie?
Elektra, Sklaven gleich! die Königstochter! Sie! —
So weit sind wir gebracht! und unsre Mutter schweiget?
Auf sie fällt sie zurück, die Schande, die uns beuget.
O hieng Elektra nur, zum Widerstand zu schwach,
Dem Kummer, der sie nagt, mit sanfterm Sinne nach!
Was hilft es ihr, in Fluch, in Drohung auszubrechen?
Erbittern kann sie nur den Wüthrich — nicht uns rächen.
Gelinder fiel mein Loos. Hier hauch' ich ungestört
Den Schmerz in Seufzern aus, die nur der Himmel hört;
Hier darf ich, unbelauscht von des Tyrannen Blicken,
Mit Blumen jeden Tag des Vaters Urne schmücken;
Am jeden Opferheerd mich frommen Thränen weihn,
Und für das Heil Orests den Laren Weihrauch streun.
Ergebung täuscht den Gram, indeß mit trägem Gange
Die Zeit vorüberschleicht —

Da wir keine Freunde von leeren Ausrufungen sind, und eine genaue Zergliederung der einzelnen Schönheiten hier zweckwidrig seyn würde, so überlassen wir diese interessante Vergleichung dem eignen Nachdenken der Leser. Wie wahr wir übrigens urtheilten, als wir eben behaupteten, daß diese Trauerspiele allein für eine ausgesuchte Versammlung gehörten, ergiebt sich schon aus der angeführten Stelle zur Gnüge. Je mehr die Sprache an Adel und an Würde gewonnen hat, je mehr sie sich itzt an die Sprache des erhabenen Sophokles anschließt, je weniger genießbar ist sie für ungeweihte Ohren und für Seelen von gemeiner Empfindung geworden. Aber wer kann zweifeln, daß Elektra, von geschickten Schauspielern aufgeführt, gerade durch diese Eigenschaft den Musen und ihren Freunden sich hauptsächlich empfehlen würde?

Wie

Wie gern sagten wir noch etwas über die Schönheiten der Alzire, bey deren Durchlesung es uns mehr, als einmal zweifelhaft geschienen hat, ob sie ihrem ersten, oder zweyten Vater grössern Dank schuldig sey. So ein vortrefliches Ganzes macht sie itzt, wenn auch nicht von Seiten der Zusammensetzung, doch von Seiten der Sprache aus, so frey ist sie von allen untheatralischen Tiraden, so frey von falscher Erhabenheit, so einstimmig mit Natur und Wahrheit der Ausdruck. Will man sich überzeugen, wie weit in diesem Allen der Franzose dem Deutschen nachsteht, so vergleiche man die Scene zwischen Alvarez und Gusmann, womit sich das Stück eröfnet, und den vierten Auftritt des zweyten Akts; so frage man sich selbst, welcher von den besten Dichtern hat die Empfindungen der handelnden Personen vollständiger entwickelt, wer den Gang der Leidenschaft philosophischer beobachtet, wer glücklicher jeden fremden Auswuchs und jede Ungleichheit im Styl vermieden? Gewiß, wenn auch der Geschmack, dieser unumschränkte Tyrann im Reiche des Schönen, einer Elektra und Alzira den Zutritt auf der Bühne nie wieder verstatten sollte, so wird er doch die Bewunderung, die sie als Muster einer meisterhaften poetischen Darstellung verdienen, in keinem Mann von Gefühl unterdrücken.

Ng.

Der adelsüchtige Bürger. Eine Posse, mit Tanz untermischt. Nach dem Moliere. Berlin 1788. Bey Unger, 6½ Bogen, in 8.

Die Thorheit, die Moliere in seinem Bourgeois Gentilhomme dem Gelächter Preis gab, ist eine Thorheit fast aller Nationen und Zeitalter. Die Neigung des Menschen, sich aus seiner ihm angewiesenen Sphäre und über seinen Stand zu erheben, ist fast immer und allenthalben dieselbe, denn sie entspringt aus einer Grundthätigkeit der Seele, die nur durch Vorurtheile eine falsche Richtung erhalten hat, nur äußert sie sich zu verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Nationen auch auf eine verschiedene Art. Sollte Moliers Stück auf unserer Bühne Wirkung thun, so mußte es nothwendig manche Aenderung leiden, um ein etwas deutsches Ansehn zu erhalten. Dieses hat ihm gegenwärtiger Bearbei-

arbeiter zu geben gesucht, und wirklich ist ihm sein Unternehmen nicht mißglückt. Die Aenderungen sind mit Ueberlegung gemacht, und aus einigen Zusätzen leuchtet ein Funken von komischen Genie. Nur rathen wir dem Verf., künftig seine Karrikaturzüge mehr zu mäßigen. Spott, der zu sichtbar übertreibt, macht kaum Einmal Lachen, und bessert nichts, da etwas feinere Satyre, die den Mund nur zum lächeln verzieht, desto länger und sicherer wirkt. Sonst scheint uns der Verf. in vieler Rücksicht der Mann zu seyn, oder wenigstens werden zu können, von dem wir eine zweckmäßige Bearbeitung der Molierschen Stücke für unser Theater, und vielleicht auch etwas Eigenes erwarten dürften. Ueber einzelne Fehler lassen wir uns in keine weitläuftige Rügen ein. Hat der Verf. die Anlage, die wir in ihm vermuthen, so wird er sich in kurzer Zeit alles das selbst sagen.

Pk.

Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1788. Herausgegeben von J. F. Ratschky und A. Blumauer. Wien, bey R. Gräffer. 7 Bogen, in 16.

Gegenwärtiger Jahrgang, statt sich vor seinen Vorgängern auszuzeichnen, bleibt wirklich hinter ihnen zurück. Obgleich die besten Dichter, die an dieser Blumenlese Theil nehmen, auch diesmal Beyträge geliefert haben, so wird man doch auch darunter wenig vorzügliches antreffen. Die besten Stücke sind: von Alxinger, **Prophezeyhung bey meines Ratschky Abreise.** Zwar nur ein Küchenstück, doch nicht ohne Laune, und mit leichtem, gefälligen Witz versetzt. Von Ratschky, das **Fastenlied**, S. 21, und die **Erzählung nach dem Englischen**, S. 39. Auch das Gedicht an **Alxinger**, S. 40, hat glückliche Stellen. Hrn. **Blumauers** Beyträge scheinen uns seiner nicht werth zu seyn. Die beyden Lobgedichte auf die Gans und den Floh stehen seinen übrigen launigten Encomien in jeder Rücksicht weit nach, und enthalten fast nichts, als falschen Witz und platte Einfälle. Aus dem Lob der Gans schreiben wir zum Beweis nur die beyden ersten und die letzte Strophe ab:

Groß-

Großmächtigste, zu Wasser und zu Lande
Gleich wohlbehaußte Frau!
Dir bring ich hier, im festlichen Gewande,
Mein Lobgedicht zur Schau.

Man stellt uns in der eselfarbnen Eule
Der Weisheit Sinnbild dar
Und dir ward dieser Vorzug nicht zu Theile,
Die zehnmal weißer war.

— — — —

Doch schlecht wirst du für alle diese großen
Verdienste regalirt,
Am Martinstag zur Martyrin geschossen,
Und nicht kanonisirt!

Noch weniger hätte sich Hr. B. das zweyte Stück erlauben sollen. Gleich der Anfang ist so höchst widrig, daß man es, voll Verdruß über den üblen Gebrauch, den der Dichter bisweilen von seinen Talenten macht, aus den Händen legt. — Die übrigen genannten Dichter sind: Gabriele v. Baumberg, Herz, Jünger, J. Edler von Kalchberg, Keller, Leon, Meißner, Prumer, Petrak, Prandstetter und Span.

Nw.

---

7) Romane.

Geradsinn und Aufrichtigkeit, ein Sittengemälde aus Wien, vom Verfasser des kleinen Romans Moritz. Wien bey Rudolph Gräffer und Comp. 1788. 8. 230 Seiten.

Der kleine Moritz, obgleich das Produkt eines noch nicht völlig reifen Schriftstellers, ist aller Ehren werth, wenn er wirklich ein deutsches Original ist? — Daran zweifeln, scheint verwegen und hämisch, da er in einem der vornehmsten deutschen Journale zuerst erschienen und bisher ungestöhrt in dem Besitze der Originalität geblieben ist; indessen giebt das

gegenwärtige neue Produkt seines Verfassers einige Veranlassung daran zu zweifeln. Non omnia possumus omnes, ein Recensent ist nicht schuldig, alle Quellen der Schriftsteller zu wissen, die sie nicht selbst angeben, und er sollte sich billig bescheiden, daß es nur Zufall ist, wenn ihm das Glück wohl will, seinen Autor einmal so legal zu erwischen, daß der schriftstellerischen Eigenliebe alle Fähigkeit zur Vertheidigung benommen wird. Schreiber dieses bittet wenigstens den Verfasser des obangezeigten Romans, der eine alte Pariser Schmiererey, als ein Original der Wiener Sitten aushängt, höflichst um Verzeihung, daß er öffentlich anzeigen muß, daß dieses Werklein eine, oft wörtliche, bisweilen durch eigne Zuthat gewürzte Uebersetzung eines französischen Romans ist, dessen Titel in extenso also lautet:

Le véridique ou memoires de M. de Fillerville, histoire veritable par un menteur, à Amsterd. chez Changuion & à Paris chez le Jai. 1769. 8. 2 Voll.

Geradsinn und Aufrichtigkeit, wenn sie der Verf. besaß, hätten, wie es scheint, ihn bewegen sollen, wenigstens etwas hierüber dem Publikum zu sagen. Zwar haben die Romanschreiber und Komödienschreiber sich fast in den Besitz gesetzt, fremde Materialien zu verarbeiten. Der Beyspiele sind viele da. Nettchen Rosenfarb paßirte für ein deutsches Original, ehe man wußte, daß es ein bloßer Auszug aus einem Roman in drey Bänden, la femme dans les trois états war. Es kommt zwar viel dabey allerdings darauf an, ob die Umarbeitung eine Meisterhand verrathen. Der Recensent ist aber ein Mann nach der alten Welt. Er nennt einen Kahn, einen Kahn, und Abschreiben eines Buchs, das man für das seinige ausgiebt, ein Plagium.

Wir wollen ein Kapitel zur Probe liefern, damit man sieht, wie der Deutsche den französischen Dünger in unsern Boden ackert, oder mit seinem deutschen Dünger den französischen Boden zu verbessern meynt.

Le véridique Tom. I. p. 27.

Chapitre II.

Changement de decoration.

Mon pere, sans être Juré-Crieur, juroit & crioit continuellement; ma mere dans une subordination solue, menoit une vie inquiette & languissante. n mari oublioit sans e que s'il l'avoit retie de l'etat de la Bourgoisie, elle l'avoit en revanche retiré des confins l'Hopital. Au retour un acte de devotion outrée qu'elle avoit été te elle se trouva saisie une fluxe de poitri-, & par les soins emessés du Chirurgien de seigneurie, elle fut au ut de trois jours derée du pesant fardeau la vie.

- - - - - - - - -

Mon pere pour se dissiper, prit le parti de chasser du matin jusqu'au soir, & nous nous trouvames abandonnés aux soins de deux domestiques, dont l'un etoit un valet de basse-cour, & l'autre une servante octogénaire qui nous dégoûtoit par sa figure, ses propos, & son hu-

Geradsinn Erstes Buch S. 14.

Drittes Kapitel.

Ja Papa!

Man kann leicht denken, daß bey der auffahrenden und stolzen Gemüthsart meines Vaters, meine Mutter sehr wenig vergnügte Stunden haben konnte. Sie stand gegen ihn in dem Verhältniß einer Sklavin zu ihrem Herrn. Er hatte längst vergessen, daß nur ihr Vermögen ihn davor bewahrt hatte, daß er nicht wie andre nobiles Hungariae der Ochsenhüter eines andern Ochsenhüters zu werden gezwungen war. Einmal traf, nach einem harten Verdruß, der Schlag das arme Weib: mit ihm vereinigten sich die kunstgerechten Bemühungen unseres Dorfbarbiers, um sie von der Würde des Lebens zu befreyen.

Nach ihrem Tode stieg die Jagdliebe meines Vaters zur allerhöchsten Leidenschaft. Er jagte vom Morgen bis an den Abend, während er mich und meine Geschwister der Aufsicht eines alten Slawakischen Hausknechts und einer achtzigjährigen Magd anvertraute, die uns, wenn sie ihren Geschäften nachgiengen, einschlossen, und uns dadurch zu

humeur infatigablement acariâtre.

Mon pere rentroit le soir excédé de fatigue. Il devoroit ce qu'on lui présentoit, & nous parloit à peine. Cependant il crut me trouver un jour plus abbatu qu'à l'ordinaire. Est-ce me dit il, la mort de ta mere qui t'afflige? Je lui dis que oui. Je parie, ajouta-t-il, que tu l'aimois mieux que moi. Les leçons de verité qu'il m'avoit inculqué revinrent à mon esprit, & je lui dis nettement que oui. Ma reponse parut ne le pas flatter. Tu devrois, reprit-il, te souvenir que c'est moi qui t'ai fait Gentilhomme. A ces mots il se leva & nous quitta avec un air sombre qui peignoit son mécontentement.

Au bout de quelques jours je m'apperçus que son dépit étoit réel. Il entra dans ma chambre, & m'annonca qu'il falloit nous séparer, & qu'il m'avoit choisi un domicile chéz un Curé du Diocese de Lisieux, où je pouvois acquerir les dispositions nécessaires à l'effet de me rendre un honnête Prêtre.

Na-

erst auf die Kunst brachten, durch die Fenster hinaus und herein zu steigen. Wenn unser Vater zu Hause kam, war er gewöhnlich matt und müde, er schluckte sein Abendessen hurtig hinter, und nahm sich nicht die Mühe, auch nur ein Wort mit uns zu sprechen. Dieses Betragen erpreßte mir oft helle Thränen. Er bemerkte diß einmal und wurde aufmerksam.

Weinst du noch über den Tod deiner Mutter, sagt' er?

Ja Papa! erwiederte ich schluchzend.

Ich wette, fuhr er fort, du hast sie lieber gehabt als mich. Nicht wahr? Rede!

Auf einmal pflanzte sich sein fürchterlicher Ochsenziemer vor das Auge meiner Seele, und zwang mich, seine Frage aufrichtig mit ja zu beantworten. Ich merkte, daß es ihn beleidigte: Aber du solltest doch bedenken, sagt' er, daß du durch mich, nur durch mich, ein Ungrischer Edelmann bist!" Er drehte mir mit einer finstern Miene den Rücken zu und legte sich murrend zu Bette.

Den andern Morgen kündigte er mir an, daß ich aus dem Hause müßte. Er würde an den Pfarrer zu *** schreiben, und mir bey ihm Unterricht, Quartier und Kost ausmachen:

rien à regret- j'eus bien-tot pris [illegible]n parti, & dès le len- matin je montai croupe derriere le valet la maison, qui me con- : a B... avec un re-manteau des plus [illegible]."

machen: Deine schönen Tugenden, sagt' er, qualifiziren dich zum Pfaffen. Zwey Tage darauf schickt' er mich durch unsern Hausknecht, hinter welchem ich zu Pferde Platz nehmen mußte, nach *** zu meinem künftigen Lehrer und Erzieher."

Vor nunmehr funfzig Jahren sang Vater Hagedorn:

„Der stille Franzmann übersetzt,
Wir muntern Deutschen wir erfinden."

[illegible] er [illegible] ls ironisch sagte, glaubt jetzt jedermann in ganz [illegible]; und wenn man allemal nachspüren könnte, wenn der [illegible]fall, so wie hier, oft wollte, daß ein Re[illegible] t von u[illegible] einen französischen vor zwanzig Jahren [illegible] die Hände bekomme, den ein deutscher [illegible] eidt, so würde manches unterbleiben.

Kbr.

[illegible]rl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend, von Christian Gotthilf Salzmann. Sechster Theil nebst einem Register.

[illegible]amit beschließt denn der Verf. sein Buch über das menschliche Elend, dem wir, mit dem Verf. herzlich viel Wir[illegible] zur Verminderung desselben wünschen. Die Gegenstän[illegible] welche der Verf. in diesem Theile als menschliches Elend [illegible]hrt, sind folgende: Daß Fürsten ihre Unterthanen als [illegible] in fremde Länder und Dienste schicken. — Die [illegible]reyende Ungerechtigkeit, welche sich manche Fürsten [illegible] unschuldige, fleißige, verträgliche Unterthanen blos des[illegible]gen erlauben, weil diese ihre besondere Religionsmeynung [illegible] — Die Albernheit des Menschen, daß er die Freuden [illegible]tort, die ihm Gott giebet, und zum Beyspiel die Geschöpfe [illegible]t, die ihn aufheitern und seinen Unmuth mindern soll[illegible] — Die Pressung des Körpers in unnatürlich enge Klei[illegible] daher entstehende Gebrechlichkeit, besonders das Verder[illegible]

 den

Und leb' in todter Ruh; vom Vorwitz ungequält,
Die Ränke zu durchschaun, die schlau der Hof verhehlt.
Doch hört ich, daß Aegisth Elektren im Gepränge
Des Opferzugs zu gehn, aus feigem Argwohn zwänge.
Er fürchtet ihr Geschrey, das Argos sonst durchlief,
Zu Menschen, zum Olymp und selbst zum Orkus rief;
Sie wecke, fürchtet er, die eingeschlafne Rache;
Er will, daß man hinfort auf ihre Schritte wache;
Gefesselt folgt sie ihm, gleich andern Sklaven.

Iphise.

Wie?
Elektra, Sklaven gleich! die Königstochter! Sie! —
So weit sind wir gebracht! und unsre Mutter schweiget?
Auf sie fällt sie zurück, die Schande, die uns beuget.
O hieng Elektra nur, zum Widerstand zu schwach,
Dem Kummer, der sie nagt, mit sanfterm Sinne nach!
Was hilft es ihr, in Fluch, in Drohung auszubrechen?
Erbittern kann sie nur den Wüthrich — nicht uns rächen.
Gelinder fiel mein Loos. Hier hauch' ich ungestört
Den Schmerz in Seufzern aus, die nur der Himmel hört;
Hier darf ich, unbelauscht von des Tyrannen Blicken,
Mit Blumen jeden Tag des Vaters Urne schmücken;
Am jeden Opferheerd mich frommen Thränen weihn,
Und für das Heil Orests den Laren Weihrauch streun.
Ergebung täuscht den Gram, indeß mit trägem Gange
Die Zeit vorüberschleicht —

Da wir keine Freunde von leeren Ausrufungen sind, und eine genaue Zergliederung der einzelnen Schönheiten hier zweckwidrig seyn würde, so überlassen wir diese interessante Vergleichung dem eignen Nachdenken der Leser. Wie wahr wir übrigens urtheilten, als wir eben behaupteten, daß diese Trauerspiele allein für eine ausgesuchte Versammlung gehörten, ergiebt sich schon aus der angeführten Stelle zur Gnüge. Je mehr die Sprache an Adel und an Würde gewonnen hat, je mehr sie sich itzt an die Sprache des erhabenen Sophokles anschließt, je weniger genießbar ist sie für ungeweihte Ohren und für Seelen von gemeiner Empfindung geworden. Aber wer kann zweifeln, daß Elektra, von geschickten Schauspielern aufgeführt, gerade durch diese Eigenschaft den Musen und ihren Freunden sich hauptsächlich empfehlen würde?

Wie gern sagten wir noch etwas über die Schönheiten der Alzire, bey deren Durchlesung es uns mehr, als einmal zweifelhaft geschienen hat, ob sie ihrem ersten, oder zweyten Vater grössern Dank schuldig sey. So ein vortrefliches Ganzes macht sie itzt, wenn auch nicht von Seiten der Zusammensetzung, doch von Seiten der Sprache aus, so frey ist sie von allen untheatralischen Tiraden, so frey von falscher Erhabenheit, so einstimmig mit Natur und Wahrheit der Ausdruck. Will man sich überzeugen, wie weit in diesem Allen der Franzose dem Deutschen nachsteht, so vergleiche man die Scene zwischen Alvarez und Gusmann, womit sich das Stück eröfnet, und den vierten Auftritt des zweyten Akts; so frage man sich selbst, welcher von den besten Dichtern hat die Empfindungen der handelnden Personen vollständiger entwickelt, wer den Gang der Leidenschaft philosophischer beobachtet, wer glücklicher jeden fremden Auswuchs und jede Ungleichheit im Styl vermieden? Gewiß, wenn auch der Geschmack, dieser unumschränkte Tyrann im Reiche des Schönen, einer Elektra und Alzira den Zutritt auf der Bühne nie wieder verstatten sollte, so wird er doch die Bewunderung, die sie als Muster einer meisterhaften poetischen Darstellung verdienen, in keinem Mann von Gefühl unterdrücken.

Ng.

Der adelsüchtige Bürger. Eine Posse, mit Tanz untermischt. Nach dem Moliere. Berlin 1788. Bey Unger, 6½ Bogen, in 8.

Die Thorheit, die Moliere in seinem Bourgeois Gentilhomme dem Gelächter Preis gab, ist eine Thorheit fast aller Nationen und Zeitalter. Die Neigung des Menschen, sich aus seiner ihm angewiesenen Sphäre und über seinen Stand zu erheben, ist fast immer und allenthalben dieselbe, denn sie entspringt aus einer Grundthätigkeit der Seele, die nur durch Vorurtheile eine falsche Richtung erhalten hat, nur äußert sie sich zu verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Nationen auch auf eine verschiedene Art. Sollte Moliers Stück auf unserer Bühne Wirkung thun, so mußte es nothwendig manche Aenderung leiden, um ein etwas deutsches Ansehn zu erhalten. Dieses hat ihm gegenwärtiger Be-

arbeiter zu geben gesucht, und wirklich ist ihm sein Unternehmen nicht mißglückt. Die Aenderungen sind mit Ueberlegung gemacht, und aus einigen Zusätzen leuchtet ein Funken von komischen Genie. Nur rathen wir dem Verf., künftig seine Karrikaturzüge mehr zu mäßigen. Spott, der zu sichtbar übertreibt, macht kaum Einmal Lachen, und bessert nichts, da etwas feinere Satyre, die den Mund nur zum lächeln verzieht, desto länger und sicherer wirkt. Sonst scheint uns der Verf. in vieler Rücksicht der Mann zu seyn, oder wenigstens werden zu können, von dem wir eine zweckmäßige Bearbeitung der Molierschen Stücke für unser Theater, und vielleicht auch etwas Eigenes erwarten dürften. Ueber einzelne Fehler lassen wir uns in keine weitläuftige Rügen ein. Hat der Verf. die Anlage, die wir in ihm vermuthen, so wird er sich in kurzer Zeit alles das selbst sagen.

Pk.

Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1788. Herausgegeben von J. S. Ratschky und A. Blumauer. Wien, bey R. Gräffer. 7 Bogen, in 16.

Gegenwärtiger Jahrgang, statt sich vor seinen Vorgängern auszuzeichnen, bleibt wirklich hinter ihnen zurück. Obgleich die besten Dichter, die an dieser Blumenlese Theil nehmen, auch diesmal Beyträge geliefert haben, so wird man doch auch darunter wenig vorzügliches antreffen. Die besten Stücke sind: von Alxinger, Prophezeyhung bey meines Ratschky Abreise. Zwar nur ein Küchenstück, doch nicht ohne Laune, und mit leichtem, gefälligen Witz versetzt. Von Ratschky, das Fastenlied, S. 21, und die Erzählung nach dem Englischen, S. 39. Auch das Gedicht an Alxinger, S. 40, hat glückliche Stellen. Hrn. Blumauers Beyträge scheinen uns seiner nicht werth zu seyn. Die beyden Lobgedichte auf die Gans und den Floh stehen seinen übrigen launigten Encomien in jeder Rücksicht weit nach, und enthalten fast nichts, als falschen Witz und platte Einfälle. Aus dem Lob der Gans schreiben wir zum Beweis nur die beyden ersten und die letzte Strophe ab:

Großmächtigste, zu Wasser und zu Lande
Gleich wohlbehauste Frau!
Dir bring ich hier, im festlichen Gewande,
Mein Lobgedicht zur Schau.

Man stellt uns in der eselfarbnen Eule
Der Weisheit Sinnbild dar
Und dir ward dieser Vorzug nicht zu Theile,
Die zehnmal weiser wär.

— — — —

Doch schlecht wirst du für alle diese großen
Verdienste regalirt,
Am Martinstag zur Martyrin geschossen,
Und nicht kanonisirt!

Noch weniger hätte sich Hr. B. das zweyte Stück erlauben sollen. Gleich der Anfang ist so höchst widrig, daß man es, voll Verdruß über den üblen Gebrauch, den der Dichter bisweilen von seinen Talenten macht, aus den Händen legt. — Die übrigen genannten Dichter sind: Gabriele v. Baumberg, Herz, Jünger, J. Edler von Kalchberg, Kaller, Leon, Meißner, Prumer, Petrak, Prandstetter und Span.

Nw.

7) Romane.

Geradsinn und Aufrichtigkeit, ein Sittengemälde aus Wien, vom Verfasser des kleinen Romans Moritz. Wien bey Rudolph Gräffer und Comp. 1788. 8. 230 Seiten.

Der kleine Moritz, obgleich das Produkt eines noch nicht völlig reifen Schriftstellers, ist aller Ehren werth, wenn er wirklich ein deutsches Original ist? — Daran zweifeln, scheint verwegen und hämisch, da er in einem der vornehmsten deutschen Journale zuerst erschienen und bisher ungestöhrt in dem Besitze der Originalität geblieben ist; indessen giebt das

gegenwärtige neue Produkt seines Verfassers einige Veranlassung daran zu zweifeln. Non omnia possumus omnes, ein Recensent ist nicht schuldig, alle Quellen der Schriftsteller zu wissen, die sie nicht selbst angeben, und er sollte sich billig bescheiden, daß es nur Zufall ist, wenn ihm das Glück wohl will, seinen Autor einmal so legal zu erwischen, daß der schriftstellerischen Eigenliebe alle Fähigkeit zur Vertheidigung benommen wird. Schreiber dieses bittet wenigstens den Verfasser des obangezeigten Romans, der eine alte Pariser Schmiererey, als ein Original der Wiener Sitten aushängt, höflichst um Verzeihung, daß er öffentlich anzeigen muß, daß dieses Werklein eine, oft wörtliche, bisweilen durch eigne Zuthat gewürzte Uebersetzung eines französischen Romans ist, dessen Titel in extenso also lautet:

Le véridique ou memoires de M. de Fillerville, histoire veritable par un menteur, à Amsterd. chez Changuion & à Paris chez le Jai. 1769. 8. 2 Voll.

Geradsinn und Aufrichtigkeit, wenn sie der Verf. besaß, hätten, wie es scheint, ihn bewegen sollen, wenigstens etwas hierüber dem Publikum zu sagen. Zwar haben die Romanschreiber und Komödienschreiber sich fast in den Besitz gesetzt, fremde Materialien zu verarbeiten. Der Beyspiele sind viele da. Nettchen Rosenfarb paßirte für ein deutsches Original, ehe man wußte, daß es ein bloßer Auszug aus einem Roman in drey Bänden, la femme dans les trois états war. Es kommt zwar viel dabey allerdings darauf an, ob die Umarbeitung eine Meisterhand verrathen. Der Recensent ist aber ein Mann nach der alten Welt. Er nennt einen Kahn, einen Kahn, und Abschreiben eines Buchs, das man für das seinige ausgiebt, ein Plagium.

Wir wollen ein Kapitel zur Probe liefern, damit man sieht, wie der Deutsche den französischen Dünger in unsern Boden ackert, oder mit seinem deutschen Dünger den französischen Boden zu verbessern meynt.

Le véridique Tom. I. p. 27.

Chapitre II.

Changement de decoration.

Mon pere, sans être Juré-Crieur, juroit & crioit continuellement; ma mere dans une subordination absolue, menoit une vie inquiette & languissante. Son mari oublioit sans cesse que s'il l'avoit retirée de l'etat de la Bourgeoisie, elle l'avoit en revanche retiré des confins de l'Hopital. Au retour d'un acte de devotion outrée qu'elle avoit été faite elle se trouva saisie d'une fluxe de poitrine, & par les soins empressés du Chirurgien de la seigneurie, elle fut au bout de trois jours delivrée du pesant fardeau de la vie.

- - - - - - - - -

Mon pere pour se dissiper, prit le parti de chasser du matin jusqu'au soir, & nous nous trouvames abandonnés aux soins de deux domestiques, dont l'un etoit un valet de basse-cour, & l'autre une servante octogénaire qui nous dégoûtoit par sa figure, ses propos, & son hu-

Geradsinn Erstes Buch S. 14.

Drittes Kapitel.

Ja Papa!

Man kann leicht denken, daß bey der auffahrenden und stolzen Gemüthsart meines Vaters, meine Mutter sehr wenig vergnügte Stunden haben konnte. Sie stand gegen ihn in dem Verhältniß einer Sklavin zu ihrem Herrn. Er hatte längst vergessen, daß nur ihr Vermögen ihn davor bewahrt hatte, daß er nicht wie andre nobiles Hungariae der Ochsenhüter eines andern Ochsenhüters zu werden gezwungen war. Einmal traf, nach einem harten Verdruß, der Schlag das arme Weib: mit ihm vereinigten sich die kunstgerechten Bemühungen unseres Dorfbarbirers, um sie von der Bürde des Lebens zu befreyen.

Nach ihrem Tode stieg die Jagdliebe meines Vaters zur allerhöchsten Leidenschaft. Er jagte vom Morgen bis an den Abend, während er mich und meine Geschwister der Aufsicht eines alten Slawakischen Hausknechts und einer achtzigjährigen Magd anvertraute, die uns, wenn sie ihren Geschäften nachgiengen, einschlossen, und uns dadurch zu erst

humeur infatigablement acariâtre.

Mon pere rentroit le soir excédé de fatigue. Il devoroit ce qu'on lui présentoit, & nous parloit à peine. Cependant il crut me trouver un jour plus abbatu qu'à l'ordinaire. Est-ce me dit il, la mort de ta mere qui t'afflige? Je lui dis que oui. Je parie, ajouta-t-il, que tu l'aimois mieux que moi. Les leçons de verité qu'il m'avoit inculqué revinrent à mon esprit, & je lui dis nettement que oui. Ma reponse parut ne le pas flatter. Tu devrois, reprit-il, te souvenir que c'est moi qui t'ai fait Gentilhomme. A ces mots il se leva & nous quitta avec un air sombre qui peignoit son mécontentement.

Au bout de quelques jours je m'apperçus que son dépit étoit réel. Il entra dans ma chambre, & m'annonca qu'il falloit nous séparer, & qu'il m'avoit choisi un domicile chéz un Curé du Diocese de Lisieux, où je pouvois acquerir les dispositions nécessaires à l'effet de me rendre un honnéte Prétre.

N'a-

erst auf die Kunst brachten, durch die Fenster hinaus und herein zu steigen. Wenn unser Vater zu Hause kam, war er gewöhnlich matt und müde, er schluckte sein Abendessen hurtig hinter, und nahm sich nicht die Mühe, auch nur ein Wort mit uns zu sprechen. Dieses Betragen erpreßte mir oft helle Thränen. Er bemerkte diß einmal und wurde aufmerksam.

Weinst du noch über den Tod deiner Mutter, sagt' er?

Ja Papa! erwiederte ich schluchzend.

Ich wette, fuhr er fort, du hast sie lieber gehabt als mich. Nicht wahr? Rede!

Auf einmal pflanzte sich sein fürchterlicher Ochsenziemer vor das Auge meiner Seele, und zwang mich, seine Frage aufrichtig mit ja zu beantworten. Ich merkte, daß es ihn beleidigte: Aber du solltest doch bedenken, sagt' er, daß du durch mich, nur durch mich, ein Ungrischer Edelmann bist!" Er drehte mir mit einer finstern Miene den Rücken zu und legte sich murrend zu Bette.

Den andern Morgen kündigte er mir an, daß ich aus dem Hause müßte. Er würde an den Pfarrer zu *** schreiben, und mir bey ihm Unterricht, Quartier und Kost ausmachen:

„N'ayant rien à regretter, j'eus bien-tot pris mon parti, & dès le lendemain matin je montai en croupe derriere le valet de la maison, qui me conduisit a B... avec un porte-manteau des plus exigus."

machen: Deine schönen Tugenden, sagt' er, qualifiziren dich zum Pfaffen. Zwey Tage darauf schickt' er mich durch unsern Hausknecht, hinter welchem ich zu Pferde Platz nehmen mußte, nach *** zu meinem künftigen Lehrer und Erzieher."

Vor nunmehr funfzig Jahren sang Vater **Hagedorn**:

„Der stille Franzmann übersetzt,
Wir muntern Deutschen wir erfinden."

Was er damals ironisch sagte, glaubt jetzt jedermann in ganzem Ernste; und wenn man allemal **nachspüren** könnte, oder wenn der **Zufall**, so wie hier, oft wollte, daß ein Recensent von ungefähr einen französischen vor zwanzig Jahren erschienenen Roman in die Hände bekomme, den ein deutscher Erfinder **abschreibt**, so würde manches unterbleiben.

Kbr.

Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend, von Christian Gotthilf Salzmann. Sechster Theil nebst einem Register.

Damit beschließt denn der Verf. sein Buch über das menschliche Elend, dem wir, mit dem Verf. herzlich viel Wirkung zur Verminderung desselben wünschen. Die Gegenstände, welche der Verf. in diesem Theile als menschliches Elend aufführt, sind folgende: Daß Fürsten ihre Unterthanen als Soldaten in fremde Länder und Dienste schicken. — Die himmelschreyende Ungerechtigkeit, welche sich manche Fürsten gegen unschuldige, fleißige, verträgliche Unterthanen blos deswegen erlauben, weil diese ihre besondere Religionsmeynung haben. — Die Albernheit des Menschen, daß er die Freuden zerstört, die ihm Gott giebet, und zum Beyspiel die Geschöpfe tödtet, die ihn aufheitern und seinen Unmuth mindern sollten. — Die Pressung des Körpers in unnatürlich enge Kleider, daher entstehende Gebrechlichkeit, besonders das Verder-

den des ganzen weiblichen Körpers durch Schnürbrüste — das viele unordentliche und übelgewählte Lesen, wodurch die Einbildungskraft verwirrt, der Verstand in Unthätigkeit erhalten, die Begierde genährt, und der Hang zu einer idealischen Welt unterhalten wird. — Die in den meisten Staaten Deutschlands gewöhnliche Behandlung der Juden, worinn man ihnen das Recht Aecker zu besitzen, Handwerker und andere bürgerliche Geschäfte zu betreiben nicht verstattet, und sie selbst verzollet — das Spotten über Verstandesschwäche anderer — die entsetzliche Leserey gelehrter Journale und Zeitungen, so, daß man darüber sein Amt und das Handeln vergißt — Heftigkeit der Liebe — die Beförderung der Aufklärung Deutschlands durch Franzosen, die deutsche Fürsten mit schwerem Gehalte an ihren Hof kommen lassen — die Bedeckung so vieler Theile des Leibes, die die Einbildungskraft reitzen, u. s. w.

Rec. will mit dem Verf. über diese und jene Punkte nicht rechten, darinn er mit ihm unmöglich einerley Meynung seyn kann. Z. E. wenn er Seite 212 sagt: „Die mehr„sten Köpfe unsrer aufgeklärt seynwollenden Zeitgenossen, „sind nichts anders, als Bücher, davon der erste Theil Ana„kreons Gedichte, der andere Jesu Bergpredigt enthält"; imgleichen über das, was S. 215 vorkommt. Recens. will nicht hadern, da der Verf. freymüthig genug ist, am Ende seines Briefs selbst zu gestehen: „daß gar vieles zu flüchtig, „nicht gründlich genug, ausgearbeitet sey," welchen Mängeln er in einer zwoten Ausgabe abzuhelfen verspricht. Doch scheint uns das Ende des Buchs, wo alle auf einmal, an einem Tage, Hochzeit machen, ein wenig zu romanenhaft.

Ae.

Felsenburg, ein sittlich unterhaltendes Lesebuch. Erster Theil. Gotha, bey Ettinger. 1788. 254 Seiten, 8.

Mit Begierde griffen wir nach dieser metamorphosirten Felsenburg, in der wir nichts geringeres, als eine wohlgerathene Nachahmung des Wezelschen Robinsons, zu entdekken hoften; aber mit wahrem Verdrusse legten wir sie bey Seite, denn außer dem guten Willen scheint dem neuen Schö-

pfer

pfer alles, was zur Belebung eines solchen Stoffes erforderlich ist, zu fehlen. Kein Plan, keine Philosophie, keine Sprache, nichts, gar nichts. Schon dies erweckt keine sonderliche Idee von den Einsichten des Verf., daß das Buch laut der Vorrede, für Gymnasiasten und zugleich auch für Bürger, oder Leute aus dem Mittelstande, passen soll. Grenzen diese Rücksichten so nah an einander? sind sie so leicht zu vereinigen? Aber noch seltsamer ist das Mittel, dessen er sich bedient, um die Felsenburg zu einem unterhaltenden Lesebuch umzuschaffen. Nicht das Wunderbare, es versteht sich als solches betrachtet, noch viel weniger das Vorurtheil und die Tradition, sondern das Anziehende und Fortschreitende der Erzählung, eine unverkennbare Eigenschaft dieses alten Romans, hat sein Ansehn erhalten und ihm von Zeit zu Zeit Leser verschaft. Wie unklug war es daher gehandelt, die Umbildung und Bearbeitung der Geschichte als Nebensache zu betrachten, hingegen wissenschaftliche Kenntnisse, als da sind pädagogische, geographische, naturhistorische, und der Himmel mag wissen, was sonst noch, ohne alle Auswahl und Absicht zusammenzuschleppen und auf einander zu thürmen? Wozu die bogenlange Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung nebst den schmuzigen Heyrathsceremonien der Hottentotten? Wozu die mannichfaltigen Schilderungen ausländischer Gewächse und Thiere? Wozu das ansehnliche Kapitel von der weiblichen Erziehung, das überdem nicht für den Mittelstand kalkulirt ist? Das alles sind zwar wissenswürdige Dinge, aber auch für den Bürger? Oder ist manches ausschließend für den Gymnasiasten? manches ausschließend für den Mittelmann geschrieben? In Wahrheit, man muß wenig mit den bürgerlichen Verhältnissen bekannt seyn, um den Gedanken zu fassen, daß für beyde in Einem Roman, dessen Anlage und Ausführung noch dazu nicht ganz willkührlich war, gesorgt werden könne. Doch nicht blos hier hat der Verf. eine schlechte Probe von seinem Scharfsinn abgelegt, selbst von Seiten der Sittlichkeit ist manches gegen sein Urtheil einzuwenden. Die Scene zwischen der Frau Amtmännin und dem Herrn Informator ist, das gelindeste zu sagen, für die Jugend anstößig, die Gleichgültigkeit der Frau von L. beym Anblicke des durch sie erschaffenen Kapitains, den Urstoff gegen die Charakterzeichnung nicht gerechnet, ist für alle gutgeartete Menschen befremdend, und die Grabschrift, die dem letzten S. 231 gesetzt wird,

ganz unmoralisch. Aus allem zusammen genommen ergiebt sich, wie uns dünkt, für den Herausgeber folgendes. Soll die alte Felsenburg ein wirklich lesbares Buch werden: so muß er diesen ersten Theil zuvörderst als ungeschrieben betrachten, oder den Verleger zu betrachten bitten, seinen Plan reiflicher überlegen und genauer bestimmen, mehr durch praktische Bemerkungen allen, als durch gelehrte Kenntnisse einigen nützlich zu werden suchen; endlich, ehe er zum Werke selbst schreitet, schreiben lernen. Daß er diese, freylich etwas schwere, Kunst für itzt noch gar nicht besitzt, mag statt einer weitläuftigen Deduktion, gleich die erste Periode beweisen. Sie lautet also: „Ich setzte mich hin und schrieb: Mich Ostero zeugte ein bemittelter Kaufmann, und **gebar eine Mutter, die des Kaufmanns Frau war**, in einem Orte nördlichen Deutschlands, **und in Jahren**, die man ungefähr selbst überschlagen wird, wenn **man hört, daß ich jetzt ein alter Mann bin, da ich dieses schreibe.**" Verstehest du auch, was zu schreibest? möchte man hier wohl ausrufen. Um indeß unsern Lesern den seltsamen Schluß wenigstens einigermaßen zu enträthseln, wollen wir ihnen hiermit vertrauen, daß der Verf., um das Quodlibet vollständig zu machen (selbst Rezepte für Podageköche sind eingeschaltet), lauter Bücher des achtzehnten Jahrhunderts, als Herders zerstreute Blätter, Michaelis Altes Testament, Campens Kinderbibliothek und andre, auf seine neue präparirte Felsenburg übergeschifft hat, auch Herrn Schmelzer Gottesverehrungen, ganz à la Salzmann, halten läßt. Wahrscheinlich hoffte er diese Anachronismen, die indeß von ihrer Lächerlichkeit wenig verlieren, durch die zweydeutige Zeitbestimmung zu decken. Andere Sonderbarkeiten, z. B. die Behauptung, daß man die Schnepfenthalische Erziehungsanstalt, moralische Menschen zu bilden, vereinige, und das drolligte Projekt, eine Gesellschaft zur Aufklärung und Vertilgung schädlicher Bücher zu stiften, wollen wir ihm in der Ueberzeugung, daß er sich bey reiferm Nachdenken eines Bessern besinnen werde, hingehen lassen.

Ng.

Erholungsstunden des Mannes vom Gefühl, aus dem Französischen des Hrn. d'Arnaud, übersetzt von G. T. Wenzel. Zweyter Jahrg. Zweyten

ten Bandes erster Theil. Strasburg, in der akademischen Buchhandlung, 1787. Zweyter Theil, 1788. Zusammen 17 Bog. in 8.

Fast wird man es müde, in jeder Messe, so oft ein neuer Band von diesen schlecht übersetzten Märlein erscheint, es zu wiederholen, daß wir uns herzlich nach dem Ende des ganzen Werks sehnen.

Hg.

---

8) Mathematik.

Geometrische Entwickelung der Eigenschaften der stereographischen Projection, von Ge. Sim. Klügel, öffentl. ordentl. Lehrer der Mathematik und Physik zu Halle. Berlin und Stettin, 1788. Nicolai. 70 Octavs. 3 Kupfert.

Ist von Hr. Kl. beym Antritte seines Lehramtes zu Halle herausgegeben worden. Er leitet die Vorschriften der Projection aus dem Wechselschnitte (Sectio Subcontraria) des ungleichseitigen Kegels her. Er braucht statt der sonst hier gewöhnlichen analytischen Rechnungen, Betrachtung der Figur, um die Entfernung zweyer Punkte der Kugelfläche aus der Entfernung ihrer Projectionen zu finden, bedient er sich analytischer Trigonometrie. Auch hier verbindet er, wie in seinen andern Schriften mit tiefen Einsichten, weitläuftige litterarische Kenntniß derer, die eben den Gegenstand bearbeitet haben.

H.

Ueber Hrn. D. Müllers redende Maschine und über redende Maschinen überhaupt. Nürnberg, bey Grattenauer, 1788. 38 Seiten, in 8.

Ein gewisser D. Müller, der uns nicht weiter bekannt ist, zog im Jahr 1788 im Fränkischen Kreise herum, und

zeigte eine redende Maschine, deren innerer Bau so beschaffen war, daß selbst ein Mathematiker vom ersten Range, durch dieselbe getäuscht wurde, wie man aus dem 53sten Stück der Erlangischen Realzeitung desselben Jahres siehet, in welchem eine Nachricht von derselben von dem Hrn. Hofrath Joh. Tobias Mayer mit seiner Namens=Unterschrift befindlich ist. Wir wollen sie, da solche die Beschreibung enthält, hier einrücken, da sie ein abermaliger Beweis ist, daß auch die besten Köpfe, für den Täuschungen eines Taschenspielers — Gauklers und ähnlichen Gelichters, nicht gesichert sind, sondern daß sich hier die Wahrheit aufs neue bestätigt, die Herr Wiegleb in der Vorrede zum dritten Bande der natürlichen Magie zu beherzigen empfiehlt: „**daß man öfters, das „nicht siehet, was man zu sehen glaubt.**

„Schon bey dem ersten Anblick, (sagt der Herr Hofrath „Mayer) wenn Hr. Müller den Kasten der Maschine, (der „etwa $2\frac{1}{2}$ Schuh hoch und breit und 5 Schuh lang seyn möchte) „öfnet, und die Schubladen, worinnen die Sprachwerkzeuge, „die Windladen, Hebel, Walzen, Federn, Register u. dgl. „angebracht sind, herauszieht, um sie den Zuschauern vorzu„zeigen, muß aller Verdacht einer Illusion oder Täuschung „verschwinden. Diese Schubladen füllen fast (fast?) den „ganzen Raum des Kastens aus: der Kasten selbst hat keinen „bestimmten Stand in dem Zimmer, kann ohnbeschadet seiner „Wirkung weggerückt, und nach Verlangen in eine andere „Behausung gebracht werden. Zu beyden Seiten desselben „stehen zwey Figuren in Lebensgröße, eine männliche und eine „weibliche: beyde stützen sich mit einem Arm auf den Kasten, „und haben mit ihm keine andere Verbindung, als daß von „dem innern Mechanismus durch beyde Arme Röhren, bis „an den Mund der Figuren fortgeführet sind. Es hängt von „der Wahl der Zuschauer ab, welche von beyden Figuren „sprechen soll. Im innern ihres Körpers ist kein besonderer „Mechanismus angebracht. Alle Sprachwerkzeuge liegen im „Kasten selbst, und die Figuren stehen nur pro forma da. „Man kann sie wegnehmen, ohne daß die Wirkung unter„brochen wird. Vielmehr ist die Wirkung noch besser, wenn „die Figuren weggerückt werden, weil die Töne alsdann un„mittelbar aus der Maschine kommen, ohne erst auf einem „längern Wege durch erwähnte Röhren gedämpft und gebro„chen

„chen werden. Man erstaunt über die Deutlichkeit der her„vorgebrachten artikulirten Töne, wenn man das Ohr nahe „an das Loch hält, woraus der Ton unmittelbar kommt, wie„wohl sich niemand überreden wird, daß die Menschenstimme „vollkommen erreicht sey. Die Töne scheinen durch Flötenwerk „hervorgebracht zu werden, welches man sich mit den Walzen, „vermittelst der Hebel, in Verbindung gedenken muß. Aber „ehe ein jeder Ton aus der Flöte kommet, muß er durch beson„dere Vorrichtungen, worinnen das vorzüglichste Geheimniß „der Maschine bestehet, modificirt und artikulirt werden. „Auf den Walzen, die durch die Federwerke getrieben wer„den, ist dasjenige entweder schon abgesteckt, was die Ma„schine reden soll, oder wird erst in Gegenwart der Zuschauer „abgesteckt. So stelle ich mir den Mechanismus im Allge„meinen vor. Das Detail beruhet freylich auf feinen Kunst„griffen der Mechanik, die der Erfinder für sich behalten wird. „Die Arien, die die Maschine singt, scheinen ein für allemal „auf den Walzen angeordnet zu seyn, wie bey Spieluhren. „Außerdem hat der Erfinder auch an seinem Kunstwerke ein „Echo angebracht; was man einer von den Figuren in das „Ohr lispelt, wiederholt entweder dieselbe oder die gegenüber„stehende, nach einem kurzen Zeitraume; da die Geschwin„digkeit des Schalles so groß ist, so muß der Erfinder gewiß „sehr artige Kunstgriffe angebracht haben, um zwischen dem „ursprünglichen Schalle und dem Echo, doch ein bemerkbares „Zeitintervall hervorzubringen. Dieses sey genug von einer „Maschine, die, sobald man sie gesehn hat, keiner weitern „Empfehlung bedarf." — Aber doch wohl einer bessern Untersuchung, über den Raum der nur fast ausgefüllet wird; so suchte Democritus den Geschmack der Feigen nach Honig in der Erde, worinnen der Baum stand; seine Aufwärterin aber wußte es besser. —

Diese Maschine machte viel Sensationen, das Publikum theilte sich in zwey Haufen, in Glaubige und Zweifler, da sich nun ein so treflicher Mann, wie Hr. Hofrath M. an die Spitze der erstern stellte, so wurden die letztern aus dem Felde geschlagen, denen nichts übrig blieb, als an den schlechten Menschenverstand zu appeliren; dieses geschah und der Verf. wurde ihr Advocat.

Schon eine Erzählung des Hrn. Müllers, daß in Paris eine Prämie von 100tausend Livres auf die Erfindung einer Maschine die da spreche, gesetzt wäre, machte ihn verdächtig — denn er hatte sie nicht Lust abzuholen — sondern schnurrte mit derselben im deutschen Lande herum, wo er doch wohl nicht so leicht 100,000 Liv. zusammenbringen wird. — Eben so gehen die Goldmacher — betteln.

Der Verf. zeigt nunmehr, daß der bekannte Vaucansonsche Flötenspieler, der sich itzo in des Hrn. Hofrath Beireis Cabinet befindet, (wie Rec. sich erinnert irgendwo gelesen zu haben), so künstlich er ist, in nichts anderm bestehet, als einen Hauch hervorzubringen und die Finger zu bewegen, um aber artikulirte Töne hervorzubringen, eine ganz andere, mit viel größern Schwierigkeiten, so sogar mit Unmöglichkeiten umgebene Sache sey. Sein Beweis beruhet darauf die Buchstaben selbst nachzusprechen, sie zusammen zu setzen, Sylben zu formiren, die auf so mannichfaltige Art verschieden, und dadurch noch vermehrt werden, daß die Maschine in drey Sprachen spricht, in welchen doch die Sylben ganz verschieden ausgesprochen werden; aus diesem Gesichtspunkte zeiget er die Ungereimtheit zu glauben, was Hr. M. von ihr vorgiebt, und Leichtgläubige nachsprechen. Ob nun gleich der Verf. sie nicht zu sehen bekommen konnte, so sahe er doch durch den Verstand a priori mehr als der große Hause, der sie begaft, befühlt, aber nicht ausgemessen hatte. Da nun Herr M. nie seine Gattin sehen ließ, wenn die Maschine sprach, so weißt er ihr einen Ort in derselben an, und Madam war das Geheimniß, so er selbst besitzt, und die, die Herrn groß und klein zu hintergehen sucht, und bey den großen Haufen ihre Absicht auch wirklich erreichet hat. Hr. Müller läßt seine Madam in der Maschine itzo nicht mehr reden, weil die Maschine, wie er sagt, aus Religionshaß gegen ihn, (wozu nicht die Religion zum Vorwande dienen muß), indem er von der lutherischen zur katholischen Religion übergegangen sey, in Bareuth wäre verdorben worden. Dieser Wunderthäter hält sich itzo in Bamberg auf.

Es ist wirklich etwas wahres an der Angabe des Herrn Müllers — Bareuth ist der Ort, wo man seine Maschine, obgleich nicht verdorben, sondern auf Ewig zum Schweigen gebracht hat, und mit ihr alle ähnliche Täuschungen ent-

entdeckt hat. Der böse Mann, der ihr die Profession gelegt hat, und sie so manchen andern Wunderthätern legen will, ist

HERR ADAM GOTTFRIED WETZEL

dessen bereits der Herausgeber dieser Bibliothek in dem ersten Bande S. 97. der dritten Auflage seiner Reisebeschreibung rühmlichst gedacht hat. — Ein Stück aus seiner vor kurzem erschienenen Ankündigung, lautet also:

„Ich habe die Müllerische Sprach- und Singemaschine, „nach ihrer äussern Figur, Größe und innern Struktur nachgebauet, solche noch überdies mit einem Schachspiel, einer „Schreibmaschine und Rechenuhr, und mehrern Künsten vermehret. Diese werde ich öffentlich zeigen, durch sie sprechen, Arien singen, Echo geben, Räthsel und Fragen auflösen, die Dame, die Mühle, das Schachbret, auch den „Rösselsprung und andere Solitairspiele spielen, schreiben, „arithmethische und algebraische Probleme auflösen, im angeblichen Opferrauch-Schatten, (Schröpfersgeist) schweben, „einen unsichtbaren Strom aus einem Magnetstäblein, oder auch nur aus meinem Zeigefinger an dem „Gesichte eines andern fühlbar, und solche, welche um sogenannte Baguet (Boussole) sitzen, sichtbar machen, in ihren „Leibern und Gliedern Zuckungen (Mesmers Courants,) erregen, und in- und ausserhalb der Zirkel aufgehangene Thermometer verschieden steigen lassen. Am Ende aber werde „ich die versteckte Person, mittelst welcher alles geschiehet, „die aber auch bey der genauesten Untersuchung nicht zu finden ist, öffentlich hervorziehen, und folglich als ein ehrlicher „Mann, das getreu anzeigen, was bisher als Geheimniß, „mit Täuschung, Reichthümer hat erwerben und blenden „müssen."

„Bey der Regierung der zusammengesetzten Maschine, „erkläre ich nicht nur deren Wirkung, sondern erläutere auch „das erforderliche aus der Optik, Akustik, Mechanik, Magnet „und Chemie ꝛc.

„Wenn? wo? unter welcher Bedingung? werde ich „besonders anzeigen." —

N. S.

Nachdem obiges geschrieben war, hat der Rezensent von einem glaubwürdigen Zeugen erfahren, daß dieser Hr. Mül-

ler mit seiner Maschine auf der Leipziger Messe gewesen ist. Sie war etwas verändert, eine Puppe etwa 2 Fuß hoch, die zwischen zwey Fenstern frey hieng, aber mit Stricken an eine weite querbefestigte Latte angezogen war. Am Ende der Latte merkte ein aufmerksamer Beobachter etwas verschmiertes, wo vermuthlich eine Röhre ins nächste Zimmer angebracht war. An dem entgegengesetzten Ende des Zimmers war ein feststehender Tisch mit geraden Füßen angebracht, durch den vermuthlich auch Röhren ins nächste Zimmer giengen. Die Trompete, die die Puppe im Munde hatte, und aus welcher der Ton kam, vertrat die Stelle eines akustischen Rohrs, damit der Ton nach der versteckten Person getragen, und von derselben wieder zu den Zuhörern getragen ward.

Hr. Müller gab in dem scharletanmäßig geschriebenen Anschlage-Zettel vor, er würke auf die Puppe, vermöge des **Magnetismus**. Der Taschenspieler hat sich auf diese Art an eine Modethorheit anschließen wollen. Er würkte auf die versteckte Person, vermittelst eines Spiels Tarokkarten, mit welchem er sehr laut schnalzen, und beynahe solche Zeichen geben konnte; wie man sie etwa mit Schlägen auf der Trommel giebt. Er ward auf verschiedene Art geprüft. Da einmahl eine ziemliche Zeitlang nur von drey anwesenden Zuhörern nur untereinander, nicht aber mit der Figur geredet war; fragte der eine plötzlich die Figur zweymal kurz nach einander noch etwas, was in der Stube zu sehen war; und die Figur schwieg. Da sagte Hr. Müller, das kommt daher, **sie hat zu viel geredet, und hat keine Luft mehr. Ich muß ihr Luft einflößen**; nun gab er ihr mit Schnalzen der Karte das Zeichen, was sie reden sollte, und nun wußte sie alles. Der Betrug kann nicht gröber seyn.

Auch war zu merken, daß er mit seinen Reden z. B. mit dem Anfangsbuchstaben dessen, was er sagte, der versteckten Figur Zeichen gab.

Die Figur hatte übrigens in ihrem Sprechen einen merklichen fränkischen Dialekt, obgleich der hohle Ton aus der Trompete dies etwas versteckte. Als aber die Figur sang, und das **Waldhorn** spielte, konnte jeder, der ein gutes musikalisches Ohr hatte, hören, daß es nicht eine Maschine, sondern ein Mensch war. Es ist unbegreiflich, wie ein geschickter Mathematiker sich habe einbilden können, der Gesang

wäre

wäre auf eine Walze gesetzt. Die Figur detonirte auf dem Waldhorn und beym Singen ganz abscheulich, und zog dabey den Ton zuweilen in die Höhe, und zuweilen in die Tiefe. Ein Orgelwerk kann verstimmt seyn, und falsche Töne angeben, aber es ist unmöglich, daß der Ton einer Orgelpfeife sich hoch und tief ziehet. Das Cercar di voce, wie es die Sänger nennen, kann nur die Menschenstimme, und diese hatte den menschlichen Fehler, die Töne abscheulich ins falsche zu ziehen im großen Maaß.

Sk.

Kurze Anweisung zu einigen geometrischen Hülfsmitteln, welche den Forstbedienten in solchen Forsten, die in Schläge eingetheilet sind, bey verschiedenen Fällen nützlich und nothwendig seyn können. Von C. W. Hennert, Königl. Preußis. Forstrath. Berlin und Stettin. Bey Nicolai. 1789. gr. 8. 64 Seiten Einleitung und Innhalt. 120 Seiten Text. 2 Blatt Kupfer.

In der Einleitung beschäftiget sich der Verf. mit der Geschichte der Eintheilung der Forsten in kleinere Bezirke, ihrer Nothwendigkeit, Nutzen und Fortschritte bis auf itzige Zeit. Die Chursächsische Holzordnung der Grafschaft Manßfeld von 1585, nach welcher alle Gehölze in 12jährige Gehaue getheilet werden sollten, scheint in Deutschland die älteste hierher gehörige Verordnung zu sey. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts fieng man im Preußischen an, bey Vermessung der Forsten, auch die Holzarten zu unterscheiden, und die Schläge erhielten in neuern Zeiten zu ihrer Größe einen gewissen Theil von einem Blocke, der durch die Anzahl Jahre des Wiederwuchses bestimmt wurde. Da nun die Blocke selbst als auch ihre Eintheilung in Schläge, und derer Gränzen durch Pfähle, Hügel oder Graben bemarket werden, diese aber durch die Länge der Zeit verfallen, oder verschüttet werden, oder wenn auch die auf die Gränzlinie fallende Bäume angeschallmet werden, so verwachsen diese, so werden hiedurch sowohl die Abtheilung der Schläge, als das

Strei-

Streichen der Schlaglinien so undeutlich, daß man ohne geometrische Hülfsmittel die gesuchten Punkte leicht verfehlen kann. Diese Hülfsmittel sind nun freylich sehr verschieden, da aber hier der Verf. solche Leser sich gedenket, die zwar im Rechnen selbst nicht unerfahren, auch etwas weniges von der Geometrie erlernt haben, doch aber die geometrischen Instrumente nicht zu gebrauchen wissen, und solche auch nicht besitzen, so giebt der Verf. Anleitung, blos mit dem sogenannten **Kreuzmaasse**, dem einfachsten unter den geometrischen Werkzeugen und der Meßkette, alle die hierher gehörigen Aufgaben aufzulösen, und also nicht allein alle verlohrenen Punkte wieder zu finden, sondern auch den Schlaglinien ihr richtiges Streichen zu geben, sie zu verlängeren, so daß zwischen dem Anfang und Endpunkte, eine gerade Linie durch den Forst lauft. Die Auflösungen selbst sind deutlich vorgetragen, und wir zweifeln nicht, daß es nicht sollte jeder Forstbediente, nach der Voraussetzung mit Nutzen brauchen, und sich nicht in jedem Falle hierinnen Raths erhohlen, das Instrument selbst verfertigen und gebrauchen können. Dieses ist der Inhalt der zwey ersten Abtheilungen; in der dritten gehet der Hr. Forstrath weiter, indem hierinnen gezeiget wird, wie man verfahren müsse, wenn ein Jagen, dessen Größe mag unbekannt oder bekannt seyn, gegeben ist; ja die Gestalt mag noch so verschieden seyn, in eine verlangte Anzahl gleiche Theile zu theilen, oder einen verlangten Theil davon abzuschneiden, so dem Innhalte nach gegeben ist, auch noch, wie der Innhalt eines Platzes zu bestimmen ist. Das Verfahren, so man hierbey zu beobachten hat, ist so deutlich, als möglich vorgetragen, und an sich selbst so leicht, daß wir jeden Forstbedienten, der dieses Buch zu seinem Nutzen zu brauchen gedenkt, und dem es an Vorerkenntnissen mangelt, allerdings solches empfehlen können; ja selbst derjenige, der in der ausübenden Meßkunst nicht unerfahren, und die hier gegebenen Aufgaben, wohl aufzulösen im Stande ist, wird hier zu seinem Vergnügen, eine so kurze Methode finden, seine gewiß weitläuftigere, verlassen, und sich bey wirklich vorfallenden Vermessungen, derselben bedienen. Wir können also mit Recht, diese kurze Anweisung als allgemein brauchbar empfehlen, und Rez. hat sich derselben bereits mit Nutzen bedient.

Ww.

9) Natur-

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie.

D. Joh. Sal. Semler hermetische Briefe wider Vorurtheile und Betrügereyen. Erste Sammlung. Leipzig 1788, ohne die Vorrede 144 Seiten in 8.

Vor einigen Jahren hätten wir es für unthunlich gehalten, unsrerseits über eine Semlerische Schrift öffentlich zu urtheilen. Recensent las mehrere theologische Aufsätze des verdienten Mannes bloß als Laye und wie mancher Andere, der Nahrung für Verstand und Herz auch ausser seinem eigentlichen Fache sucht. — Man kennt die Metamorphose, die binnen Kurzem mit Hrn. S. vorgegangen, und das einstimmige Urtheil, das darüber gefällt ist. Es kömmt nunmehr darauf an, die Geschichte jener bey Gelegenheit fortzusetzen, und die Würkung zu erwägen, die dieses bey dem Manne, den es betrift, hervorgebracht hat. Wenn Horazens Nil admirari durch Erfahruug weniger erprobt wäre, so würde Recens. sich über das Benehmen wundern, das man in diesen Briefen bey Hrn. S. wahrnimmt. Zwar findet man auch hier die nämliche Unordnung im Vortrage, die zahllosen Wiederholungen, die ewigen Anspielungen auf Lieblingssätze wieder, die das Lesen der neuern Semlerschen Schriften oft so widrig und langweilig machen: allein ausserdem hat sich der Verf. hier zu einem Zufluchtsorte herabgewürdigt, der ein untrügliches Kennzeichen, wo nicht einer schlechten, doch prekären, Sache ist, — er jammert über seine Recensenten! Wenn man einem Semler dagegen noch Vorstellungen machen, dem noch sagen muß, daß Recensenten ein Theil des Publikums, so gut als andere Leser, sind, daß bey der Lage unserer Critik keine Verabredung unter allen statt finden könne, daß Jammern und Klagen gegen sie nichts helfe, daß ihre gegründete Gerechtsame, ihr ausgebreiteter Würkungskreiß nicht nur historisch erweißlich sey, sondern auch in der Natur der Sache und in dem System jedes vernünftigen, unpartheyischen Mannes liege,

daß Mißbrauch im Einzelnen den Nutzen im Allgemeinen nicht aufhebe u. s. w. — Dann ist es freylich weit gekommen. Unterdessen wollen wir dazu, wie zu dem unrühmlichen Spiele, das mit dem Worte Aufklärung in diesen Briefen getrieben wird, und einen abermaligen Beweis eines schlimmen Handels abgiebt, gern schweigen, wenn nur Hr. S. seine Sache durch anderweitige statthafte Gründe dem schlichten Menschenverstande annehmlicher machen kann. Ohne uns bey dem Zwecke aufzuhalten, der durch diese Schrift mit erreicht werden soll, "die freye „Privatreligion und ganz unabhängige Andacht durch des „Verf. Zeugniß zu unterstützen, wider so viel Herolde eines „lustigen üppigen Lebens, und die alte Ordnung Gottes „zu behaupten, wonach es gar viele Stuffen der Menschen, „ihrer Fähigkeiten und Uebungen giebt und geben muß;" — wollen wir ehrlich (des Verf. Lieblingswort) so weit es uns bey einem verworrenen Vortrage möglich ist, das Sachdienliche ausheben. Es giebt eine sogenannte geheime, hermetische Chemie, die Hr. S. nach S. 16 die freye Privatchymie, ja gern noch anders nennen wollte, die himmlische, olympische, elementarische, nach S. 42. die innerliche, feuchte, nasse, unbekannte, nach S. 46 die natürliche, nach S. 69 die Wasser-Chymie, die (S. 16) "nicht nur einen wahren wirklichen Gegenstand hat, „den die gewöhnliche, freylich ganz weitgebrachte Feuer„chymie (um es kurz zu nennen) gar nicht kennet, also „auch niemalen bearbeitet, nie beobachtet, und beschreibet; „sondern auch folglich Begebenheiten, Folgen, Erschei„nungen und Produkte, welche gemeiniglich allen noch so „großen berühmten Chymikern — — geradehin unbekannt „sind und bleiben." Diese geheime Chymie (S. 24) die, „als wirkliche ehrliche Kunst, freylich nur sehr wenigen „Menschen in der That zu Theil wurde, und aus" fast immer besondern guten Ursachen „im Verborgenen gehal„ten wurde," (S. 79) „sowohl an sich, der Sache nach, „ganz unerklärlich ist; als auch der Beschreibung nach die „jemand ehrlicher, pflichtmäßiger Weise, als ein weiser „und würdiger Mensch, darüber mittheilen mag, niemalen „geradehin zu entdecken ist: sie kann nicht öffentlich bekannt „werden, wenn ein Kenner selbst moralisch, und in recht-

„mä-

„mäßigen Absichten, gegen andre Menschen weise handeln „will,“ hat (S. 25) „ihre eigenthümliche Kunstsprache „oder Innungssprache; in welcher eben die sonst bekann„ten lateinischen oder deutschen Worte eine neue, ganz ge„heime Bedeutung haben,“ und (S. 26) “da ist es ja „nun kein Wunder, daß die noch so wahren Schriften, „wirklich von den Unwissenden in einem ganz andern „Sinne genommen werden; daß also ihre Arbeiten gera„dehin allemal mißlingen.“ Die Kunst an sich (S. 63) kann zwar „in Einem Tage, ja in wenigen Stunden, kurz „beschrieben und richtig, historisch, gewiß, eingesehen oder „begriffen werden,“ damit aber dieses Arcanum, oder alle „freylich rechtmäßige Heimlichkeit nicht auf einmal für alle „Leser aufgehoben werde,“ so hat man die ganze sonst so leichte, regelmäßige, unausbleibliche Sache nicht nur durch „dunkle, metaphorische Beschreibungen, sondern auch, und „noch vielmehr dadurch versteckt und recht schwer gemacht: „daß man die Zeitordnung der mineralischen Erscheinun„gen oder Begebenheiten, geradehin unter einander ge„worfen, und die Reihe der wirklichen Erfolge ver„kehret, also die natürlichen und wahren Begebenheiten „ganz falsch gestellet und unmöglich gemacht hat;“ (vergl. S. 55, 103, 113) und „diese so lang fortgesetzte Heim„lichkeit — — kann es schon wahrscheinlich machen, daß „die Kenner und Meister gewiß nicht eine Nullität zum Ge„genstande hatten,“ (S. 57) „eigenes gelassenes Nachden„ken,“ von (S. 58) einem „nicht eigenliebigen, nicht stolzen „Leser,“ (vergl. S. 38, 54, 62) „der sich nicht zu sehr, nicht „begierig mit dieser Sache beschäftigt; sondern nur zu gewisser „Zeit seine freye Recreation daraus macht,“ (S. 81) ohne „Nachtheil seines ordentlichen Berufs (S. 1. S. 115) endlich „selbst entdeckt werden. Es gehöret (S. 97) allein Gotte, oder „der Providenz, ob ein Liebhaber die Sache nun selbst, bald „oder spät, finden und treffen soll,“ und ist (S. 98) “in dieser „eingeführten moralischen Observanz nichts lächerliches oder „fanatisches zu sehen: es ist vielmehr ein kenntliches Merk„mal der Gewissens wegen geheim gehaltenen physischen „Wahrheiten,“ und „ein ganz gewisses Kennzeichen der „Betrüger, wenn sie geradehin die Kunst an andere mit„zutheilen versprechen.“ S. 105, „die Sache ist so sehr

Streichen der Schlaglinien so undeutlich, daß man ohne geometrische Hülfsmittel die gesuchten Punkte leicht verfehlen kann. Diese Hülfsmittel sind nun freylich sehr verschieden, da aber hier der Verf. solche Leser sich gedenket, die zwar im Rechnen selbst nicht unerfahren, auch etwas weniges von der Geometrie erlernt haben, doch aber die geometrischen Instrumente nicht zu gebrauchen wissen, und solche auch nicht besitzen, so giebt der Verf. Anleitung, blos mit dem sogenannten **Kreutzmaasse**, dem einfachsten unter den geometrischen Werkzeugen und der Meßkette, alle die hierher gehörigen Aufgaben aufzulösen, und also nicht allein alle verlohrenen Punkte wieder zu finden, sondern auch den Schlaglinien ihr richtiges Streichen zu geben, sie zu verlängeren, so daß zwischen dem Anfang und Endpunkte, eine gerade Linie durch den Forst lauft. Die Auflösungen selbst sind deutlich vorgetragen, und wir zweifeln nicht, daß es nicht sollte jeder Forstbediente, nach der Voraussetzung mit Nutzen brauchen, und sich nicht in jedem Falle hierinnen Raths erhohlen, das Instrument selbst verfertigen und gebrauchen können. Dieses ist der Inhalt der zwey ersten Abtheilungen; in der dritten gehet der Hr. Forstrath weiter, indem hierinnen gezeiget wird, wie man verfahren müsse, wenn ein Jagen, dessen Größe mag unbekannt oder bekannt seyn, gegeben ist; ja die Gestalt mag noch so verschieden seyn, in eine verlangte Anzahl gleiche Theile zu theilen, oder einen verlangten Theil davon abzuschneiden, so dem Innhalte nach gegeben ist, auch noch, wie der Innhalt eines Platzes zu bestimmen ist. Das Verfahren, so man hierbey zu beobachten hat, ist so deutlich, als möglich vorgetragen, und an sich selbst so leicht, daß wir jeden Forstbedienten, der dieses Buch zu seinem Nutzen zu brauchen gedenkt, und dem es an Vorerkenntnissen mangelt, allerdings solches empfehlen können; ja selbst derjenige, der in der ausübenden Meßkunst nicht unerfahren, und die hier gegebenen Aufgaben, wohl aufzulösen im Stande ist, wird hier zu seinem Vergnügen, eine so kurze Methode finden, seine gewiß weitläuftigere, verlassen, und sich bey wirklich vorfallenden Vermessungen, derselben bedienen. Wir können also mit Recht, diese kurze Anweisung als allgemein brauchbar empfehlen, und Rez. hat sich derselben bereits mit Nutzen bedient.

Wn.

9) Natur-

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie.

D. Joh. Sal. Semler hermetische Briefe wider Vorurtheile und Betrügereyen. Erste Sammlung. Leipzig 1788, ohne die Vorrede 144 Seiten in 8.

Vor einigen Jahren hätten wir es für unthunlich gehalten, unsrerseits über eine Semlerische Schrift öffentlich zu urtheilen. Recensent las mehrere theologische Aufsätze des verdienten Mannes bloß als Laye und wie mancher Andere, der Nahrung für Verstand und Herz auch ausser seinem eigentlichen Fache sucht. — Man kennt die Metamorphose, die binnen Kurzem mit Hrn. S. vorgegangen, und das einstimmige Urtheil, das darüber gefällt ist. Es kömmt nunmehr darauf an, die Geschichte jener bey Gelegenheit fortzusetzen, und die Würkung zu erwägen, die dieses bey dem Manne, den es betrift, hervorgebracht hat. Wenn Horazens Nil admirari durch Erfahrung weniger erprobt wäre, so würde Recens. sich über das Benehmen wundern, das man in diesen Briefen bey Hrn. S. wahrnimmt. Zwar findet man auch hier die nämliche Unordnung im Vortrage, die zahllosen Wiederholungen, die ewigen Anspielungen auf Lieblingssätze wieder, die das Lesen der neuern Semlerschen Schriften oft so widrig und langweilig machen: allein ausserdem hat sich der Verf. hier zu einem Zufluchtsorte herabgewürdigt, der ein untrügliches Kennzeichen, wo nicht einer schlechten, doch prekären, Sache ist, — er jammert über seine Recensenten! Wenn man einem Semler dagegen noch Vorstellungen machen, dem noch sagen muß, daß Recensenten ein Theil des Publikums, so gut als andere Leser, sind, daß bey der Lage unserer Critik keine Verabredung unter allen statt finden könne, daß Jammern und Klagen gegen sie nichts helfe, daß ihre gegründete Gerechtsame, ihr ausgebreiteter Würkungskreiß nicht nur historisch erweißlich sey, sondern auch in der Natur der Sache und in dem System jedes vernünftigen, unpartheyischen Mannes liege,

 daß

daß Mißbrauch im Einzelnen den Nutzen im Allgemeinen nicht aufhebe u. s. w. — Dann ist es freylich weit gekommen. Unterdessen wollen wir dazu, wie zu dem unrühmlichen Spiele, das mit dem Worte Aufklärung in diesen Briefen getrieben wird, und einen abermaligen Beweis eines schlimmen Handels abgiebt, gern schweigen, wenn nur Hr. S. seine Sache durch anderweitige statthafte Gründe dem schlichten Menschenverstande annehmlicher machen kann. Ohne uns bey dem Zwecke aufzuhalten, der durch diese Schrift mit erreicht werden soll, "die freye „Privatreligion und ganz unabhängige Andacht durch des „Verf. Zeugniß zu unterstützen, wider so viel Herolde eines „lustigen üppigen Lebens, und die alte Ordnung Gottes „zu behaupten, wonach es gar viele Stuffen der Menschen, „ihrer Fähigkeiten und Uebungen giebt und geben muß;" — wollen wir ehrlich (des Verf. Lieblingswort) so weit es uns bey einem verworrenen Vortrage möglich ist, das Sachdienliche ausheben. Es giebt eine sogenannte geheime, hermetische Chemie, die Hr. S. nach S. 16 die freye Privatchymie, ja gern noch anders nennen wollte, die himmlische, olympische, elementarische, nach S. 42 die innerliche, feuchte, nasse, unbekannte, nach S. 46 die natürliche, nach S. 69 die Wasser-Chymie, die (S. 16) "nicht nur einen wahren wirklichen Gegenstand hat, „den die gewöhnliche, freylich ganz weitgebrachte Feuer„chymie (um es kurz zu nennen) gar nicht kennet, also „auch niemalen bearbeitet, nie beobachtet, und beschreibet; „sondern auch folglich Begebenheiten, Folgen, Erschei„nungen und Produkte, welche gemeiniglich allen noch so „großen berühmten Chymikern — — geradehin unbekannt „sind und bleiben." Diese geheime Chymie (S. 24) die, „als wirkliche ehrliche Kunst, freylich nur sehr wenigen „Menschen in der That zu Theil wurde, und aus" fast immer besondern guten Ursachen „im Verborgenen gehal„ten wurde," (S. 79) „sowohl an sich, der Sache nach, „ganz unerklärlich ist; als auch der Beschreibung nach die „jemand ehrlicher, pflichtmäßiger Weise, als ein weiser „und würdiger Mensch, darüber mittheilen mag, niemalen „geradehin zu entdecken ist: sie kann nicht öffentlich bekannt „werden, wenn ein Kenner selbst moralisch, und in recht-

„mäßigen Absichten, gegen andre Menschen weise handeln „will,“ hat (S. 25) „ihre eigenthümliche Kunstsprache „oder Innungssprache; in welcher eben die sonst bekann„ten lateinischen oder deutschen Worte eine neue, ganz ge„heime Bedeutung haben,“ und (S. 26) “da ist es ja „nun kein Wunder, daß die noch so wahren Schriften, „wirklich von den Unwissenden in einem ganz andern „Sinne genommen werden; daß also ihre Arbeiten gera„dehin allemal mißlingen.“ Die Kunst an sich (S. 63) kann zwar „in Einem Tage, ja in wenigen Stunden, kurz „beschrieben und richtig, historisch, gewiß, eingesehen oder „begriffen werden,“ damit aber dieses Arcanum, oder alle „freylich rechtmäßige Heimlichkeit nicht auf einmal für alle „Leser aufgehoben werde,“ so hat man die ganze sonst so leichte, regelmäßige, unausbleibliche Sache nicht nur durch „dunkle, metaphorische Beschreibungen, sondern auch, und „noch vielmehr dadurch versteckt und recht schwer gemacht: „daß man die Zeitordnung der mineralischen Erscheinun„gen oder Begebenheiten, geradehin unter einander ge„worfen, und die Reihe der wirklichen Erfolge ver„kehret, also die natürlichen und wahren Begebenheiten „ganz falsch gestellet und unmöglich gemacht hat;“ (vergl. S. 55, 103, 113) und „diese so lang fortgesetzte Heim„lichkeit — — kann es schon wahrscheinlich machen, daß „die Kenner und Meister gewiß nicht eine Nullität zum Ge„genstande hatten,“ (S. 57) „eigenes gelassenes Nachden„ken,“ von (S. 58) einem „nicht eigenliebigen, nicht stolzen „Leser,“ (vergl. S. 38, 54, 62) „der sich nicht zu sehr, nicht „begierig mit dieser Sache beschäftigt; sondern nur zu gewisser „Zeit seine freye Recreation daraus macht,“ (S. 81) ohne „Nachtheil seines ordentlichen Berufs (S. 1. S. 115) endlich „selbst entdeckt werden. Es gehöret (S. 97) allein Gotte, oder „der Providenz, ob ein Liebhaber die Sache nun selbst, bald „oder spät, finden und treffen soll,“ und ist (S. 98) “in dieser „eingeführten moralischen Observanz nichts lächerliches oder „fanatisches zu sehen: es ist vielmehr ein kenntliches Merk„mal der Gewissens wegen geheim gehaltenen physischen „Wahrheiten,“ und „ein ganz gewisses Kennzeichen der „Betrüger, wenn sie geradehin die Kunst an andere mit„zutheilen versprechen.“ S. 105, „die Sache ist so sehr

„groß, so ganz unerwartet, daß jedermann dadurch gleich„sam selbst innerlich zurückgehalten und gehindert wird, „diese heilige Begebenheit öffentlich bekannt zu machen, „wie sollte nun jemand wider diese ausgemachte Pflicht „handeln können?" S. 51. „Es giebt in dieser Kunst „erstaunliche, fast schreckhafte Phänomena; aber sie haben „ihre ganz richtige natürliche Ordnung." (vergl. S. 12.) Auch wird (S. 138) „durch diese Beschäftigung eine mo„ralische gute Gesinnung bey vielen Zeitgenossen erhalten „und ausgebreitet." — Bey so bewandten Umständen kann man, wie dem Verf. verschiedentlich vorgeworfen ist, (S. 69.) die Feuer- (gemeine, öffentliche) Chymie, die zu der geheimen ganz unnütz ist, gar wohl entbehren: da sie es ist, die von keinen Manipulationen oder physischen Evolutionen und geheimen Ordnungen etwas wissen will, um ein sogenanntes erstes und andres Merkurialwasser aus diesem unbekannten Stoffe (mineralisches Elektrum, Hyle, Chrysaor u. s. w. einem ehrlichen, wahren Gegenstande) zu erlangen, diesen Stoff selbst in eine nun wirklich sichtbare mineralische Natur zu verändern, und das bisher unsichtbare Gold und Silber, ohne allen Zwang, zur Sichtbarkeit hervorzubringen, und aus seiner neblichten oder salzigten Hülle auszuwickeln (wie der Verf. aus eigner Erfahrung beschreibt) S. 41: da sie es ist, die die so ehrlichen, wahren und unausbleiblichen natürlichen Folgen der geheimen aus dem so großen unendlichen Reiche physischer Existenz eigenmächtig verweißt (S. 43) alles, was nicht unter ihren Händen geht, leugnet, lächerlich macht, ganz bedächtig verspottet (S. 45) ganz und gar nicht weiß, was für sublunarische und irdische Mineralien in der Composition dieses geheimen Chaos zusammen kommen, was der schlackerigte, schmierigte Mercurius ist, von welchem Sulphur er dicke wird u. s. w. (S. 45) einem Augenzeugen nicht glauben will, der aus mineralischem Saamen, aus einer salzartigen Masse über der Erde, ohne Feuer und Kohlen, sich Gold in Flächen oder Blättern häufig genug erzeugt gesehen hat (S. 65) und dergleichen Luft-olympisches-Gottes-Gold hervorzubringen immer im Stande ist, weil er einmal diese alte himmlische Salzquelle kennt (S. 67). Da sie es ist, die die Mineralien

so gar wunderlich, so übereilt, bloß unter die Erde gesteckt hat, und es für Sünde und grobe Unwissenheit hält, wenn man die Mineralien eben so in der ihnen gehörigen Luft über der Erde entstehen und wachsen läßt, als vegetabilia und mineralia (S. 68 vergl. S. 28). Da endlich durch diese öffentliche Chymie so vieles Unrecht dem anders Glaubenden angethan wird. (Vorrede S. 2 ff. 17 ff. 42 ff. 67 ff. u. s. w.) — Nach allem diesem werden denn mehrere Schriften gewürdigt, von denen einige die allerehrlichsten und zuverläßigsten (3. B. S. 84.) andere von geringerm oder gar keinem Belange sind.

Nur die anderweitigen, anerkannten Verdienste des Hrn. S., nur der, unsers Wissens, unbescholtene sonstige Charakter dieses Mannes, nur die Umstände der Zeit können die Ausführlichkeit entschuldigen, womit wir dieses Büchlein anzeigen; den Zeitaufwand ausgleichen, der dabey unvermeidlich war. — Jetzt unser Urtheil! Wenn physische Wahrheiten die überhaupt mit einander in Verbindung stehen, insbesondere die Mischung, sey es Zerlegung oder Zusammensetzung, der Körper zum Gegenstande haben, so müssen bey ihnen gleiche Grundsätze statt finden, auf welche Weise diese Grundsätze auch erhalten seyn, nach welcher Methode sie angewandt werden mögen. Es bleibt immer das nämliche Subject, von welchem etwas prädicirt wird, die Bedingungen können zwar vielfältig abgeändert werden, aber sie bleiben der Natur des Gegenstandes und der Bestimmung zu gleichen oder ähnlichen Zwecken stets unterworfen. Wenn nun Hr. S. selbst sein geheimes Wesen Chemie nennt, wenn er (S. 41) das bisher unsichtbare Gold aus seiner Hülle auswickelt: so giebt er nicht nur zu, sondern beweißt geradehin, daß es hiebey auch auf Scheidung oder Zusammensetzung ankomme: und wenn dem so ist, so findet kein wesentlicher Unterschied zwischen den beyden streitigen Chemieen statt: beyde müssen denn das nämliche Forum, Erfahrung und Vernunft, erkennen; beyde gleichen Grundsätzen unterworfen seyn. Und hiemit fällt ein großer Theil der Gerechtsame, die Hr. S. seiner innern Chemie vindiciren, die er in heiliges Dunkel hüllen will, als grund- und fugloß hinweg: hierauf antworte, dies widerlege Er, aber bündig, ordentlich und ohne

Schimpfen oder Jammern, das weder beym Publiko noch bey einem Recensenten, der, wäre er auch nicht selbst Schriftsteller, dennoch gleiche Rechte, gleiche Würde mit diesem fühlt, etwas beweisen kann. Bekannt gemacht werden mit dem Subject, mit der Sache, wovon die Rede ist, muß also jeder vernünftige Mensch, sey er Chemicker oder nicht, der oder in wie fern er davon urtheilen soll: das räumt Hr. S. wiewohl stillschweigend, auch selbst ein. Nun bezüchtige ich ihm hiebey als freyer Mann, als Mann, der unerlaßliche Pflichten für Wahrheit und Publikum hat, eines unedlen Spiels. Die Sache, heißt es, kann, darf nicht entdeckt werden! Warum nicht? Lassen Sie uns, meine Leser, den Mann, der so spricht, durch sich selbst richten: wir sind alsdann aller Verantwortung überhoben, als ob wir ihm zu viel gethan hätten. Hr. S. führt in diesen Briefen mehrere Schriften an, in denen das Geheimniß ehrlich, verständlich und zuverläßig (3. B. S. 84, 96) wohl gar im Superlativ, angegeben ist. Daraus folgt denn doch ganz natürlich und ohne Consequenzenmacherey, daß es ausgesagt werden könne und dürfe. — Aber selbst diese, durch Hrn. S. Aussage begründete, historische Wahrheit beyseite gelegt; frage ich: welche an sich gute, nützliche, angenehme, leichte Sache in der Welt, und dieß alles und noch viel mehr prädicirt der Verf. von seiner Chemie, darf nicht bekannt gemacht werden? Welche Sache von der Art würde nicht in jedem Zeitalter, gleichviel, ob es im wahren oder spöttelnden Sinne genommen, aufgeklärt sey oder nicht, Nutzen stiften, Liebhaber oder auch Verehrer finden? Ich frage: welcher Gegenstand kann nicht gemißbraucht werden, und welcher ist es nicht? — Meinetwegen rede man von diesem Geheimnisse in einer der gelehrtesten (mithin seltnen nur Einzelnen verständlichen) Sprachen, umhülle das Kleinod mit Sammt und Purpur, warne nachdrücklich vor Schaden u. s. w.: aber man vergesse nicht, was man dabey der Lage der Dinge (wie wenig Menschen lesen dann, gegen die unweit größere Menge, die von keinem Buche weiß? und wie Wenige bringen die erforderliche Receptivität, wenn ich so sagen darf, dazu mit?) der Menschheit, sich selbst und auf gewisse Weise sogar Gott schuldig ist. — Ich frage,

frage, und bin befugt zu fragen: ob ein ehrlicher Mann wissentlich und absichtlich einen nutzbaren Gegenstand verwirren, verdunkeln und entstellen kann? Man darf ja nur schweigen, um vor aller Verantwortlichkeit sicher zu seyn, oder nur da reden, wo man keine Mißdeutung zu befürchten hat, um so mehr, da ein Sterblicher doch nie aufs Ganze, wenigstens nicht mit beruhigender Gewißheit und auf lange Dauer wirken kann. — Ob ein wahrhaft moralisch guter, weiser Mann wünschen möge, irgend ein gemeinnütziges Gut ausschließlich oder mit Wenigen in Gemeinschaft zu besitzen? Ob er nicht vielmehr werkthätig und unermüdet darauf sinne, seine obgleich noch so mühsam erworbenen Kenntnisse, Wahrnehmungen u. dgl. der Classe seiner Mitgeschöpfe, die dafür empfänglich ist, und nur die allein kann er ja berücksichtigen, auf die leichteste und sicherste Weise mitzutheilen, sie vor Abwegen zu schützen u. s. w.? Ob ihm nicht der Gedanke unerträglich sey, bey einer Sache, wobey es nicht auf merkantilischen Gewinn, auf schnöden Wucher ankömmt, seiner Seits zur Verheimlichung geflissentlich beyzutragen? — Ich frage: ob es mit dem Charakter eines gebildeten Mannes, eines Gelehrten bestehen könne, nach Vergnügungen, nach Recreationen zu haschen, wobey das erste und wesentlichste Bedingniß ist, blind zu seyn? Verbrechen, vorläufig dem ὅτι und πῶς nachzufragen? Als ob die Natur, die unermeßlich mannichfaltige Natur so arm an Unterhaltung, so dürftig an unschuldigen, dauerndem erhabenen Reizungen und Vergnügungen wäre, so stiefmütterlich ihre Wohlthaten uns, ihren Kindern, erwiesen hätte; daß wir sie erst auf dunkeln Wegen, voll kleinmüthiger Zweifel über einen vielleicht noch oben drein sehr entfernten glücklichen Ausgang, kümmerlich aufklauben müßten; auf Wegen, die ein Zeitalter verzeichnete, wo Naturkunde, das Wort im weitesten Begriffe genommen, ein Säugling, — Magie jeder Art, Astrologie und deren Sippschaft die vermeintlichen Priester der Welt-Ordnung waren? — Holde, erhabene Mutter Natur! Wäre es nicht Lästerung, deine Weisheit, das reine Vergnügen, welches du deinen Jüngern gewährst, in einer Flasche zu suchen, in der hier und da ein Goldblättchen flimmert? — — Aber ich frage weiter:

ker: was ist gemeinnütziger, was edler, was göttlicher, — und dennoch der unnatürlichsten und, falls es nicht die Geschichte bewährte, der unglaublichsten Mißdeutungen fähiger, als die Religion? Und doch offenbarte sie uns Allen und jedermänniglich, dem Unmündigen an Verstande wie dem tiefdenkendsten Manne, dem Bewohner des unwirthbarsten Clima's wie des wildesten — — Gott! Und Menschen sollen mit der elenden Goldmacherey behutsamer, weiser, moralisch-besser zu Werke gehen, richtiger das Ganze übersehen? Ihres Gewissens wegen Kleinigkeiten verschweigen, unbeträchtliche Punkte der physischen Ordnung, des Harmonischen in der Natur verhehlen, indeß der unendliche Urheber derselben ein unweit erhabners, in seinen Gründen wie in den Folgen unabsehliches, unerschöpfliches Ganze, der Fassungskraft, den einfachen oder zusammengesetzten Bedürfnissen jedes Menschen genau angemessen, wohlthätig offenbahrt? O! der seltsamen Lehre.

Recensent ist weit davon entfernt, die Ungereimt- und Verkehrtheiten (um das mindest Auffallende zu sagen) dem Hrn. S. samt und sonders aufzubürden, die aus seiner jetzigen alchemischen Schriftstellerey ganz natürlich fließen; weit entfernt: sie alle in dem Lichte oder Schatten darzustellen, der ihnen eigenthümlich ist; und noch entfernter über den Verf. zu spotten oder ihn zu bemitleiden (S. 65). Für alles das ist der Gegenstand in jetziger Rücksicht zu wichtig und ernsthaft. Aber einen Mann, der sich rühmt (S. 65) daß es stets seine Gesinnung gewesen sey, des gemeinen Besten wegen sich über sich selbst zu setzen (eine Aussage, die zwar eigentlich nichts sagt, da sie zu viel sagt, auch, genau genommen, nie mit Wahrheit gesagt werden kann), der Himmel und Hölle aufbietet, Ordnung der unumgrenzten Natur, Moral, Religion, von einer Seite herbeyzieht, von einer andern in Winseln und Klagen, Schmähen und Vorwürfe ausbricht, um zu begründen, was keiner Haltung fähig ist: den aufmerksam machen auf das Unwesen, was er treibt, das ist Pflicht für Jeden der es kann und darf.

So lange nun Hr. S. den angestimmten Ton fortsetzt; Fragen von der Art, wie die aufgeworfenen sind, nicht triftig beantwortet (und vernehmen wird er sie doch,

da

da diese Anzeige nicht zu denen gehört, wovon ich in einer seiner frühern Schriften mich erinnere gelesen zu haben, daß er sich ihre Lektüre versage): so lange Hr. S. dem Publiko die Kenntniß des Gegenstandes entrückt oder entrücken zu müssen glaubt, worüber es doch vernünftig und unleidenschaftlich urtheilen soll: so lange er Blößen giebt, die auch den unbefangensten Leser nicht unentschlüßig lassen, den Werth des alchemistischen Predigers gehörig zu bestimmen: so lange hat Recens. weder hier noch anderswo nöthig, über die etwanige Fortsetzung dieser Briefe mehr als ein Wort zu sagen. Es wäre Zeitverderbniß und verriethe Mißtrauen gegen die Leser dieser Bibliothek!

Wz.

Aufschlüsse zur Magie aus geprüften Erfahrungen über verborgene philosophische Wissenschaften, und verdeckte Geheimnisse (giebts auch offene Geheimnisse?) der Natur. Geschrieben von Karl von Eckartshausen, churfürstl. pfalzbaier. wirkl. Hofrath und geheimen Archivar, verschiedener Akademien Mitglied. München, bey Joseph Lentner 1788. 8.

Der Verfasser dieser Aufschlüsse mischt so viel Wahres und Falsches, Richtiges und Schwankendes durcheinander, daß ich es der Mühe werth halte, einige seiner Sätze, welche bey heutigen geheimnißlüsternen Zeiten zur Verbreitung des Aberglaubens und der Schwärmerey etwas beytragen könnten, an das Licht zu stellen, ohne dasjenige, was wirklich Beyfall verdient, zu verschweigen.

Was er von Assimilation und Approximation sagt, ist aus Dalberg über das Universum entnommen; doch führt er seinen erhabenen Lehrer in der Cosmologie nirgend an, ein Kunstgriff, der bey Schriftstellern dieser Art nichts ungewöhnliches ist, damit man ja glaube, alles sey aus ihrem Gehirne entsprungen. Aber schwärmerisch wendet er den Dalbergischen Grundsatz an, und kann die Leute bald zu Narren machen, wenn er S. 91 und 92 sagt: Geschöpfe höherer Stufenfolge können mit Geschö-

 pfen

pfen niederer, und Geschöpfe niederer mit Geschöpfen höherer Stufenfolgen in Verbindung stehen. Diese Verbindung des Menschen mit dem nächsten Geschöpfe seiner höhern Stufenfolge ist der Umgang mit der Geisterwelt. Dieser Umgang, so selten er unter Menschen ist, enthält im geringsten keine Unmöglichkeit, und die Seltenheit der Existenz dieses Umganges liegt nicht in dem Unvermögen unserer Natur, mit höhern Wesen umzugehen, sondern in uns durch den Mangel der Assimilation (diese ist Liebe S. 90.) die uns durch unsere Unvollkommenheit von diesem Umgange ausschließt. Höhere Geschöpfe (S. 95.) äussern nur dem verständlich zu, dessen Seele ruhig ist, und dessen Organ nicht durch Stürme der Leidenschaften bewegt wird. Um zu diesem Umgange zu gelangen, schlägt der Verf. folgende Mittel vor: Fleissiges Waschen, Reinlichkeit, sanfte Reibung und vorsichtige Räucherung (Erschrecklich! gerade das, was alle Magnetisirer und Phantasten den Menschen vorschreiben, um in Extasen zu gerathen) mässigen Gebrauch des Weins, Genuß von Früchten, reine Luft, Reinigung des Leibs durch Vervenea und Valeriana. — So ausgerüstet und vorbereitet können wir Erdensöhne mit höhern Wesen sprechen. Und von was, und wozu? Man klage nun ferner die Theresien, Alacoque, Gertruden und Mechtilden einer überspannten histerischen Einbildungskraft an! Das Lob, das er dem Jesuiterorden in einem besondern Kapitel à la Weitenrieder ertheilet, ist sehr unbesonnen. Kircher mag wohl zu seiner Zeit geheime Künststücke geradezu physisch erklärt haben; aber dieses hindert nicht, daß die heutigen Jesuiten die Schröpferiaden, Gaßneriaden, Desorganisationen ꝛc. durch geheime Wege veranlasset haben können. Sie wissen zu wohl, daß Kircher wenig gelesen wird; und kennen ihre Leute besser, als je ein andrer Politiker in der Welt seine Leute kennen mag. Kircher trug zu seiner Zeit seine Kenntnisse zur Schau, mit Genehmhaltung der Obern, denen es damals angenehm seyn mußte, einen so geschickten Physiker in ihrem Mittel zu haben. Aber jetzt, da der Orden aufgehoben ist, sich allenthalben, wie man weiß, wieder herzustellen trachtet,

dieses aber ganz öffentlich nicht thun darf und also geheime Wege einschlagen, und die Köpfe zerrütten muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, — jetzt — da so viele unläugbare Beweise gegen die unlautern Absichten der Jesuiten auf Vernunft und Religion vorhanden sind, — will Herr von Eckartshausen der Welt einbilden, daß die Jesuiten immer mit offenem Herzen zu Werke gehen. Seit wenn und wodurch hätten sich denn die Jesuiten so sehr geändert? Ueberhaupt ist wohl an Herrn Westenrieder und an Herrn von Eckartshausen, das geflissentliche Lob eines Ordens, der so viel Schaden in der Welt gestiftet hat, wohl sehr befremdend.

Ahndungen hält Hr. v. E. ebenfalls nicht etwa für ein kluges, aus Erfahrungen abstrahirtes Vorhersehen künftiger Dinge, oder was sie meistens sind, für willkührliche Deutung einer empfundenen Angst oder anderer gehabter körperlicher Gefühle auf nachfolgende, gar nicht damit verbundene Ereignisse (denn non omne, quod post hoc, ideo propter hoc), sondern für wirkliche prophetische Gabe unsrer Seele. Aber nur Menschen von feinerer Organisation (wie die des Herrn von Eckartshausen) sind der Entwicklung dieser Gabe fähig. Seine Beweise sind, weil auch der Barometer zukünftige Witterung ahndet, weil das Anziehen des Korkkügelchens eine Ahndung der annähernden elektrischen Wolke ist, und weil die Heiterkeit des Pudels seines Vaters ein gewisses Zeichen war, daß dieser noch eben den Tag zurückkommen würde u. d. gl. Risum teneatis amici! — Vom thierischen Magnetismus handelt er von S. 194 — 239 und ist weit entfernt, die damit gemachten Curen ganz zu verwerfen, obwohl er nicht läugnen kann, daß viele Charlatanerie dabey vorgegangen ist; — und er auch überhaupt wohl von Krankheiten und Arzney richtig zu urtheilen nicht fähig ist. Die Berechnung psychologischer Geheimnisse S. 368 — 375 ist ganz ohne Grund und willkührlich angenommen. Die 444 Kunststücke, welche er von S. 413 — 472 ohne alle Erklärung anhängt, und welche er theils durch Elektricität, theils durch Magnet, theils durch Geschwindigkeit nnd Täuschung mit Karten und andern Sachen hervorzubringen verspricht, sind ein wahrer Aushängzettel

eines

eines auf der Messe angekommenen Taschenspielers. Zwar verspricht H. v. E. bey einiger Muße die Erklärung davon herauszugeben. Aber bis dahin hätte wohl auch diese Anzeige unterbleiben, und das Papier geschont werden können. — Etwas besser hat Recensenten der Artikel von der Einbildungskraft und von Erscheinung der Geister S. 46 — 84 gefallen, wo der Verf. seine eigene Art, diese Täuschung durch optische Spiegel, einen gewissen Rauch rc. zuwege zu bringen, ausführlich beschreibt, unter dem Vorwande, daß er die theoretischen Erklärungen des Guyot, Funks, Martius und Halle von den Schröpferischen Gespenstererscheinungen in der Ausführung nicht anwendbar gefunden hat; da er doch diese Männer offenbar braucht, die auch keinesweges theoretisch, sondern praktisch diese Täuschungen beschrieben haben. — Nicht minder richtig ist, was er von dem Sichselbstsehen, und von den Mitteln gegen sogenannte Verzauberungen des Viehes sagt. Möchte es doch Herrn v. E. beliebt haben, durch das ganze Buch so aufrichtig zu Werke zu gehen, anstatt in einer affektirten apokalyptischen Sprache der Pansophie, Cabbalistik, Magie, und wie die Dinge alle heißen, die so viel schaden und nichts nützen, das Wort zu reden! Aber freilich hat Recensent von der gerühmten Melisse, die die Leute in so angenehme Träume wiegt, noch zu wenig genossen; und daher mag wohl sein Unglauben und sein stumpfes Gefühl für diese Sachen rühren. Wenn man bedenkt, wie sehr H. v. E. gleich im Anfange seines Buchs gegen Charlatanerie eifert, und wie gut er dem Beobachtungsgeiste des Menschen sowohl als seiner Einbildungskraft die erstaunendsten Wirkungen zuschreibt; so kann man kaum begreifen, wie er den Umgang mit Dämonen, und die oben angeführten Mittel dazu, im Ernste behaupten und den Leuten die Köpfe damit verwirren möchte. Freilich setzt er überall vermeynte Einschränkungen und Warnungen hinzu. Allein wozu Einschränkung, wo das Ganze nichts taugt? Beobachten wir lieber hienieden die Pflichten, die der Mensch dem Menschen schuldig ist, und den Umgang mit höhern Wesen mag immer unterbleiben, bis uns die Abwerfung unsrer Hülle zu diesem Umgange geschickt macht! dergleichen magische Träumereyen dienen zu

nichts, als Schwärmer und Thoren zu machen, wovon der H. V. selbst S. 361 ein Beyspiel anführt. Er beruft sich immer auf ein inneres Organ, welches erwacht, wenn die äußern und gröbern Organe ruhen. Ist aber dieses Organ weiter nichts, als der bey den Philosophen angenommene sensus intimus? O so sollte der Verf. wissen, wie wenig diesem Gefühle, wenn es von den gewöhnlichen Empfindungen abweicht, zu trauen ist. Dergleichen sonderbarer Gefühle, oder geheimer Einsprechungen rühmten sich alle Schwärmer. Oder läßt der Verf. gar ein eigenes Organ für die Annäherung zur Geisterwelt zu? Woher beweist er die Existenz desselben? — Man denke sich den Fall, daß ein junger wißbegieriger Mann durch Herrn v. Eckartshausens Aufschlüsse Lust bekäme, mit der ihm nächsten Stufenfolge von Geistern zu sprechen, und umzugehen. Er wird sich vorzüglich Reinheit der Sitten, und Reinlichkeit des Körpers zu seinem Augenmerk nehmen, wird Physik studieren, sich fleißig waschen, reiben, purgiren, räuchern, Aepfel und Birnen essen — und so mit angespannter Einbildungskraft auf die Erscheinung oder das Zuflüstern des höhern freundschaftlichen Geistes warten. Wäre der Zustand eines solchen Menschen nicht wirklich erbärmlich oder lächerlich? — da — aber Pansophie, (das ist, Allwissenheit der natürlichen Dinge) muß vorausgehen, ehe man Magus wird, sagt H. v. E.; denn Magie ist der höchste Grad. — Und nun Adieu Herr Allwisser! Dieser Achilles entkräftet alle Einwürfe!!!

Wm.

Chemische Untersuchung einiger der bekanntern und besuchtern Gesundbrunnen und Bäder der Schweiz, insbesondere des Canton Bern. Nebst einer Beschreibung der neuesten Untersuchungs-Methoden durch eigene Erfahrungen vermehrt, und bestätigt von C. F. Morell, Apotheker in Bern. Bern, bey Haller, 1788. 385 S. 8.

Die erste kleinere Hälfte dieses Buchs bis S. 140 ist wenig mehr als eine Uebersetzung der Bergmannischen

Abhandlung de analysi aquarum, mit wenigen Zusätzen und Verbesserungen aus Struvens, Winters, Westrumbs und einiger anderer, Schriften; des Verf. eigenen Entdeckungen und Verbesserungen wollen nicht viel sagen. Die Bergmannische Ordnung aber ist durchaus verändert.

Die zweyte Hälfte enthält die Untersuchung von funfzehn Gesundwassern, davon wir nur die merkwürdigsten erwähnen wollen. I. Das erste ist das Pfeffersbad; ein möglichst reines Quellwasser. Der Verf. erbielt aus 11$\frac{1}{2}$ Schoppen Beruermaaß nur 25 Gran fixen Rückstand nach dem Abrauchen, davon waren 8 Gran Selenit, unbedeutend wenig Kalkerde, Magnesia, Glaubersalz u. s. w. Hr. M. würde sehr wohl gethan haben, wenn er uns statt vieler bekannten Dinge aus Bergmann gesagt hätte, wie viel nun ein Berner Schoppen am Gewicht sey; man kann nicht die Maaße jedes kleinen Freystaats kennen. Die Verabsäumung dieser Genauigkeit hindert uns seine Verhältnisse einzusehn. Lediglich aus dem nicht faul werden des Pfefferwassers läßt sich auch noch nicht auf seine Reinigkeit schiießen; die Wasser in den Torfmooren faulen nicht, so auch die einiger Canäle, die wir kennen, die darum doch nicht höchst rein sind. Luftsäure hat das Pfefferswasser gar nicht. Die ganz eigenen Würkungen, welche der Rec. von dem Pfefferswasser an der Quelle kennt, geben ihm die Vermuthung, daß es doch noch Eigenschaften haben möchte, die man etwa in Zukunft noch entdeckt, und die es versandt, nicht mehr hat.

II. Das Leuker Bad, im Walliser Lande, Leuch (der Verf. schreibt Léoche) en Valais. Hier ist eine Reisebeschreibung beygefügt. Er fand in einem Pfunde des Wassers (so versteht mans) Küchen und Bittersalz (warum zusammen); 1 Gran; Gyps über 13 Gran (das ist viel); Eisen weniger als $\frac{1}{3}$ Gran; Kalk über $\frac{1}{2}$ Gran; Magnesia wenig über 1 Gran — Wir lassen die kleinen Brüche weg. Luftsäure und hepatische Luft vermuthet der Verf. hat ihr aber nicht nachgeforscht. Das Eisen werde hier durch die Blutlauge nicht sichtbar, und, er meynt, dieses rühre daher, weil es in Schwefelleber-Luft aufgelöset seyn möchte. III. Das Schinznacher Bad, ein bekanntes starkes Schwefelwasser. In einem Pfunde etwas über $\frac{1}{4}$

Gran

Gran Eisen, $1\frac{3}{4}$ Gran Kalk, $1\frac{1}{3}$ Gran Magnesia u. s. w. in 14 Unzen dieses Wassers fand er 8 Cubikzoll mit Luftsäure vermengter Schwefelleber-Luft. Warum bleibt er nun wieder nicht bey einem Maaßstabe, das Wasser nach Unzen und die Luftsäure nach Zollen; es ist verdrießlich, einem Manne, der ein Meister seyn will, an dergleichen zu erinnern. Auch wäre die Luftsäure wohl zu trennen gewesen. Unter den folgenden ist ausser den genug bekannten Bädern zu Baaden das Leeßig-Bad eins der merkwürdigern. Der V. giebt dafür an, daß in einem Maaß (wie viel ist nun wieder ein Maaß) $6\frac{1}{2}$ Cubikzoll hepatische Luft; Luftsäure $2\frac{1}{2}$ Cubikz. Selenit $21\frac{2}{3}$ Gran; luftsaures Bittersalz (soll wohl Bittersalzerde heißen) über 1 Gran u. s. w. — (Warum doch die Chymisten wohl die langen unbekannten Namen immer bey Dingen brauchen, die seit so langer Zeit ganz kurze bekannte haben? Wenn man lieset: salzsaures mineralisches Laugensalz, so sollte man kaum denken, daß das Ding eben so viel wäre als Kochsalz; so vitriolsaures mineralisches Laugensalz u. s. w. Man muß sich immer erst einen Augenblick besinnen, wenn man dergleichen Thorheiten nicht gewohnt ist mitzumachen.) Dieses letzte Leeßig-Bad ist kalt, die vorgenannten sind alle warm. Das letzte ist das Wasser von St. Mauriz in Bündten. Das Wasser von St. Maurice ist uns als ein angenehmes und viel Luftsäure haltendes Wasser bekannt. Aber wenn der Verf. angiebt, daß ein Schoppen dieses Wassers (wir wissen freylich nicht genau wie viel Cubikzoll ein Schoppen halte) 37 Cubikzoll Luftsäure halte, die meist frey wäre, weil nur 4 Gran Erden darin aufgelöset sind; so sollte ein solches, nicht leicht zu glaubendes, Factum bessere Beweise beygebracht haben, als den Versuch mit der Lackmuß-Tinktur und dem Kalk-Niederschlag. So etwas wird man ihm nicht glauben, wenn er es nicht durch genaue Messung der Luftsäure, wie sichs gehört, darthut. Er will mit einem Theile Wasser 72 Theile Lackmuß-Tinktur roth gefärbt haben. Es halte überhaupt nur 8 Gran fixe Bestandtheile in einem Schoppen. (In Deutschland ist ein Schoppen ohngefähr 12 Unzen, mehr oder weniger.). Eisen führt es gar nicht.

In

In einer Art von Zugabe hat der Verf. Nachricht gegeben, von einigen in der Schweiz sehr viel gebrauchten ausländischen Gesundwassern, und macht Auszüge aus fremden Schriften; er nennt das Seltesser- Schwalbacher- Pyrmonter- Spa- und Bitterwasser. Auf eine seltsame Art zu raisonniren stoßen wir. Eben vorher hat er einem Wasser, das wenig feste Bestandtheile hat, auf höchst unzuverläßige Versuche hin, eine überaus große Menge Luftsäure beygemessen, mehr als noch irgend ein Schriftsteller irgend einem Wasser zuschrieb. Auf einmal fängt er bey dem viel mehr fixe Bestandtheile führenden Pyrmonter-Wasser an, die von Hrn. Westrumb, mit dessen bekannten Genauigkeit, mit Quecksilber angestellten Messungen, nach welchem das Pyrmonter-Wasser doch noch weniger Luftsäure hätte, als nach ihm das zu St. Moritz, verdächtig zu machen, führt aber zu Begründung seiner Zweifel nichts weiter an, als daß es ihm zu viel scheint. Was Hr. M. S. 375 mit der Verwechselung des Maaßes, des schwedischen für Landesmaaße sagt, hat gar keinen Sinn. Wenn man mißt, wie Hr. M. mißt, das Wasser nach Schoppen und die Luftsäure nach Cubikzollen, so ist es freylich nicht gleich, was für Zolle man hat. Wo man aber rechnet, wie sichs gebührt, und bey gleichem Maaße bleibt, da bleiben die Verhältnisse gleich, es mag nach schwedischen oder Pariser Zollen gemessen seyn. Wenn er sagt, das Spaawasser besitze auch kein Stäubchen Selenit, so thäte er besser es zuvor zu untersuchen: es hat sich gefunden, daß in den Bergmannischen Analysen unter der vermeynten Magnesia allerdings beträchtlich viel Selenit versteckt war.

Wir gestehn dem V. zu, daß er auf seine Untersuchungen Mühe und Kosten möge gewendet haben, aber ein korrecter Schriftsteller (wir reden nicht von seiner Sprache, die man dem Berner wohl gelten lassen muß) ist er gar nicht; ob er genauer und zuverläßiger in seinen Versuchen sey, das wollen wir noch nicht entscheiden. Ist er vielleicht noch jung, so möchte er in der Folge noch Einiges leisten, da er in der That mit den besten Schriftstellern bekannt ist; aber etwas mehr Bescheidenheit würde sogar einem erheblichern Mann, als er ist, wohl anstehn.

Ld.

10) Ge-

10) Geschichte, Erdbeschreibung.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweiten. Sechste bis sechszehnte Sammlung. Berlin, bey Johann Friedrich Mylius, 1787 — 1788. 8.

Beyträge zu den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs des Zweiten. Erster bis dritter Heft. Berlin, bey Joh. Andr. Kunze, 1788.

Wir nehmen hier diese Sammlungen zusammen, weil beide gleichen Werth und, wie es scheint, beide die eine und dieselbe Absicht haben, alles aufzufassen und vorzulegen, was nur je aus dem Munde und der Feder des großen Friedrichs geflossen ist, oder geflossen seyn soll. Alle diese Anekdoten haben keine andre Bürgschaft ihrer Wahrheit für sich, als das Zeugniß der Sammler. Unterhaltend sind sie alle — denn wer lieset nicht gerne von Friedrichen, auch wenn er getäuscht werden sollte — aber bey weitem nicht alle gleich wichtig, nicht alle eigentliche Charakterzüge des unvergeßlichen Monarchen. Es sind alle diese Anekdoten so fleißig und so begierig gelesen worden, daß wir nicht eine einzige derselben auszuheben nöthig haben. Aber recht sehr wünschen wir, daß diese Sammlungen nun allmälich geschlossen werden möchten. Der große Mann verliert, wenn alles von ihm gedruckt und alles, was er je auch ohne Absicht gesagt hat, zur Anekdote gemacht werden soll; und noch mehr, wenn man Ihm Dinge andichtet, die er nie gesagt hat.

Bf.

Neue Sammlung von Anekdoten und Charakterzüge (Charakterzügen) aus dem Leben Friedrichs des zweiten Königs von Preussen. Küstrin, bey Ferdin. Oemigke 1788. 112 S.

Neue Sammlung eigentlich nicht, weil in andern Sammlungen erzehlte Anekdoten, auch in dieser wieder vorkommen. Das einzige Verdienst derselben ist, daß die weniger in derselben gelieferten Anekdoten mehr chronologisch nach der Folge der fortrückenden Geschichte Fridrichs erzählt sind. Die Auftritte des Königs mit dem Obristlieutenant von Seeger, Kommendanten zu Cüstrin, und mit seinem Herrn Bruder, dem zu früh verstorbenen Prinzen von Preußen, dem Vater des itzigen Königs, sind hier vielleicht vollständiger als in andern Sammlungen vorgelegt.

Bk.

Rosen auf das Grab Friedrichs des Einzigen, gesammelt von L. Hübner. I. Korb 284 S. II. Korb 286 S. 8. Salzburg, im Verlage der oberdeutschen Staatszeitung.

Diese Rosen sind nichts als eine verwirrte Compilation der in zu reichhaltiger Menge gedruckter Anekdoten Friedrichs II., nur in gewisse Rubriken, wie Herzensgüte, Grosmuth, Seelengröße, Erhabenheit des Geistes u. s. w. geordnet. Allemal passen Rubriken und Anekdoten freilich nicht zusammen. Das Testament Friedrichs, (welches halb erdichtet ist,) das Monument des Herrn von Birkenstoks, der Briefwechsel des verstorbenen Königs mit dem General Fouquet, seine Briefe an die Frau von Camas, so bekannt sie sind, sind eingerückt. Da Herr Hübner diese Anekdoten als Rosen auf das Grab Friedrichs streuen wollte, so hätte er keine Klapperrosen, auch keine verwelkte Rosen mit unterstreuen, ja er hätte in der Auswahl derselben mehr Gewissenhaftigkeit beobachten, wenigstens keine Anekdote zweimal erzählen sollen. Wirklich

stehen

stehen die Anekdoten Th. I. S. 45 und Th. II. S. 228 — 229, im zweyten Bändchen S. 270 und 243 wieder da. Und welche Person ist die Prinzessin von Stettin, die nahe Verwandtin des Königs, deren S. 17 im ersten Bändchen oder Körbchen gedacht wird?

Bk.

Die Regierung Friedrich des Großen, ein Lesebuch für Jedermann. Erstes und zweites Bändchen. Halle 1788, bey Joh. Fr. Dost, zusammen 382 S. 8.

Die Geschichte Friedrichs des Großen für die größere Klasse der preussischen Unterthanen so zu bearbeiten, daß sie auch von dem gemeinsten Manne mit Verstand und Nutzen, mit Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen ihren großen Monarchen und Vater des Vaterlandes gelesen werden könnte, wäre ein ganz guter Gedanke gewesen, aber ein Lesebuch wie dieses — hat in unsern Augen gar kein Verdienst. Eine Geschichte, wie die Geschichte Friedrichs, in einem Wochenblatte in eben so viele Theile zu zerstückeln, wie sie der Plan des Unternehmers und Verlegers erfordern, ist ein läppischer Gedanke. Sie so zu liefern, wie sie hier geliefert ist, erforderte weder Mühe noch Geistesanstrengung. Der Verf. hat gerade nichts mehr und nichts weniger gesagt, als was in allen gewöhnlichen bisher geschriebenen Geschichts- und Lebensbeschreibungen Friedrichs II. steht und das ohne alle Auswahl, ohne alle Absonderung, ohne alle Rücksicht auf die Leser, für die er vorzüglich geschrieben hat. Er hat mehr auf Schlachten- und Feyerlichkeitsbeschreibungen, als auf eine auszeichnende Darstellung dessen sein Auge gehabt, was Friedrichen seinem Volke wirklich groß und theuer machen mußte. Diese zwey Bändchen erzehlen die Geschichte bis zum Jahre 1756 fort. Weder die Erzählungsart noch die hier und da eingestreuten Bemerkungen erheben sich über das Alltägliche und der beigefügte Kupferstich des Königs gereicht dem Buche zur wahren Schande.

Bk.

Beitrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Grossen. Berlin, im Verlage der Buchhandlung der Königl. Realschule 1788.

Dieser Beitrag enthält den merkwürdigen Briefwechsel des Königs Friedrich Wilhelms I. mit dem Feldprediger J. F. Müller, über den damals in Cüstrin gefangen gehaltenen Kronprinzen, nachherigen König von Preussen, Friedrich II. Müller mußte den unglücklichen Katt nach Cüstrin zu seinem Tode begleiten und hatte zugleich den Auftrag, den Kronprinzen zur Einsicht seines gegen seinen Herrn Vater begangenen Fehltritts zu bringen. Nach diesen vorliegenden Briefen war Müller in seinem Geschäfte glücklich. Allemal breiten sie nicht allein über diesen Auftritt in der erstern Geschichte Friedrichs, sondern auch über die religiöse Denkungsart des Königlichen Vaters und Sohns ihr Licht aus. Auch sie sind Beweise, daß Friedrich Wilhelm den Geist seines Kronprinzen kannte, ob er sich ihn gleich nicht in seiner eigentlichen Größe denken konnte. Ihr müsset aber, schreibt er dem Feldprediger Müller, alles mit guter Art und Vorsicht thun, dann er (der Kronprinz) ein verschlagener Kopf ist. Müller wird mit diesen Briefen als der rechtschaffene Mann bekannt, der durch seine Berichte die Vergebung des beleidigten Vaters bewirken half.

Bk.

Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm I. nebst verschiedenen Anekdoten von wichtigen unter seiner Regierung vorgefallenen Begebenheiten. Erste bis siebente Sammlung. Berlin 1787 — 1788.

Diese Charakterzüge sind der Angabe nach aus der Feder eines Greises, eines Zeitgenossen Friedrich Wilhelms I., geflossen und weil sie nicht bloße Anekdotensammlung sind, zuweilen für den Charakter dieses Königs und seiner

ganzen Regierung einigermaßen unterrichtend. Wahrscheinlich ist der Herausgeber der verstorbene Präs. von Benkendorf. Man findet auch hier ganz seine schale weitschweifige Manier.

Friedrich Wilhelm hatte bey seinem Tode, außer seinem großen Sohne, keinen Lobredner und legte doch die erstre und feste Grundlage zu der Größe, zu welcher die Macht und das Ansehen seines Hauses unter dem letztern emporgestiegen ist. Dieses letztre recht auffallend darzustellen, ist wohl die Hauptabsicht des Verfassers gewesen. Einige für Friedrich Wilhelm I. zu absichtlich und ängstlich ausgeführte Rechtfertigungen und so viele zum Ueberfluß angebrachte triviale Bemerkungen, abgezogen, fassen seine Sammlungen verschiedene belehrende und unterhaltende Nachrichten in sich. Der Gedanke des Verf., daß die Geschichte Friedrichs II. ohne die Geschichte Friedrich Wilhelms I. unvollständig, und dieser gegen seinen Sohn eben das sey, was Philipp für seinen Sohn Alexander war, ist ganz richtig. Der größeste Lobspruch für Friedrich Wilhelm war dieser, daß Friedrich II. nach denselben Regierungsmaximen das große Werk vollendete, nach welchen es der erstre angefangen hatte. Es verlohnt sich also allerdings der Mühe, daß man den Vater, wie den Sohn, in seinem häuslichen Leben, nach seinem ganzen Charakter und allen seinen Regierungsgrundsätzen kennen lernt. Der Verf., der von manchen Sachen selbst Augenzeuge gewesen ist, und wie es scheint, mit den ersten Männern der damaligen Zeit in Verbindung gestanden hat, liefert hier gute Materialien darzu. Sie machen freilich nichts Ganzes aus, setzen aber doch den Geschichtsliebhaber und Menschenkenner mit Friedrich Wilhelm I., mit seiner Regierung und mit den Männern, die theils seine Vertraute, theils die Werkzeuge seiner von ihm entworfenen Operationen waren, in etwas genauere Bekanntschaft.

Friedrich Wilhelm I. lebte nach einer eben so abgemessenen Ordnung, wie Friedrich II. Er stand frühe auf, nahm in den erstern Stunden seine Regierungsgeschäfte vor, besuchte dann die Wachparade, setzte sich um 12

Uhr zur Tafel, die nie länger als 1½ Stunde dauerte, beschäftigte sich nach der Tafel mit der Malerey und Mathematik, gab um 3 Uhr die Parole aus, ritt darauf gewöhnlich spatzieren, speisete nie des Abends, als dann und wann ein Butterbrod, und legte sich um 10 Uhr zu Bette. Friedrich Wilhelm liebte den vertraulichen Umgang, besuchte daher gewöhnlich die Assembleen selbst und speisete auch gern bey seinen Generalen und Ministern. Im Winter machte das bekannte Tabakscollegium seine eigentliche Erhohlung aus, an welchem er nur seine vertrauteste Generale und Stabsofficiere Antheil nehmen ließ. Er schätzte keine andre Pracht, als Silber- und Goldgeräthe, von welchen er auch einen erstaunenden Vorrath gesammelt hat. Er hatte nur wenige Cammerherren, aber seine Generale und Stabsofficiere mußten, wenn es die Noth erforderte, ihre Stelle vertreten. Er war eigentlich der Schöpfer aller der glücklichen Einrichtungen im Staate, die erst unter der Regierung seines großen Sohns und Nachfolgers die sichtbaren Früchte trugen, wurde aber von seinem eignen Zeitalter verkannt und mehr gefürchtet als geliebt. Es ist rühmlich, daß der Verf. die großen und guten Seiten dieses Königs im eigentlichen Verstande, so wie seine Regierungsgrundsätze nach ihrem wahren Werthe darzustellen gesucht hat. Indessen hätte er in der Entschuldigung mancher Flecken und Uebereilungen, von welchen auch ein König nicht frey seyn kann, weniger ängstlich seyn sollen.

Bk.

Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrichs II. Königs in Preußen, III. Theil, welcher die Geschichte der Jahre 1761 bis zum Hubertsburger Frieden enthält, mit Beilagen, Leipzig 1788. 8.

Nach dem Tode des Herrn Auditeur Seyfarth, der die zwey vorhergehenden Theile dieser Geschichte geschrieben, hat ein unbekannter Verfasser selbige auf Verlangen

des Verlegers fortgesetzet, davon der III. Theil vor uns liegt. Er versichert, daß selbiger nach eben dem Plan seines Vorgängers gearbeitet sey, und geht nur bis zum Hubertsburger Frieden. Ob das Werk weiter fortgeführt wird, steht dahin, wenigstens ist davon keine Anzeige geschehen.

Zuerst wird der Feldzug gegen die Schweden im J. 1761 beschrieben. Weil der König ihnen nur wenige Truppen entgegen stellen konnte, so waren jene beständig überlegen, mithin konnte nichts wichtiges vorfallen, doch ward ihr Vorhaben in die Ucker-Mark einzufallen vereitelt, und es war genug, daß sie die Winterquartiere in ihrem eigenen Lande nehmen mußten §. 1. Der Feldzug gegen die Russen in Pommern von 1761 war von keiner Bedeutung, und die Vereinigung der rußischen Armee mit der Kaiserlichen, um Schlesien zu occupiren, konnte der König nicht verhindern, aus Mangel der Lebensmittel aber mußten sie doch im September nach Pohlen sich zu ihren Magazinen zurückziehen S. 16. — Indessen hatten die Russen in Pommern die Oberhand, und belagerten Kolberg, so der brave Commandant von Heyde tapfer defendirte, aber aus Mangel der Lebensmittel endlich den 16. December übergeben mußte S. 28. Der Feldzug in Schlesien bis zur Ankunft des Königs S. 30. Die kaiserliche Hauptabsicht gieng diesesmal auf Schlesien, allein die Ankunft des Königs vereitelte diesen grossen Gedanken, indem er die Vereinigung mit den Russen, die Laudon vor hatte, gleich Anfangs verhinderte S. 44, endlich gelang es jenen am 12. August, aber doch ohne Wirkung, indem die Russen mit Zurücklassung von 20,000 Mann am 9. Sept. sich zurückzogen S. 46. Laudon zog sich nach Schweidnitz, und überrumpelte in Geschwindigkeit diese Festung, und machte die Garnison zu Kriegsgefangne S. 48 — Merkwürdige Antwort des Königs auf des Commendanten Generals von Zastrow Entschuldigung — die Festung war hinreichend besetzt, mit Lebensmitteln und Kriegsammunition genugsam versehen S. 49. Der König bezog ein Lager bey Strehlen, und deckte dadurch Niederschlesien. Laudon deckte Schweidnitz, und erhielte die

Gemeinschaft mit Oberschlesien und Sachsen, so blieben beyde Armeen unthätig 2 Monate stehen, und bezogen hernach die Winterquartiere S. 51.

Der Feldzug in Sachsen gegen die Oesterreicher S. 52. Hier stand Prinz Heinrich mit 37 Bataillons, 83 Escadrons, und 9 Freybataillons gegen den General Daun; auch hier gieng nichts wichtiges vor, außer daß die Stadt Halle von dem österr. General Lusinsky stark heimgesuchet ward, und die Grafschaft Mannsfeld viel gelitten S. 57. Von dem Feldzuge bey der alliirten Armee S. 60, wo ebenfals im Großen nichts wichtiges vorgegangen ist.

S. 67. lesen wir unter der Rubrik von Staatsangelegenheiten des Pr. Hofes im 1761. Jahr den Umstand, der, wenn er wahr ist, indem wir ihn sonst nirgends gelesen, ungemein merkwürdig ist. Der König von Preussen kam am 17. März von Leipzig nach Meissen, und machte daselbst in Gegenwart des Kabinetsministers Grafen von Finkenstein, der geh. Räthe von Herzberg und Häseler ꝛc. auch des englischen Gesandten Mitchel einige Anordnung in Absicht der Thronfolge, fals er sterben sollte, deren genauere Beschaffenheit aber nicht bekannt geworden, wobei er aber in guter Laune am 20. März an die Gräfin von Camas in Berlin schrieb — Ich habe hier Porcellan für die ganze Welt bestellt, für Schönhausen, für meine Schwägerin; mit einem Worte, ich bin nur noch an dieser zerbrechlichen Materie reich, und hoffe, daß die, welche es empfangen, es für gut Geld annehmen — Es bleibt nur noch die Ehre, der Rock, der Degen und das Porcellan. Von der Negotiation, die die Kaiserin durch ihren Gesandten in London zur Schliessung eines Frieden äußern ließ, wovon Augsburg zu einem Versammlungsort vorgeschlagen ward, weitläuftig S. 68 ꝛc. und aus dem Staatsgutachten des rußischen Gesandten zu Wien, so er damals dem kaiserlichen Hofe vorlegte, sieht man offenbar, wie Rußland darauf gedrungen, daß die Macht des Königs von Preußen gänzlich herunter gesetzt werden, und dieses allein die Hauptabsicht des Krieges seyn müsse, nicht die Eroberung von Schle-

ßen, so eine Nebensache sey S. 73. In selbiger wird noch weiter behauptet, daß die Kaiserin Theresia vor allen dahin trachten sollte, Sachsen gänzlich zu befreyen, wodurch der König am meisten leiden würde, weil er vermittelst der Elbe dadurch die Communication verlöre ꝛc. Eine wichtige Schrift, die überzeugend, und wirklich einen trefflichen Plan, die Macht des Königs herunterzusetzen, enthält. S. 77 von dem abscheulichen Vorhaben eines schlesischen Edelmanns und Pr. Vasallen Heinrichs Gottlob Markotsch den König im Hauptquartier Strehlen aufzuheben, und an die Oesterreicher auszuliefern, wobey auch ein österr. Officier mit Namen Wallis, und der kathol. Pfarrherr zu Siebenhuben, Franz Schmidt impliciret waren. Der Jäger des Markotsch, so die Briefe hin und her trug, schöpfte Verdacht, öffnete einen dieser Briefe, und entdeckte dem Könige den Anschlag. Markotsch, des Hochverraths schuldig, verlor seine wichtigen Güter, der Wiener Hof wollte keinen Antheil an der Verrätherey haben, und die Grafen von Wallis erklärten, daß der Officier nicht mit sie verwandt sey — Weiter ist nichts davon bekannt geworden, und der König hat dabey große Moderation gezeiget.

Zuletzt eine kurze Nachricht von verdienten Männern, die der preuß. Staat im Jahre 1761 verloren hat S. 80, worunter der Generallieutnant von Golz der vornehmste ist.

In dem folgenden 1762. Jahre ward der Friede mit Schweden am 20. April zu Hamburg unterzeichnet S. 83, (billig hätte man hier doch die Hauptbedingungen des Friedens erwartet). Die Kaiserin Elisabeth von Rußland starb am 5. Januar 1762, und nun veränderte sich auf einmal die Scene in Absicht Rußlands. Der Nachfolger Peter III. war zum Glück Preußisch gesinnet, aber seine Regierung dauerte nur wenig Monate, woran seine unüberlegten Neuerungen bekannter maßen schuld waren, er ward am 9. Jul. 1762 schon des Throns entsetzet S. 85, nachdem vorher der Friede mit Preußen am 5. May zu Stande gekommen war, den hernach auch die Kaiserin Katharina bestätigte S. 88.

Weiter wird in Schlesien der Krieg bis zu Ende des 1762. Jahrs S. 97 ꝛc. beschrieben, die Festung Schweidnitz ward am 7. Aug. berennet, wozu der König lange vorher alle Mühe angewandt, den Feldmarschall Daun, der die Festung durch seine gute Position deckte, aus selbiger zu bringen, so endlich im Anfange des Augusts glückte — und am 9. October erfolgte die Uebergabe S. 99, worauf die Hauptarmee sich nach Sachsen zog. Der Feldzug in Sachsen von diesem Jahre hatte nichts wichtiges, die Reichsarmee unter dem Prinzen von Stolberg vereinigte sich im Septemb. mit der Oesterreichischen bey Dreßden — im October griff der Prinz Heinrich sie in ihren Verschanzungen bey Freyberg an, und schlug sie mit 7000 Mann Verlust, aller Bagage nebst 28 Kanonen S. 107. Der General Kleist occupirt Bamberg und Nürnberg S. 108. In Sachsen gieng außer vielen kleinen Scharmützeln nichts wichtiges vor, und man sieht aus allem, daß beyde Theile des Krieges müde waren. Man machte einen Vertrag wegen ruhiger Winterquartiere S. 117. Bey der alliirten Armee fiel, außer dem Gefechte bey Grabenstein, wo 3000 Franzosen gefangen genommen wurden, auch nichts wichtiges vor, vielmehr kamen die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich am 4. Novemb. zu Stande S. 119, und der König suchte seine westphäl. Staaten wieder in Besitz zu nehmen. Der König sagt in einem Schreiben S. 121 von der verstorbenen rußischen Kaiserin — seit der Tod eine gewisse Katze im Lande der Hyperboreer eingescharret hat. — Der allgemeine Friede kam endlich am 15. Febr. 1763 zu Hubertsburg zu Stande S. 127. Hierauf folgen XXXII. wichtige Beylagen, worunter auch der Hubertsburger Friedensschluß befindlich. Die Schreibart ist erträglich, nur sind zu viele Abtheilungen gemacht, die den Zusammenhang stöhren.

Gm.

Pragmatische Geschichte des Marggrafthums Oesterreich vom Anfange des Landes bis zum angehenden Herzogthum. Zur Aufheiterung der deutschen Reichsgeschichte. 1. Theil. Wien, mit von Ghelenschen Schriften gedruckt, 1788. 8. 1 Alph. 1 Bogen.

Eine Geschichte, welche die deutsche Reichsgeschichte aufhellet, verdient eine Empfehlung. Nur ist es Recensentenpflicht nachzuforschen, ob denn auch wirklich starke Finsternisse durch das neue Licht hinweggeschaffet sind, oder ob nur etwa von einem schwachen und durchsichtigen Nebel die Rede ist, der den Wanderer nicht hinderte sicher auf seinem Pfade fortzuschreiten? Der Recensent hat daher mit vorzüglichem Fleiße diese pragmatische Geschichte studirt, und liefert folgendes Resultat seiner Bemerkungen: der Verfasser zeigt sich überal als einen belesenen Geschichtforscher, der die Quellen kennet und zu gebrauchen weiß; sich von solchen Vorurtheilen, die in seiner Gegend nicht so leichte als unter nordlicheren Himmelsstrichen zu besiegen sind, losmacht, seine Gewährsmänner treulich anführt, auch beweisende Stellen wörtlich in den Noten mittheilt, mit Schriftstellern, die sich einen Namen erworben haben, wie z. B. den Abt von Gottweich Bessel, Calles, Cäsar, Hansiz und Dobner, vorzüglich aber mit den bayerischen akademischen Alterthumsforschern, öfters, und nicht ohne Glück kämpft, und nicht blos Thathandlungen aufzeichnet, sondern auch die geistliche und weltliche Verfassung jedes Zeitraums getreu zu schildern sich bemühet. Auch mischt der Herr Verfasser nur selten Provincialfehler unter sein übrigens schulgerechtes Deutsch, gebraucht aber bey einigen Benennungen eine ungewöhnliche Rechtschreibung, wie z. B. Danau, Saa, Draag, Norrikum, Steuermark. Bey dem Reichthume an verständig und kritisch ausgearbeiteten großen und kleinen Geschichten und Annalen der österreichischen Staaten blieb freilich dem Hrn. Verfasser nicht viel neues zu sagen übrig, und daher kann der Recensent, dem alles was er las, bis auf einige gewagte und öfters nur mit einem Machtspruche belegte Meynungen des Herrn Verfas-

Verfassers bekannt war, noch nicht mit sich einig werden, zu bestimmen, ob die deutsche Reichsgeschichte wirklich neues Licht durch diese Geschichte erhalte oder nicht? Solte der Herr Verfasser unter Reichsgeschichte nur das Köhlerische Vorlesungscompendium verstehen, gegen welches er in der allgemeinen Einleitung deswegen eifert, weil es nur die Geschichte der deutschen Monarchen, nicht aber der deutschen Völkerschaften in sich fasset, so ist vielleicht einiges in der Reichsgeschichte aus dieser pragmatischen Geschichte beym Universitätsvortrage zu erklären. Aber wie wenige Lehrer lesen jetzt noch über dieses Handbuch? Die Einleitung warnet für dem Aventin, Lazius und alle diejenigen neuen bayerischen Geschichtschreiber, die Oesterreich für eine ehemals zu Bayern gehörige Provinz erklären. Aber in der Folge verlässet sich der Herr Verf. so sehr auf den Lazius, daß er auf die blosse Aussage dieses Schriftstellers, der, wo ihn Urkunden und Handschriften verließen, selbst gemachte Romane unterschob, österreichische Statthalter und erbliche Reichsgrafen des neunten Jahrhunderts als wirklich existirende Personen aufführt. In eben dieser Einleitung versichert der Herr Verfasser, daß des P. Fischers Sammlung der Geschichte der Stadt Wien mehr als zehn Folianten deutscher gewöhnlicher Geschichten werth sey, und, daß das 1739 unvermuthet zu Marienzell entdeckte Manuscript des Ortilo eine über allen Verdacht erhabene Hauptquelle österreichischer Geschichte sey, obgleich er treuherzig genug nachher bemerkt (S. 97), daß das von eben dem im Auffinden alter Handschriften so glücklichen Prior P. Roman Franz, dem man den Ortilo zu danken hat, 1720 entdeckte Leben des H. Maximilians so arg interpolirt sey, daß es auf keine Weise für wahre Geschichte genutzt werden könne. Er verspricht ferner uns Berliner Kraftmänner für die ernsthafte Lectüre dieser kritisch gedrängten Geschichte, durch eine passende Antwort auf die im LXIV. Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek befindliche und ihm höchst misfällige Recens. seiner Theorie der Wapen schadlos zu halten, verspart diese aber für einen der folgenden Theile, und entziehet uns unbillig den Lohn der von uns auf die vorgedachter Lecture verwandten Arbeit. Endlich schliesset er die Einleitung mit dem frommen Wunsche: Gott,

der

der Wachsen und Gedeyen giebt, gebe auch, daß dieses Werk seine Ehre, das Wahre und das Gute in dieser Welt befördere, und wahrscheinlich dachte er dabey an folgende Stelle im Hauptwerke, welche auf die Nachricht von einigen zwischen verschiedenen deutschen Königen und Prinzessinnen im sechsten Jahrhunderte vollzogenen Verheirathungen folget: „Man hätte schon damals zurufen können: *Tu felix Austria nube*! Ein Ruf, den Oesterreich heute wieder unter Kaiser Joseph II. erneuet, da es die höchste Glücksstufe bestiegen hat.

Der Herr Verfasser zertheilt die österreichische Geschichte in die Urgeschichte, oder die Zeit der Römisch-Rügisch-Herulischen Herrschaft bis 493, die Zeit der Gothisch-Longobardischen Regierung bis 526, die Zeit der Gothisch-Longobardisch-Frankischen Regierung bis 568, die Zeit der Frankisch-Hunnisch-Avarischen Regierung bis 791, und die Zeit der Fränkisch-Deutschen Regierung bis 912, und in die eigentliche Geschichte der Markgrafschaft Oesterreich von 912 bis 1156. Dieser erste Theil schließet aber schon mit dem Jahre 840. Folgendes zeichnen wir als weniger bekannt aus. Der rügische König Falad oder Phöbas hieß Favianus, weil er aus Wien war, und der Name seiner Gemahlin Gissa deutete Gueß oder Gissing, das heist eine Zauberin, so wie Flaciteus einen platten Menschen an. Wien heisset in der ältesten Sprache ein waldichtes Gut, von Wi ein Wald, und Fä eine Besitzung. Was Lambecius und Pagi von der Lage und dem Namen Favianis schreiben, ist ungegründet. Die Longobarden besassen niemals Steiermark, denn dieses war Pannonia Savia. Das Castrum Vogastense des Königs Samo war Voigtburg im Voigtlande, und diese Bemerkung macht allein die bisher noch immer dunkle Geschichte dieses Königs helle (S. 69). Carl der Große bekam durch des bayrischen Herzogs Tassilo Abdankung nur das österreichische Land unter der Ens. Im Lande ob der Ens saßen zwar bayrische Geschlechter, es gehörte aber nicht zu Bayern. Oberösterreich oder das alte Rügeland und Avarien bestand für sich, und war kein Theil vom Lande ob der Ens, obgleich es aus diesem seinen Statthalter

halter und Grafen bekam. Im Testamente Carls des Großen, welches bisher noch keiner recht verstanden hat, wird der Nordgau blos deswegen zu dem Erbtheile des aufgehobenen Herzogthums Bayern geleget, weil es nur zu Deutschland, nicht aber zu Alemannien oder Thüringen gezählet werden konnte, und den Schlüssel zu Bayern abgab. Karl der Große besaß über die Kirchen keine Landeshoheit, sondern nur das höchste Patronatrecht (S. 231). Die katholische Kirche hat nie auf die Güter der zu bekehrenden Völker, sondern nur auf ihre Seelen gesehen, und die Güter der Seelen wegen zugelassen (S. 310). Die Welfen haben ihren Namen von jungen Hunden, Füchsen oder Wölfen, die sie in der Fahne führten, bekommen (S. 269). Die vier Gränzgrafschaften des Grafen Rabodo im Jahre 827 waren wahrscheinlich Kärnthen oder ein Theil der heutigen Steiermark, ein Theil von Krain, Friaul und Isterreich, und Liburnien nebst Dalmatien (S. 272). Der Grimzwitengau lag nicht in Bayern, sondern beym Oesterreichisch-Dietrichsteinischen Schlosse Sunnenberg nnd Holabrunn (S. 277). In der päbstlichen Bulle vom Jahr 824 oder 826, welche an den Episcopum Ecclesiae Favianensis Speculi Juliensis quae et Soriguturensis et Vetvariensis gerichtet ist, bedeutet Favianis Wien, denn der Bischof von Passau setzte in diesen damals sehr unsicheren Ort einen Chorepiscopus, Vetvar aber ist Ungrisch Altenburg. Speculum ist vielleicht aus Spiculum, (slavisch Gehla) verfälscht, und zeigt Gehlawa oder Iglau an, und eben dieser Ort hieß vielleicht auf Ungrisch Soriguturа, von Sár (Morast) Rút (Brunnen) und Vt (Weg) S. 307. Schon im Jahre 829 gehörte zu der Passauer Diöcese Niederösterreich oder das Land von Wien bis zu dem Neusiedlersee, die Raab, Schwarzenbach und der Zusammenfluß der Rabnitz mit der Raab, oder das heutige Oesterreich bis in das Land ob der Ens am Inn (S. 317). Nun noch ein Paar Worte von der Vorrede, unter welcher der Kais. Königl. Rath Herr Constantin Franz Florian Anton v. Kauz sich als Verfasser dieser pragmatischen Geschichte genannt hat. Diese, die in einem sehr blühenden und bilderreichen Stile abgefasset ist, lehret den Werth der Geschichte deutlicher

als

als die Prüfung derselben selbst einsehen, und der Recensent würde aus selbiger einige Erleichterung seiner Arbeit erlanget haben, wenn er sie nicht zu spät gelesen hätte, obgleich er gerne gestehet, daß er sie nicht völlig verstehet, und ihm der Schlüssel mangelt um zu entdecken, was Hr. v. Kauz mit dem Worte Universalhistorie bezeichnet, und ob er Carions Chronik oder Hübners Fragen, die noch in Oesterreich gangbar sind, oder irgend ein hier zu Lande unbekanntes klösterlich-synchronistisches Tabellarwerk mit diesem Namen belegt? Endlich war es Zeit, so fängt die Vorrede an, die Welt mit Universalhistorien, Abrissen, Umrissen, Inbegriffen, Tabellen und deren vielfältigen Abcopirungen zu verschonen, im Gegentheil aber specielle, besondere, und individuelle Geschichte an deren Platz tretten zu lassen. Was nützt die Darstellung der Fakten in einem lästigen in der neueren Sprache nach der Breite und Tiefe zu lesenden Synchronismus, Chronologismus, und oft erdichteten Analogismus, wo der Geist der Begebenheiten immer wegschlüpft, die Ideen beständig zerrissen, und das Interesse für die Leser unmöglich kann beobachtet werden —— wo nichts als ein ekelnder Fakteninder über bleibt, ein Gedächtnißwerk, welches nur zum Vergessen gelernt wird. Aber eben diese Fakten in Spezielgeschichten vorgetragen, wie ein ganz anders pragmatisches Gepräge gewähren sie! ——— Was soll man endlich von den historischen Hülfswissenschaften sagen, welche außer der Chronologie noch immer in ihrem düstern Dunkel herumschweben? (S. von der Heraldik und Sphragistik meine Geschichte des österreichischen Wapens, Wien 1781). Was soll Universaldiplomatik, Universaltopographie, Universalgeographie, Universalheraldik, Universalsphragistik, Universalnumismatik? welche alle erst durch eine Länder-durch eine specielle und individuelle Diplomatik, Geneqlogie und Heraldik u. s. w. zu einem gewissen Grade einer dirigirenden Wissenschaft müssen erhoben werden? —— Bald wird man den Historikern zurufen müssen: Ihr versprechet uns Universalkuren unserer Unwissenheit! aber ihr vermehret sie, statt sie

zu heben! Ihr nehmet unzählige nicht geprüfte Fakten in eure Universalhistorien, in eure allgemeine Geschichten auf, ihr traget eure unhistorische Käsonnements über solche Fakten hinein, die in keiner Specialgeschichte noch untersuchet, noch bewähret sind! — Ihr studiret die Natur der Dinge nicht, sondern gebet eure Urtheile für Urtheile der Historie aus! der Mangel dieses Faktenstudiums äußert sich darinnen, daß ihr selbst Genealogien u. s. w. oft nicht verstehet, selbst Diplome, die ihr — vielleicht grammatikalisch leset, aber nicht im historischen Zusammenhange einsehet, weil ihr die Geschichte nie zu überraschen getrachtet habt — — — Ich fange hiemit an, der Welt eine Probe einer sehr verwahrloseten, und dennoch einer der wichtigsten Specialgeschichten vorzulegen, auf welche in der allgemeinen deutschen Reichshistorie, — noch gar nicht geachtet, dadurch aber eben unzähliche Fehler begangen worden sind — da ich aber gezwungen ward, diesen ersten Theil auf geringe Pränumeration nur einiger hell = und edeldenkender Patrioten, nachdem viele von einem gewissen aus einer tief eingerissenen Unwissenheit der Vaterlandshistorie entstandenen Mistrauen, verscheuchet worden, so wünschte ich zugleich, daß meine Mitbürger doch einmal einsehen lerneten, daß sie statt ihrer Historie nur abgerissene Lappen bisher bekommen haben. Ich liefere hier einen Theil der Urgeschichte Oesterreichs, welchen ich mit unnennbarer vieljährigen Mühe erst habe zusammenbringen können. Die schleunige Beförderung der zween übrigen Theile — wird nur von der öffentlichen Unterstützung einer genugthuenden Pränumeration abhangen. Bey diesen Umständen verliert der Recensent die Hofnung bald die Fortsetzung anzeigen zu können, denn das Pränumerantenverzeichniß enthält nur 23 Nummern.

Eo.

Abbil-

bbildung aller geistlichen und weltlichen Orden, nebst einer kurzen Geschichte derselben, von ihrer Stiftung an bis auf unsere Zeiten. Vier- und dreißigstes Heft, Mannheim, Schwan. 1787, 4 ausgemalte Kupfertafeln und 2 Bogen Text in 4. Fünf und dreyßigstes Heft. 1787, 4 Kupft. 2 B. und 1 Blat Text. Sechs und dreyßigstes Heft 1788, 4 Kupft. 1½ B. Text. Sieben und dreyßigstes Heft 1788, 4 Kupft. 1½ B. Text.

Daß die treffende Schönheit der Abbildungen und das Zweckmäßige des Textes, (das heißt, einer Nachricht für Leser hinlänglich ist, welche von geistlichen und ltlichen Orden noch wenig oder gar nichts wissen,) sich mer gleich bleiben, können wir auch bey diesen Heften zeugen. Was mehr von denselben zu sagen ist, beruht f der genauern Anzeige ihres Inhalts.

XXXIV. H. 1) Ritter vom Avizorden in Portull. Man läßt ihn schon im J. 1147 durch die Vereinig einiger Edelleute, wider die Mauren zu fechten, sein Anfang nehmen. Im J. 1162 wurde diese Gesellaft förmlich und mit Bewilligung des Pabstes zu einem istlichen Ritterorden ernannt. Eine Zeitlang nannten h die Mitglieder desselben Ritter von Evora, weil ihn der König die Stadt dieses Namens geschenkt hatte, s sie im J. 1187 ihren Hauptsitz in der Grenzfestung viz oder Avis nahmen, welche sie gegen die Mauren rtheidigt hatten: und da ihnen Alphons II. dieses tädtchen schenkte, nannten sie sich seitdem Ritter von viz. Innocenz III. bestätigte diesen Orden im J. 1284. rüher war er schon von den spanischen Rittern von Calaava abhängig geworden; allein er ward von denselben abhängig, als K. Johann I. von Portugall, um d. J. 85 die Großmeisterschaft des Avizordens an sich zog, lche auch Paul III. im J. 1550 mit der Krone Portull vereinigte. Der Orden hat über vierzig Comthureyen, d die ursprünglich geistlichen Ritter haben dermalen,

nach Hrn. Büsching, sagt unser V., doch die Erlaubniß zu heyrathen. Er hätte sagen sollen: Kraft der Bulle Alexand. VI. vom J. 1406, durch welche auch dem Christorden eben diese Freyheit ertheilt wurde. — 2) Hospitaliter vom Orden des heil. Johannes von Gott, in Italien Fate ben Fratelli, und in Frankreich Brüder der christlichen Liebe genannt. Ihr Stifter war im J. 1495 in einem portugiesischen Städtchen gebohren. Nachdem er eine Zeitlang in aller Welt herumgestrichen, Schäfer, liederlicher Soldat, verstellter Narr, und Bewohner des Tollhauses blos deswegen gewesen war, um sich Peitschenhiebe und andere Demüthigungen zuzuziehen, die er mit seinen Sünden verdient zu haben glaubte, entschloß er sich endlich, sein Leben zum Dienste und zur Verpflegung der Armen zu verwenden. Er fieng also an, Holz im Walde zu hauen, und es in der Stadt zu verkaufen; davon behielt er nur so viel, als sein nothdürftigster Unterhalt forderte; das übrige theilte er unter kranke Arme aus. Dadurch wurde das Mitleiden begüterter Bürger rege; gaben ihm reichliches Almosen und setzten ihn in den Stand, ein eigenes Haus zu miethen, worinne er hülflose Kranke pflegte. Wenn er den Tag über für dieselben gearbeitet hatte, gieng er des Abends mit einem Korbe auf dem Rücken, und mit zwey Töpfen im Arme durch die Straßen von Grenada, und rief: Thut Gutes, lieben Brüder! um Gottes Willen: thut Gutes, lieben Brüder! von welchen Worten eben in Italien diese Ordensgenossen Fate ben Fratelli, oder ben Fratelli genannt werden. Diese sonderbare Art Almosen zu suchen, verschaffte ihm noch mehr Unterstützung. Ein großes Haus wurde zu seinen Absichten gekauft; er fand bald Gehülfen, breitete seinen Wirkungskreis immer weiter aus; leistete den verschämten Hausarmen Beystand; suchte verirrte Mädchen wieder auf den Weg der Tugend zu bringen, manche derselben auch zu verheyrathen, und starb im J. 1556. Nach seinem Tode wurden zuerst in Spanien, sodann in Italien, endlich auch in Frankreich, in Holland, Pohlen, ja selbst in Indien, Hospitäler nach dem Muster des zu Grenada errichteten, die Pius V. alle in seinen Schutz nahm; so wie Sixtus V. die Gesellschaft feyerlich

bestä-

bestätigte. Der ganze Orden wird durch zwey Generäle regiert, davon der eine seinen Sitz in Spanien, der andere zu Rom hat. Sonderbar genug ist es, daß diese Ordensbrüder bey ihrem mühsamen Geschäfte im Krankenwarten, sich noch alle Freytage geisseln müssen. — 3) Einsiedler des H. Hieronymus, von der Congregation des seel. Peters Gambacorti von Pisa. Der Stifter im J. 1355. zu Pisa gebohren, starb im J. 1435 zu Venedig, und errichtete eine eigene Congregation von Einsiedlern, die erst im J. 1568 auf Befehl Pius V. feyerliche Gelübde nach Augustins Regel thaten. In Deutschland haben sie fünf förmliche Klöster, vier Hospitien, und ein Missionshaus; auch sind die deutschen Hieronymitaner strenger, als die Italiänischen. Recensent hat die prächtig gedruckte Lebensbeschreibung dieses Ordensstifters vor sich: Istoria della vita e miracoli del B. *Pietro Gambacorti*, et cet. descritta dal Padre *Anton Maria Bonucci*, della Comp. di Gesu, in Roma 1716 4. die ganz offenbar in der Absicht geschrieben ist, um die Canonisation desselben zu befördern. Da steht auch S. 111 ein Schreiben des Großherzogs von Toscana an den Pabst vom J. 1715, worinne er um die Heiligsprechung des Gambacorti bittet. Daß bis jetzt nichts aus derselben geworden ist, mag vielleicht daher kommen, weil es den ehrwürdigen Hieronymitanern an der zum Canonis. Prozesse nöthigen großen Geldsumme fehlt. — 4) Ein mongolischer Lama oder Priester.

XXXV. H. 1) Großkreutz des St. Stephansordens. Dazu gehören die Statuten des vortreflichen Ritterordens des H. Stephani, ersten apostolischen Königs, vom J. 1764 auf 17 S. — 2) Eine Nonne aus dem Kloster der Bekehrten zu Sevilla. — 3) Ein nestorianischer Mönch, und 4) Eine nestorianische Nonne. Für diese drey Abbildungen ist keine Erläuterung beygefügt.

XXXVI. H. 1) Ritter vom Orden des heil. Jacobs vom Schwerdte, in Spanien und in Portugall. Die Stiftung dieses Ordens veranlaßten die Streifereyen der Maurer gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts, wodurch die Andacht der nach Compostella zum Grabe des H. Jacobs wallfahrenden Pilgrimme gestört wurde. Bestätigt wurde

er im J. 1175 von Alexander III. und die Ritter nahmen die Regel des h. Augustinus an. Der ebengedachte Pabst erlaubte ihnen zu heyrathen, doch mußten sie die schriftliche Einwilligung des Königs dazu haben. Bey Gelegenheit, da unter Julius II. die Würde des Großmeisters mit der portugies. Krone, und bald darauf unter Adrian VI. auch die Großmeisterschaften der drey Orden, des h. Jacobs, von Calatrava und von Alcantara, auf immer mit der Krone Spanien verknüpft wurden: entstand im letztern Reiche ein besonderer Ordensrath, in zwey Säle abgetheilt, deren einer blos für den Orden von S. Jacob ist. Er gehört unter die reichsten; obgleich die Ritter bey ihrer Aufnahme das Gelübde der Armuth ablegen. Es giebt auch weibliche Stiftungen dieses Ordens, oder Chorfrauen. 2) Regulirter Chorherr vom Orden des h. Jacobs in Spanien, im Chorkleide. 3) Eben derselbe in der gewöhnlichen Kleidung. — 4) Servite oder Diener der h. Jungfrau. Sarpi allein hat diesen Orden berühmt gemacht. Sieben angesehene Kaufleute aus Florenz, Mitglieder einer Brüderschaft, deren vornehmste Verbindlichkeit darinne bestand, daß sie in einem besondern Bethause das Lob der Jungfrau Maria sangen, glaubten sich bey einer Versammlung im J. 1233 auf einmal alle von Gott eingegeben, daß sie der Welt entsagen sollten. Gleich darauf verkauften sie ihre Güter, theilten das Geld unter die Armen, und nährten sich dann kümmerlich vom Bettelbrode. „Bettelbrod essen, sagt unser „V. ganz richtig, war zu damaligen Zeiten ein großes „Verdienst. Unglaube und Ketzerey haben zu unsern Zei„ten dieses Verdienst zwar sehr geschwächt, demohngeach„tet aber schmeckt und bekömmt es doch einer sehr großen „Anzahl andächtiger Personen sehr gut, die es im Ver„trauen auf die göttliche Vorsehung zu genießen wissen.“ Die sieben Neubekehrten legten ihre Kleidung ab, zogen härene Hemder an, umwanden den Leib mit eisernen Ketten, bezogen ein schlechtes Haus vor der Stadt, und lebten darinnen von der Milde ihrer Mitbürger. Als sie in ihrem Aufzuge durch die Stadt zogen, und um Almosen baten, bekamen, wie man sagt, Kinder an der Brust auf einmal die Sprache, zeigten mit Fingern auf sie, und riefen:

...n: Sehet da die Diener der Jungfrau! So ent-
d eine Gesellschaft, die gar bald Schenkungen bekam,
iser bauete, die förmliche Gestalt eines Ordens erhielt,
in mehrere Länder, selbst bis nach Indien ausbreitete,
noch jetzt auch in Deutschland Klöster besitzt. Vom
ntlichen Zwecke dieses Ordens melden seine Annalen
ts. Denn daß die Serviten die Vorrechte der vier
telorden genießen, an gewissen Tagen in den päbstli-
Kapellen predigen dürfen, eben daselbst auch ihr Ge-
l seinen Platz hat; daß sich zufälliger Weise Gelehrte
r ihnen gefunden haben; dieses alles mit ihrer derma-
t gewöhnlichen Beschäftigung zusammen genommen,
nt kein hinlänglicher Zweck einer so großen und aus-
eiteten Gesellschaft von Menschen zu seyn, die auf Ko-
ihrer arbeitenden Mitbrüder leben. (Hierzu hätte der
fasser doch nachsetzen können, daß die Serviten die so-
nnte Regel Augustins angenommen, sich dem An-
en der Wittwenschaft der Jungfrau Maria gewidmet
n, und deswegen eine schwarze Kleidung tragen). Ih-
bbildung hat der V. übrigens von Wien erhalten; sie
von der beym Helyot befindlichen in vielen Stücken
und kömmt mehr mit der Pracht der ursprünglichen
iedler-Serviten von Monte-Senario in Italien
ein.

XXXVII. Heft. — 1) **Ein Ritter vom Orden der
kündigung Mariä in Sardinien**, in seiner Cärimo-
kleidung. Amadeus VI. Graf von Savoyen stiftete
im J. 1362 unter dem Namen des Ordens des Hals-
des; er soll den Geheimnissen des Rosenkranzes zu
n eingesetzet worden seyn. Da er etwas in Abnah-
gekommen war, erneuerte ihn der Herzog von Sa-
n Carl III. im J. 1518, machte neue Satzungen für den-
n und verordnete, daß man ihn künftig den Orden
Verkündigung (Annonciada) zu Ehren der h. Jung-
, nennen sollte, seine Nachfolger haben denselben im-
in einem gewissen Glanze unterhalten. — 2) **Ein
zer Büßender in Rom**, und 3) **Ein weißer Büßen-
von der Brüderschaft der Buchhändler in Italien.**
Büßer haben vorzüglich ihren Sitz in Italien, wo sie
r dem Nahmen von Erzbrüderschaften und Brüder-

 schaften,

er im J. 1175 von Alexander III. und die Ritter nahmen die Regel des h. Augustinus an. Der ebengedachte Pabst erlaubte ihnen zu heyrathen, doch mußten sie die schriftliche Einwilligung des Königs dazu haben. Bey Gelegenheit, da unter Julius II. die Würde des Großmeisters mit der portugies. Krone, und bald darauf unter Adrian VI. auch die Großmeisterschaften der drey Orden, des h. Jacobs, von Calatrava und von Alcantara, auf immer mit der Krone Spanien verknüpft wurden: entstand im letztern Reiche ein besonderer Ordensrath, in zwey Säle abgetheilt, deren einer blos für den Orden von S. Jacob ist. Er gehört unter die reichsten; obgleich die Ritter bey ihrer Aufnahme das Gelübde der Armuth ablegen. Es giebt auch weibliche Stiftungen dieses Ordens, oder Chorfrauen. 2) Regulirter Chorherr vom Orden des h. Jacobs in Spanien, im Chorkleide. 3) Eben derselbe in der gewöhnlichen Kleidung. — 4) Servite oder Diener der h. Jungfrau. Sarpi allein hat diesen Orden berühmt gemacht. Sieben angesehene Kaufleute aus Florenz, Mitglieder einer Brüderschaft, deren vornehmste Verbindlichkeit darinne bestand, daß sie in einem besondern Bethause das Lob der Jungfrau Maria sangen, glaubten sich bey einer Versammlung im J. 1233 auf einmal alle von Gott eingegeben, daß sie der Welt entsagen sollten. Gleich darauf verkauften sie ihre Güter, theilten das Geld unter die Armen, und nährten sich dann kümmerlich vom Bettelbrode. „Bettelbrod essen, sagt unser „V. ganz richtig, war zu damaligen Zeiten ein großes „Verdienst. Unglaube und Ketzerey haben zu unsern Zeiten dieses Verdienst zwar sehr geschwächt, demohngeachtet aber schmeckt und bekömmt es doch einer sehr großen „Anzahl andächtiger Personen sehr gut, die es im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu genießen wissen.“ Die sieben Neubekehrten legten ihre Kleidung ab, zogen härene Hemder an, umwanden den Leib mit eisernen Ketten, bezogen ein schlechtes Haus vor der Stadt, und lebten darinnen von der Milde ihrer Mitbürger. Als sie in ihrem Aufzuge durch die Stadt zogen, und um Almosen baten, bekamen, wie man sagt, Kinder an der Brust auf einmal die Sprache, zeigten mit Fingern auf sie, und

riefen:

riefen: Sehet da die Diener der Jungfrau! So entstand eine Gesellschaft, die gar bald Schenkungen bekam, Häuser bauete, die förmliche Gestalt eines Ordens erhielt, sich in mehrere Länder, selbst bis nach Indien ausbreitete, und noch jetzt auch in Deutschland Klöster besitzt. Vom eigentlichen Zwecke dieses Ordens melden seine Annalen nichts. Denn daß die Serviten die Vorrechte der vier Bettelorden genießen, an gewissen Tagen in den päbstlichen Kapellen predigen dürfen, eben daselbst auch ihr General seinen Platz hat; daß sich zufälliger Weise Gelehrte unter ihnen gefunden haben; dieses alles mit ihrer dermaligen gewöhnlichen Beschäftigung zusammen genommen, scheint kein hinlänglicher Zweck einer so großen und ausgebreiteten Gesellschaft von Menschen zu seyn, die auf Kosten ihrer arbeitenden Mitbrüder leben. (Hierzu hätte der Verfasser doch nachsetzen können, daß die Serviten die sogenannte Regel Augustins angenommen, sich dem Andenken der Wittwenschaft der Jungfrau Maria gewidmet haben, und deswegen eine schwarze Kleidung tragen). Ihre Abbildung hat der V. übrigens von Wien erhalten; sie geht von der beym Helyot befindlichen in vielen Stücken ab, und kömmt mehr mit der Pracht der ursprünglichen Einsiedler-Serviten von Monte-Senario in Italien überein.

XXXVII. Heft. — 1) Ein Ritter vom Orden der Verkündigung Mariä in Sardinien, in seiner Cärimonienkleidung. Amadeus VI. Graf von Savoyen stiftete ihn im J. 1362 unter dem Namen des Ordens des Halsbandes; er soll den Geheimnissen des Rosenkranzes zu Ehren eingesetzet worden seyn. Da er etwas in Abnahme gekommen war, erneuerte ihn der Herzog von Savoyen Carl III. im J. 1518, machte neue Satzungen für denselben und verordnete, daß man ihn künftig den Orden der Verkündigung (Annonciada) zu Ehren der h. Jungfrau, nennen sollte, seine Nachfolger haben denselben immer in einem gewissen Glanze unterhalten. — 2) Ein weißer Büßender in Rom, und 3) Ein weißer Büßender von der Brüderschaft der Buchhändler in Italien. Die Büßer haben vorzüglich ihren Sitz in Italien, wo sie unter dem Nahmen von Erzbrüderschaften und Brüderschaften,

er im J. 1175 von Alexander III. und die Ritter nahmen die Regel des h. Augustinus an. Der ebengedachte Pabst erlaubte ihnen zu heyrathen, doch mußten sie die schriftliche Einwilligung des Königs dazu haben. Bey Gelegenheit, da unter Julius II. die Würde des Großmeisters mit der portugies. Krone, und bald darauf unter Adrian VI. auch die Großmeisterschaften der drey Orden, des h. Jacobs, von Calatrava und von Alcantara, auf immer mit der Krone Spanien verknüpft wurden: entstand im letztern Reiche ein besonderer Ordensrath, in zwey Säle abgetheilt, deren einer blos für den Orden von S. Jacob ist. Er gehört unter die reichsten; obgleich die Ritter bey ihrer Aufnahme das Gelübde der Armuth ablegen. Es giebt auch weibliche Stiftungen dieses Ordens, oder Chorfrauen. 2) Regulirter Chorherr vom Orden des h. Jacobs in Spanien, im Chorkleide. 3) Eben derselbe in der gewöhnlichen Kleidung. — 4) Servite oder Diener der h. Jungfrau. Sarpi allein hat diesen Orden berühmt gemacht. Sieben angesehene Kaufleute aus Florenz, Mitglieder einer Brüderschaft, deren vornehmste Verbindlichkeit darinne bestand, daß sie in einem besondern Bethause das Lob der Jungfrau Maria sangen, glaubten sich bey einer Versammlung im J. 1233 auf einmal alle von Gott eingegeben, daß sie der Welt entsagen sollten. Gleich darauf verkauften sie ihre Güter, theilten das Geld unter die Armen, und nährten sich dann kümmerlich vom Bettelbrode. „Bettelbrod essen, sagt unser „V. ganz richtig, war zu damaligen Zeiten ein großes „Verdienst. Unglaube und Ketzerey haben zu unsern Zeiten dieses Verdienst zwar sehr geschwächt, demohngeachtet aber schmeckt und bekömmt es doch einer sehr großen „Anzahl andächtiger Personen sehr gut, die es im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu genießen wissen.“ Die sieben Neubekehrten legten ihre Kleidung ab, zogen härene Hemder an, umwanden den Leib mit eisernen Ketten, bezogen ein schlechtes Haus vor der Stadt, und lebten darinnen von der Milde ihrer Mitbürger. Als sie in ihrem Aufzuge durch die Stadt zogen, und um Almosen baten, bekamen, wie man sagt, Kinder an der Brust auf einmal die Sprache, zeigten mit Fingern auf sie, und

riefen:

riefen: Sehet da die Diener der Jungfrau! So entstand eine Gesellschaft, die gar bald Schenkungen bekam, Häuser bauete, die förmliche Gestalt eines Ordens erhielt, sich in mehrere Länder, selbst bis nach Indien ausbreitete, und noch jetzt auch in Deutschland Klöster besitzt. Vom eigentlichen Zwecke dieses Ordens melden seine Annalen nichts. Denn daß die Serviten die Vorrechte der vier Bettelorden genießen, an gewissen Tagen in den päbstlichen Kapellen predigen dürfen, eben daselbst auch ihr General seinen Platz hat; daß sich zufälliger Weise Gelehrte unter ihnen gefunden haben; dieses alles mit ihrer dermaligen gewöhnlichen Beschäftigung zusammen genommen, scheint kein hinlänglicher Zweck einer so großen und ausgebreiteten Gesellschaft von Menschen zu seyn, die auf Kosten ihrer arbeitenden Mitbrüder leben. (Hierzu hätte der Verfasser doch nachsetzen können, daß die Serviten die sogenannte Regel Augustins angenommen, sich dem Andenken der Wittwenschaft der Jungfrau Maria gewidmet haben, und deswegen eine schwarze Kleidung tragen). Ihre Abbildung hat der V. übrigens von Wien erhalten; sie geht von der beym Helyot befindlichen in vielen Stücken ab, und kömmt mehr mit der Pracht der ursprünglichen Einsiedler-Serviten von Monte-Senario in Italien überein.

XXXVII. Heft. — 1) Ein Ritter vom Orden der Verkündigung Mariä in Sardinien, in seiner Cärimonienkleidung. Amadeus VI. Graf von Savoyen stiftete ihn im J. 1362 unter dem Namen des Ordens des Halsbandes; er soll den Geheimnissen des Rosenkranzes zu Ehren eingesetzet worden seyn. Da er etwas in Abnahme gekommen war, erneuerte ihn der Herzog von Savoyen Carl III. im J. 1518, machte neue Satzungen für denselben und verordnete, daß man ihn künftig den Orden der Verkündigung (Annonciada) zu Ehren der h. Jungfrau, nennen sollte, seine Nachfolger haben denselben immer in einem gewissen Glanze unterhalten. — 2) Ein weißer Büßender in Rom, und 3) Ein weißer Büßender von der Brüderschaft der Buchhändler in Italien. Die Büßer haben vorzüglich ihren Sitz in Italien, wo sie unter dem Nahmen von Erzbrüderschaften und Brüder-

schaften, eine ansehnliche Gesellschaft ausmachen, und auch neben ihrer Mummerey in Absicht der Kleidung noch einen gewissen Zweck haben. (Es fehlt in andern Ländern auch nicht daran. Wie viel die Pénitens blancs zu Toulouse, zur Verurtheilung des unglücklichen Calas beygetragen haben, ist noch in frischem Andenken. Voltaire sagte damals sehr schön im Tr. de la Tolerance: Wenn die weißen Büßenden einen rechtschaffenen Mann und eine unschuldige Familie durch ihren wütenden Eifer zu Grunde gerichtet haben: so sollten sie allerdings ihr ganzes übriges Leben hindurch Büßende bleiben; aber nicht mit einem weißen Schleyer bedeckt; sondern mit offenem Gesicht, damit man ihre Reue und ihren Schmerz sehen könne. Sonst ist die Beschreibung der Büßenden und ihrer Bestimmung, Verbrechern die zum Tode verurtheilt sind, beyzustehen, Todte zu begraben, die zu Rom oder auf dem Felde gefunden werden, u. dgl. m. kurz und gut gerathen.) — 4) Eine Beguine von Antwerpen. Ueber den Ursprung und die Geschichte dieser andächtigen Frauenspersonen ist einiges gesammelt; das aber insonderheit aus Mosheims Institt. Hist. Eccl. antiq. et recent. p. 533. 552. (Helmst. 1755. 4.) ziemlich berichtigt werden könnte. Unter andern muß das zweymal vorkommende Concilium zu Wien nach Vienne versetzt werden: und auch das dabey angegebene J. 1166 ist unrichtig.

Ws.

Historische und geographische Monatsschrift, herausgegeben von J. E. Fabri und K. Hammersdörfer, 1—6s St. 1788. Halle, Leipzig u. s. w. kl. 8. 546 S.

Mannichfaltigkeit, Neuheit, strenge Auswahl des Interessantesten und freymüthigen Vortrag versprechen die V. als Hauptgesetze stets vor Augen zu haben. Herr Hammersdörfer wird auf die historischen Artickel und Hr. Fabri auf die geographischen und statistischen Abschnitte seine vorzügliche Aufmerksamkeit richten. Aber diese 6 Stücke beweisen noch nicht den Fleiß und die Sorgfalt, welche

welche die V. anzuwenden versprochen haben, um die Hauptgesetze, die sie sich selbst vorgeschrieben haben, treu zu erfüllen. Es ist zu viel gemeines, vieles, das zu wenig interessant und lehrreich ist, darin aufgenommen worden. Einige geographische und statistische Artickel haben einigen Werth; aber die Geschichte hat wahrlich noch wenig durch die 6 ersten Stücke dieses Journals gewonnen; man möchte dann die gesammleten Anekdoten, — wer weiß aber nicht, aus welchen unreinen Quellen sie öfters herfließen! — als Beyträge zum Geschichtsstudium hinrechnen. Bey der großen Menge der Journale sollten sich doch endlich einmal die Herausgeber mehr Mühe geben, ihre Journale hervorstechender zu machen und nicht mit der gutwilligen Kaufsucht der Leser ihr Gespötte treiben; besonders aber sich hüten, das wieder abdrucken zu lassen, was schon in mehrern Journalen bekannt gemacht worden ist.

Rb.

Reisen eines Franzosen, oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt, nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit; in Briefen an ein Frauenzimmer abgefaßt und herausgegeben vom Hrn. Abte Delaporte. XXXIV. Theil. Leipzig, bey Joh. Gotl. Simon Breitkopf. 1788. 1 Alphab. 9 Bogen in 8.

Je näher man dem Ende dieses voluminösen Werkes zuzukommen glaubt, je mehr scheint der reisende Franzose durch immer mehrere Weitläuftigkeit der Beendigung entgegen zu arbeiten. Dieser ganze Theil enthält blos die Fortsetzung von Napoli und der umliegenden Gegend. Bey der Umständlichkeit einer so detaillirten Beschreibung kann es nun freylich nicht fehlen, daß nicht auch manche gute Nachrichten mit vorkommen sollten, die auch wohl dem, der sich in der Staaten- und Völkerkenntniß an den Delaporte hält, bey einem so oft beschriebenen Ort und Lande neu sind. Daher die Käufer desselben auch wohl mit

diesem Bande zufrieden seyn werden. Wir rechnen hieher ausser der Beschreibung der vielen Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten der Gegend um Neapel, hauptsächlich die Nachricht von Herculanum und Pompeji und den daselbst ausgegrabenen Alterthümern.

Hl.

Neue Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge, worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, Naturgeschichte, und andern merkwürdigen Dingen verschiedener Länder und Völker gegeben wird. Vierter Band. Mit Kupfern. Berlin, verlegts Aug. Mylius, 1788. 1 Alph. 16 Bogen in gr. 8. Nebst einer Charte von Sumatra.

Es enthält dieser vierte Band das sechste Buch und also den Beschluß der dritten Cookschen Entdeckungsreise, oder vielmehr die Vollendung derselben nach Cooks Tode, zweyte Fahrt nach Norden, und Rückreise über Kamtschatka, Canton und das Vorgebürge der guten Hofnung. Was wir schon einigemahl bey diesem Auszug von Reisebeschreibungen zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, daß der Epitomator aus eigner Bequemlichkeit, so gar wenig zur Bequemlichkeit der Leser thut, dem er zuweilen nur durch Einschaltung eines, oder weniger Worte, oder durch kleine Erinnerungen und Erläuterungen zu Hülfe kommen könnte, das mußten wir auch hier wiederhohlen. Er läßt den Referenten dieser Reisebeschreibung immer in der ersten Person forterzählen, auch daß er nach Cap. Clerke's Todt das Kommando bekommen habe, und setzt doch niemals weder in einer Note noch in einer Parenthese hinzu, wer dieser Ich sey. Den übrigen Raum dieses Bandes nimmt Wilhelm Marsdens Beschreibuug der Insel Sumatra ein, welche ebenfalls bereits deutsch übersetzt ist.

Tb.

Die

Die Entdeckungen des fünften Welttheils, oder Reisen um die Welt, ein Lesebuch für die Jugend, von Joh. Georg Friedr. Pabst, Prof. zu Erlangen. IV. Band. Nürnberg, in der Felseckerischen Buchhandlung. 1788. 1 Alph. 5 Bogen in 8.

Der V. hatte im vorigen Theil versprochen, in dem vierten den Schluß der zweyten Cookschen Reise mit der dritten zusammen zu fassen, und damit die ganze Entdeckungsgeschichte des fünften Welttheils zu endigen: und daß dieses, wenn man nicht recht geflissentlich auf Weitläuftigkeit ausgeht, gar wohl hätte geschehen können, ist gar nicht die Frage. Allein er scheint nachher überlegt zu haben, daß es doch für ihn besser sey, das Werk noch auf einige Bände auszudehnen. Deswegen hat er denn nicht nur durch Beybehaltung aller Nebenvorfälle in der Cookschen und Forsterschen Reisebeschreibung, die er, weil sie nicht eigentlich zur Entdeckungsgeschichte gehörten, hätte weglassen sollen, sondern auch durch Einschaltung neuer Nebendinge von seiner eignen Erfindung, z. E. der weitläuftigen, obgleich wahren Schilderung des Kaufmannsgeistes, bey gelegentlicher Erwähnung der holländischen ostindischen Gesellschaft, der vielen Nutzanwendungen und Unterbrechungen durch Kinderräsonnements a la Campe, seine Erzählung dermaßen ausgedehnt, daß er die im vorigen Bande bereits angefangene zweyte Cooksche Entdeckungsreise hier nicht einmahl geendigt, sondern bey dem Aufenthalt an den neuen Hebriden abermahls abgebrochen hat. Ueber dieses alles würden wir bey Umarbeitung einer so wichtigen Reisebeschreibung für die Jugend hauptsächlich darauf gesehen haben, den Faden der Erzählung nie aus den Augen zu verliehren, Kleinigkeiten zu übergehen, und uns lediglich auf das einzuschränken, was zur Geschichte der Entdeckung und zur Erweiterung unsrer geographischen Kenntniß dient. Wer der Jugend nützen will, thue es doch mit Vermeidung sichtbarer eigner Absichten, auf die wenigst kostspielige Art für ihre Eltern.

Nm.

M. Joh. Ernst Fabri, Neues geographisches Magazin. IV. Bandes, 11tes Stück. Halle, im Verlag des Waisenhaußes. 1788. 11. Bogen in gr. 8.

1. Nachtrag von Sößt. Das Areale innerhalb der Stadtmauren beträgt 330 Morgen, hat aber doch nur 1206 Häuser und 6019 Inwohner, samt ihrer Börde aber 12672. Die Accise betrug in der Stadt 12319, die Contribution auf dem Lande 13697 Thaler, folglich kämen auf einen Unterthan im Jahr nur 2 thl. 8 gr. eine sehr mäßige Abgabe, wozu noch überdem Fremde und Durchreisende beysteuern. 2) Neues Inquisitionsgericht in Parma 1787. — Auszug aus dem Edict des Herzogs von Parma, und das Edict des neuen Großinquisitors — eine schreckliche Urkunde zur Geschichte unsrer Zeit. 3) Fortsetzung des alphabetischen Verzeichnisses aller Ortschaften in Schlesien. Von den kürzern Nachrichten bemerken wir nur folgendes. In Mexiko sind seit einigen Jahren zwey neue Silberbergwerke zu bearbeiten angefangen worden, an den Gränzen von Neubiscaja bey Porto del Inferno, und das andere 24 Meilen unter der Stadt Reale del Rosario. Das Silber ist mit andern Metallen vereinigt, und in solcher Menge vorhanden, daß sich aus dem Centner Erzt bis 18 Mark reinen Silbers scheiden lassen. Zu Ende 1786 ist für die Inseln Ivica und Fermentera ein eignes Bißthum errichtet worden, da sie vorher zum Sprengel von Tarragona gehörten. Der Canal von Arragonien, der den Ocean mit dem mittelländischen Meere verbindet, ist nun bis zum Hafen Miraflores mit unglaublichen Kosten vollendet, und bereits befahren worden. Von den Holzkohlengruben im Westerwald: man kann an Holz und Rinde noch die Holzart erkennen; kann es aber bloß zur Erwärmung der Zimmer brauchen. Vom Beuteltuch, das Englische bleibt noch immer das beste und haltbarste, obgleich auch das theuerste. Ein Beutel (zu dem man 5 Ellen erfordert) vom englischen Gewebe, soll 3 Monate gut bleiben, und von deutscher Arbeit kaum 8 Wochen. Man hat dergleichen Manufacturen angelegt zu

Ostra

Ostra bey Dreßden, im Zittauischen, woher auch Böhmen und Schlesien mit Beuteltuch versehen wird, im Würtembergischen, in Gera, Potsdam und Berlin. Ein Schock von 64 Ellen, 14 Zoll breit (das ist das breiteste) kostet 6 Thaler. Im Jahr 1731 war der Ertrag des Selterbrunnenwässers $167,807\frac{1}{2}$ fl. Die Ausgabe aber für Krüge, Pech, Stöpfel, Schaaffelle, Sold u. dergl. betrug 114020 fl. folglich beträgt der Ueberschuß noch über 53700 fl. Gefüllt wurden 1,145000 ganze, 200,000 halbe, und 863000 alte Krüge. Von der Industrie der baadenschen Stadt Pforzheim. Sie treibt Handel mit Holz, wollenen Waaren, Goldarbeiten, — es sollen hier in mittelmäßigen Jahren in 8 bestehenden Goldfabriken für 1786000 fl. Gold verarbeitet werden — Uhren, Quinquaillerie- und Eisenwaaren. Von Einverleibung des Innviertels in das Land ob der Ens. Von Ispahan, daß man es noch immer die Hauptstadt Persiens nenne, und ihr 3000000 Inwohner gebe, da es doch längst zerstöhrt sey. Breßlau hatte 1787, 60191 Menschen. Im Jahr 1785 hat Spanien nach Indien für 38 Mill. und 1786 für 21 Mill. Pazze forti an Waaren nach Indien ausgeführt, aber an Gold, Silber und Edelsteinen im ersten Jahr 63, im zweyten für 51 Millionen eingeführt. Von einer im Oldenburgischen geschehenen geometrischen Landvermessung, und den daher zu erwartenden Karten. Die Länge der Stadt Oldenburg ist nach der Mondfinsterniß im Sept. 1783, 5° 48′ 30″ östlich von Paris gefunden worden.

Tb.

Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend, von J. G. Campe. Vierter Theil, oder

Der kleinen Kinderbibliothek, XVI. Theil. Braunschweig in der Schulbuchhandlung. 1788. 1 Alph. klein 8.

Dieser Theil besteht aus zwey Stücken von sehr ungleicher Länge. Das erste ist überschrieben: Traurige

Schick-

Schicksale der Madam Godin des Odonais auf einer Reise von Riobamba ohnweit Quito in Peru durch das Amazonenland. Die Erzählung davon ist aus einem Brief in Schlözers Briefwechsel vom J. 1775 genommen, und nimmt zwey Bogen ein. Godin war bekanntlich einer von den französischen Akademikern, die 1735 mit einigen spanischen Gelehrten nach Quito, einer Stadt in Peru geschickt wurden, um daselbst durch genaue Ausmessung der Länge eines oder mehrerer Grade eines Meridians vom Aequator an, Schlüsse zur richtigern Bestimmung der Figur der Erde zu machen. Sie endigten ihre Geschäfte 1742, und Godins Collegen, Condamine und Bouguer kehrten nach Frankreich zurück: er selbst aber, der seine Gattin mit sich auf diese beschwerliche Reise genommen hatte, trennte sich von ihnen, blieb häußlicher Ursachen wegen zurück, und begab sich 1749 nach der Insel Cayenne, und bewarb sich von da aus um die Erlaubniß des portugiesischen Hofes, den Amazonenstrom hinaufzusegeln und seine Frau aus Peru abholen und den nämlichen Strom herunter nach Cayenne führen zu dürfen. Diesen erhielt er erst nach 15 Jahren, und nun wurde er krank, schickte also einen Freund zu ihrer Abholung ab, der aber treulos handelte und seinen Auftrag an sie aus der Acht ließ. Worauf sie denn, auf ein bloßes Gerüchte, daß ein Schiff für sie zu Loreto am Amazonenstrohm bereit läge, ihre Reise von Riobamba, einem Orte hinter Quito, wo sie sich aufhielte, mit Vater und Brüdern antrat, und mit Verlust ihres ganzen ersparten Vermögens und ihrer sämtlichen Begleiter, und nach ganz unglaublichen Mühseligkeiten, die Menschenuntreue und Unglücksfälle ihr verursacht hatten, nach einer zwanzigjährigen Trennung ihren Gatten wieder antraf. Da Hr. C. sonst so sehr gewohnt ist, bey außerordentlichen Begebenheiten seine jungen Leser zur richtigen Beurtheilung der göttlichen Vorsehung zu leiten: so wundert uns, daß er hier kein Wort über die Zulassung so vieler Unglücksfälle sagt. Nicht die Vorsehung verfolgte dieses Ehepaar, sondern Godin führte gewissermaßen seine Gattin ihrem Schicksale entgegen, indem er sie zu einer so weiten Reise und mühseligem Geschäfte mitnahm, indem er

er sich von seinen rückreisenden Gefährten trennte, auch nachher ohne seine Gattin abreißte, und sie, um den Umweg der Seereise zu vermeiden, zu einer so gefahrvollen Landreise durch eine 500 Meilen lange unangebaute, von rohen Indianern bewohnte Wildniß veranlaßte. Bey Erwähnung des Zwecks der Reise Godins nach Peru, verweist Hr. C. seine junge Leser auf die mathematische Geographie. Allein er würde gewiß durch sein Buch einen Nutzen mehr gestiftet haben, wenn er es ihnen begreiflich gemacht hätte, was das heiße, einen Grad des Meridians ausmessen, wie diese Ausmessung geschehen, und wie daraus auf Bestimmung der Figur der Erde geschlossen werden könne. Einen Versuch, solches zu bewirken, findet man in Walchs mathemat. Geographie für die Jugend: von Hrn. C. Feder hätte man eine noch deutlichere Erklärung erwarten können. Nun folgt

II. das Interessanteste aus Joh. Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika, aus dem I. Theil von Ebelings Sammlung von Reisebeschreibungen aufs neue ausgezogen. Es war eigentliche Entdeckungsreise zur genauern Kenntniß der im Pariser Frieden von 1762 an England abgetretenen unbekannten canadischen Länderstriche, und gieng von Boston bis zum Einfluß des Antonisflusses in den Mißißippi, beynahe 700 deutsche Meilen weit, und ward 1768 vollendet. Der Verfasser hat ihr durch Erklärungen und Zusätze mehrere Deutlichkeit und Nutzbarkeit gegeben, so daß sie sich auch zum zweytenmal wohl lesen läßt. Die eigentliche Reisebeschreibung geht nur bis S. 137, dann folgen zusammengezogene Nachrichten von den Sitten der nordamerikanischen Indianer. Wenn er ihnen den Mangel an Leidenschaften (außer der Rache an ihren Feinden) zum Verdienst anrechnet: so hat er nicht bedacht, daß eine solche Kaltblütigkeit das Eigenthum beynahe aller uncultivirten Völker, und mehr Folgen einer Seelenschwäche als Seelengröße ist. Noch wird durch diese Reisebeschreibung ein neues Beyspiel der schändlichsten und in ihren Folgen grausamsten französischen Untreue und Bundbrüchigkeit, in Erinnerung gebracht, da der General Montcalm 1757, 1500 aus dem Fort William Henry vermöge getroffener

Capitulation ausgezogenen Engländer, denen er bey zurückbehaltenen Patronen eine Bedeckung gegen die Indianer zugesagt hatte, von besagten französischen Indianern, vor seinem Angesichte, ohne die mindesten Gegenanstalten, auf das jämmerlichste massacriren ließ. Den Schluß macht eine Beschreibung der diesem Lande eignen Thierarten, des Tigers, Bärs, Bisons, Elendthiers, Stinkthiers, Bibers, verschiedener nordamerikanischen Vogel, und der Klapperschlange.

Tb.

Beytrag zur niedersächsischen Reformationsgeschichte, enthaltend pragmatische Darstellung der nächsten Ursachen, warum sich die Reichsstadt Bremen von der Lehre der Augsburgischen Confession zu dem evangelischreformirten Lehrbegriff gewendet, insbesondere Doctor Albert Hartenbergs im Dom zu Bremen geführtes Lehramt und dessen nächste Folgen. Bremen, bey Cramer 1788, 2 Alph. 6½ Bogen in 4.

Daß doch ja niemand, der dieses Buch gekauft hat, glaube, er besitze ein ganz neues, erst im J. 1788 gedrucktes Werk! Blos der Titel ist neu: der alte lautet so: D. Albert Hardenbergs im Dom zu Bremen geführtes Lehramt und dessen nächste Folgen, Bremen. 1779, bey Meier. Daß inzwischen das Buch gut und dieses neuen mehr versprechenden Titels würdig sey, kann man aus der, von einem andern Mitarbeiter an unsrer Bibliothek herrührenden Recension desselben erkennen. Sie steht im 51sten Band S. 266 — 276. Der jetzige Recensent kann auch den Namen des Verfassers angeben. Er hieß Elard Wagner, war Doktor der Theologie und erster Prediger an der Marienkirche in Bremen, und starb zu Ende des Jahrs 1782.

Nf.

Des

Des Herrn Abt Millot Universalhistorie alter, mittler und neuer Zeiten, aus dem Französischen, mit Zusätzen und Berichtigungen von Wilhelm Ernst Christiani, 10. Theil, Leipzig 1788 bey Siegfr. Lebr. Crusius. Hat auch folgenden Titel. Wilhelm Ernst Christiani königl. dänischen wirklichen Justizraths und ordentlichen Professors der Weltweisheit, Beredsamkeit und Geschichte, wie auch Bibliothekars der Universität zu Kiel, Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten von 1748, oder von dem Aachener Frieden an, bis auf die gegenwärtige Zeit, erster Band, 2 Alph. 7 B. 8.

Millots Werk war mit dem zehnten Theile geendiget, und der Verleger konnte sich nicht entschließen die-n Artickel abzubrechen, da noch Stoff zu dessen Fortsez-ing vorhanden war. Er wandte sich daher an den Ueber-ßer und Berichtiger der Millotschen Arbeit, oder den errn Justizrath Christiani, forderte selbigen zur Vollen-ing der allgemeinen Weltgeschichte nach Millots Zu-hnitte auf, fand Gehör, und bewürkte auf diese Weise is Daseyn dieser Geschichte der neuesten Weltbegebenhei-n. Wie es unsere deutschen Fortsetzer mit ausländischen igefangenen Werken gewöhnlich zu machen pflegen, so iut es auch Herr C. denn er wendet sich, nach seinem ei-nem Geständnisse, welches er in der Vorrede äußert, on Millots Zwecke nur der Jugend aus höheren Stän-n die Geschichte beyzubringen, und nebenher auch für ejenigen zu sorgen, welchen es an Zeit, Muse, Fähig-it und Hülfsmitteln fehlt, die Geschichtkunde gründlich i lernen ab, und arbeitet nun für solche, die tiefer in die ieheimnisse der Geschichtkunde eindringen wollen. Da-r behält er von Millots Form nur die nebeneinander-ellung der Begebenheiten verschiedener Gegenden, wenn : gleichzeitig sind, und die Eintheilung nach gewissen Zeit-

Zeiträumen, verbreitet sich bey wichtigen Begebenheiten bis auf kleinere Umstände, und führt sorgfältig die gebrauchten Quellen und Beweisstellen an. Manchesmal, oder wie er in der Vorrede sagt, so oft es nur die Verbindung der Perioden zulässet, verwebt er die Worte des Zeugen in seinen Vortrag, weil diese allemal den Gedanken des Schriftstellers sicherer darstellen als irgend ein Auszug oder umgekleideter Ausdruck. Vorzüglich gebrauchte er Adelungs pragmatische Staatsgeschichte Europens, Schlesien vor und nach dem Jahre 1740, von Tempelhofs Werk über den siebenjährigen Krieg, die von Benzler übersetzte pragmatische Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten, und wo ihn diese verlassen, die genealogisch. hist. Nachrichten und den Mercure historique, verbessert aber diese Quellen, wo es nöthig war, theils aus eigener Erfahrung, theils aus Berichten glaubwürdiger Personen, widerspricht auch zuweilen den Urtheilen angesehener Männer über gewisse Vorfälle, wenn er sie für ungegründet oder partheyisch hält. Dieser Band bestehet aus zweyen Abtheilungen, von welchen der erste sich mit dem Aachener Frieden anhebt, und mit dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges endiget, die andern aber die Geschichte dieses Krieges bis zu dem Hubertsburger Frieden enthält. Die wenigen Abweichungen von Aussprüchen älterer Schriftsteller, die wir bemerkt haben, sind so beschaffen, daß sie wohl von jedem unbefangenen Leser gebilliget werden werden. Die Lüge des Verfassers der Campagnes de Frederic II. Roi de Prusse, daß Friedrich seinen Wundärzten befohlen habe, Verwundete, die nicht dienstüchtig wieder hergestellet werden könnten, zu vernachlässigen (S. 580) widerlegt Herr Christiani auch, und mit Recht, wobey Hrn. C. Anmerkung durch Hr. v. Tempelhofs ihm zugesandte Erläuterung wichtig wird. Als Selbstzeuge trit Herr Christiani bey dänischholsteinischen Vorfällen auf. Verschiedene Thathandlungen würden andere Schriftsteller bey der Menge des zu sagenden, und den engen Gränzen, die die Bogenzahl des Bandes zuließ, vielleicht übergangen, oder doch nicht so ausführlich abgehandelt haben, wie z. B. Calas Ermordung, die hohenlohischen Religionsirrungen von 1750, und den Tod

der zu Calcutta gefangenen Engländer in der sogenannten schwarzen Höhle. Allein da diese unterhaltend vorgetragen sind, und selbigen, so viel wir bemerken, keine wichtigere Begebenheiten aufgeopfert werden, so ist diese Christianische Geschichte immer ein sehr nützliches Handbuch, dessen baldiger Beschluß mit Verlangen erwartet werden dürfte.

Dw.

Historisch-geographisch-politischer Versuch über die Besitzungen des türkischen Kaisers in Europa. Aus dem Französischen des Herrn Chevalier du Vernois, königl. preußischen Kammerherrn und Oberhofmeisters Ihrer Königl. Hoheiten der Prinzen Heinrich und Ludewig, Söhne S. Königl. Hoheit des Prinzen Ferdinand von Preussen. Berlin bey Friedrich Maurer 1788, S. 320. 8.

Der Verf. wie der Uebersetzer versichert, fand während seines Aufenthalts zu Versailles 1771. 72. Gelegenheit, den Briefwechsel des Freyherrn von Tott mit dem Bureau der auswärtigen Geschäfte zu benutzen. Nach dem Versuche zu urtheilen mag er aber nicht viel neues und merkwürdiges darin angetroffen haben. Wenn das Buch in Frankreich als ein wichtiger Beytrag zu den Tottischen Memoires angesehen ist; so mag wohl der gegenwärtige Krieg dem Buche einen Werth beygelegt haben, den es nach Endigung desselben verlieren wird. Es bestehet 1) aus einer geographischen Beschreibung der europäischen Türkei, die der Uebers. ganz hätte weglassen können, weil er gesteht, daß sie aus Büsching und andern Erdbeschreibern genommen ist. 2) Umständlichen Nachrichten von der türkischen Militairverfassung. Unsre Kenntniß ist dadurch nicht sehr bereichert. Ein ähnlicher Aufsatz in dem Bernouillischen Archiv scheint uns einen sachkundigeren Mann zu verrathen. 3) Geschichte des Krieges der Pforte mit

Rußland in den Jahren 1768 bis 1774: diese hat uns vorzüglich gefallen, und wird gewiß anjezt begierig gelesen werden. Die eingerückten Manifeste und Traktaten geben ihr einen noch größern Werth, die Uebersezung ist gut gerathen, obgleich fehlerhaft abgedruckt. Die Zahl der angemerkten Verbesserungen könnte noch größer seyn z. E. S. 242. 245 ist einigemalen des linken Ufers der Donau gedacht, wo von dem rechten die Rede ist. Wir nehmen nämlich unsern Standort an der Mündung des Flusses, und sehen von da den Fluß hinab, wenn vom rechten und linken Ufer geredet wird. Diesem Redegebrauch ist man auch in andern Stellen des Buches treu geblieben.

Cc.

Ausführliche Begebenheiten der Türken, von ihrer Entstehung angefangen bis nach dem Vorfall von Kinburn, dermalen samt den Kriegserklärungen ꝛc. Erster Theil, Cherson auf Kosten der Verleger 1788, 238 S. 8.

Die ausführlichen Begebenheiten der Türken werden in 5 Hauptstücke getheilt. Das erste enthält den Namen, Ursprung, ehemalige Wohnung und vornehmsten Begebenheiten der Türken, bis auf die Errichtung des osmannischen, oder ottomannischen Reichs. Das zweyte handelt von der Religion und den gottesdienstlichen Gebräuchen der Türken. Das dritte beschreibet die Staatsverfassung des ottomannischen Reichs, dessen Einkünfte, vornehmste Bediente, deren Titel, Rang, Besoldung und Verwaltung. Das vierte redet von der Kriegsverfassung der Türken; von der Stärke und Schwäche der türkischen Kriegsmacht zu Wasser und zu Land; von den verschiedenen Aemtern der Offiziere und ihrem Gehalt; von dem Dienst der Soldaten und der Kriegszucht. Das fünfte verbreitet sich über den Hof des osmannischen Kaisers, die verschiedene Hofbedienten und ihre Verrichtungen, über das Serail und dessen äußere und innere Ver-

fassung, worauf endlich die Veranlassung des jetzigen Kriegs mit Rußland und dem deutschen Kaiser folget, der verschiedene Manifeste und andere dazu gehörige Nachrichten beygefügt sind.

Einige Bemerkungen ausgenommen, die der Aufmerksamkeit anderer, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, entwischt, aber doch nicht in dem richtigen Gesichtspunkt erschienen sind, enthalten die 5 Kapitel wenig Neues. Die Uebersicht der ganzen türkischen Kriegsmacht, die der V. aus sichern Quellen geschöpft haben will, dürfte bey der jetzigen Lage des türkischen Staats das Interessanteste seyn. Sie ist diese:

An Infanterie.

113,400	Mann	Janitscharen.
15,000	—	Thoptchiy.
2,000	—	Kumbarahdschiy.
12,000	—	Bostandschiy.
6,000	—	Mehterdschiy.
6,000	—	Serradsche.
3,000	—	Miliz von Cairo.
32,000	—	Leventi.
18,000	—	Seetruppen.
207,400	Summe der Infanterie.	

An Cavallerie.

10,000	Mann	Spahi.
132,054	—	Zayms und Timar.
18,000	—	Dschebehdschiy.
4,000	—	Seghban.
6,000	—	Mikladschih.
10,000	—	Freywillige.
60,000	—	Tartarn.
240,054	Summe der Cavallerie.	

Diese Truppen können aber nicht alle zu Feld ziehen, weil für die Seesoldaten 50,000, für die Garnison zu Konstantinopel wenigstens 20,000, und für die Garnisonen der übrigen Städte und Festungen des Reichs wenigstens 100,000 Mann gerechnet werden müssen. Es blei-

ben also für die marschfertige Armee im Feld 277,454 Mann.

Der V. hat diesem Buch keine Vorrede vorangesetzt, und darinn den Plan, den er sich bey seiner Arbeit vorgezeichnet hat, bekannt gemacht; man weis also nicht, welche Absicht er damit erreichen will, wie viele Theile er noch liefern wird, und von welchem Innhalt sie seyn werden. Ein korrekterer Druck und Vermeidung aller Sprachfehler wird aber auf allem Fall zu empfehlen seyn. Dieser erste Theil macht die Erinnerung nöthig; denn auf dem Titelblatt Z. 7 lieset man den statt dem, S. 19 Z. 30 in Aufnahm st. Aufnahme, S. 104 Z. 10 gemahlen st. gemalet, S. 223 Z. 24 Hilfe st. Hülfe, S. 233 Z. 24 geloffen st. gelaufen, S. 37 Z. 15 die Powtische st. politische, S. 45 Z. 6 Griechen st. den Griechen, S. 61 Z. 10 Höfin st. Hölle, S. 72 Z. 31 trünken st. trinken, S. 227 Z. 29 Alten st. Akten u. s. w.

Tk.

Ueber den gegenwärtigen Türkenkrieg, aus dem Französischen des Herrn von Volney. Angehängt sind eine interessante Schrift des französischen Gesandten bey der Pforte und ein Auszug aus Peyssonnels Prüfung der Volneyschen Behauptungen, mit churfürstl. Sächsischer Freyheit, Leipzig bey Friedr. Gotthold Jacobäer 1788.

Diese Schriften verdienten übersetzt und zusammengestellt zu werden. Von den Franzosen, die die neuesten Nachrichten von der Türkey gegeben, und sich eine Zeitlang daselbst aufgehalten haben, haben Tott, Volney und Choiseul Gouffier, welcher letzterer der auf dem Titel erwähnte französische Gesandte ist, die türkische Nation strenge getadelt, und ihren nahen Untergang prophezeiht, Peyssonel aber sie in Schutz genommen. Volney dessen Schrift von der Regierung verboten wurde, tritt

im Okt. 1787 als politischer Prophet auf, und weissaget den nahen Untergang des türkischen Kaiserthums. Seinen Landsleuten widerräth er alle Theilnehmung an diesem Kriege, und behauptet, daß für ihren Handel keine nachtheiligen Folgen entstehen würden, wenn auch die Küsten an dem Archipelagus von einem industriösen Volke beherrscht würden. In Ansehung des Handels, den Frankreich nach der Levante führt, giebt er einige schätzbare Nachrichten. Er berechnet den Werth der Waaren, die aus Frankreich nach der Türkey, mit Inbegrif Egyptens jährlich geführt werden, zu 24 Millionen Livres, den Werth der Ausfuhr aus der Türkey nach Frankreich zu 26 Mill. Livres. Nach Peyssonel betrug aber letzterer in den 7 Jahren 1781 — 87 im Durchschnitt über 30 Millionen Liver. H. Peyssonel widerspricht dem H. Voln. gar oft, und wirft ihm vor, daß er nur Syrien und Egypten kenne, und von diesen beyden Ländern sehr übereilt auf das ganze osmannische Reich schließe. Die Widerlegung der politischen Träume des H. Volney hat der Uebers. mit Recht weggelassen, weil sie sehr unnöthig war. Desto sorgfältiger sind die Stellen ausgehoben und übersetzt, wo er die historischen Fakta, welche Volney zum Nachtheile der Türken anführt, berichtiget, oder die großen Begünstigungen anzeiget, unter denen die Franzosen den Handel in der Türkey führen, und welche ihnen gewiß keine andere Nation einräumen würde. Choiseul Gouffier Aufsatz ist aus seinen voyages pittoresques. Dieser Mann wünscht, und hält es nicht für unwahrscheinlich, daß in Morea ein neuer unabhängiger Staat entstehen werde. Seiner Behauptung nach haben die Mainotten und andere Einwohner einen großen Sinn und Vorliebe für Freyheit.

Az.

Allgemeine Schilderung des ottomannischen Reiches, aus dem Französischen des Herrn von Muradgea d'Ohsson mit einiger Abkürzung übersetzt und mit Anmerkungen, Zusätzen, einem Glossarium

Capitulation ausgezogenen Engländer, denen er bey zurückbehaltenen Patronen eine Bedeckung gegen die Indianer zugesagt hatte, von besagten französischen Indianern, vor seinem Angesichte, ohne die mindesten Gegenanstalten, auf das jämmerlichste massacriren ließ. Den Schluß macht eine Beschreibung der diesem Lande eignen Thierarten, des Tigers, Bärs, Bisons, Elendthiers, Stinkthiers, Bibers, verschiedener nordamerikanischen Vogel, und der Klapperschlange.

Tb.

Beytrag zur niedersächsischen Reformationsgeschichte, enthaltend pragmatische Darstellung der nächsten Ursachen, warum sich die Reichsstadt Bremen von der Lehre der Augsburgischen Confession zu dem evangelischreformirten Lehrbegriff gewendet, insbesondere Doctor Albert Hartenbergs im Dom zu Bremen geführtes Lehramt und dessen nächste Folgen. Bremen, bey Cramer 1788, 2 Alph. 6½ Bogen in 4.

Daß doch ja niemand, der dieses Buch gekauft hat, glaube, er besitze ein ganz neues, erst im J. 1788 gedrucktes Werk! Blos der Titel ist neu: der alte lautet so: D. Albert Hardenbergs im Dom zu Bremen geführtes Lehramt und dessen nächste Folgen, Bremen. 1779, bey Meier. Daß inzwischen das Buch gut und dieses neuen mehr versprechenden Titels würdig sey, kann man aus der, von einem andern Mitarbeiter an unsrer Bibliothek herrührenden Recension desselben erkennen. Sie steht im 51sten Band S. 266 — 276. Der jetzige Recensent kann auch den Namen des Verfassers angeben. Er hieß Elard Wagner, war Doktor der Theologie und erster Prediger an der Marienkirche in Bremen, und starb zu Ende des Jahrs 1782.

Nf.

Des

Des Herrn Abt Millot Universalhistorie alter, mittler und neuer Zeiten, aus dem Französischen, mit Zusätzen und Berichtigungen von Wilhelm Ernst Christiani, 10. Theil, Leipzig 1788 bey Siegfr. Lebr. Crusius. Hat auch folgenden Titel. Wilhelm Ernst Christiani königl. dänischen wirklichen Justizraths und ordentlichen Professors der Weltweisheit, Beredsamkeit und Geschichte, wie auch Bibliothekars der Universität zu Kiel, Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten von 1748, oder von dem Aachener Frieden an, bis auf die gegenwärtige Zeit, erster Band, 2 Alph. 7 B. 8.

Millots Werk war mit dem zehnten Theile geendiget, und der Verleger konnte sich nicht entschließen diesen Artickel abzubrechen, da noch Stoff zu dessen Fortsezzung vorhanden war. Er wandte sich daher an den Uebersetzer und Berichtiger der Millotschen Arbeit, oder den Herrn Justizrath Christiani, forderte selbigen zur Vollendung der allgemeinen Weltgeschichte nach Millots Zuschnitte auf, fand Gehör, und bewürkte auf diese Weise das Daseyn dieser Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten. Wie es unsere deutschen Fortsetzer mit ausländischen angefangenen Werken gewöhnlich zu machen pflegen, so thut es auch Herr C. denn er wendet sich, nach seinem eigenem Geständnisse, welches er in der Vorrede äußert, von Millots Zwecke nur der Jugend aus höheren Ständen die Geschichte beyzubringen, und nebenher auch für diejenigen zu sorgen, welchen es an Zeit, Muse, Fähigkeit und Hülfsmitteln fehlt, die Geschichtkunde gründlich zu lernen ab, und arbeitet nun für solche, die tiefer in die Geheimnisse der Geschichtkunde eindringen wollen. Daher behält er von Millots Form nur die nebeneinanderstellung der Begebenheiten verschiedener Gegenden, wenn sie gleichzeitig sind, und die Eintheilung nach gewissen

Zeiträumen, verbreitet sich bey wichtigen Begebenheiten bis auf kleinere Umstände, und führt sorgfältig die gebrauchten Quellen und Beweisstellen an. Manchesmal, oder wie er in der Vorrede sagt, so oft es nur die Verbindung der Perioden zulässet, verwebt er die Worte des Zeugen in seinen Vortrag, weil diese allemal den Gedanken des Schriftstellers sicherer darstellen als irgend ein Auszug oder umgekleideter Ausdruck. Vorzüglich gebrauchte er Adelungs pragmatische Staatsgeschichte Europens, Schlesien vor und nach dem Jahre 1740, von Tempelhofs Werk über den siebenjährigen Krieg, die von Benzler übersetzte pragmatische Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten, und wo ihn diese verlassen, die genealogisch. hist. Nachrichten und den Mercure historique, verbessert aber diese Quellen, wo es nöthig war, theils aus eigener Erfahrung, theils aus Berichten glaubwürdiger Personen, widerspricht auch zuweilen den Urtheilen angesehener Männer über gewisse Vorfälle, wenn er sie für ungegründet oder partheyisch hält. Dieser Band bestehet aus zweyen Abtheilungen, von welchen der erste sich mit dem Aachener Frieden anhebt, und mit dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges endiget, die andern aber die Geschichte dieses Krieges bis zu dem Hubertsburger Frieden enthält. Die wenigen Abweichungen von Aussprüchen älterer Schriftsteller, die wir bemerkt haben, sind so beschaffen, daß sie wohl von jedem unbefangenen Leser gebilliget werden werden. Die Lüge des Verfassers der Campagnes de Frederic II. Roi de Prusse, daß Friedrich seinen Wundärzten befohlen habe, Verwundete, die nicht diensttüchtig wieder hergestellet werden könnten, zu vernachlässigen (S. 580) widerlegt Herr Christiani auch, und mit Recht, wobey Hrn. C. Anmerkung durch Hr. v. Tempelhofs ihm zugesandte Erläuterung wichtig wird. Als Selbstzeuge trit Herr Christiani bey dänischholsteinischen Vorfällen auf. Verschiedene Thathandlungen würden andere Schriftsteller bey der Menge des zu sagenden, und den engen Gränzen, die die Bogenzahl des Bandes zuließ, vielleicht übergangen, oder doch nicht so ausführlich abgehandelt haben, wie z. B. Calas Ermordung, die hohenlohischen Religionsirrungen von 1750, und den Tod

der

r zu Calcutta gefangenen Engländer in der sogenannten
warzen Höhle. Allein da diese unterhaltend vorgetragen
d, und selbigen, so viel wir bemerken, keine wichtigere
egebenheiten aufgeopfert werden, so ist diese Christiani-
e Geschichte immer ein sehr nützliches Handbuch, dessen
ldiger Beschluß mit Verlangen erwartet werden dürfte.

Dw.

istorisch-geographisch-politischer Versuch über die Besitzungen des türkischen Kaisers in Europa. Aus dem Französischen des Herrn Chevalier du Bernois, königl. preußischen Kammerherrn und Oberhofmeisters Ihrer Königl. Hoheiten der Prinzen Heinrich und Ludewig, Söhne S. Königl. Hoheit des Prinzen Ferdinand von Preussen. Berlin bey Friedrich Maurer 1788, S. 320. 8.

Der Verf. wie der Uebersetzer versichert, fand während seines Aufenthalts zu Versailles 1771. 72. Gelegen-
t, den Briefwechsel des Freyherrn von Tott mit dem
ureau der auswärtigen Geschäfte zu benutzen. Nach dem
rsuche zu urtheilen mag er aber nicht viel neues und
rkwürdiges darin angetroffen haben. Wenn das Buch
Frankreich als ein wichtiger Beytrag zu den Tottischen
emoires angesehen ist; so mag wohl der gegenwärtige
ieg dem Buche einen Werth beygelegt haben, den es
ch Endigung desselben verlieren wird. Es bestehet 1) aus
er geographischen Beschreibung der europäischen Türkei,
der Uebers. ganz hätte weglassen können, weil er ge-
ht, daß sie aus Büsching und andern Erdbeschreibern
nommen ist. 2) Umständlichen Nachrichten von der tür-
hen Militairverfassung. Unsre Kenntniß ist dadurch
ht sehr bereichert. Ein ähnlicher Aufsatz in dem Ber-
ailischen Archiv scheint uns einen sachkundigeren Mann
verrathen. 3) Geschichte des Krieges der Pforte mit

Rußland in den Jahren 1768 bis 1774: diese hat uns vorzüglich gefallen, und wird gewiß anjezt begierig gelesen werden. Die eingerückten Manifeste und Traktaten geben ihr einen noch größern Werth, die Uebersetzung ist gut gerathen, obgleich fehlerhaft abgedruckt. Die Zahl der angemerkten Verbesserungen könnte noch größer seyn z. E. S. 242. 245 ist einigemalen des linken Ufers der Donau gedacht, wo von dem rechten die Rede ist. Wir nehmen nämlich unsern Standort an der Mündung des Flusses, und sehen von da den Fluß hinab, wenn vom rechten und linken Ufer geredet wird. Diesem Redegebrauch ist man auch in andern Stellen des Buches treu geblieben.

Cc.

Ausführliche Begebenheiten der Türken, von ihrer Entstehung angefangen bis nach dem Vorfall von Kinburn, dermalen samt den Kriegserklärungen ꝛc. Erster Theil, Cherson auf Kosten der Verleger 1788, 238 S. 8.

Die ausführlichen Begebenheiten der Türken werden in 5 Hauptstücke getheilt. Das erste enthält den Namen, Ursprung, ehemalige Wohnung und vornehmsten Begebenheiten der Türken, bis auf die Errichtung des osmannischen, oder ottomannischen Reichs. Das zweyte handelt von der Religion und den gottesdienstlichen Gebräuchen der Türken. Das dritte beschreibet die Staatsverfassung des ottomannischen Reichs, dessen Einkünfte, vornehmste Bediente, deren Titel, Rang, Besoldung und Verwaltung. Das vierte redet von der Kriegsverfassung der Türken; von der Stärke und Schwäche der türkischen Kriegsmacht zu Wasser und zu Land; von den verschiedenen Aemtern der Offiziere und ihrem Gehalt; von dem Dienst der Soldaten und der Kriegszucht. Das fünfte verbreitet sich über den Hof des osmannischen Kaisers, die verschiedene Hofbedienten und ihre Verrichtungen, über das Serail und dessen äußere und innere Verfas-

fassung, worauf endlich die Veranlassung des jetzigen Kriegs mit Rußland und dem deutschen Kaiser folget, der verschiedene Manifeste und andere dazu gehörige Nachrichten beygefügt sind.

Einige Bemerkungen ausgenommen, die der Aufmerksamkeit anderer, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, entwischt, aber doch nicht in dem richtigen Gesichtspunkt erschienen sind, enthalten die 5 Kapitel wenig Neues. Die Uebersicht der ganzen türkischen Kriegsmacht, die der V. aus sichern Quellen geschöpft haben will, dürfte bey der jetzigen Lage des türkischen Staats das Interessanteste seyn. Sie ist diese:

An Infanterie.

113,400	Mann	Janitscharen.
15,000	—	Thoptchiy.
2,000	—	Kumbarahdschiy.
12,000	—	Bostandschiy.
6,000	—	Mehterdschiy.
6,000	—	Serradsche.
3,000	—	Miliz von Cairo.
32,000	—	Leventi.
18,000	—	Seetruppen.
207,400		Summe der Infanterie.

An Cavallerie.

10,000	Mann	Spahi.
132,054	—	Zayms und Timar.
18,000	—	Dschebehdschiy.
4,000	—	Seghban.
6,000	—	Mikladschih.
10,000	—	Freywillige.
60,000	—	Tartarn.
240,054		Summe der Cavallerie.

Diese Truppen können aber nicht alle zu Feld ziehen, weil für die Seesoldaten 50,000, für die Garnison zu Konstantinopel wenigstens 20,000, und für die Garnisonen der übrigen Städte und Festungen des Reichs wenigstens 100,000 Mann gerechnet werden müssen. Es blei-

ben also für die marschfertige Armee im Feld 277,454 Mann.

Der V. hat diesem Buch keine Vorrede vorangesetzt, und darinn den Plan, den er sich bey seiner Arbeit vorgezeichnet hat, bekannt gemacht; man weis also nicht, welche Absicht er damit erreichen will, wie viele Theile er noch liefern wird, und von welchem Innhalt sie seyn werden. Ein korrekterer Druck und Vermeidung aller Sprachfehler wird aber auf allem Fall zu empfehlen seyn. Dieser erste Theil macht die Erinnerung nöthig; denn auf dem Titelblatt Z. 7 lieset man den statt dem, S. 19 Z. 30 in Aufnahm st. Aufnahme, S. 104 Z. 10 gemahlen st. gemalet, S. 223 Z. 24 Hilfe st. Hülfe, S. 233 Z. 24 geloffen st. gelaufen, S. 37 Z. 15 die Powtische st. politische, S. 45 Z. 6 Griechen st. den Griechen, S. 61 Z. 10 Höfin st. Hölle, S. 72 Z. 31 trünken st. trinken, S. 227 Z. 29 Alten st. Akten u. s. w.

Tk.

Ueber den gegenwärtigen Türkenkrieg, aus dem Französischen des Herrn von Volney. Angehängt sind eine interessante Schrift des französischen Gesandten bey der Pforte und ein Auszug aus Peyssonnels Prüfung der Volneyschen Behauptungen, mit churfürstl. Sächsischer Freyheit, Leipzig bey Friedr. Gotthold Jacobäer 1788.

Diese Schriften verdienten übersetzt und zusammengestellt zu werden. Von den Franzosen, die die neuesten Nachrichten von der Türkey gegeben, und sich eine Zeitlang daselbst aufgehalten haben, haben Tott, Volney und Choiseul Gouffier, welcher letzterer der auf dem Titel erwähnte französische Gesandte ist, die türkische Nation strenge getadelt, und ihren nahen Untergang prophezeiht, Peyssonel aber sie in Schutz genommen. Volney dessen Schrift von der Regierung verboten wurde, tritt

im Okt. 1787 als politischer Prophet auf, und weissaget den nahen Untergang des türkischen Kaiserthums. Seinen Landsleuten widerräth er alle Theilnehmung an diesem Kriege, und behauptet, daß für ihren Handel keine nachtheiligen Folgen entstehen würden, wenn auch die Küsten an dem Archipelagus von einem industriösen Volke beherrscht würden. In Ansehung des Handels, den Frankreich nach der Levante führt, giebt er einige schätzbare Nachrichten. Er berechnet den Werth der Waaren, die aus Frankreich nach der Türkey, mit Inbegrif Egyptens jährlich geführt werden, zu 24 Millionen Livres, den Werth der Ausfuhr aus der Türkey nach Frankreich zu 26 Mill. Livres. Nach Peyssonel betrug aber letzterer in den 7 Jahren 1781 — 87 im Durchschnitt über 30 Millionen Liver. H. Peyssonel widerspricht dem H. Voln. gar oft, und wirft ihm vor, daß er nur Syrien und Egypten kenne, und von diesen beyden Ländern sehr übereilt auf das ganze osmannische Reich schließe. Die Widerlegung der politischen Träume des H. Volney hat der Uebers. mit Recht weggelassen, weil sie sehr unnöthig war. Desto sorgfältiger sind die Stellen ausgehoben und übersetzt, wo er die historischen Fakta, welche Volney zum Nachtheile der Türken anführt, berichtiget, oder die großen Begünstigungen anzeiget, unter denen die Franzosen den Handel in der Türkey führen, und welche ihnen gewiß keine andere Nation einräumen würde. Choiseul Gouffier Aufsatz ist aus seinen voyages pittoresques. Dieser Mann wünscht, und hält es nicht für unwahrscheinlich, daß in Morea ein neuer unabhängiger Staat entstehen werde. Seiner Behauptung nach haben die Mainotten und andere Einwohner einen großen Sinn und Vorliebe für Freyheit.

Az.

Allgemeine Schilderung des ottomannischen Reiches, aus dem Französischen des Herrn von Muradgea d'Ohsson mit einiger Abkürzung übersetzt und mit Anmerkungen, Zusätzen, einem Glossarium

ben also für die marschfertige Armee im Feld 277,454 Mann.

Der V. hat diesem Buch keine Vorrede vorangesetzt, und darinn den Plan, den er sich bey seiner Arbeit vorgezeichnet hat, bekannt gemacht; man weis also nicht, welche Absicht er damit erreichen will, wie viele Theile er noch liefern wird, und von welchem Innhalt sie seyn werden. Ein korrekterer Druck und Vermeidung aller Sprachfehler wird aber auf allem Fall zu empfehlen seyn. Dieser erste Theil macht die Erinnerung nöthig; denn auf dem Titelblatt Z. 7 lieset man den statt dem, S. 19 Z. 30 in Aufnahm st. Aufnahme, S. 104 Z. 10 gemahlen st. gemalet, S. 223 Z. 24 Hilfe st. Hülfe, S. 233 Z. 24 geloffen st. gelaufen, S. 37 Z. 15 die Powtische st. politische, S. 45 Z. 6 Griechen st. den Griechen, S. 61 Z. 10 Höfin st. Hölle, S. 72 Z. 31 trünken st. trinken, S. 227 Z. 29 Alten st. Akten u. s. w.

Tk.

Ueber den gegenwärtigen Türkenkrieg, aus dem Französischen des Herrn von Volney. Angehängt sind eine interessante Schrift des französischen Gesandten bey der Pforte und ein Auszug aus Peyssonnels Prüfung der Volneyschen Behauptungen, mit churfürstl. Sächsischer Freyheit, Leipzig bey Friedr. Gotthold Jacobäer 1788.

Diese Schriften verdienten übersetzt und zusammengestellt zu werden. Von den Franzosen, die die neuesten Nachrichten von der Türkey gegeben, und sich eine Zeitlang daselbst aufgehalten haben, haben Tott, Volney und Choiseul Gouffier, welcher letzterer der auf dem Titel erwähnte französische Gesandte ist, die türkische Nation strenge getadelt, und ihren nahen Untergang prophezeiht, Peyssonel aber sie in Schutz genommen. Volney dessen Schrift von der Regierung verboten wurde, tritt

im Okt. 1787 als politischer Prophet auf, und weissaget den nahen Untergang des türkischen Kaiserthums. Seinen Landsleuten widerräth er alle Theilnehmung an diesem Kriege, und behauptet, daß für ihren Handel keine nachtheiligen Folgen entstehen würden, wenn auch die Küsten an dem Archipelagus von einem industriösen Volke beherrscht würden. In Ansehung des Handels, den Frankreich nach der Levante führt, giebt er einige schätzbare Nachrichten. Er berechnet den Werth der Waaren, die aus Frankreich nach der Türkey, mit Inbegrif Egyptens jährlich geführt werden, zu 24 Millionen Livres, den Werth der Ausfuhr aus der Türkey nach Frankreich zu 26 Mill. Livres. Nach Peyssonel betrug aber letzterer in den 7 Jahren 1781—87 im Durchschnitt über 30 Millionen Liver. H. Peyssonel widerspricht dem H. Voln. gar oft, und wirft ihm vor, daß er nur Syrien und Egypten kenne, und von diesen beyden Ländern sehr übereilt auf das ganze osmannische Reich schließe. Die Widerlegung der politischen Träume des H. Volney hat der Uebers. mit Recht weggelassen, weil sie sehr unnöthig war. Desto sorgfältiger sind die Stellen ausgehoben und übersetzt, wo er die historischen Fakta, welche Volney zum Nachtheile der Türken anführt, berichtiget, oder die großen Begünstigungen anzeiget, unter denen die Franzosen den Handel in der Türkey führen, und welche ihnen gewiß keine andere Nation einräumen würde. Choiseul Gouffier Aufsatz ist aus seinen voyages pittoresques. Dieser Mann wünscht, und hält es nicht für unwahrscheinlich, daß in Morea ein neuer unabhängiger Staat entstehen werde. Seiner Behauptung nach haben die Mainotten und andere Einwohner einen großen Sinn und Vorliebe für Freyheit.

Az.

Allgemeine Schilderung des ottomannischen Reiches, aus dem Französischen des Herrn von Muradgea d'Ohsson mit einiger Abkürzung übersetzt und mit Anmerkungen, Zusätzen, einem Glossarium

sarium und Register versehen, von Christian Daniel Beck. Erster Theil mit Kupfern und Tabellen. Mit Churfürstl. Sächs. Privilegio, Leipzig in der Weidmannischen Buchhandlung 1788. S. 605, 8.

Daß dieses klassische und in der Ursprache kostbare Werk in die Hände eines so gelehrten Uebersetzers gerathen ist, kann man als ein wahres Glück für die orientalische Litteratur unter uns ansehen, welche dadurch einen grossen Zuwachs erhalten hat. Der Verfasser, zu Constantinopel gebohren, und eine geraume Zeit schwedischer Dollmetscher daselbst, hat den ersten Theil eines weitläuftigen Werkes herausgegeben, dem noch 6 bis 7 andere folgen sollen. Wenn diese erschienen sind, so wird man die vollständigste und zuverlässigste Beschreibung des türkischen Reiches, und eine Menge Aufklärungen und Berichtigungen in der Geschichte desselben besitzen. Der erste Theil enthält ein Stück des mohamedanischen Religionsgesetzbuches. Der Verf. hat ein berühmtes arabisches Werk *Multeka* von Ibrahim von Aleppo, welches sich über die ganze Religionsgesetzgebung erstrecket, ins Französische übersetzt, und mit Bemerkungen erläutert. Was aus Multeka übersetzt ist, hat der deutsche Gelehrte unabgekürzt gelassen. Nur was Muradgea zur Erläuterung des arabischen Werkes gesagt hat, ist hin und wieder abgekürzt und zusammengezogen. Der Uebers. ist dabey mit einer so großen Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen, daß, wo das französische Original dunkel war, er es in den Noten angezeigt hat. Von den Ursachen, warum man einige der beym Original befindlichen Kupfer weggelassen hat, wird an den gehörigen Stellen Rechenschaft gegeben, und wir müssen gestehen, daß die meisten auch ohne Rücksicht auf die dazu erforderlichen Kosten keines Nachstiches werth waren. Die beybehaltenen stellen Attituden beym Gebet, Schriftarten und Genealogien der Abassidischen Khaliphen vor. Von dem Plane des Verf. der nach Erscheinung des Ganzen sich erst wird übersehen lassen, und der Ausführung desselben beym ersten Theil

urthei-

urtheilen wir nur im Allgemeinen, daß, wann er auch nicht durchgängig Beyfall erhalten sollte, das Werk doch für die Kenntniß des türkischen Reiches das schätzbarste unter allen seyn wird. Der Recens. in einer deutschen Bibliothek muß das, was der Uebers. zur Vervollkommnung seines Autors geleistet hat, noch näher anzeigen. Außer einer schätzbaren Vorrede, worin wir das Urtheil über den seeligen Björnstahl für sehr gegründet halten, und den an mehreren Stellen vorkommenden Anmerkungen, lieset man noch von S. 533 an, Zusätze, worunter die systematische Darstellung der Lehren des Koran, welcher dabey nach Boysens Uebersetzung citirt ist und die Nachrichten von der Buchdruckerey in Constantinopel, von dem Kalenderwesen, und den Akademien und öffentlichen Bibliotheken in Constantinopel, hauptsächlich aus Toderini die erheblichsten sind. Das angehängte Glossarium über die arabischen, türkischen und persischen Wörter hat gewiß nicht wenig Mühe gekostet. Die Wörter waren durch Muradgea, der sie mit lateinischen Buchstaben geschrieben hatte (zu loben ist es, daß der Uebersetzer diese Rechtschreibung durchgehends beybehalten hat) nicht wenig entstellt. Selten werden die ihnen entsprechenden arabischen Wörter in dem Glossario mit den Buchstaben dieser Sprache ausgedruckt. Gemeiniglich wird nur auf die Columne des Golischen Lexicon, wo das Wort vorkömmt, nachgewiesen. Daß dieses noch weit häufiger hätte geschehen können, wenn die Zeit es verstattet hätte, wollen wir nur an der 596 Seite, die eben vor uns aufgeschlagen liegt, zeigen. Man schlage nach bey Muamelath Gol. 2876, Mudjhtehid Gol. 545, Mueſſin Gol. 60. Muminin Gol. 160, Munedjim Gol. 2318, Muid Gol. 1666, Muſtarebbe Gol. 1552, Muſtahhſen Gol. 612, Muſteemin Gol. 160. Wir möchten auch nicht Ghaddare (S. 588) Lanze, Wurfspieß übersetzen, sondern Decke, Gol. 687.

Cc.

Neueste Nachrichten vom türkischen Reich. Ein Handbuch für Unkundige mit 3 illuminirten

Landcharten, Berlin bey Arn. Wewer 1788, 180 S. 8.

Der V. zeigt selbst aus dem Titel an, daß es ein Handbuch für Unkundige sey, die sich bey Gelegenheit des gegenwärtigen Krieges zwischen Rußland, Oesterreich und der Pforte vom Zustande der letztern unterrichten wollen. Wenn nur der Unterricht nicht zu fehlerhaft wäre und der Unkundige mit falschen Begriffen und Irrthümern angefüllt würde; so wäre eine solche Belehrung über Gegenstände, von welchen häufig gesprochen wird, sehr nützlich und lobenswerth. Aber unser Verfasser hat nicht immer die besten Nachrichten genutzt, wenigstens nicht genug geprüft! ja er scheint sogar aus widersprechenden Nachrichten ohne Nachdenken abgeschrieben zu haben. Daher ist sein Werk voll Fehler und Unwahrheiten, Spuren von Eilfertigkeit zeigen sich überall; auch an Nachläßigkeiten in der Schreibart fehlts nicht. In 4 Abschnitten ist alles, was der V. zur Belehrung für Unkundige nothwendig hielt, vertheilt. Der erste Abschnitt: hist. geographische Einleitung. 2ter Abschn.: gottesdienstliche und sittliche Verfassung. 3ter Abschn.: Regierungssystem. 4ter Abschn. Kriegerische Verfassung.

Nun einiges zum Beweise meiner obigen Behauptung. In der hist. Einleitung S. 3 heist es: „der arabische „Prophet Muhamed habe mit Hülfe seiner Anhänger „Arabien bezwungen und unter seinen Nachfolgern waren „Damascus, Phönizien, Mesopotamien, Syrien, Per„sien, Aegypten u. s. w. von den Sarazenen überschwemmt „worden.“ Im 2ten Abschnitt aber, wo die Geschichte Muhameds als Stifter der muhamedanischen Religion (auch diese Erzälung ist voll Unrichtigkeit) erzählt wird, heißt es S. 40 „dieser äußerst unternehmende und glückliche Mann (Muhamed) brachte an der Spitze einer zahl„reichen Armee einen großen Theil von Afrika, einige „Provinzen in Europa, ganz Syrien, Aegypten, Da„mascus, Jerusalem, Antiochien und Persien unter das „Joch, starb im J. Ch. 631 (632) im völligen Besitz „aller indischen Würden und überließ sein weitläuftiges „Reich der Regierung seiner Nachfolger.“ Welche Nach-

richt

richt soll nun der Unkundige für die richtigste halten, jene, daß Muhameds Eroberungen fast gar nicht über Arabiens Grenzen hinausgiengen und daß seine Nachfolger erst das mächtige Chalifat gründeten, oder diese, daß Muhamed schon alle die Länder seiner Herrschaft unterwarf. In der geogr. Einleitung sind auch nicht immer die neuesten und besten Nachrichten gebraucht worden. Was dort von dem Klima gesagt worden, ist alles zu allgemein; besser wäre es gewesen, wenn von den Besitzungen der Türken in Europa, Asia und Afrika besonders geredet und bey jeden das wichtigste von Klima, Boden, Anbau, Produkten u. s. w. kurz angeführt worden wäre. S. 50 wird von einem Angriff der Araber auf eine Karavane, die von Bassora nach Damaskus gieng und bey welcher sich die Tochter des Kerim-Kan, eines mächtigen persischen Fürsten befand, gesagt: „Sie (die Araber) zogen die Pilgrimme ganz aus — „und verließen darauf die Wanderer, um ihre Reise nach „Damaskus fortzusetzen.“ — Dies ist doch wohl ein wenig undeutlich, die Araber wollten nicht die Reise nach Damaskus fortsetzen, (und auf diesen Gedanken führt doch offenbar der Zusammenhang) sondern die Karavane. Warum nicht bestimmter: die Wanderer, welche nun ihre Reise nach Dam. fortsetzten. — Von den Münzen sind immer Beutel, Piaster, Asper angeführt worden, ohne auch nur ein einzigesmal dem Unkundigen zu sagen, wieviel diese Münzen nach unserm Gelde betragen, dies gehörte doch mit zur Belehrung desselben! Im 2ten Abschnitte S. 69 ist der Ursprung des wechselseitigen Hasses zwischen den Türken und Persern auch nicht ganz richtig erzählt worden. Die Ursache der Trennung unter den Arabern betraf anfänglich nur die weltliche Regierung und der Grund dieses Streits war der Haß, den die Frau des Muhameds Ajescha (welche hier gar nicht erwähnt wird, ob sie gleich auf die wichtigsten Staatsangelegenheiten einen mächtigen Einfluß hatte) gegen den Ali gefaßt hatte. Erst nach dem Tode des Hassan eines Sohns des Ali, der in einem Treffen durch die Parthey des Moawija ermordet wurde, wurde der Haß beyder Partheyen der Grund ihrer getheilten Meynungen über die Auslegung des Korans. Auch ists falsch, daß Ali nach Omars Tode ruhig

auf den Thron gelangte. Dies geschah erst nach Othmanns Tode und wahrlich nicht ruhig, denn Muh. Witwe suchte ihn durch Gewalt zu verdrängen und es gelang ihr. S. 80 redet der V. von der Proselytenmacherey der Muhamedaner und setzt hinzu: „auch jetzt ist es nichts „ungewöhnliches, an Einem Tage funfzig Proselyten zu „sehen, die von dem Grosvezier oder Mufti den Turban „verlangen." — ohe! jam satis est.

Bb.

Topographie des Königreichs Böhmen rc. von Jaroslaw Schaller, VIII. Theil, so den Berauner Kraiß enthält. Prag und Wien in der Schönfeldischen Handlung 1788 8.

Mit Beziehung auf die Recensionen der vorhergehenden Theile, wollen wir hier den VIII. Theil anzeigen, der den Berauner Kreiß begreift. Er hat 8 Meilen in der Länge und 6½ Meilen in der Breite, und ist reich an Getraide, Fischen, Eisenbergwerken und Holz, so auf der Moldau rc. ganz bequem nach Prag gebracht werden kann. Die Eisenhämmer sind zu Zbiran, Königshoff, Dobrisch, Ginaz rc. Auch findet man Tuchmacher, und über 375 Leinweber nebst andern Fabriken im Kraise. Die Schafzucht ist stark, und die böhmische Sprache überall herrschend, S. 1—3. Die Beraun und Moldau sind die 2 Hauptflüsse im Kreise, und beyde sind auch reich an Fischen. Man will aus der Donau bis Budweiß einen Kanal in die Moldau leiten S. 6.

Beraun, die Hauptstadt hat mit den Vorstädten nur 243 Häuser. Ihre Hauptnahrung besteht außer dem Ackerbau, in Manufakturen und in einer schönen Thonarbeit. Kaiser Carl IV. war ihr sehr gewogen, und nannte sie in Urk. Veronam suam — aber sein Sohn Wenzel, der hier gefangen genommen ward, ließ es ihr desto mehr entgelten S. 9. Eine Dechant und 2 andere Kirchen sind in der Stadt, nebst einem Bürgerhospital, aber kein

Kloster,

Kloster, worüber man sich wundern muß. Im Kreise liegt die Cameralherrschaft Carlstein, welche die K. K. Theresia 1755 dem Fräuleinstift auf dem Schlosse zu Prag einverleibt hat. Darin liegt das ehemals bekannte sehr feste Bergschloß Carlstein, so K. Carl IV. 1348 zu bauen angefangen, und zur Bewahrung der Reichskleinodien, der Heiligthümer und des königl. Archivs gewidmet hat. Die Mauren daran sind 10 Prager Schuhe dick, und der Eingang war mit 2 doppelten eisernen Thoren versehen. Die drey Kapellen im Schlosse sind reichlich mit Edelgesteinen gezieret, und mit Gemählden von Oelfarben von damaligen berühmten Meistern geschmückt, kurz dieses Schloß, wie es Balbin am besten beschreibt, war zu der Zeit das prächtigste in Deutschland S. 16. Ungeachtet der K. Carl so viel darauf verwand und so große Absichten damit vor hatte, so verfiel solches unter seinem Nachfolger dem K. Wenzel und nachher gänzlich, bis der K. Rudolph II. im J. 1598 selbiges einigermaßen wieder hergestellet S. 27. Kammeradministrat. Gut S. Johann unter dem Felsen, war ehemals ein 1033 von Herzog Brzetißlav gestiftetes Benediktinerkloster, so von den Hußiten 1422 zerstöret, von dem Geschlechte der Herrn von Hasenburg nachgehends wieder hergestellet, aber 1785 wieder aufgehoben, und zum Religionsfond gezogen worden S. 40. Daselbst ist die Höhle des H. Iwans merkwürdig, die wie in der bekannten Baumans-Höhle auf dem Haarz herab tropfet, und wenn es auf Stein fällt in Bergcrystall verwandelt wird, und allerley Figuren macht. Die Cameralherrschaft Zbirou, wo ein Schloß vorhanden, so auf einem rothen Jaspisfelsen gebauet ist. Die Herrschaft gehörte zuletzt der Familie von Lobkowitz, die es aber zur Zeit des K. Ferdinands bey den damaligen Unruhen verlohren und eingezogen worden S. 43. Königssaal ein ehedem berühmtes Cisterzienser-Kloster, so öfters ganz verwüstet, zuletzt 1785 aufgehoben und zur Cammeradministration gezogen ist S. 68. In den Klostergebäuden hat der Hr. v. Sauvaigne 1787 eine Zuckersiederey angelegt.

Die allod. Herrschaft Horzowitz gehört jetzo dem Grafen von Jorbna, in derselben liegt die Herrenstadt Horzowitz, worin 1420 der König Podiebrad gebohren ist. Die herumliegenden Berge sind reich an Silber, Quecksilber und Zinnober, auch sind drey Eisenhämmer vorhanden. Zur Herrschaft gehören noch 33 Orthschaften S. 109. Cammeradministrat. Gut Woborzischt gehörte ehemals dem berühmten Mährischen Geschichtschreiber Th. Peßina, der es 1675 zu einem Paulinerkloster umschuf, so aber auch 1786 aufgehoben ist. Przibram eine königl. Bergstadt, die K. Carl IV. 1348 dem Prager Erzbischofthum geschenket hat. Nach der Zeit aber ist sie wieder an die Cammer gekommen. Sie hat sehr ansehnliche Bergwerke, und im J. 1553 warfen dieselbige in die königl. Rente 55 Centner 30 Pf. Silber ab. Der Stadt gehören 19 Ortschaften S. 131.

Die Majoratsherrschaft Chlumez enthält 6 Stunden in der Länge und 4 in der Breite, und stehet seit der Mitte des XV. Jahrhunderts dem Geschlechte der Herrn und jetzigen Fürsten von Lobkowitz zu. Sie begreift 110 Ortschaften, worunter etliche kl. Städte sind, und ist eine von den grösten Herrschaften in Böhmen S. 217. Auch in diesem Kreise sind eine starke Anzahl Herrschaften und Güter angezeiget, die nach der verlohrnen Schlacht auf dem weißen Berge von dem Fiskus eingezogen sind. Wenn man sie aus den VIII. Kreisen, die in den VIII. Theilen beschrieben sind, zusammen zöge, so würde es mehr, wie den dritten Theil von den VIII Kreisen ausmachen. Noch merken wir an, daß kein Land in Deutschland ist, worin so viele kleine und große Herrschaften, wie in Böhmen, sind, und dabey noch dieses, die in 200 auch öfters nur in 100 Jahren so oft andere Besitzer gehabt haben. Daher es mit der kurz vorher angezeigten Herrschaft Chlumez ein besonderes Beyspiel ist, daß sie seit der Mitte des XV. Jahrhunderts schon der Lobkowitzischen Familie gehöret.

Ueberhaupt sind in dem ganzen Kreise 10 Städte, 23 Flecken, 87 Herrschaften und adliche Güter, und 1227 Dörfer.

Gm.

Merk-

11) Gelehrtengeschichte.

Merkwürdigkeiten der Zapfischen Bibliothek. Erster Band, erstes und zweytes Stück. Augsburg, bey Conr. Heinr. Stage, 1788. 518 S. 8.

So wohl die Mittheilung dieser Merkwürdigkeiten, als die Art, wie sie der Besitzer mittheilt, verdient den Dank der Literatoren. In diesem erstern Bande der Merkwürdigkeiten seiner Bibliothek hat er in jedem Stücke desselben einen Theil 1) der Handschriften, 2) der Bücher aus dem XV. und 3) der Bücher aus dem XVI. Jahrhundert beschrieben, die seine Bibliothek in sich faßt. Die Handschriften gehen in beyden Stücken auf 24, die Bücher aus dem XV. Jahrh. auf 63, und die Bücher aus dem XVI. Jahrhundert auf 88; Allemal ein beträchtlicher Anfang für eine Privatbibliothek; der zum Theil bisher ganz unbekannt gewesene und noch nicht beschriebene Denkmale der Litteratur enthält. Unter den Handschriften sind Petri de Vineis epistolae, ein in dem 13. Jahrh. auf Pergament geschriebener Codex, der von dem Besitzer mit verschiedenen Editionen, besonders mit der edit. Amberg. 1609 verglichen worden ist und bey einer neuen Ausgabe dieser Briefe noch viele Dienste leisten kann, die Episteln des Conrad Peutingers und verschiedene andre von diesem fleißigen und gelehrten Manne geschriebene Sammlungen und Handschriften. Unter den Büchern aus dem XV. Jahrhundert sind, die schöne Sammlung von Ausgaben der Briefe des Aeneas Sylvius, des Ovidii Fastor. VI. Romae per Euchar. Silber; Astesani summa de casibus, ohne Jahrzahl und Druckort; Gregorii Papae epistolae, ohne Bemerkung des Jahrs, Orts und Druckorts; die älteste Ausgabe von Thomas a Kempis durch Günther Zainern; die Meditationes vitae Jesu Christi, durch Günther Zainern, das erstre zu Augsburg gedruckte Buch, die merkwürdigsten. Auch unter den Büchern aus dem XVI. Jahrhunderte finden sich Seltenheiten, welche die Aufmerksamkeit der Litteratoren verdienen.

Indes-

Indessen bleiben doch die eignen Beschreibungen und Bemerkungen des Verf. und Besitzers das richtigste und brauchbarste Geschenk für die Kenner und Liebhaber dieses Theils der Litteratur. Es finden sich immer Leute genug, — wir dürfen nur den Herrn Hirsching nennen — die mit dem guten Rathe und Beystande andrer die Titel der seltnen Bücher anzuzeigen und hinzuschreiben wissen. Aber den Inhalt dieser Bücher und ihren Werth für die Geschichte und die Litteratur zu prüfen, die eigentliche Ursache ihrer Seltenheit zu bestimmen, bey dieser Bestimmung selbst zu forschen, und nicht bloß einer unter den gewöhnlichen Gelehrten gangbaren Sage zu folgen, die Beschreibung dieser Bücher bis auf die kleinsten, für den eigentlichen gelehrten Bücherkenner merkwürdigen Umstände auszuführen, das ist das Verdienst des Herrn Zapf. Daß der Verf. in der Vorrede gegen den Hrn. P. Schellhorn in Memmingen empfindlich ist, können wir ihm zwar nicht ganz verdenken, aber besser, es wäre der Ausbruch dieser Empfindlichkeit unterblieben.

Er.

Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Teutschlands, nach alphabetischer Ordnung der Oerter, von Friedr. Carl Gottl. Hirsching. Dritten Bnds. 1. und 2te Abtheil. Erlangen bey J. J. Palm, 1788. in fortlauf. Zahlen, 472 S. 8.

Ausser den kleinen Artikeln von Nördlingen und Oettingen breitet sich dieser ganze Theil allein über die gelehrten Schätze in Nürnberg und Prag aus. Die hier mitgetheilten Nachrichten von den zahlreichen und merkwürdigen öffentlichen und Privatbibliotheken an beyden Orten sind belehrend, nur etwas weitschweifig und unordentlich. An beyden Orten, und besonders in Prag, sind so viele bisher unbekannt gewesene Schätze von Handschriften und alten Drucken, daß die nähere Bekanntmachung derselben, so wie sie hier geschiehet, den Freunden der Bücherkenntniß nicht anders als angenehm seyn kann. So sehr der Verf.

immerfort jammert, daß er nicht nach seinen Wünschen mit Beyträgen unterstützt wird, so müssen wir ihm doch Glück wünschen, daß er in der kurzen Zeit seines Unternehmens so angenehme Nachrichten, wie er schon geliefert hat und in diesem Theile wieder von Nürnberg und Prag liefert, erhalten hat. Zuverlässig wird er auch seine Wünsche mit mehr Mäßigung äussern, wenn er nur den einzigen Gedanken beherzigen wird, daß die Bearbeitung dieser Beyträge ungleich mehr Mühe und Zeit, als die bloße Darlegung derselben in seiner Bibliothekengeschichte, erfordert. Die hier von den Nürnbergischen und Pragischen Bibliotheken vorgelegten Nachrichten sind mit wahrem Fleiße zusammengetragen und breiten sich sowohl über die Geschichte und innere Einrichtung als über die eigentlichen Schätze der Bibliotheken mit vieler Belehrung aus. Auszüge aus derselben würden hier ganz am unrechten Orte stehen. Es ist im ganzen Verstande genug gesagt, wenn wir diese mit so guten Beschreibungen bereicherte Bibliothekengeschichte für wahre Bücherkenner für ein unentbehrliches Buch erklären, weil sie nicht bloß obenhin abgefaßte Beschreibungen, sondern Beschreibungen der eigentlichen Merkwürdigkeiten und Seltenheiten in sich faßt, die zum Theil mit litterarischer Kenntniß abgefaßt sind. Aber allemal bleibt weniger Eilfertigkeit und mehr Zurückhaltung des Herrn Sammlers und Herausgebers unser fortdauernder Wunsch. Wir sind, wie S. 184, auf verschiedene Stellen gestoßen, wo unerwartet der Correspondent zu reden anfängt, da doch in allen Aufsätzen nur der Sammler sprechen will und soll. Die Ausfälle und Fehden, sogar gegen Gelehrte, die dem Verf. in seinem Unternehmen gar nicht einmal im Wege stehen, wie in diesem Theile gegen Hrn. Wekhrlin und Hrn. Prof. Halle in Berlin, können wir nicht billigen.

Zusätze und Vermehrungen zu den drey Bänden der Bibliotheken-Geschichte Deutschlands, von Friedr. Carl Gottl. Hirsching, 180 S. 8.

Diese Zusätze, welche eigentlich mit dem Register den 5. Band der Bibliothekengeschichte ausmachen sollen, liefert

liefert Herr H. einsweilen zum voraus. Die wichtigsten Zusätze betreffen Augsburg, Baireuth und Nürnberg. Von Augsburg wird die schöne Bibelsammlung des Herrn Pfarr Steiner bekannt gemacht, deren sehr gut ausgearbeitete Beschreibung den Bücherkennern um so interessanter seyn muß, weil sie äusserst seltene Stücke in sich faßt, die weder Lorch, noch Götze, noch Herr Panzer besessen oder beschrieben haben. Die Bibelsammlung des Herrn Steiners ist sehr zahlreich und für die Geschichte der Bibelausgaben überaus wichtig. Eben so schätzbar sind auch die hier mitgetheilten Nachrichten von den Privatbibliotheken und dem geheimen Archive zu Baireuth. Auch in diesen Zusätzen haben wir verschiedene Stellen gefunden, in welchen Hr. Hirsching (S. 46 ꝛc.) selbst zu reden vergessen hat und seinen Correspondenten dargegen erzählen läßt. Wenn er sich etwas mehr Strenge gegen sich selbst auflegen wird, so wird er auch den Beyträgen, die er noch in der Folge erwarten kann, mit mehr Geduld und Schonung entgegen sehen, den Beförderern seiner nützlichen Unternehmung, wenigstens bey minderer Eilfertigkeit, auch weniger Eilfertigkeit zumuthen.

Er.

12) Philologie, Kritik, Alterthümer.

Die Bibel in ihrer wahren Gestalt, für ihre Freunde und Feinde. Des zweyten Bandes erstes Stück. Halle, bey Trampens Wittwe. 1788. 158 S. 8.

Enthält die Umschreibung von 4 Mos. 15, bis 5 Mos. 19. auf die bey der Anzeige des ersten Bandes kenntlich gemachte Weise. Das Beste in diesem Stücke dürfte wohl die Uebersetzung der Aussprüche des Schwärmers, Geistersehers, Dichters und Wahrsagers Bileams seyn, welche Aussprüche, so wie dessen ganze Reisebeschreibung (4 Mos. 22.) Moses wahrscheinlich als ein älteres Dokument wörtlich in seine Geschichte aufnahm.

Ad.

Joh. Dav. Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes. Erster Theil. Vierte, sehr vermehrte und geänderte Ausgabe. Göttingen, im Verlag der Vandenhök-Ruprechtischen Buchhandlung, 1788. 4. 874 S.

Eine ausführliche Beurtheilung würde bey einem Werke, dessen Brauchbarkeit der immer schnellere Abgang bey jeder wiederholten Auflage hinlänglich entschieden hat, zu spät kommen; wir schränken uns daher billig blos auf dasjenige ein, wodurch sich diese Ausgabe von der vorhergehenden unterscheidet. Im Ganzen ist freylich, ungeachtet der vielen Veränderungen, das Werk dasselbe geblieben, und man wird noch manche Materien vermissen, die man bey unsern jetzigen Kenntnissen und Einsichten in Critik und Exegese, in einer Einl. ins N. T. erwarten könnte; so wie manche andre zu ausführlich vorgetragen sind; aber man bemerkt doch mit Vergnügen, daß der V. in seinen Untersuchungen nicht still gestanden ist, sondern mit seinem Zeitalter fortgeht. So gibt er jetzt §. 13 zu, daß man die Inspiration der historischen Theile des N. Test. ihrem historischen Werth unbeschadet, aufgeben könne, wodurch man vielmehr den Vortheil erhalte, daß sich die Erzählungen der Evangelisten, wo sie von einander abgehen, besser vereinigen lassen. Andre Vortheile, zur Erklärung und Vereinigung mancher Aussprüche Jesu, und der Stellen, die aus den Vorstellungen der Zeit einzig ihre Aufklärung erhalten, z. B. die Versuchungsgeschichte, und manche Citationen A. T. hat der V. übersehen. Noch behauptet er ausführlicher als vorher, daß keine Citation κατ οἰκονομιαν im N. T. statt finden dürfe, wo ihm mehr der Ausdruck als die Sache anstößig gewesen zu seyn scheint. Durchgehends ist diese Ausgabe mit neuen Beyspielen vermehrt, und das, womit die Critik N. T. seit der Erscheinung der 3. Ausg. bereichert ist, nachgetragen. Z. B. §. 20 von der Sprache N. T. §. 37. 48. 53. §. 29 findet man eine neue Erklärung von dem πορνεια Ap. Gesch. 15, 20. 29. von der der V. glaubt, daß sie auf einmal allen Zweifeln, die selbst in unsrer Kirche ängstliche Gewissen beunruhigt haben, abhelfen werde. Nämlich das Wort soll heissen **Fleisch vom Fleischmarkt oder aus der Garküche**, so daß es mit 1 Cor. 10, 24-29 einerley Vorschrift enthalte.

Und der Beweis, der für diese im Griech. und Hellenistischen unerhörte Bedeutung geführt wird? Pollux IX. 34. erwänt am Hafen καπηλεῖα, καὶ πορνεῖα, ἃ καὶ οἰκήματα ἄν τις εἴποι. Das soll nun nicht fornices heissen, denn die schickten sich nicht am Hafen, sondern „Weinschenken und Garküchen, die man auch Fleischbuden nennt.“ Allein der angeführte Grund ist von keinem Gewicht, πορνεῖον hat hier ohne Zeifel die gewöhnliche Bedeutung, wovon οἴκημα synonym ist. Auch ist πορνεία ein anders Wort, und die Stelle beym Du Fresne Glossar. wo es Getraide oder Aehre heißt, kann hier nicht in Anschlag kommen, da sie aus viel späterer Zeit ist. Die Stelle läßt sich auch ohne diese Künsteley hinlänglich erklären. §. 35 scheint dem Verf. unbekannt gewesen zu seyn, daß die Stelle des Jeremias, die Matth. 27, 9. 10 citirt wird, in der Coptischen und Sahidischen Uebersetzung wörtlich vorkommt. Sie steht unter der Anführung Jer. 20, 4. beym Tuki, rudiment L. Copticae p. 295. Vermuthlich stand die Stelle in einigen Exemplaren der LXX, aus welchen sie auch der vom V. angeführte arab. Uebersetzer nahm; aber sie paßt zu dem Zusammenhang beym Jeremias so wenig, daß man fast glauben möchte, sie sey aus dem Matthäus hier eingerückt worden, wie mehrere Stellen, die Justin in seinem Exemplare las, ohne Zweifel gutgemeynte christliche Zusätze waren. §. 47 vermuthet der V., daß Röm. 9, 16 nach v. 13 stehen müsse; Paulus habe die Worte, bey Ueberlesung des Briefs, am Rande zugefügt, und nachher habe man sie unrecht eingerückt. Wir erinnern uns, diese Vermuthung schon anderswo von dem Verf. vorgetragen gelesen zu haben; finden aber die gewöhnliche Ordnung der Verse dem Zusammenhang und der Absicht des Apostels ungleich angemessener. Gleich darauf giebt der Verf. aus seinem Collegio ein Zeugenverhör über den Schluß des Briefs an die Römer, wo die Zeugen, die diese Stelle nach K. 14 oder ans Ende des Briefs hinsetzen, in 5 Classen gebracht sind; aber die ganze Stelle ist so voll von Fehlern und Unrichtigkeiten, daß sie gar nicht zu brauchen ist, und der Verf. besser gethan hätte, die Berichtigung zu dem Semlerischen Urtheil beyzubehalten, die in der vorigen Ausgabe stand. Griesbach soll Cod. Ephr. Cantabr. Basil. 2 und Reg. 54 anführen, als solche, die diese Verse nach K. 16 haben. Das sind aber lauter Handschriften der Evangelien, wo der V. die Zeichen C. D. E. 16 falsch verstanden

standen hat. N. III. ist völlig überflüßig, da dieselben Handschriften N. V. wieder vorkommen. Nicht die Alexandrin. Handschrift allein hat die Stelle an beyden Orten, sondern auch eine Colbertin. Handschrift, Cod. 17 beym Grinob. und die Armenis. Version. Die Wiener Handschriften beym Treschow haben sie nicht, wie hier gesagt wird, nach Kap. 14, sondern lassen sie ganz aus. Doch wir hören auf Berichtigungen zu machen, einem andern würde der V. so etwas nicht ungerügt hingehen lassen. §. 53 finden wir eine scharfsinnige Bemerkung über die syrische Uebersetzung des Briefs an die Hebräer. In diesem Briefe ist durchaus für Priester und Hoherpriester ܟܘܡܪܐ, ܟܘܡܪܐ ܪܒ gesetzt, was sonst, in den übrigen Büchern, nie so vorkommt. Dies führt auf die Vermuthung, daß dieser Brief von einem andern Uebersetzer sey. Und da eben dieser Uebersetzer in den Citationen aus den Psalmen der Peschito folgt, wo es ihm der griech. Text des Briefs erlaubte, (z. B. Hebr. 3, 7. 4, 7.) so ist ein wahrscheinlicher Schluß, daß dieser Brief später übersetzt sey als die übrigen Bücher N. T., weil er schon eine syr. Version der Psalmen vor sich hatte, und man doch das N. T. eher wird übersetzt haben als das Alte. Diese Bemerkung, die sich noch vielleicht durch andre Gründe bestätigen läßt, ist für die Geschichte des Canons von Wichtigkeit. Einige Bestätigung erhält sie dadurch, daß in den Stellen, die aus andern Büchern des A. T. in diesem Briefe citirt werden, der Syrer von der Peschito abweicht. §. 54 sind Stellen gesammlet, wo dem Verf. die Syr. Uebersetzung in unsern Ausgaben fehlerhaft scheinen. Z. E. Matth. 9, 36 sey vermuthlich [illegible] zu lesen, wie auch die Philoxenische Version hier liest. Aber Marc. 13, 37 glauben wir, daß ܠܟܠܟܘܢ, wie der V. vorschlägt, unnöthig sey. Der Syrer kennte das ὑμῖν λέγω sehr wohl in der zweyten Person, worauf sich auch die Jünger beziehen, was der V. auch §. 60 selbst eingesteht. Auch ܐܘܟܪܣܛܝܐ Ap. Gesch. 2, 42 wird dem nicht verdächtig scheinen, der der Syrer Version kein so hohes Alter beylegt, als der V. Bey

der Sahidischen Version §. 65 hätten mehrere Fragmente angeführt werden können, die in Mingarelli's reliquiis Codd. Nanian. stehen und in Münters Specimen Version. Danielis Copt. angeführt sind. Wir hätten noch vieles anzumerken, was nicht so wohl das Neue der gegenwärtigen Ausgabe, als das, was aus der vorigen beybehalten ist, betrift. Denn der V. hat die Erinnerungen, die in der Recension der 3. Ausgabe in unsrer Bibl. gemacht worden, so wenig benuzt, daß er sogar S. 276 die Note wieder hat abdrucken lassen, daß seine Vermuthung über 2 Theſſ. 2, 3 noch von keinem untersucht sey, und noch völlig so neu da stehe, wie in der Ausgabe von 1765. Wir verweisen also wegen dieser und andrer Stellen unsre Leser auf die eben genannte Recension. Am meisten hat diese Ausgabe in dem leztern Abschnitt gewonnen, der von den alten Versionen und Handschriften handelt. Der V. nimmt jetzt die, in der vorigen Ausgabe noch beybehaltene, Behauptung zurück, daß die Syrische Version und viele Griechische Handschriften nach der lateinischen Uebersetzung verändert worden, wodurch also sein Urtheil über die sogenannten latinisirenden und die Griechisch-lateinischen Handschriften durchaus anders ausfallen muste. Er tritt jetzt dem Grundsatz der neuern Critiker bey, daß die Uebereinstimmung der Syrischen Version mit der lateinischen und den ältesten Handschriften ein Beweis des Alterthums einer Lesart sey, und bemerkt, wie wir glauben, richtig, daß man eigentlich vier Hauptrecensionen des Textes N. Test. annehmen müsse: die occidentalische, Alexandrinische, Edessenische, (aus der der Syrer abstammt) und Byzantische. Die Aeusserung aber (§. 55), daß eine Lesart, in die die Syr. Copt. alte lateinische Version und Griechische Handschriften nebst Origenes zusammenstimmen, beynahe unverwerflich sey, die der Verf. für seine Entdeckung zu halten scheint, muß man daraus erklären, daß der V. die Schriften neuerer Critiker so wenig liest. Manche andre nicht unerhebliche Zusätze und Bemerkungen können wir um desto füglicher übergehen, da alle auch besonders gedruckt sind, unter dem Titel: **Zusätze und Veränderungen der vierten Ausgabe von Michaelis Einleitung in das N. T. die sie vor der dritten zum voraus hat.** Im obigen Verlag, 1788. bis jetzt 176 Seiten 4. Wir merken nur noch an, daß in der Nachricht von dem Schicksal der Handschriften zu Alcala, die, como membranas inutiles,

an einen Feuerwerker verkauft wurden, Seite 776, der Name Toryo gar nicht spanisch ist. Es muß wohl Torija gelesen werden.

Khr.

Edmundi Castelli Lexicon Syriacum ex eius Lexico heptaglotto seorsim typis describi curavit atque sua adnotata adjecit *Joannes David Michaelis.* P. I. II. Goettingae, sumtibus Joann. Christ. Dieterich, MDCCLXXXVIII. S. 980. 4.

Die Liebe zur syrischen Litteratur scheint seit einiger Zeit zugenommen zu haben. Zu erwarten war es, daß derjenige, dem wir hauptsächlich den jetzigen Flor des morgenländischen Studiums zu verdanken haben, der H. Geh. Justizrath Michaelis seinen Beytrag hierzu lieferte. Wer erschrickt aber nicht, daß sich dieser verdienstvolle Greis, der so oft seine Abneigung vor Verfertigung eines Lexicon bezeugt hat, zur Herausgabe eines syrischen habe entschliessen können? Ein Glück war es für ihn, daß H. Prof. Tychsen zu Göttingen die Correktur übernahm, und jener nur seine Zusätze an diesen überliefern durfte. Der von Tychsen bewiesene Fleiß ist sehr lobenswürdig und die Zusätze von Michaelis sind sehr schäzbar, und gegen das Ende fast noch häufiger als zu Anfange. Wir wünschen, der Verfasser hätte sich kürzer, und auch hin und wieder deutlicher und lateinischer ausgedrückt. Was er S. 29 von der fehlerhaften Verwechselung der Buchstaben Jud und Nun sagt, muß durch Kirschs Bemerkung in der Vorrede zu dem von ihm edirten Pentat. S. XII. berichtiget werden. ܐܙܠ (Seite 265) hat nicht die Bedeutung abiit, profectus est. In der Phrase ܐܙܠܝܢ ܘܐܬܝܢ nach dem V. abeuntes et venientes, ist die Bedeutung coarctavit, strinxit, ursit, bezubehalten, und die Worte sind zu übersetzen: frequentes adveniebant. S. 274 werden inclusus und reclusus als Synonyma gebraucht. S. 275 wird von den spätern Ausgaben der Reisen

des Shaw behauptet, daß darin die arabischen Wörter weggelassen sind. Dies kann wenigstens von der zweyten Englischen, London 1757, nicht gesagt werden. S. 297 für ܒܪ̈ܘܗ ܟܐ lies ܒܪ̈ܘܗܟܐ. Seite 363 wird ܠܡܦܩܐ sehr richtig für einen Fehler angesehen. Wir lesen aber auch in unserm Exemplar der Philoxenianischen Version. ܠܡܦܩܐ S. 373 ܡܘܠܐ mire in lexicis ipsoque adeo Schaafiano, omissum sagt der V. Es stehet aber im Schaaf S. 243 und im Castelli col. 4003. Der Vorwurf ist also ungegründet. Ebend. scheinet ܦܪܡܐܢ das Mogolische ܦܪܡܐܢ zu seyn, welches Befehl, Edict anzeiget. S. 423 hätte bey ܟܘܢܛܐ das schon vorher S. 407 aus dem Castellischen Anhang angeführte ܟܘܢܫܛܐ stehen sollen. Seite 501 ܡܟܠܘܐ incertum adhuc quid significet. Auf der folgenden S. 502 wird es durch merces übersetzt, und Jes. 23, 3 dabey citirt. Schade, daß der V. bey Verfertigung seiner Note den Castelli nicht genauer angesehen hat. Ein ähnliches Versehen bemerke ich bey dem Zusatze des V. S. 554, verglichen mit der zweyten darauf folgenden Zeile. Die Bemerkung S. 591 ist schon S. 55 mit denselben Worten da gewesen. S. 697 Z. 17 für: in Peal sine dubio est &c. lese man: In Pael f. d. est &c. S. 777, der erste Zusatz würde S. 773 einen schicklichern Platz gefunden haben. Der Erklärung von ܦܘܪܡܘܣ S. 788 können wir nicht beytreten. Es scheint dies Wort mit ܦܘܪܡܐ, welches S. 824 vorkömmt, einerley zu seyn, so wie ܠܘܛܪܐ und ܠܘܛܪܘܣ S. 548 dasselbe bedeuten. Seite 798 wird Aytonus zu einem syrischen Schriftsteller gemacht, welches er nicht war. Die Stelle ist aus dem Fortsetzer der Chronik des Abulfaradsch, welcher einen ganz andern Namen hatte. Der Zusatz S. 840 gehört zu S. 773. Bisher haben wir

einige

einige Erinnerungen in Ansehung der von Michaelis gelieferten Zusätze, welche in Klammern eingeschlossen und von dem Castellischen Text leicht zu unterscheiden sind, gemacht. Sie sind aus dem Bar Ali, einem syrisch-arabischen Lexicon im MS., aus dem Ephräm, aus der philoxenianischen und der syrisch-hexaplarischen Uebersetzung, aus den von Assemani edirten Syrern, und aus den Fragmenten, woraus des Verf. syrische Chrestomathie besteht, genommen. Letztere wird am häufigsten citirt. Der Verf., welcher hoffentlich nur verlangen kann, daß sich seine Schüler die syrische Chrestomathie anschaffen, hätte für seine gelehrtere Leser so viel Achtung haben sollen, daß er nicht die Seite der Chrestomathie, sondern der Assemanischen Werke, welche bey der Chrestomathie zum Grund liegen, angeführt hätte. Alle seine Zusätze aber, wenn man sich diejenigen gedenkt, welche aus den nach Castelli Zeiten bekannt gewordenen syrischen Werken hätten geschöpft werden können, sind einem Tropfen aus einem Ocean zu vergleichen. Indessen erkennet der Durstige, wenn ihm seine Lippen benetzt werden, diese Wohlthat mit Danke. Auf die Verbesserung und Berichtigung, nicht blos auf die Vermehrung des Castellischen Lexicon, hätte mehr Rücksicht genommen werden sollen. Der Verf. hat selbst Seite 815 einen wahrscheinlichen Druckfehler in Castellus corrigirt, auch seine fehlerhaften Uebersetzungen bisweilen gerüget. Es sind aber noch Druck- oder Schreibfehler stehen geblieben, wovon wir die uns aufgefallenen anzeigen wollen. Castelli und also auch Michaelis S. 12 ܐܕܪܟܠ architectus. 2 Reg. 12, 12. Das Wort heißt aber in der angeführten Stelle ܐܪܕܟܠ. So kömmt es auch unten vor S. 66. — ܟܪܣܝܐ (S. 62) ist ein Druckfehler in Castelli, den Michaelis aus Uebereilung nicht emendirt hat, für ܐܟܪܣܝܐ. — Für ܟܠ ܡܕܝ (S. 97) lies: ܟܠ ܡܪܝ, vergl. S. 523. — Bey ܐܬܐ wird verwiesen auf das Wurzelwort ܓܘܒ. Es muß aber ܐܘܒ heissen. — ܡܟܪ ܐ kömmt zweymal

mal beym Castelli vor in den Buchstaben [illegible] und [illegible]. Das erstemal (S. 514) übersetzt er es magus, sapiens. Das zweytemal (S. 635) magnus, sapiens. Entweder magus oder magnus muß ein Druckfehler seyn, und daß es das letztere sey, ist daher gewiß, weil das Wort eigentlich einen Meder anzeigt, eine Bedeutung, welche hinzugefügt werden muß, Medien aber der Sitz der Magie und Weisheit war. — Ohne Zweifel ist auch [illegible] unter die Druckfehler (S. 941) zu setzen, wofür S. 978 das richtige [illegible] gelesen wird. Wir würden vielleicht mikrologisch scheinen, wenn wir von den in dieser Ausgabe bemerkten Druckfehlern eine Anzeige gäben. Des Lobes ungeachtet, welches wir vorher dem Pr. Tychsen ertheilten, müssen wir doch sagen, daß das Werk nicht frey von Druckfehlern sey. Warum der Verf. den Theil der Castellischen Vorrede unterdrückt hat, worin dieser arbeitsame Gelehrte von den Hülfsmitteln, deren er sich bey der Verfertigung des syrischen Lexicon bedient hat, Nachricht giebt, begreifen wir nicht. Wir sehen auch nicht ein warum er das ganze Verzeichniß der Abbreviaturen, welches sich auf alle 7 Sprachen des Lexicon bezieht, hat abdrucken lassen, da zu seiner Absicht eine Erklärung der in dem Syrischen vorkommenden Abkürzungen hinlänglich gewesen wäre. Ueberdem hätte in diesem Verzeichnisse noch manche von Castelli ausgelassene Abbreviatur, deren Erklärung zu seiner Zeit unnöthig war, weil die angezeigten Bücher größtentheils neu waren, angeführt werden sollen. Z. E. Sev. L. rit. heißt Severi Patriarchae Alexandrini liber rituum. Nov. Thomas a Navaria, oder Thomas Obicinus Novariensis, der 1636 Thesaurum Arabico-Syro-Latinum herausgegeben hat, ein überaus rares Buch, dessen sich Castelli bediente, Michaelis aber nicht habhaft werden konnte. G. Sion. Gabriel Sionita. Jos. Acurs. Gr. Josephi Accurrensis Grammat. Mas. Masius. Mas. Pec. Masii Peculium Syrorum. Off. Mar. Officium Maronitarum. Diosc. Dioscorides. Avic. Avicenna. Vulcan. de lingua Get. Vulcanius de lingua Getica. Sclav. Sclavicae. Greg. Syr. Gregorius Syrus, der auch den Zunahmen Bar Hebraeus oder Abulpharagius führt. B. Cepha, Moses Bar Cepha.

Cepha. Godign. de r. Ab. Godignus de Abassinorum rebus u. f.

Az.

Des sel. Theodorets, Kirchenvaters und Bischoffes zu Cyrus, zehn Reden von der göttlichen Fürsicht, aus dem Griechischen, nach der neuesten, von Hrn. J. C. Schulze, veranstalteten Ausgabe, übersetzt von Johann Michael Feder, der Theologie Doktor, derselben und der morgenländischen Sprachen Professor zu Würzburg. Auf eigne Kosten des Herausgebers gedruckt und bey ihm zu haben, 1788. 336 S. in 8.

Der Uebersetzer hält Theodoret für den geschmackvollesten Schriftausleger, den das christliche Alterthum aufzuweisen hat, und seine Reden für gründlich und schön. Ist dieses Urtheil gegründet, so hat Hr. Feder sich einer lobenswürdigen Bemühung unterzogen, der diese Reden in ein reines und verständliches Deutsch übertragen hat. Sollten aber nicht manche und zwar sachkundige Leser denken: o daß diese Mühe auf ein anderes und besseres Buch angewandt wäre?

Az.

Variarum de capite tertio Geneseos recte explicando sententiarum, Specimen I. Exhibet M. *Jo. Otto Thiess.* Lubecae, apud Donatium CIƆIƆCCLXXXVIII. 3 Bogen in 4.

Der Titel meldet, was man in diesem Specimine findet. Der Verf. wollte nicht alle, sondern nur die merkwürdigsten Meynungen anführen; was nützte wohl auch die Herzählung zum Theil so abgeschmackter Einfälle? Indessen, da ein solcher Versuch besonders für junge Anfänger ist: so hätte eine kurze Erwähnung rabbinischer Meynungen nicht geschadet, nebst einer Hinweisung auf die Stellen im Brucker u. a.,

des Shaw behauptet, daß darin die arabischen Wörter weg- gelassen sind. Dies kann wenigstens von der zweyten Englischen, London 1757, nicht gesagt werden. S. 297 für ܡܪܘܗ ܟܐ lies ܡܪܘܗܟܐ. Seite 363 wird ܐܬܦܩܕܐ sehr richtig für einen Fehler angesehen. Wir lesen aber auch in unserm Exemplar der Philoxenianischen Version ܐܬܦܫܩܐ. S. 373 ܫܘܠܐ mire in lexicis ipsoque adeo Schaafiano, omissum sagt der V. Es stehet aber im Schaaf S. 243 und im Castelli col. 4003. Der Vorwurf ist also ungegründet. Ebend. scheinet ܝܪܠܝܓ das Mogolische ܝܪܠܝܓ zu seyn, welches Befehl, Edict anzeiget. S. 423 hätte bey ܒܘܠܛܐ das schon vorher S. 407 aus dem Castellischen Anhang angeführte ܒܘܠܝܛܐ stehen sollen. Seite 501 ܡܟܠܘܐ incertum adhuc quid significet. Auf der folgenden S. 502 wird es durch merces übersetzt, und Jes. 23, 3 dabey citirt. Schade, daß der V. bey Verfertigung seiner Note den Castelli nicht genauer angesehen hat. Ein ähnliches Versehen bemerke ich bey dem Zusatze des V. S. 554, verglichen mit der zweyten darauf folgenden Zeile. Die Bemerkung S. 591 ist schon S. 55 mit denselben Worten da gewesen. S. 697 Z. 17 für: in Peal fine dubio est &c. lese man: In Pael f. d. est &c. S. 777, der erste Zusatz würde S. 773 einen schicklichern Platz gefunden haben. Der Erklärung von ܦܘܪܩܝܡܘܣ S. 788 können wir nicht beytreten. Es scheint dies Wort mit ܦܘܪܩܐ, welches S. 824 vorkömmt, einerley zu seyn, so wie ܦܘܛܝܪܐ und ܦܘܛܝܪܝܣ S. 548 dasselbe bedeuten. Seite 798 wird Aytonus zu einem syrischen Schriftsteller gemacht, welches er nicht war. Die Stelle ist aus dem Fortsetzer der Chronik des Abulfaradsch, welcher einen ganz andern Namen hatte. Der Zusatz S. 840 gehört zu S. 773. Bisher haben wir

einige

einige Erinnerungen in Ansehung der von Michaelis gelieferten Zusätze, welche in Klammern eingeschlossen und von dem Castellischen Text leicht zu unterscheiden sind, gemacht. Sie sind aus dem Bar Ali, einem syrisch-arabischen Lexicon im MS., aus dem Ephräm, aus der philoxenianischen und der syrisch-hexaplarischen Uebersetzung, aus den von Assemani edirten Syrern, und aus den Fragmenten, woraus des Verf. syrische Chrestomathie besteht, genommen. Letztere wird am häufigsten citirt. Der Verf., welcher hoffentlich nur verlangen kann, daß sich seine Schüler die syrische Chrestomathie anschaffen, hätte für seine gelehrtere Leser so viel Achtung haben sollen, daß er nicht die Seite der Chrestomathie, sondern der Assemanischen Werke, welche bey der Chrestomathie zum Grund liegen, angeführt hätte. Alle seine Zusätze aber, wenn man sich diejenigen gedenkt, welche aus den nach Castelli Zeiten bekannt gewordenen syrischen Werken hätten geschöpft werden können, sind einem Tropfen aus einem Ocean zu vergleichen. Indessen erkennet der Durstige, wenn ihm seine Lippen benetzt werden, diese Wohlthat mit Danke. Auf die Verbesserung und Berichtigung, nicht blos auf die Vermehrung des Castellischen Lexicon, hätte mehr Rücksicht genommen werden sollen. Der Verf. hat selbst Seite 815 einen wahrscheinlichen Druckfehler in Castellus corrigirt, auch seine fehlerhaften Uebersetzungen bisweilen gerüget. Es sind aber noch Druck- oder Schreibfehler stehen geblieben, wovon wir die uns aufgefallenen anzeigen wollen. Castelli und also auch Michaelis S. 12 ܐܪܕܟܠ architectus. 2 Reg. 12, 12. Das Wort heißt aber in der angeführten Stelle ܐܕܪܟܠ. So kömmt es auch unten vor S. 66. — ܡܪܣܣܐ (S. 62) ist ein Druckfehler in Castelli, den Michaelis aus Uebereilung nicht emendirt hat, für ܐܡܪܣܣܐ. — Für ܟܠܗ ܡܕܪ (S. 97) lies: ܟܠܗ ܡܪܕ, vergl. S. 523. — Bey ܐܐܠܗܐ wird verwiesen auf das Wurzelwort ܙܘܗ. Es muß aber ܐܘܗ heissen. — ܡܫܡܫܐ kömmt zwey-

 mal

mal beym Castelli vor in den Buchstaben [illegible] und [illegible] Das erstemal (S. 514) übersetzt er es magus, sapiens. Das zweytemal (S. 635) magnus, sapiens. Entweder magus oder magnus muß ein Druckfehler seyn, und daß es das letztere sey, ist daher gewiß, weil das Wort eigentlich einen Meder anzeigt, eine Bedeutung, welche hinzugefügt werden muß, Medien aber der Sitz der Magie und Weisheit war. — Ohne Zweifel ist auch [illegible] unter die Druckfehler (S. 941) zu setzen, wofür S. 978 das richtige [illegible] gelesen wird. Wir würden vielleicht mikrologisch scheinen, wenn wir von den in dieser Ausgabe bemerkten Druckfehlern eine Anzeige gäben. Des Lobes ungeachtet, welches wir vorher dem Pr. Tychsen ertheilten, müssen wir doch sagen, daß das Werk nicht frey von Druckfehlern sey. Warum der Verf. den Theil der Castellischen Vorrede unterdrückt hat, worin dieser arbeitsame Gelehrte von den Hülfsmitteln, deren er sich bey der Verfertigung des syrischen Lexicon bedient hat, Nachricht giebt, begreifen wir nicht. Wir sehen auch nicht ein warum er das ganze Verzeichniß der Abbreviaturen, welches sich auf alle 7 Sprachen des Lexicon bezieht, hat abdrucken lassen, da zu seiner Absicht eine Erklärung der in dem Syrischen vorkommenden Abkürzungen hinlänglich gewesen wäre. Ueberdem hätte in diesem Verzeichnisse noch manche von Castelli ausgelassene Abbreviatur, deren Erklärung zu seiner Zeit unnöthig war, weil die angezeigten Bücher größtentheils neu waren, angeführt werden sollen. Z. E. Sev. L. rit. heißt Severi Patriarchae Alexandrini liber rituum. Nov. Thomas a Navaria, oder Thomas Obicinus Novariensis, der 1636 Thesaurum Arabico-Syro-Latinum herausgegeben hat, ein überaus rares Buch, dessen sich Castelli bedienen konnte, Michaelis aber nicht habhaft werden konnte. G. Sion. Gabriel Sionita. Jos. Acurs. Gr. Josephi Accurrensis Grammat. Mas. Masius. Mas. Pec. Masii Peculium Syrorum. Off. Mar. Officium Maronitarum. Diosc. Dioscorides. Avic. Avicenna. Vulcan. de lingua Get. Vulcanius de lingua Getica. Sclav. Sclavicae. Greg. Syr. Gregorius Syrus, der auch den Zunahmen Bar Hebraeus oder Abulpharagius führt. B. Cepha, Moses Bar Cepha.

Cepha. Godign. de r. Ab. Godignus de Abassinorum rebus u. f.

Az.

Des sel. Theodorets, Kirchenvaters und Bischoffes zu Cyrus, zehn Reden von der göttlichen Fürsicht, aus dem Griechischen, nach der neuesten, von Hrn. J. C. Schulze, veranstalteten Ausgabe, übersetzt von Johann Michael Feder, der Theologie Doktor, derselben und der morgenländischen Sprachen Professor zu Würzburg. Auf eigne Kosten des Herausgebers gedruckt und bey ihm zu haben, 1788. 336 S. in 8.

Der Uebersetzer hält Theodoret für den geschmackvollesten Schriftausleger, den das christliche Alterthum aufzuweisen hat, und seine Reden für gründlich und schön. Ist dieses Urtheil gegründet, so hat Hr. Feder sich einer lobenswürdigen Bemühung unterzogen, der diese Reden in ein reines und verständliches Deutsch übertragen hat. Sollten aber nicht manche und zwar sachkündige Leser denken: o daß diese Mühe auf ein anderes und besseres Buch angewandt wäre?

Az.

Variarum de capite tertio Geneseos recte explicando sententiarum, Specimen I. Exhibet M. *Jo. Otto Thiess.* Lubecae, apud Donatium CIƆIƆCCLXXXVIII. 3 Bogen in 4.

Der Titel meldet, was man in diesem Specimine findet. Der Verf. wollte nicht alle, sondern nur die merkwürdigsten Meynungen anführen; was nützte wohl auch die Herzählung zum Theil so abgeschmackter Einfälle? Indessen, da ein solcher Versuch besonders für junge Anfänger ist: so hätte eine kurze Erwähnung rabbinischer Meynungen nicht geschadet, nebst einer Hinweisung auf die Stellen im Brucker u. a.

Umständen ähnlich. Das üppige, schwelgerische Athen unter und nach Perikles Herrschaft mit dem hohen Freyheitssinn und der unbeständigen Volkslaune findet sich so gut, wie das überwältigte Rom und der glänzende Hof Augusts, auch in unsern Tagen, wenn gleich mit manchen Abweichungen wieder. Noch itzt zeigen sich tausend Gelegenheiten, die Gemälde und Schilderungen, die uns Dichter jener Perioden liefern, aufzusuchen, und uns in die Idee und Verhältnisse der damals lebenden Menschen, und so mit leichter Mühe in den Sinn ihrer Schriftsteller selbst zu versetzen. Aber wie ganz anders verhält es sich mit einem Volke, das sich so eben aus dem Stande der Barbarey und Rohheit herausarbeitet und die erste Stufe der Kultur und Ausbildung betritt; wie ganz anders mit den Sängern, die zuerst unter ihm aufleben und seine Thaten und Helden zum Gegenstand ihrer Lieder wählen! Nicht blos Darstellung und Sprache, ihre Manier, die Gegenstände anzuschauen, überhaupt, und ich darf mit Recht hinzusetzen, die Anwendung ihrer physischen Kenntnisse und ihre Urtheile über Sittlichkeit und Moralität haben so viel Eignes und Charakteristisches, daß sich der Ausleger umsonst in spätern Dichtern und bey seinem Zeitalter Raths erholt. Vielmehr läuft er in dem Maaße Gefahr zu irren, in welchem er seine Erläuterungen aus diesen und ähnlichen Quellen schöpft.

Kaum sollte man es für möglich halten, daß Betrachtungen, die sich bey der Lesung Homers und aller ihm ähnlichen Dichter von selbst darbieten, so lange und so allgemein verkannt werden konnten. Und doch läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß sich für die Interpretation der Ueberbleibsel des großen Barden nicht eher glückliche Aussichten gezeigt haben, als seitdem Wood, die Ilias in der Hand, die klassische Gegend am Hellespont und Skamander bereißt, und Heyne auf die Aehnlichkeit zwischen den Griechen des Heldenalters und den Wilden, der durch die Reisebeschreiber bekannt gewordenen, Nationen des Erdbodens aufmerksam gemacht, und die homerische Mythologie und [illegible] dem Geiste der Vorwelt zu entwickeln sich bemüht ha[illegible] jenem glücklichen Anfange haben [illegible]schiedene [illegible] nicht nur einzelne Beyträge [illegible]ert, sondern noch ganze [illegible] Rücksicht bearbeitet; erst se[illegible] homeri[illegible] sche

änderungen in der Welt, wiewohl die Idee von einem von Jehova abgefallnen Engel und Verführer der Menschen gar nicht in die Zeiten vors Exil reimt, da alles, was geschah, Gutes und Widriges, nach der Vorstellung und Sprache der Hebräer durch Diener Jehovens geschah.) Der Verf. zeigt ferner, daß im Buch der Weisheit zuerst die Verführung der Menschen dem Teufel zugeschrieben werde; daß aber das neue Testament diese Meynung gar nicht bestätige; daß **Josephus** gar nicht an einen Teufel bey der Behandlung dieser Geschichte gedacht habe; und wie verschieden dieselbe von ältern christlichen Schriftstellern erklärt sey, und wie man in der Folge bis auf die Zeit der Reformation, und seitdem bis auf unsre Zeit darüber geurtheilt habe. Doch der neuern freyeren Versuche erwähnt er nur, deren Erzählung er einem folgenden Stücke vorbehält. Immer eine nützliche Arbeit, die dem angehenden Theologen die Uebersicht der Litterärgeschichte der Lehre vom Sündenfall zweckmäßig erleichtert.

Ld.

Einleitung in die erklärenden Anmerkungen zum Homer, oder über Homers Leben und Gesänge, von J. H. J. Köppen, Direktor der Schule zu Hildesheim, Hannover, bey Schmidt, 1788. 247 Seiten, in 8.

Der Verf., dessen neueste Bemühungen um die Erklärung Homers sicher keinem Freunde des Alterthums fremd geblieben und bereits in dieser Bibliothek mit verdientem Beyfalle erwähnt worden sind, sucht durch die, vor uns liegende, Einleitung eine Lücke, die freylich allerdings auch nach der Erscheinung seiner Anmerkungen offen stand, auszufüllen. So wahr, einleuchtend und allgemein der Satz ist, daß man jeden Dichter in dem Geiste seines Zeitalters lesen und beurtheilen müsse, so scheint gleichwohl die Ausübung dieser Vorschrift nirgends größern Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, als bey dem Studium der homerischen Gesänge. Die Empfindungen, Sitten und Denkungsart kultivirter Nationen und Staaten sehen sich aus sehr begreiflichen Ursachen in mehr, als einer Rücksicht, zu allen Zeiten und unter allen

Um-

Umständen ähnlich. Das üppige, schwelgerische Athen unter und nach Perikles Herrschaft mit dem hohen Freyheitssinn und der unbeständigen Volkslaune findet sich so gut, wie das überwältigte Rom und der glänzende Hof Augusts, auch in unsern Tagen, wenn gleich mit manchen Abweichungen wieder. Noch itzt zeigen sich tausend Gelegenheiten, die Gemälde und Schilderungen, die uns Dichter jener Periode liefern, aufzusuchen, und uns in die Idee und Verhältnisse der damals lebenden Menschen, und so mit leichter Mühe in den Sinn ihrer Schriftsteller selbst zu versetzen. Aber wie ganz anders verhält es sich mit einem Volke, das sich so eben aus dem Stande der Barbarey und Rohheit herausarbeitet und die erste Stufe der Kultur und Ausbildung betritt; wie ganz anders mit den Sängern, die zuerst unter ihm aufleben und seine Thaten und Helden zum Gegenstand ihrer Lieder wählen! Nicht blos Darstellung und Sprache, ihre Manier, die Gegenstände anzuschauen, überhaupt, und ich darf mit Recht hinzusetzen, die Anwendung ihrer physischen Kenntnisse und ihre Urtheile über Sittlichkeit und Moralität haben so viel Eignes und Charakteristisches, daß sich der Ausleger umsonst in spätern Dichtern und bey seinem Zeitalter Raths erholt. Vielmehr läuft er in dem Maaße Gefahr zu irren, in welchem er seine Erläuterungen aus diesen und ähnlichen Quellen schöpft.

Kaum sollte man es für möglich halten, daß Betrachtungen, die sich bey der Lesung Homers und aller ihm ähnlichen Dichter von selbst darbieten, so lange und so allgemein verkannt werden konnten. Und doch läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß sich für die Interpretation der Ueberbleibsel des großen Barden nicht eher glückliche Aussichten gezeigt haben, als seitdem Wood, die Ilias in der Hand, die klassische Gegend am Hellespont und Scamander bereißt, und Heyne auf die Aehnlichkeit zwischen den Griechen des Heldenalters und den Wilden, der durch die Reisebeschreiber bekannt gewordenen, Nationen des Erdbodens aufmerksam gemacht, und die homerische Mythologie und Sitten in dem Geiste der Vorwelt zu entwickeln sich bemüht hat. Erst seit jenem glücklichen Anfange haben verschiedene junge Gelehrte nicht nur einzelne Beyträge zur Erklärung des Griechen geliefert, sondern noch ganze Wissenschaften in dieser speciellen Rücksicht bearbeitet; erst seitdem besitzen wir eine ausführliche homeri-

sche Fabellehre und Geographie; und fast scheint es, als ob für einen zweyten Eustathius nirgends mehr eine vorzügliche Eroberung zu machen sey, als im Feld der Kritik. So viel indeß durch alle diese Anstalten bisher geleistet und zu Stande gekommen ist, so fehlte es doch noch theils an einem fortlaufenden Komentar über die Gesänge Homers, theils an einer Einleitung in die Lektüre derselben, oder an einem Buche, das nicht nur gewisse unentbehrliche Begriffe, Homers Genie, Kenntnisse und Zeitalter betreffend, berichtigte, sondern auch den Gesichtspunkt, aus dem man die Oekonomie seiner Gedichte zu betrachten hat, angab. Dem ersten Mangel sucht Hr. K. durch seine Anmerkungen über den Homer, dem letztern durch die vor uns liegende Schrift abzuhelfen. Es heißt eine große Unwissenheit in der homerischen Litteratur verrathen, wenn man behaupten wollte, daß dieser zweyte Beytrag viele neue Entdeckungen und unbekannte Aufschlüße enthalte. Wood, Blackwell, Schott und die göttingischen Kommentarien und Kommentationen haben, wo nicht alles, doch das meiste geliefert, und werden auch dem blöden Auge bemerkbar. Aber mehr, denn ungerecht wäre es, die Arbeit des Verf. um dieser Ursache willen herunterzusetzen, oder sein Verdienst zu verkleinern. Seine Bemühung ist zunächst der Jugend gewidmet und seine Absicht, eine Lücke im Schulunterricht zu ergänzen, nicht, eine gelehrte, nach dem Muster des heydnischen Virgils gearbeitete, Ausgabe, der wir noch immer mit Verlangen entgegen sehen, entbehrlich zu machen. Ueberdies verdient die Zusammenstellung des schon Vorhandenen auch um deswillen Dank, weil man so am leichtesten übersieht, was gethan ist und gethan werden muß, ein Umstand, der selbst dem künftigen Editor nicht gleichgültig seyn kann. — Wir gehn zur Anzeige des Inhalts über.

Das Ganze zerfällt in folgende Abschnitte. **1) Ueber Homers Leben** S. 1—33. Woran eine kurze Geschichte der jonischen Kolonie und ihrer Niederlassung in Kleinasien, nebst einer Schilderung ihrer Kultur und Sitten. Nach Hr. K. Meynung lebte Homer spätestens 140 nach dem trojanischen Krieg, als zur Zeit der Auswanderung des jonischen Stammes. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme ist theils auf das im Ganzen übereinstimmende Zeugniß mehrerer Schriftsteller, theils auf dem hohen Grad historischer Glaubwürdigkeit, den man dem Dichter, wie über den Besitz von

Lände-

Ländereyen gestritten wurde, viele Jahrhunderte hindurch beylegte, theils auf die Wahl seines Gegenstandes und die Genauigkeit im Erzählen gegründet. Unwahrscheinlichkeit der Reisen Homers in Aegypten und fernerer Länder. Seine Werke verrathen keine gelehrte Kenntnisse, (dergleichen gab es unter einem Volke, wie die Jonier waren, gar nicht.) sondern blos einen feinen Beobachtungsgeist, der sich hauptsächlich in der Schilderung der damals noch nicht versteckten und masquirten Leidenschaften äussert, und eine feurige Phantasie. Daß er sich den gesammten Ideenreichthum seines Volkes zu eigen machte, ist nichts Befremdendes, da dieser Reichthum sicher so unbeträchtlich, als möglich, war, oder daß er die Merkwürdigkeiten der Natur und Völker anderer Gegenden hinzufügte, wenigstens nichts übergroßes. Wie hätte er die Verfassung und Sitten fremder Länder nicht sollen kennen lernen, da immer Sänger zu den Opfern und Versammlungen gezogen wurden und die Jonier nicht nur eine handelnde, sondern auch aus Mangel an Beschäftigung oder politischem Geiste eine gesellige mittheilende Nation waren? Würdigungen seines Genies. 2) **Ueber Homers Gesänge.** S. 33—62. Die Frage: ob der Dichter seine Gesänge selbst niederschrieb? wird größtentheils aus **Woods** Gründen verneint. (Am Ende läuft doch alles auf den Schluß hinaus: was Homer in seinen Gedichten nicht erwähnt, hat er noch nicht gekannt; und das dünkt uns, aufrichtig zu reden, zu rasch geschlossen.) Erhaltung seiner Gesänge durch Homeriden und Rhapsoden. Einführung in Griechenland durch Lykurg und Pisistratus. Verdienste der alten Kritiker und Erklärer (unter den letztern ist Eustathius nicht erwähnt,) um die Richtigkeit oder den Sinn des Textes, meistens nach **Schott**. Zweifel gegen die Authenticität der Batrachomyomachie und Hymnen. 3) **Ueber die Ilias insbesondre,** und zwar a) **Inhalt als Gedichte.** S. 63—106. Fast für diesen Zweck zu ausführlich und detaillirt, auch nicht immer fliessend genug erzählt? b) **Ueber den Charakter der Ilias,** S. 106—128. Ein historischer Gesang im eigentlichsten Sinn. Der Dichter hat, einige Erweiterungen und Spiele der Phantasie abgerechnet, nichts erfunden, aber was er fand treflich und mit Feuer und Einfalt erzählt. So gar das Wunderbare, das eingemischt ist, widerspricht der historischen Treue nicht. Wenn er die Pest dem Apoll, dem Jupiter Agamemnons Traum,

den

den Göttern die Thaten der Helden zuschreibt, so dichtet er nicht, sondern erklärt die Ursachen der Begebenheit mit eben der Wahrheit, mit welcher sie unsre Geschichtschreiber zu entwickeln suchen, aber im Geiste seines Zeitalters. Einheit und Dauer der Handlung. (Ueber die Anwendung der Begebenheiten in der Ilias und Odyssee denken wir doch nicht ganz mit Hr. K. einstimmig. Der Plan des letztern Gedichts scheint allerdings sich nicht so vollkommen aus dem Zusammenhang und der Folge der Umstände zu entwickeln, sondern, wenn auch, was wir gern glaubten, nicht nach den Regeln der Kunst, doch nach einem gewissen dunkeln Gefühl des Schönen entworfen zu seyn. Und warum wollte man auch Homer dies Gefühl absprechen, da es ihn, wie der Verfasser selbst gesteht, in der Beobachtung der Einheit der Handlung leitete und so manche Dichterversuche, aus denen sich gewiß vieles abstrahiren ließ, vor ihm lagen.) c) **Ueber das Wunderbare in der Ilias.** S. 128—165. Die Hauptsätze dieses Abschnitts sind folgende: Homers übermenschlich handelnde Helden sind keine Ideale, sondern wirkliche Menschen, Menschen eines rauhen und unkultivierten Zeitalters, das Körperkräfte über alles schätzte, und diese vorzüglich, oder allein ausbildete. Eben so wenig sind seine Göttermaschinen und Göttercharaktere erfunden, sondern aus der Tradition und frühern Sängern, und geht nun auf die letzte Quelle zurück, aus dem allgemeinen Volksglauben entlehnt. Erzeugung des Begriffes **Gott** und **Gottheit**, und anthropomorphosirte Ausbildung desselben. Vereinigt man die zerstückelten Züge in ein gemeinsames Bild, so sind die Götter in den Tagen Homers nichts anders, als die unmittelbaren Ursachen aller außerordentlichen Naturbegebenheiten, wie auch der Bewunderung erregenden Gedanken, Gesinnungen, Entschließ- und Handlungen der Menschen. Und dieser Glaube war der Grund, daß sie, unsre aesthetische Sprache zu reden, die Maschinen der epischen Erzählung wurden; indem man sich nämlich das Wunderbare als Epos, es sey in Phänomenen, Entschlüssen, Gesinnungen, Thaten oder Fertigkeiten, durch ihre Einwirkung zu erklären suchte. (Diese ganze Abtheilung hat uns vorzüglich wohl gefallen. Sie ergänzt nicht nur Hr. **Hermanns** Abhandlung über die Götter Homers verschiedentlich, sondern enthält auch wirklich viele neue Ideen und Aufschlüsse, die nicht blos für die Erklärung des alten Dich-

Dichters, sondern für das Studium des menschlichen Geistes überhaupt wichtig werden.) d) **Ueber die Charaktere der Ilias.** S. 163—208. Zuerst von dem Charakter der homerischen Helden im Allgemeinen. Allen wird, wenn man auf physische Vollkommenheit sieht, göttlicher Ursprung, (warum? ist überaus scharfsinnig erörtert.) Körpergröße, Schönheit und Tapferkeit zugeschrieben. In Rücksicht auf geistige und sittliche Vorzüge übertreffen sie zwar ihre geringern Mitbrüder, allein ihre Kenntnisse beziehen sich doch nur hauptsächlich auf das bürgerliche Leben; die niedern Künste und die Aussenseiten der Naturgegenstände. Folgen dieser eingeschränkten Denkungsart. (Vielleicht der interessanteste Theil der ganzen Schrift, der sich aber nicht wohl auszugsweise mittheilen läßt.) Lebensart, Kleidung und Waffen der Heroen. Besondere Charaktere. (Auch uns dünkt Hektors Charakter der erhabenste und edelste in der ganzen Iliade. Nirgends fanden wir indes diese Ideen vollständiger und schöner entwickelt als hier.) e) **Ueber Homers Styl und Sprache.** S. 208—241. Konventionelle oder relative Schönheit derselben, worinn Homer, als erzählender Dichter, sich hauptsächlich auszeichne? Ueber seine Episode und Gleichnisse. In welchem Dialekt er geschrieben und was für Vortheil ihm die Mischung der Stämme und Mundarten gewirket habe? (Größtentheils fremde Urtheile, aber, wie das Ganze, gut und zweckmäßig geordnet und vorgetragen.) Wir hoffen, oder sind vielmehr schon im voraus überzeugt, daß ein so nützliches Geschenk das richtige Verständniß des vortreflichsten Dichters der Vorzeit gar sehr erleichtern und die Liebe für ihn um ein großes beleben wird.

Ng.

Die Psalmen, übersetzt von Moses Mendelsohn. Zweyte rechtmäßige und verbesserte Auflage. Berlin, bey Friedrich Maurer, 1788. 258 S. in 8.

Der Aenderungen in dieser Auflage sind wenige. Unstreitig würde die Feile des Verfassers mehreres weggenommen haben, hätte ihn nicht der Tod zur Trauer aller Edeln

und

und Guten so bald nach der Erscheinung seiner Psalmen-Uebersetzung abgefordert. Der Herausgeber dieser Auflage versichert in einer Nachschrift, von dem Verf. über die Gründe belehrt worden zu seyn, die ihn bey seiner Arbeit zur Billigung oder Verwerfung voriger Uebersetzungen bestimmt haben; und ist bereit, sie dem Publikum mitzutheilen, wenn es dieselben verlangt. Könnte unsre Stimme den Herausgeber dazu bewegen, so würde es gewiß geschehen: so eine Schrift würde eine schöne Blume für das Grab seines verewigten Freundes werden.

Df.

John Richardson's orientalische Bibliothek, oder Wörterbuch zur Kenntniß des Orients. Ein in vielen Artikeln durch Zusätze stark vermehrter Auszug aus dem kostbaren persisch-arabisch-englischen Wörterbuche von 1777 und 1780. Erster Band. Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung, 1788. 366 S. in 8.

So sehr wir auch einen jeden Zuwachs der orientalischen Litteratur in unsrer Sprache zu rühmen geneigt sind; so zweifeln wir doch, daß er durch gegenwärtiges Buch sehr vermehrt werde. Ein Wörterbuch, worinn die persischen und arabischen Wörter mit deutschen Buchstaben geschrieben sind, kann so wenig ein wichtiges Hülfsmittel zur Beförderung der orientalischen Litteratur werden, als ein griechisches oder lateinisches Lexicon, worinn die Wörter mit deutschen Buchstaben geschrieben, die Erlernung dieser Sprache befördern würde. Hätte sich der Verf. auf nomina propria von Landschaften, Oertern, und Personen eingeschränkt; so würde die darauf verwandte Mühe noch eher zu loben seyn. Allein, wozu soll die Erklärung so vieler anderer Wörter dienen, dergleichen z. E. diese sind **Abgkine** Spiegel, Brille, Fernglas u. s. **Abgkun**, wasserfarbig, azurn, flüßigblau u. s. **Abkhund**, ein durch einen reissenden Strom oder Regenbach ausgehöhlter Kanal u. s. **Abgkur**, eine Wasserleitung. **Abgkurm**, warm Wasser. **Abkhusch**, ein Wasserträger u. s. Wer sie in einem persischen Buche antrift, wird sie in einem

mit persischer Schrift geschriebenen Lexicon nachschlagen, und kein anderer wird sich um die Bedeutung derselben bekümmern. Der Verfasser scheint das Widersinnige, dergleichen Wörter in deutschen Typen abdrucken zu lassen, und zu übersetzen, gefühlt zu haben, und er sagt daher in der Vorrede, daß er von dem ersten Viertel des Buchstaben B sich in Aufnahme der Artikel immer mehr eingeschränkt, und nur die nöthigsten, und von Richardson weiter ausgeführten ausgehoben habe. Wäre es dem Verf. darum zu thun gewesen, nicht ein weitläuftiges, sondern ein nützliches Werk zu liefern: so würde er den Richardson mit dem Herbelot verglichen, und nur diejenigen Artikel des erstern übersetzt haben, wodurch letzterer berichtiget oder vermehrt wird. Es würde dieses um so nöthiger gewesen seyn, weil Herbelot theils durch die neuere französische Ausgabe, theils durch die angefangene deutsche Uebersetzung kein so unbekannter Autor unter uns ist, als Richardson. Wollte er aber ein eigentliches Lexicon für die abrabische und persische Sprache schreiben, und nicht blos Realkenntnisse des Orients verbreiten: so durfte er die Wörter nothwendig mit keinen andern als den diesen Sprachen eigenthümlichen Charakteren schreiben. Seine Zusätze zu dem Richardson sind aus dem Herbelot, aus Kleuker z. E. in dem Artikel Awesta, aus Dow z. E. in dem Artikel Bengkale und aus andern sehr bekannten Büchern. (Man sehe z. E. den Artikel Berehmen genommen.) Dieser Band gehet von A bis D.

Az.

Des heiligen Johannes Chrysostomus, Kirchenvaters und Erzbischofs zu Constantinopel, Reden über das Evangelium des heiligen Johannes, aus dem Griechischen übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von Eulogius Schneider, Herzogl. Würtembergischen Hofprediger. Erster Theil. Augsburg, 1788. bey Kletts Witwe. 376 Seiten, gr. 8.

Daran wird wohl niemand, der den Chrysostomus selbst gelesen hat, zweifeln, daß Herrn Schneiders Uebersetzung

ung ein saures und verdrüßliches Werk sey, und Recens.,
diesen Kirchvater aus mancherley Gründen viel und oft
sen, muß gestehn, daß Hr. Schneider die meisten Schwie-
eiten bey der Uebersetzung glücklich überwunden hat, auch
seine Schreibart weder so schleppend noch provincialisch,
sie bey den meisten katholischen Uebersetzern zu seyn pflegt.
r — daß die Sache doch ihr Bedenken habe, hat der
r Hofprediger selbst erkannt, weil er in der Vorrede sehr
nünftige, und gewiß recht nothwendige Vorsichtigkeits-
ln einschärft, die von seinen, zum ungeprüften Abschrei-
und Auswendiglernen gewöhnten Herren Amtsbrüdern be-
chtet werden müssen. Selbst die Moral, die bey diesem
n Lehrer noch immer das Vorzüglichste ist, bedarf Prüfung
Geschichtkenntniß, wodurch der Leser den gesunden Theil
der essenisch-christlichen Schwärmerey, die mit einge-
t ist, unterscheide; nie vergesset man, daß ein Lehrer des vier-
Jahrhunderts nicht nach den jetzigen Bedürfnissen und
ten habe genau anpassend reden können; nie vergesse man,
auch hier ein Mensch redet, der seine eigene Orthodoxie,
e platonische Hirngespinste, seine allegorische Lieblingsmystik
einmenget, und sie nach uralten Gebrauch für Gottes
rt verkauft. Wie gesagt, das muß der Leser nie aus den
gen verlieren, wie es auch Hr. Schneider, nach seiner bil-
n Denkungsart selbst nicht in Abrede ist. Aus diesem
unde hätten wir gewünscht, in diesem Bande mehr An-
rkungen zu finden, die dem unkundigen, schlecht unter-
teten Leser, deren es doch immer eine ungleich größere
zahl giebt, zum Warnungszeichen gedient hätten. Der
Hofprediger verwahrt sich zwar in der Vorrede bestens da-
en, daß man sein Stillschweigen nicht für Billigung auf-
men möge.

So ungerecht wollen wir zwar nicht seyn, aber, sehr
enklich bleibt es doch immer, wie jene, zum Selbstdenken
unglückte Pfarrer sich dabey benehmen werden, zu deren
brauch Hr. Schneider diese Uebersetzung bestimmt hat.
r wollen gleich die erste Rede, als ein Beyspiel kritisiren,
sinn der platonische Schwung unsern Kirchvater in die
ebte Geisterwelt versetzt. „Diesen Apostel (Johannes)
trachten die himmlischen Geister mit Ehrfurcht, und stau-
n über die Schönheit seiner Seele. Der Kenner der Tie-
n der Gottheit schlägt seine Leyer. Aus den Abgründen

 des

„des Geistes herausgeholte unbegreifliche Dinge, von denen „die Engel nichts wußten, ehe sie geschahen. Fürsten und „Mächte, Cherubine und Seraphine mußten dies von der „Kirche lernen. Welch eine Ehre für uns, daß Engel mit „uns lernen! — Man sage nicht, die Zeit sey zu kurz, bis „zum nächsten Versammlungstage. Man kann sich in einem „Augenblick bessern, man braucht keine 5 Tage dazu. Ein „Mörder schwang sich plötzlich auf den höchsten Gipfel der „Tugend, und ward ein Bürger des Paradieses. Dazu „brauchte er nicht mehrere Tage, nicht einen halben Tag, „sondern nur einen Augenblick. Es ist also möglich, sich „augenblicklich umzuändern, und Gold aus Koth zu machen." (Das Gleichniß widerlegt des Kirchvaters überspannte Grille. Hr. Schneider sucht hier in einer Anmerkung einzuleiten: „Es giebt in der sittlichen Welt so wenig einen Sprung als „in der physischen." — Ja wohl!

„Indessen darf der Prediger die Sache zuweilen ein „wenig leicht machen, um die Zuhörer zu ermuntern." — Nein doch! die Zuhörer machen es sich ohnehin nur allzu leicht. Besonders in der katholischen Kirche sind immer Zehne gegen Einen, die gut denken, und recht handeln zu beschwerlich finden, und durch einen Sprung, Behufs der heiligen Messe, des Ablasses, und der letzten Oehlung in das Paradies hinein setzen wollen.)

Qs.

Oden des Horatius Flaccus. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Christian Friedrich Carl Herzlieb, Domprediger zu Brandenburg. Zweyter Theil. Stendal, bey Franzen und Große, 1788. 304 Seiten, in 8.

Dieser zweyte Theil enthält weiter nichts, als das zweyte und die ersten neue Oden des dritten Buchs. Was die Güte der Uebersetzung betrift, so beziehen wir uns hier auf das Urtheil, das wir bey Anzeige des ersten Theils in dieser Bibliothek davon fällten. Wir setzen nur einige Anmerkungen her, die uns bey der Durchblätterung dieses Theils einfielen. **Zweytes Buch. Ode 1.** Periculosae plenum

opus aleae ist äusserst schielend übersetzt durch: Ein Werk, reich an Gefahr! Ebendas. incedis per ignes etc. „Und wandelst über Feuer dahin, (wozu dies Flickwort, da Hr. H. nicht einmal ein bestimmtes Sylbenmaaß beobachtet?) das unter trauriger Asche lodert." Wie kann Feuer unter der Asche lodern? Auch sagt das Horaz nicht. — In Uebergängen ist Hr. H. besonders unglücklich. Gewöhnlich flickt er ein paar ganz unnöthige Wörter hinein, die selten nur das geringste zur Deutlichkeit beytragen, und den poetischen Ausdruck immer schwächen. Z. B. in der eben genannten Ode: Paulum etc. So möge denn das Trauerspiel ꝛc. Ebendas. victorum nepotes rettulit inferius Jugurthae ist weit bestimmter als das Deutsche: „brachten nun Jugurthas Schatten Todtenopfer durch die Enkel der Sieger." Warum nicht lieber: „brachten nun dem Schatten Jugurthas die Enkel der Sieger zum Todtenopfer? Ode 2. Crescit indulgens sibi dirus hydrops ist gar zu undeutsch durch „Schreckliche Wassersucht wächst bey jeder Befriedigung" gegeben. Ode 3. Omnes eodem cogimur. Wir alle werden dorthin zusammengetrieben. Wie weitschweifig! wie matt! wie platt! Niedriger könnte der Ausdruck nicht seyn, wenn auch die Rede von einer Heerde Schafe oder Schweine wäre. — Daß der Uebersetzer die 5te Ode dieses Buchs ganz übergangen hat, ist wohl eine etwas zu weit getriebene Behutsamkeit. — Ode 8. Warum sind aus votis Verwünschungen worden? Ode 17. Me *truncus* illapsus *cerebro* etc. Mich hätte des Baums stürzender Ast getödtet u. s. w. So treu übersetzt Hr. H., der sich auf seine Treue so viel zu gute thut! Drittes Buch. Ode 3. Fatalis incestusque judex. Der verruchte Richter drückt keins von beyden, geschweige beyde zusammen aus. Ebendas. denn Priami Paridisque busto Insultat armentum ist sehr lächerlich durch: Nur muß auf Priamus und Paris Grabe die höhnende Heerde hüpfen, übersetzt. Im gleichen Geschmack sind Ode 4. die befabelten Tauben, fabulosae palumbes, seu placuere etc. „und wenn mir die Lust kömmt." Sehr edel! horrida juventus ist auch nicht richtig durch „grausvolle Rotte" gegeben. Eine grausvolle Rotte heißt eine Rotte, die Schrecken und Entsetzen empfindet, nicht eine, die es in andern erregt. Ode 9.

Potior juvenis heißt nicht, wie Hr. H. übersetzt, ein besserer, sondern ein geliebterer Jüngling.

Qw.

Acerra philologica. Ein neues Lesebuch für die Jugend. Zweytes Bändchen. Hamburg, bey Benjam. Gottlob Hoffmann, 1788. 21 Bogen, in 8.

Wenn es auch in der Vorrede nicht versichert würde, daß dieses Bändchen einen andern Verfasser habe als das erste: so würde man doch dieses sehr leicht aus der ersten besten Erzählung desselben haben vermuthen können. Sie sind hier insgesammt weit richtiger, vollständiger und fehlerfreyer abgefaßt als die im ersten Bändchen. Wir haben hier wenigstens nicht einen Fehler der Uebereilung und Nachläßigkeit im Erzählen wahrgenommen, deren wir bey dem ersten Bändchen so viele gerügt haben. Vielleicht aber könnte man einigen nur eine allzugroße Weitschweifigkeit und Ausfüllung mit unnöthigen Worten vorwerfen. Da der Verf. zuweilen manche nicht gar bekannte Umstände mitnimmt: so hätten wir überhaupt gewünscht, daß der Verf. bey jeder Erzählung die Quellen derselben aus den Alten angegeben hätte. Daß er der Bestimmung der Acerra Philologica gemäß, solche blos aus alten Schriftstellern gesammlet und alle Aufsätze aus den Neuern, und besonders die neuern Naturgeschichten betreffend, die wir zwar sonst in andern Jugendschriften gerne sehen, ausgeschlossen hat, daran hat er wohl gethan. Wir glauben denen, die das Buch brauchen wollen, einen Dienst zu thun, wenn wir den Inhalt desselben angeben. Die hier gelieferten Erzählungen sind: Psyche, eine lehrreiche Fabel; von den römischen Auguren; das Haruspicium; von den Orakeln; von der sokratischen Lehrart; von dem Gastmahl der alten Griechen und Römer; Homers vornehmste Lebensumstände und Verdienste; Plan und Inhalt der Iliade; Philemon und Baucis; Prometheus; der Deukalion und Pyrrha; Lykaon; Ostracismus und Phatalismus der alten Griechen; Dädalus und Ikarus; Codrus; von den Archonten der Athenienser; Regulus; Darius Hystaspis; von dem Ansehn der Gänse

bey

bey den Römern; der Arzt Democedes am Hofe des Darius; Apelles und der kritische Schuster; Zweykampf der Horatier und Curiatier; Penelope; Telemach; Pyramus und Thisbe; vom Rechte der Bilder bey den Römern; von den vestalischen Jungfern; Epaminondas; Leonidas; von den vier Zeitaltern der alten Dichter; Euclides von Megara; von den Gorgonen, besonders der Medusa; Perseus; Pegasus; Andromeda; von den goldnen Aepfeln der Hesperiden; Atlas; Cassandra; Orion; Bellerophon; Chimära; von der lernäischen Schlange; Typhon und Echidna; Cerberus; Dejanira; Jxion; von den Centauren; Chiron; Pirothous; Hippodamia und Pelops.

R.

Philonis Judaei Opera omnia graece et latine ad editionem *Thomae Mangey* collati, aliquot MSS. edenda curavit *August. Frideric. Pfeiffer*, Seren. Marggr. a conſ. aul. LL. O. O. P. P. O. &c. Vol. IV. Erlangae ſumtu Wolfgangi Waltheri, CIƆIƆCCLXXXVIII. 437 S. gr. 8.

Die in dieſem Theile abgedruckten Schriften des Philo ſind: 1) de eo quis rerum divinarum haeres ſit; 2) de congreſſu quaerendae eruditionis gratia; 3) de profugis; 4) de nominum mutatione. Sonſt finden wir keine Urſache unſer von den vorigen Bänden gefälltes Urtheil in Anſehung des gegenwärtigen abzuändern.

Cc.

---

12) Deutſche Sprache.

Verſuch unſern jungen Landsleuten, beſonders Niederſachſen, die gemeinſten und beträchtlichſten

Sprachfehler abzugewöhnen, Lübeck, 1788. gr. 8. 4 Bogen.

Es ist eine ganz gute Absicht des Verfassers, daß er seinen Landsleuten die Sprachfehler abgewöhnen will; vielleicht wird einer oder der andere, welcher diese Bogen lieset, dadurch aufmerksam gemacht, und sich desto sorgfältiger vor dergleichen gerügete Sprachfehler hüten. Das möchte aber auch wohl der meiste Nutzen seyn, welchen sie stiften können, denn man findet nichts darinn, was nicht schon von anderen mit mehrerer Deutlichkeit gesagt wäre, und manches ist gar zu unvollkommen. So wird gewiß, aus den bey dem sechsten Fehler gegebenen Regeln, niemand hinlänglich lernen können, wo er die Hülfswörter, haben und seyn, gebrauchen soll, und vom Unterschied des Dativs und Accusativs, hat **Moriz** weit deutlicher gehandelt.

Du.

Versuch der Erklärung einiger Tauf- und Eigen-Namen, welche in Ostfrießland anjetzo gebräuchlich sind, von Peter Friedrich Reershamius, Kircheninspector und Prediger zu Werne, Aurich, ohne Jahrzahl, gr. 8. 4 Bogen.

Die ostfriesische Sprache hat eine so genaue Verwandtschaft mit der Niedersächsischen, daß man nicht umhin kann, sie, wo nicht für eine Tochter, doch für eine Schwester derselben zu halten, und die Erscheinung dieser **Erklärung der Ostfriesischen Namen**, war dem Recens. desto angenehmer, da er selbst sich einmal mit Erklärung der alten deutschen Namen beschäftiget hat, welche noch jetzt in unserem Vaterlande gebräuchlich sind, und wovon viele auch im Ostfriesischen vorkommen. Er macht sich daher ein Vergnügen daraus, eins und das andere hiebey zu bemerken, welches vielleicht zu einer näheren Untersuchung und Berichtigung Gelegenheit geben, zugleich aber auch unseren Lesern, zu einer Probe von der Arbeit des Verfassers dienen kann.

Bey dem Namen Adolf, sagt er: „Adolf, Aalf, „ein Begüterter, von adel, edel, welches ursprünglich aus

„dem

„dem Gothischen, begütert heisset, von Od, Fad, ein Gut. „Luther hat diesen Namen erkläret, ein helfender Vater. „Er würde Recht haben, wenn es Atolf hiesse; es heißt „aber Adolf mit einem d; daher hat es Kilian besser ge„troffen, wenn er ihn erkläret, ein Beystand des Adels.“ Mir scheint die natürlichste Ableitung von Adel und helfen zu seyn, da er dann einen adelichen oder edlen Helfer bedeuten würde, so wie Astolf, ein hurtiger oder schleuniger Helfer heißt, vom Niederdeutschen Worte Hast die Eil, hastig geschwinde, sich hasten für eilen, woher auch das Französische se hater entstanden ist.

„Bartold, ein Haudegen, einer der sich gern raufet, „von barten schlagen, und hold, gewogen.“ Barthold oder Berthold ist einerley, und wie der Verfasser oben S. 17. ganz richtig bemerket, bedeuten die Sylben, bert, brand, brecht, in den nominibus propriis so viel als berühmt. Sie kommen her von dem alten Worte *breibt* oder *beracht*, clarus, serenus. S. Schilt. Glossar. und von dem letztern haben wir noch das Wort Pracht. Ich würde daher diesen Namen, lieber durch Prachtliebend oder Ruhmliebend erklären, der Pracht, dem Ruhme hold.

„Dobelt, eigentlich Dietbold, ein kühnes Volk.“ Vielmehr einer von kühnem Volk, oder Geschlechte, indem es nicht der Name eines ganzen Volkes, sondern eines einzelnen Menschen ist.

„Evert, Everad, Eberhart, Ebberdine, von „även, eben, aequus, justus, und hart, star, also einer, „der ernstlich auf Recht und Gerechtigkeit hält, tenax in justi„tia.“ Gemeiniglich erkläret man diesen Namen, durch Ebersart oder Eberherz, der Herz hat wie ein Eber; vielleicht verdienet aber diese Erklärung des Verf. den Vorzug, indem die Abkürzung Everz, damit besser übereinstimmet.

Fernants, Ferdinand. Diesen Namen, dessen Ursprung man noch in keiner Sprache hat finden können, leitet der Verf. aus dem Ostfriesischen her, von Ferd der Friede, und hand, fertig, bereit, daher Behändigkeit, so viel heißt, als Fertigkeit, er bedeutet also einen Friedfertigen.

Daß der Name Hans, keine Verkürzung von Johannes, sondern ein ursprünglich deutscher Name sey, der von Hanse, eine Gesellschaft, oder von dem Gothischen Hans, ein vornehmer, angesehener Mann, herzuleiten ist, darinn giebt der

Recens dem Verf. vollkommen Beyfall, denn es sind verschiedene adeliche Familien, welche nicht zugeben wollen, daß dieser Name, bey ihnen mit Johann verwechselt werde, indem sie sich auf eine beständige Ueberlieferung berufen, welche in ihren Häusern immer vom Vater auf den Sohn gekommen ist, daß **Hans** ein rechter deutscher Name sey, den ihre Vorfahren, von undenklichen Zeiten her getragen hätten, und mich dünkt, in dergleichen Fällen, sey eine solche Ueberlieferung nicht ganz zu verwerfen, besonders da die Etymologie dem deutschen Ursprunge dieses Namens, gar nicht zuwider ist

„**Kunrad**, einer der sein Werk von der Tugend macht, „und darinn eine Fertigkeit hat, virtute alacer, von **rad**, „geschwinde, celer, und **kun** fortitudo, virtus.“ Sollte nicht vielmehr die erste Sylbe dieses Namens, das alte Wort **Chunne**, ein Geschlecht, und die zweyte das Wort **Rath** seyn? so, daß er einen Rath seines Geschlechts, oder einen solchen bedeuten würde, der seinem Geschlechte mit gutem Rathe nützlich ist. **Frisch** und **Adelung** leiten ihn beyde von Chunne her, man findet ihn auch Chunrad, Chuonrad, **Kunderat**, **Kundcrat** geschrieben.

„**Koord**, ein geringer ungesitteter Mensch, rusticus, „plebejus homo. **Kilian** sagt, **Koord**, **Koerd** hieße „ein Kuhhirte.“ **Koort**, kann auch eine bloße Verkürzung des Namens Konrad seyn, wofür die Alten sehr oft **Cord** oder **Curt** gebrauchten. Z. B. Im Bothonis Chron. Brunsw pict. Tom. 3. Script. Br. stehet, wie **Frisch** schon bemerket hat: **Jn düssem Jahre starf de Keiser Cord**, das ist Kaiser Conrad, und **Adelung** bemerket, daß diese Verkürzung im Niedersächs. **Koord** geschrieben werde.

Damit ich nicht zu weitläuftig werde, will ich hier aufhören, und nur einige ostfriesische Namen anzeigen, welche in dem übrigen Deutschland gänzlich unbekannt sind.

Männliche.

Amel, ein unbefleckter, von **amal**, **amel** rein, ohne Fehler.

Bede, ein Helfer, von **baten**, helfen, nützen.

Dave, ein Lermmacher, von **davan**, lermen, poltern.

Erth, ein Pflüger, Ackersmann, vom frisischen Worte **ora**, pflügen.

Eibe,

Eibe, ein Schütze, von Eile arcus.

Froet, ein Herr, von freo, frei. Könnte auch ein Kluger heissen, vom alten Worte Vraet oder Froet, sapiens, welches oft im Reinike Voß vorkommt.

Malte, Melte, ein Gesell, Holl. Maat.

Redert, ein Richter, von reden, so einen Beweis oder auch einen Rechtsspruch bedeutet.

Weibliche.

Almt, Almet, eine Großmüthige, von all und Meth der Muth.

Cilje, eine Flüchtige, von Cil, Cambrisch die Flucht.

Ehtje, von Ehe, das Gesetz, eine Gesetzliche, die genau und vorschriftmäßig wandelt.

Gebke, eine Freygebige, von Gebhand.

Kreeske, eine Zänkerin, von Kreeser ein Zänker, Kreet, Zank, Streit.

Metje, eine Gesellin.

Tütter, eine Gebundene, von Tüdder, Frisisch, ein Strick. Auch hier ist das Wort tüdern, unter den Landleuten noch gebräuchlich, man sagt: Die Pferde sind getudert, wenn sie mit einem Stricke an einem eingeschlagenen Pfahl gebunden sind, damit sie einen gewissen Bezirk abfressen und nicht weiter gehen mögen.

Du.

Vor und Für. Ein Beytrag zur deutschen Sprachkunde, von einem Dilettanten. Berlin, 1788. gr. 8. 2 Bogen.

Ueber den Gebrauch dieser Präpositionen, ist schon so vieles gesagt und geschrieben worden, daß man wohl nichts Neues mehr vorbringen kann, auch findet man hier eben nichts mehr, als was auch Hr. Adelung schon im Lehrgebäude gesagt hat; nur hat es der Verfasser anders eingekleidet, und auf einige besondere Fälle angewandt. Wir müßten aber zuviel abschreiben, wenn wir es unsern Lesern anschaulich machen wollten, und wollen daher nur diese zwey Bogen, den Kennern unserer Sprache selbst durchzulesen empfehlen.

Bz.

Recens dem Verf. vollkommen Beyfall, denn es sind verschiedene adeliche Familien, welche nicht zugeben wollen, daß dieser Name, bey ihnen mit Johann verwechselt werde, indem sie sich auf eine beständige Ueberlieferung berufen, welche in ihren Häusern immer vom Vater auf den Sohn gekommen ist, daß **Hans** ein rechter deutscher Name sey, den ihre Vorfahren, von undenklichen Zeiten her getragen hätten, und mich dünkt, in dergleichen Fällen, sey eine solche Ueberlieferung nicht ganz zu verwerfen, besonders da die Etymologie dem deutschen Ursprunge dieses Namens, gar nicht zuwider ist

„**Kunrad**, einer der sein Werk von der Tugend macht, „und darinn eine Fertigkeit hat, virtute alacer, von **rad**, „geschwinde, celer, und **kun** fortitudo, virtus.“ Sollte nicht vielmehr die erste Sylbe dieses Namens, das alte Wort **Chunne**, ein Geschlecht, und die zweyte das Wort **Rath** seyn? so, daß er einen Rath seines Geschlechts, oder einen solchen bedeuten würde, der seinem Geschlechte mit gutem Rathe nützlich ist. **Frisch** und **Adelung** leiten ihn beyde von Chunne her, man findet ihn auch Chunrad, Chuonrad, **Kunderat**, **Kunderat** geschrieben.

„**Koord**, ein geringer ungesitteter Mensch, rusticus, „plebejus homo. **Kilian** sagt, **Koord**, **Koerd** hieße „ein Kuhhirte.“ **Koort**, kann auch eine bloße Verkürzung des Namens Konrad seyn, wofür die Alten sehr oft **Cord** oder **Curt** gebrauchten. Z. B. Im Bothonis Chron. Brunsw pict. Tom 3. Script. Br. stehet, wie **Frisch** schon bemerket hat: **In düssem Jahre starf de Keiser Cord**, das ist Kaiser Conrad, und **Adelung** bemerket, daß diese Verkürzung im Niedersächs. **Koord** geschrieben werde.

Damit ich nicht zu weitläuftig werde, will ich hier aufhören, und nur einige ostfriesische Namen anzeigen, welche in dem übrigen Deutschland gänzlich unbekannt sind.

Männliche.

Amel, ein unbefleckter, von **amal**, **amel** rein, ohne Fehler.

Bede, ein Helfer, von **baten**, helfen, nützen.

Dave, ein Lermmacher, von **davan**, lermen, poltern.

Erth, ein Pflüger, Ackersmann, vom frisischen Worte **ora**, pflügen.

Eibe,

Eibe, ein Schütze, von Eile arcus.

Froet, ein Herr, von freo, frei. Könnte auch ein Kluger heissen, vom alten Worte Vraet oder Froet, sapiens, welches oft im Reinike Voß vorkommt.

Malte, Melte, ein Gesell, Holl. Maat.

Redert, ein Richter, von reden, so einen Beweis oder auch einen Rechtsspruch bedeutet.

Weibliche.

Almt, Almet, eine Großmüthige, von all und Meth der Muth.

Cilje, eine Flüchtige, von Cil, Cambrisch die Flucht.

Ehtje, von Ehe, das Gesetz, eine Gesetzliche, die genau und vorschriftmäßig wandelt.

Gebke, eine Freygebige, von Gebhand.

Kreeske, eine Zänkerin, von Kreeser ein Zänker, Kreet, Zank, Streit.

Metje, eine Gesellin.

Tütter, eine Gebundene, von Tüdder, Frisisch, ein Strick. Auch hier ist das Wort tüdern, unter den Landleuten noch gebräuchlich, man sagt: Die Pferde sind getudert, wenn sie mit einem Stricke an einem eingeschlagenen Pfahl gebunden sind, damit sie einen gewissen Bezirk abfressen und nicht weiter gehen mögen.

Du.

Vor und Für. Ein Beytrag zur deutschen Sprachkunde, von einem Dilettanten. Berlin, 1788. gr. 8. 2 Bogen.

Ueber den Gebrauch dieser Präpositionen, ist schon so vieles gesagt und geschrieben worden, daß man wohl nichts Neues mehr vorbringen kann, auch findet man hier eben nichts mehr, als was auch Hr. Adelung schon im Lehrgebäude gesagt hat; nur hat es der Verfasser anders eingekleidet, und auf einige besondere Fälle angewandt. Wir müßten aber zuviel abschreiben, wenn wir es unsern Lesern anschaulich machen wollten, und wollen daher nur diese zwey Bogen, den Kennern unserer Sprache selbst durchzulesen empfehlen.

Bz.

Erzie-

13) Erziehungsschriften.

Addreßcomtoir für Schul- und Erziehungssachen, eröfnet von Aug. Christ. Borhek, und Conrad Borhek, Num. II. Frankf. u. Leipz. 1786. 19 Bogen, in 8.

Noch immer viel Geschrey und wenig Wolle! Wenn doch die Herausgeber statt aller der sehr authentisch, und handschriftlich, und von vornehmer Hand gnädigst mitgetheilten Nachrichten und Ordnungen, die sie in extenso da auftischen, nur das daraus excerpiren wollten, was wirklich nützlich und interessant wäre. Aber es macht die Bogen so schön voll! So ließe sich die Nachricht von der Zürcher Töchterschule, die noch fast das erheblichste Stück ist, auf acht Seiten bequem zusammenfassen, statt daß sie hier 48 S. einnimmt. Dasselbe gilt von den Nachrichten aus Neu-Haldensleben: welch ein weitläuftig ermüdendes Detail! Da soll verbessert werden; da will jeder magistratus in seinem Städtchen eine gelehrte Schule haben; und doch fehlt es an Lehrern, am Gebäude, an Besoldungen, am Schulgelde: und so kömmt eine Flickerey heraus, die nicht lange Stich hält. Die Rügen der Herausgeber über die kärglichen Gehalte der Lehrer sind mehr als zu gerecht: und ehe die nicht überflüßig werden, läßt sich nichts von gründlichen Verbesserungen hoffen.

Qw.

Lesebuch für Bürgerschulen. Erster Theil. Berlin, bey Mylius, 1788. 174 Seiten, in 8.

Unter einer Bürgerschule denkt sich der Verfasser eine Schule von Kindern zwischen 5 und 15 Jahren, welche einst in den untern bürgerlichen Ständen leben sollen. Seine Absicht war, für diese Art Schulen eben das zu liefern, was der Kinderfreund des Hrn von Rochow für die Landschulen ist. Dieser Theil ist Kindern zwischen sieben und eilf Jahren

ren bestimmt: für die erwachsenern soll ein zweyter Theil nachfolgen. Er ist ferner wieder gleichsam in zwey Kursus vertheilt. Die erste Hälfte enthält eine faßliche Belehrung vom Unterscheiden und Vergleichen, von Ursache und Wirkung, von Mittel und Endzweck, nebst 62 kurzen Erzählungen sittlichen Inhaltes, welche aus dem Kinderleben selbst entlehnt sind. Wenn der Verf. die Kinder zuerst lehrt, was **unterscheiden**; und nachher, was **vergleichen** sey; und wenn er das **Vergleichen** blos in die Bemerkung der **Aehnlichkeiten** zweyer Dinge setzt: so glaubt Rec., daß es schicklicher und der Psychologie gemäßer gewesen sey, erst vom **Vergleichen** anzufangen. Denn ehe die Seele unterscheidet, vergleicht sie. Das Unterscheiden ist also Folge der Vergleichung, und auch beym Vergleichen merkt man nicht blos auf Aehnlichkeiten, auch auf Unähnlichkeiten. Man sage nicht, eine solche philosophische Genauigkeit sey bey Kindern entbehrlich. Wofür lehrt man sie, wenn man nicht deutliche und genaue Begriffe zur Absicht hat? Und ist es nicht einerley Mühe, ihnen gleich das Richtigere zu zeigen? Bey den Erzählungen möchte Rec. erinnern, daß ein paarmal Artigkeiten der Kinder durch Folgen empfohlen werden, die nur von seltenen Zufällen abhängen können, z. B. unter den Rubriken **Höflichkeit** und **Achtsamkeit**. In der zweyten Hälfte kommen vor kurze Belehrungen vom Spielen und Arbeiten; wie muß man es machen, damit es einem wohlgehe; kurze Sätze zu nützlichen Unterredungen; über richtiges Sprechen, Lesen und Schreiben; erste Anfangsgründe des Rechnens; (diese gehören freylich zu einem solchen Unterrichte, aber mehr für den mündlichen: in einem solchen Lesebuche dünken sie Rec. immer ein Lückenbüßer, ob es gleich der Verf. in der Vorrede entschuldigt); Sittenregeln für Kinder; Sprüche und Lieder zum Auswendiglernen. Wenn es S. 107 heißt: „alle diejenigen Wörter, welche so etwas anzeigen, wozu **Zeit** erfordert wird, heißen **Zeitwörter**": so ist auch da auf Kosten der Popularität die Richtigkeit der Erklärung vernachläßiget, welches nicht taugt.

Tk.

Sechste Harzreise zum Nutzen und Vergnügen der Jugend, von J. A. E. Götze. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung, 1788. 8. Ein Alphabet stark.

Auch diese Reise wird gewiß die Absicht nicht verfehlen, die der Verf. bey ihrer Beschreibung gehabt hat. In einer Schluft bey dem Kapellenberge war grober Sandstein mit Eisenadern, (der Verf. ist geneigt, ihn für Lave zu halten; aber wir vermissen in seiner Beschreibung die Beweise dafür,) in dem Gange eines Kellers ganze Klumpen von einigen hundert Rauchschwalben, die in der Stube wieder auflebten. Unter die Vortheile des Monopols würden wir weder das zählen, daß er das Unkraut tödtet, noch das, daß er den Mist durchaus entbehrlich macht. Von der ausnehmenden Vermehrung, und den kaum glaublichen Schaden, den die braune Erdratzen am Harze angerichtet haben. Der Wahn, daß nur die Kohlen von Faulbaumholz gutes Schießpulver geben, ist doch nun oft genug widerlegt. In einem Felsen unter der Treßenburg Amianth, der doch (wenn er nicht mit Fasergips verwechselt wird) nichts weniger, als erhärtete Gipserde ist, so wenig als der schöne Amianth aus Kandia, Cypern und Korsika zum Bergleder gehört. Ein halbes Quentchen Eibenholz mit Mehl und Wasser zu dünnen Kuchen gebacken, seye bey Menschen und Hunden ein bewährtes Mittel gegen den Biß toller Thiere. In einem Monat hat man bey Quedlinburg 32000 Hamster gefangen.

Qz.

Joseph Freeland. Eine wahre Geschichte zur Warnung und Belehrung für die Jugend niedergeschrieben. Zweytes Bändchen. Leipzig, bey J. G. Beygang, 1788. 9 Bogen, in 8.

Freeland erzählt seiner jungen Gesellschaft seine Leiden in dem Kerker eines Seelenverkäufers im Amsterdam, seine Abfahrt nach Surinam, seine vieljährige schweren Kriegsdienste daselbst, verbunden mit täglicher Lebensgefahr von Seiten der aufgebrachten Negern, und wie er sich einmal

von einem Commando in einem Wald verirrt, und 4 Monate, auf gut Robinsonisch in der Wildniß leben müssen; wie er sich endlich von seinem geringen Lohn doch so viel zurückgelegt, daß er sich loskaufen können, und sodann nach Hamburg zurückeilt, wo er seine Aeltern nicht mehr am Leben antrift, und sich über deren Kränkung bittere Vorwürfe macht. In Surinam trift er zwey Landsleute an, Gruner und Heister, davon der eine gleichfalls durch Seelenverkäufer in Hamburg nach Amsterdam verkauft, der andre aber auf einer Reise nach Ostindien, nach Algier aufgebracht worden ist, deren Geschichte er gleichfalls mit einwebt, und mit ungesuchten, obgleich bisweilen so weitläuftigen Belehrungen für die Jugend begleitet. Aber von dem Glauben, eine wahre Geschichte zu lesen, kommen wir zurück. S. 64 macht der Verfasser Surinam, wo er so lange gewesen seyn will, zu einer Insel; und manche Erzählungen sind gar zu übertrieben und unwahrscheinlich, z. E. wenn er vier Tage lang, verwundet, bis an den Hals unter Wasser gesteckt haben will, und dabey in seinen Wunden Maden, einen halben Finger lang, gewachsen seyn sollen. Demohngeachtet halten wir das Buch in seiner Art für junge unruhige Köpfe so lehrreich, aber noch zurückschreckender, als Campens Robinson.

Nm.

Die interessantesten Züge und Anekdoten aus der Geschichte alter und neuer Zeiten. Ein Lesebuch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht. Nach dem Französischen des Hrn. Filassier rc. Mit Anmerkungen und Zusätzen des Herausgebers. Erstes Bändchen. Berlin, 1788. Im Verlag der akademischen Kunst- und Buchhandl. 19 Bogen, in 8.

Das französische Original erschien 1784 unter dem Titel: Dictionnaire historique d'education, où sans donner de préceptes, on se propose d'exercer & d'enrichir toutes les facultés de l'ame et de l'esprit, en substituant les exemples aux maximes, les faits aux raisonnements, la pratique à la theorie. Wir setzen den fran-

französischen Titel her, weil er deutlicher als der deutsche die Absicht des Buches ausdruckt. Der Herausgeber, der sich am Ende der Vorrede, **F. L. Brunn** unterschreibt, und Lehrer an dem akademischen Erziehungsinstitut in Colmar gewesen ist, entschuldigt sich darüber, daß er die alphabetische Ordnung der Ueberschriften der Kapitel, wovon das Werk den Namen eines Wörterbuchs führe, als von geringen Nutzen, verlassen habe, (er hätte lieber geradezu sagen können, daß er dieselbe in einer Uebersetzung nicht habe beybehalten können, ohne nach der deutschen Wortfolge aufs neue zu ordnen,) weil nun Anekdoten zu den Modetiteln unsrer Zeit gehören, so hat er diesen, hier sehr unschicklichen, Titel auch für sein übersetztes Exempelbuch gewählt. Nicht weniger schief ist der andre Titel: **Züge aus der Geschichte**, denn oft liest man keine Geschichte, sondern nur Raisonnements, Lehren und Sentenzen. Die Ueberschriften, nach denen die gesammelten Beyspiele geordnet sind, sind folgende: Enthaltsamkeit, Thätigkeit, Anbetung Gottes, Geschicklichkeit des Geistes, ein sehr weitläuftiges Kapitel, wie schon der viel umfassende Titel vermuthen läßt, unter den alles mögliche Kriegslist, Gegenwart des Geistes, Klugheit, witzige Antworten rc. gebracht worden ist; Gegenwart des Geistes, Geschicklichkeit des Körpers, Muth, Herzhaftigkeit, — zwey abgesonderte Kapitel von gleichem Inhalt; **Unerschrockenheit, Naivetät,** (ist das Naivetät, wenn ein Mann, der immer zerstreut ist, einen Brief schreibt, an seinen Herrn Vater, Gemahl seiner Frau Mutter, wohnhaft in unserm Hause! oder fragt, ob die Jagdhunde zu Fuß auf die Jagd giengen, oder was aus dem alten Mond würde, wenn wir Neumond hätten? Mehrere Beyspiele sind Beyspiele von Dummheit) und **Kaltblütigkeit.** Die Beyspiele sind meistens von Franzosen hergenommen; viele sind von Kirchenvätern und aus der Geschichte der Heiligen entlehnt, obgleich der Uebersetzer versichert, viele dieser Art weggelassen zu haben; noch andre schmecken nach der Kirche des Verfassers, z. B. von der Anbetung Gottes. Der Uebersetzer rechnet sichs zum Verdienst, Anmerkungen hinzugefügt zu haben; diese betreffen aber blos die Namen von Städten und Ländern: andere Erläuterungen aber der Personen, Zeit und der Veranlassungen, die zur Einsicht in eine erzählte Geschichte nicht minder nöthig sind, übergeht er völlig. Z. B. S. 5. heißt es: Alphons, König

Sicilien und Arragonien ꝛc. Hier wird kurz gesagt, diese Länder liegen: allein ist die Frage nicht eben so natür: wie kam es denn, daß diese beyden abgelegenen Länder er einem Herrn stunden, bey welcher Gelegenheit geschah s, wie lange dauerte diese Vereinigung? und wenn lebte ons? S. 13, wird von den Siegen des Agesilaus von on gegen Persien geredet. Sollte ein Knabe, dem zu sagen hat, wo Lacedämon und Persien liegt, nicht wissen verlangen, was es mit diesem Krieg für eine ndniß und Veranlassung gehabt habe, und wenn er ge- r wurde? Zuweilen sind die Ausdrücke nicht ganz richtig, Lysander heißt ein Monarch von Sparta. Ueberhaupt bekennen, daß wir seither verschiedne deutsche en ücher zu recensiren gehabt haben, die mit weit besser hl zusammengetragen waren.

Nm.

cueil de Voyages intéressans pour l'instructione & l'amusement de la jeunesse par Mr. *Campe*, traduit de l'Allemand. Tome troisieme, à Francfort sur le Mein, chez Jean Phil. Streng, 1788. 16 Bogen in 12. nebst einer Karte des Südmeers.

Ueber die Wahl und den Werth des Inhalts haben wir uns bey der Anzeige des deutschen Originals bereits erklärt: französische Uebersetzung aber ist musterhaft, und verdient Lektüre für französische Sprachschüler eine vorzügliche mpfehlung.

D.

nterhaltung für die Jugend auf alle Tage im Jahr. Erstes Vierteljahr, von L. C. A. Wigand, Prediger in Südgrüningen. Quedlinburg, bey Ernst, 1788. 196 Seiten, in 8.

nicht ganz verwerfliches Lesebuch für die Jugend; aber doch müssen wir den Verfasser erinnern, bey den künfti-

gen Theilen in der Wahl der Ausdrücke und der Sachen noch strenger und behutsamer zu seyn, damit die Jugend nicht irrige Begriffe erhalte. Wie kann z. E. so grade hingesagt werden: Lappland ist eine Provinz von Schweden; oder das Ausschneiden des sogenannten Tollwurms ist ein Vorbeugungsmittel gegen die Wuth der Hunde, da es längst erwiesen ist, daß es zu nichts hilft, als etwa das so häufige Hundehalten lästiger zu machen. So ist auch die Vorstellung vom Sommer und Winter, und den übrigen dahin einschlagenden Dingen in so weit irrig, daß von der Erde gesagt wird, was nur von der nördlichen Halbkugel gilt; wie denn auch die Wärme des Erdbodens unter dem Schnee eine andre Ursach haben mögte, als die innre Wärme des Schnees, u. s. w. Vor solchen Fehlern muß sich ein Jugendlehrer sorgfältig hüten, da es nicht leicht ist einen veranlaßten Irrthum wieder zu heben.

We.

Nachrichten aus Schnepfenthal für Eltern und Erzieher. Zweyter Band. Leipzig, Crusius, 1788. 276 Seiten.

Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal mußte bey ihrer Entstehung die Aufmerksamkeit sowohl der Eltern, die ihre Kinder von Hause schicken wollen, als der denkenden Pädagogen vorzüglich auf sich ziehen. Ganz nach einem solchen Plane war noch keine errichtet; und dieser Plan war so ganz der menschlichen Natur und dem Zweck der Erziehung angemessen, daß alle Wohldenkende und Sachverständige, denen er zu Gesichte kam, herzlich wünschen mußten, daß er eben so ausführbar seyn möchte, als er in sich vortreflich war. Er ist ausgeführt; die nach demselben errichtete Anstalt besteht seit einigen Jahren und wird, diesen neuesten Nachrichten zufolge, ferner bestehn. Die Freunde der Erziehungsverbesserung, die jene Nachrichten nicht selbst zu lesen Gelegenheit haben, werden einen kurzen Auszug aus denselben hier nicht ungern sehn.

Die E. A. zu S. erbat sich (Vorr. S. 1) bisher keine Unterstützung des Publikums und ist auch es künftig zu thun nicht gesonnen. Wenn sie nun aber doch bey demselben in

gutem Andenken zu bleiben wünscht, und von Zeit zu Zeit die Vorurtheile zu widerlegen sucht, womit man es gegen sie einzunehmen trachtet: so geschieht dies darum, damit ihr Gutes nachgeahmt werden möge. — Von S. 2—13 wird die sonderbare Zumuthung gerügt, die man an die neuern Erzieher thut, daß sie die von ihnen gebildeten großen Männer aufweisen sollen. Wer nicht durch die alte Erziehung gar zu sehr verwahrlost ist, der muß, wenn er dies liest, einsehen, wie unvernünftig jene Foderung ist. — Der Rest der Vorrede handelt von den schnepfenthalischen Preißaufgaben, sowohl von denen, die schon beantwortet sind, und die die symbolischen Bücher und die Schnürbrüste betrafen, als auch von denen, die vor kurzem erst angekündigt sind und hier wiederholt werden. Ueber diese letztern wird, von S. 19—42 eine durchaus lesenswürdige Erläuterung gegeben.

Den Anfang der Schrift selbst macht die **Geschichte der Erziehungsanstalt** S. 1—36. Herr S. vertheidigt hier noch einmal „die Kühnheit seines Schritts, unter solchen Umständen, als die seinigen waren, eine solche Erziehungsanstalt zu gründen, gegen den Vorwurf der Schwärmerey, den man ihm gemacht hat." Ob seine Gründe den Gegnern genugthun werden, das getraue ich mir nicht zu bejahen. „Wenn jeder, sagt er, der gute Absichten hat, von der Güte derselben überzeugt, mancherley wagt und aufopfert, und um sie zu erreichen Ehre und Glück auf das Spiel setzt, ein Schwärmer genannt werden soll; so muß entweder das Wort **Schwärmer** ein Ehrentitel werden, oder unsere Zeitgenossen werden ganz abgeschreckt, für das Beste der Menschheit etwas zu wagen und aufzuopfern. Und dies wäre nicht gut. Es sind schlechterdings zu allen Zeiten Menschen nöthig, die für das Beste ihrer Brüder etwas wagen und aufopfern, wenn nicht in der Vervollkommung des Menschengeschlechts eine traurige, höchst gefährliche Stockung entstehn soll. In unserm Zeitalter, wo man so wenig Vertrauen zu sich selbst hat, daß man den Bau eines Pferdestalls, (dies Beyspiel deucht mir nicht gut gewählt) der 256 Thlr. 17 Gr. 6½ Pf. kostet, nicht zu unternehmen wagt, wenn man nicht diese 256 Thlr. 17 Gr. 6½ Pf. entweder baar liegen hat, oder mit Gewißheit darauf rechnen darf, oder auf den Beystand der Geister und Alchymie rechnet, sind sie vorzüglich nöthig ꝛc. — Damals, (in einer großen Verlegenheit im Herbste 1785)

wurde aber auch mein Grundsatz bestätiget: **Wenn des nach Ueberlegung handelnden Rechtschaffnen Kräfte erschöpft sind; so treten Rettungsmittel ein, die der Allgütige schon von Ewigkeit her mit in seinen grossen Plan verwebt hatte.**" (Aber wenn nun der Zweck des Rechtschaffenen, oder genauer zu reden das Gelingen dieses Zwecks nicht mit in dem Plane Gottes war, so sind auch die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks nicht darinn. Auf diesen so möglichen und so oft vorkommenden Fall muß doch auch der Unternehmer eines guten Werks rechnen. Seine Rechtschaffenheit giebt ihm ja keine Einsicht in den Plan des Weltregierers. Ihm kann nach seiner menschlichen Kurzsichtigkeit eine Unternehmung sehr nöthig zum Wohl der Menschheit scheinen, die die Vorsehung entweder überall oder doch für itzt sehr unnöthig findet und also scheitern läßt. Darauf muß er also auch gefaßt seyn. Fühlt er demungeachtet den Muth in sich, das gute Werk zu beginnen, nun so hat kein Mensch weiter drein zu reden, so ist eben dieser Muth sein vornehmster Grund, den ihm niemand streitig machen, den er aber freylich, weil er blos subjectiv ist, auch niemand mittheilen, von dessen Zulänglichkeit als Grund er niemand überzeugen kann.) „Den Glauben an diesen Grundsatz nenne ich Vertrauen auf Gott. Andere, die geneigt sind, der Gottheit allen Einfluß auf die Schicksale der Menschen abzusprechen, (sollte dazu einer, der eine Gottheit glaubt, wirklich geneigt seyn können? Von einem sogenannten **übernatürlichen** Einfluß ist hier nämlich nicht die Rede; den bestreiten freylich viele sonst ächte Verehrer Gottes und seiner Weltregierung) mögen es Vertrauen auf die Menschheit nennen." Es war, zur innigen Freude Aller, die mit Wunsch, Rath und That an ächter Verbesserung des Erziehungswesens Antheil nehmen, in dem Plan der Vorsehung, daß Hrn. S. Unternehmen, troz so vieler und großer Hindernisse, gelingen sollte. Die nähere Umstände davon kann ich hier nicht nach erzählen, so gern ich mit meinen Lesern das Vergnügen theilte, das sie mir gemacht haben. Nur noch eine Stelle aus diesem Abschnitte, die Hrn. S. und sein Institut den Lesern schätzbar machen muß: „Die widrigen Urtheile, die von uns ausgebreitet wurden, bringe ich (als unangenehme Vorfälle) nicht in Anschlag. Sie sind bey einer Unternehmung wie die unsrige so nothwendig als der Donner im

Som-

Sommer. Sie sind auch eben so wohlthätig. Sie unterhalten des Publikums Aufmerksamkeit auf unsere Arbeiten, reizen viele, unsere Einrichtungen selbst zu besehn, und sind uns ein beständiger Sporn nicht läßig zu werden. Gegen Krankheiten schützt uns unsere Lebensart; die nothwendigen Reinigungen der Natur halten wir nicht für Krankheiten und machen sie uns durch höchst einfache Mittel unschädlich. Die Verschiedenheit der Meynungen kann wegen der Grundsätze, die wir angenommen haben, keinen Zwist von Erheblichkeit verursachen und gegen Nahrungssorgen schützen uns Fleiß und Sparsamkeit."

Der folgende Abschnitt beschreibt den **gegenwärtigen Zustand der Erziehungsanstalt.** S. 38: „Die beyden Anstalten (für Knaben und Mädchen, welche letztere Herr **Andre** so wie jene Hr. S. dirigirt) sind gänzlich getrennt, und den Senat, den Religionsunterricht und die Gottesverehrung ausgenommen, haben beyde nichts mit einander gemeinschaftlich. Bey Feyerlichkeiten, die bald in dieser, bald in jener Anstalt gehalten werden, laden zwar bald die Mädchen die Knaben, bald diese jene zu einer Collation und einem Tanze ein. Dies geschieht aber allemal unter verabredeter Aufsicht, und hat weiter keine Wirkung als diese, daß beyde Geschlechter sich an unschädlichen Umgang mit einander gewöhnen. Hiedurch hat unsere Anstalt, wie ich glaube, wieder einen großen Vorzug erhalten: **der zu vertraute Umgang der beyden Geschlechter in den Kinderjahren und ihre zu große Trennung von einander sind beyde gleich schädlich. Jene veranlaßt frühere, diese spätere Ausschweifungen.**" Eine sehr richtige und pädagogischwichtige Bemerkung. — Die Anzahl der Zöglinge in der Knabenanstalt ist itzt sechzehn. Anfänglich wollte Hr. S. nicht mehr als zwölf annehmen. „Da ich aber, sagt er S. 40: so viele treue und thätige Gehülfen bekommen habe, die bequem den Unterricht und die Erziehung von vier und zwanzig Zöglingen besorgen können: so ist Grund genug da, meinen Wirkungskreis zu vergrößern." S. 42 rühmt Hr. S. sein Glück, lauter solche Gehülfen bekommen zu haben, die sich mehr mit ihm verbanden, um einen größern Wirkungskreis fürs Gute zu bekommen und in einer glücklichen Freyheit zu leben, als um Geld zu erwerben. „Darauf, fährt er fort, hatte ich aber freylich bey meiner Unternehmung ge-

rechnet ꝛc. **Ich habe mich nicht verrechnet**, setzt er am Ende hinzu. Ich bin, wie ich schon vorhin angedeutet habe, weit entfernt, den Muth, womit Herr S. sein edles Werk begann, ob ich ihn gleich selbst nicht habe, unrecht finden zu wollen; bey einem solchen blos subjectiven Princip, als Muth und Vertrauen zu sich selbst und zu seiner guten Sache ist, läßt sich gar nicht von recht und unrecht sprechen. Aber ich finde doch auch, was **Odoardo** sagt, sehr wahr: „Liebe Claudia, hast du deswegen recht, weil dir der Ausgang recht giebt?" Doch darüber läßt sich hier nicht weiter disputiren. Es ist zweckmäßiger, die Freunde der bessern Erziehung auf Hrn S. richtige pädagogische Grundsätze und die darauf gegründeten Einrichtungen seines Instituts aufmerksam zu machen. S. 45: „Es ist für Pädagogen gewiß ein schweres Problem, wie der Gang oder die Handlungsart junger Leute so zu bilden sey, daß jedes die Freyheit behalte, seinen eigenen Gang zu gehn, und doch seine Freyheit nicht zum Mißvergnügen seiner Gesellschafter mißbrauche. Schränkt man ihre Freyheit ganz ein: so bildet man die mehresten zu Maschinen, die gedankenlos nachthun, was sie von ihren Vorgesetzten sehn, und erstickt dadurch eine Menge guter Anlagen, die der Schöpfer in sie gelegt hat. Diejenigen hingegen, die mehr Kraft bey sich fühlen, zwingt man **durch den Widerstand** sich ihren eignen Weg zu bahnen, auf dem sie mehrentheils straucheln und unglücklich werden. Erlaubt man hingegen jungen Leuten zu viele Freyheit: so gewöhnen sie sich an keine Subordination und sind für den Staat unbrauchbar. Beyde Abwege glaubte ich dadurch zu vermeiden, daß ich meine Zöglinge zwar ganz von dem Willen ihrer Vorgesetzten abhängig machte, aber doch ihnen Stunden erlaubte, wo sie nach ihren eignen Einfällen, doch immer so handeln durften, daß ihre und anderer Zufriedenheit nicht dadurch gestört würde." — Von der Mutter aller bessern Erziehungsanstalten seit vierzehn Jahren hat Hr. S. unter mehrern Einrichtungen und Bildungsmitteln auch den **Senat**, die **Meritentafel** und den **Orden** beybehalten. Es lassen sich dawider manche nicht unerhebliche Einwendungen machen, wie noch ganz neulich von Hrn. R **Campe** im zehnten Theil der allg. Rev. des Schul- und Erz. W. S. 526 ff. gegen die Meritentafeln und Ordensertheilungen geschehen ist. Indessen fühlt man sich geneigt, mit diesen Disciplinanstalten sich auszusöhnen, wenn man

man die schnepfenthalische Einrichtung überlesen und insonderheit die rührende Beschreibung der Ordensfeste liest. Dies muß denn wohl entweder daher kommen, daß uns überhaupt eine Sache auf dem Papier ganz anders erscheint, als sie wirklich ist, oder daher, daß wir einem Pädagogen von so vieler Einsicht und Erfahrung als Hr. S. ist, zutrauen, er werde das Schädliche dieser Mittel wegzuschaffen und sie zweckmäßiger einzurichten gewußt haben. Auf jeden Fall kann uns Hr. S. nach einigen Jahren am besten Auskunft hierüber geben. Er liebt die Wahrheit und die Menschen zu aufrichtig, um es nicht frey zu gestehn, wenn ihm ein pädagogisches Mittel künftig in einem weniger vortheilhaften Lichte erscheinen sollte, als worinn er es bisher erblickt; und er hat die beste Gelegenheit, Erfahrung mit Theorie und seine Erfahrungen mit Anderer ihren zu vergleichen. — Derjenige, dem der Orden ertheilt wird, muß nach S. 77 folgendes Versprechen thun: „Ich N. N. verspreche, daß ich den Absichten meines Schöpfers gemäß mich, so lange ich auf der Erde lebe, bestreben will, mir immer mehr nützliche Kenntnisse zu erwerben, alle meine Kräfte auszubilden, meine Leidenschaften zu bekämpfen, in jedem meiner Nebenmenschen das Bild Gottes zu verehren, und so viel Gutes zu stiften als mir möglich ist." Könnte man ein solches Versprechen doch an die Stelle der Glaubensbekenntnisse setzen, die die Kinder bey Entlassung aus der Schule thun müssen. Wie viel natürlicher, zweckmäßiger und nothwendiger ist es doch, das Thun als das Glauben versprechen zu lassen. Man hängt zwar auch das Thun gewöhnlich dem Glauben an, aber man sollte es zur Hauptsache machen, sollte die Verpflichtung dazu in verständlichern Ausdrücken, und aus bessern Gründen als gewöhnlich geschieht, übernehmen lassen. — Ueber den Werth der Rührungen, die Hr. S bey den Ordensertheilungen und sonst durch zweckmäßige Feyerlichkeiten in seinen Zöglingen zu erwecken sucht, erklärt er sich nach meiner Einsicht ganz befriedigend. Auf die Frage: „Ist es wohl in unsern empfindelnden Zeiten, wo man nur empfinden aber nicht handeln will, rathsam, solche starke Rührungen hervorzubringen?" antwortet er: „Wir sind sinnliche Menschen, handeln nicht nach Demonstrationen, sondern nach sinnlichen Vorstellungen. Die Demonstration überzeugt uns, daß es gut sey, etwas zu thun; die sinnliche Vorstellung hingegen erregt die Leidenschaft, und

diese reizt uns, daß wir eine Sache wirklich thun." Wohl gut, wird man einwenden, aber alle Leidenschaften sind vorübergehend, und wann sie ruhen, so hört alles Gute wieder auf, das durch sie bewirkt wurde. Auch dies ist wahr. Wenn man aber mit der Rührung Gründe verbindet: so wirken diese fort, wann auch die Leidenschaften ruhen. Wenn der Menschen Thätigkeit einmal eine gute Richtung bekommen hat, und man diese zu erhalten sucht; so geht sie leicht zur Fertigkeit über, die nach und nach so stark wird, daß sie keines äusserlichen Antriebs mehr bedarf. Wer einmal gewöhnt ist, seine Eltern zu lieben und zu ehren, bedarf keiner Predigt mehr von den Pflichten der Kinder gegen die Eltern. „Hr. S. kömmt hier unvermerkt auch auf die **Gewöhnung**, die ebenfalls bey der moralischen Bildung unentbehrlich ist. **Rührung, Gewöhnung, Ueberzeugung** müssen verbunden werden, um den Menschen sittlich gut zu machen. — Die den Orden bekommen, werden dadurch über das Kind erhöht, und den Erwachsenen um einige Stufen näher gerückt. Ihre Vorzüge sind folgende: „ 1) **Engere Verbindung mit Erwachsenen.** Bey Besuchen solcher Fremden, von denen man keine schädlichen Einflüsse besorgen darf, werden sie oft in ihre Gesellschaft gezogen. 2) **Reisen.** An kleinen Reisen nehmen zwar alle Zöglinge Antheil, die grössern sind aber nunmehro nur Belohnung für die Ordensritter. 3) **Aufsicht über andere**, die, wenn ein Lehrer sich auf einige Augenblicke entfernen muß, immer einem Zöglinge übergeben wird, den der Orden ziert. Hat er die nöthige Geschicklichkeit: so wird ihm auch eine Lehrstunde, bey den Kleinsten, aufgetragen. Dieser Fall ist gegenwärtig schon da. 4) **Erlaubniß Bücher zu lesen.** Bis zur Erlangung des Ordens bekommen die Kinder fast gar keine Bücher als Lehrbücher in die Hände. So wie dieser aber erlangt ist, wird ihnen erlaubt, Zeitungen und Bücher zu lesen, **die ihnen von ihren Lehrern vorgeschlagen werden.** 5) **Eigne Verwaltung ihres selbst erworbenen Geldes**, doch mit der Einschränkung, daß sie monatlich Rechnung ablegen müssen. 6) **Eigne Aufsicht über ihre Kleider und Wäsche.** 7) **Erlaubniß zum Reiten.** 8) **Erlaubniß mit Feuergewehr umzugehn**, davon sie aber nie Gebrauch machen dürfen, ohne unter der Aufsicht eines Lehrers zu seyn. Diese Erlaubniß ist so sehr eingeschränkt,

schränkt, daß keiner Pulver bey sich führen, noch ein geladenes Gewehr ins Haus bringen darf." Hr. S. bemerkt sehr richtig, daß diese nicht geringen Vorrechte gewiß vermögend sind, jeden, der einige Strebsamkeit fühlt, zu reizen, sich um die Erlangung des Ordens ernstlich zu bemühen. Sie würden, setze ich hinzu, auch an sich, ohne eine Folge des erlangten Ordens zu seyn, starken Reiz haben, und sollten nicht nur in jeder Erziehungsanstalt, sondern auch in jedem Privathause, das Kinder erzieht, als Ziele aufgesteckt werden, die die Jugend, wo nicht alle auf einmal, doch einzeln nach und nach durch Fleiß und gutes Betragen zu erringen suchen müßte, wenn man auch die Ertheilung eines Ordens damit zu verbinden nicht nöthig oder nicht thunlich fände; obgleich diese Ertheilung eines Ordens als sinnliches Symbols solcher Vorrechte, wenn sonst nichts dagegen einzuwenden ist, nicht nur unschädlich, sondern zur Verstärkung des Reizes dienlich seyn kann. — Man wird von einem so erfahrnen und mit der menschlichen Natur so bekannten Pädagogen als sich Hr. S. gezeigt hat, von selbst erwarten, daß er für den jungen Ordensritter, der nun leicht glauben könnte über alle Erziehung weg zu seyn, die nöthigen Sporen und Zügel besorgt haben werde; s. S. 83 f. auf dem Bogen G (denn diese Seitenzahl kömmt nebst andern zweymal vor.) —

Der unterscheidendste Vorzug der schnepfenthalischen Erziehung vor der gewöhnlichen besteht, meinem Bedünken nach, darinn, daß die Zöglinge sich durch eignen Fleiß ein Eigenthum erwerben. Wo dieses, so wie hier, zur Grundverfassung einer Anstalt gehört, da wird die erste Regel aller Erziehung, die schon über zweytausend Jahr alt ist, mehr, als sonst geschehn kann, befolgt: **Laß die Kinder das thun, was sie als Erwachsene zu thun haben werden, oder ahme bey der Erziehung das menschliche Leben im Kleinen nach.** Die Vortheile einer solchen Erziehung sind nicht zu verkennen, aber ob sie möglich sey konnte bezweifelt werden, bis Hr. S. sie in seiner Anstalt einführte. Die Einrichtung ist diese: „Jeder Zögling bekömmt von seinen Eltern bey dem Eintritt einen Dukaten zum Cassenbestande; dann aber muß er selbst dafür sorgen, sich [illegible] Geld zu erwerben, als zu Befriedigung seiner klein[illegible] Verschaffung eines Eigenthums nöthig [illegible] gende Mittel da: 1) Aemter: wofür [illegible]

bung ausgezahlt wird. Diese sind freylich mehrentheils entbehrlich; sie werden aber doch ertheilt, um den Zöglingen den Weg zum eignen Erwerb zu erleichtern und ihnen Gelegenheit zu verschaffen, ihre erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten anwenden zu können. Zu den Aemtern, deren im ersten Theil Erwähnung geschah, sind noch folgende gekommen: a) das **Zeitungsschreiberamt**, welches darinn besteht, daß wöchentlich ein Zögling ein Zeitungsblatt liefern und Sonntags bey Tische vorlesen, dann der weiblichen Erziehungsanstalt zum Durchlesen zuschicken muß; in welchem alle merkwürdigen Vorfälle, die sich nicht nur in Schnepfenthal, sondern auch in den umliegenden Gegenden zugetragen haben, bemerkt und mit eignem Räsonnement begleitet werden. (Beyläufig muß Rec. hier bemerken, daß dies für Anfänger eine sehr nützliche Stylübung ist, gegen welche man die in unsern Schulen üblichen lateinischen Exercitien, und Aphthonianische oder andere Chrien je eher je lieber vertauschen sollte.) b) **Das Organistenamt**: welches darinn besteht, daß derjenige, der es hat, zu den Liedern, die wir bey der Morgenandacht und bey Tische zu singen pflegen, das Forte piano spielt. c) **Unterweisung** der Kleinsten in der Naturgeschichte. Wozu noch andere minder wichtige Aemter kommen. 2) **Handel**, der mit den Dingen getrieben wird, die wir von andern Orten her müssen kommen lassen, und wovon dem, der den Handel erhalten hat, ein bestimmter Gewinn zugestanden wird. Jetzt floriren folgende Handlungen: mit meinen und meiner Gehülfen Schriften, mit Gemälden von Vögeln, die ein auswärtiger Freund verfertigt, mit Wein, Papier, Pappe, Feder, Siegellack, Kreide und den wenigen Arzneymitteln, die wir zur Erhaltung unserer Gesundheit bedürfen. 3) **Oekonomie**. Wir haben die Einrichtung gemacht, daß jeder Zögling an den Einkünften unsres Guts Antheil nehmen kann. Daher werden unsere Teiche durch sie besetzt, die Bienenschwärme, Lämmer, Kälber werden an sie verkauft und der daher entspringende Gewinn fällt in ihre Casse. 4) **Gartenbau**. Da wir jedes Jahr unsern Garten vergrößern und das neu erworbene Land unter die Zöglinge vertheilen: so vergrößert sich nothwendig auch mit jedem Jahre das Grundstück eines jeden. Was er darauf erzeugt, verkauft er in die Küche und erhält dafür baare Bezahlung. 5) **Andere eigne Arbeiten**. Diese sind bis itzo, das

Ein-

Einbinden der Schreibebücher, Schreinerarbeiten und Verfertigung der nöthigen Landkarten." — Dieser und andern zweckmäßigen Einrichtungen nun, wohin ich mit Hrn. S. vorzüglich die Gründung seiner Anstalt auf dem Lande rechne, verdankt diese Anstalt folgende Vorzüge: 1) daß die Kinder körperliche Arbeit treiben, welche zur Erhaltung der Gesundheit und zur Erwerbung körperlicher Kraft sehr nöthig ist. 2) Daß sie vor aller Verzärtelung sorgfältig verwahrt werden. 3) Daß sie nicht nur, so lange sie in dem Institute sind, den möglichsten Grad von Gesundheit genießen, sondern auch die Mittel lernen, sich künftig gegen Krankheiten zu schützen. 4) Daß ihnen alle Gelegenheit abgeschnitten ist, durch Näschereyen sich krank zu machen. 5) Daß sie ihre ersten Kenntnisse sich nicht aus Büchern oder aus des Lehrers Erzählung, sondern durch eignen Anblick der Natur, der Werkstätte der Handwerker und Künstler erwerben. 6) Daß sie reisen und hiedurch Menschenkenntniß nebst einer Menge anderer Kenntnisse, sich anschaulich erwerben, und eine Fertigkeit erlangen mit Menschen aus allerley Ständen umzugehn. 7) Daß sie kein anderes Taschengeld bekommen, als das sie sich selbst erwerben. 8) Daß sie beständig Geld unter den Händen haben und zur nützlichen Anwendung desselben Anleitung bekommen. 9) Daß Zöglinge beyderley Geschlechts unter Aufsicht der Erwachsenen mit einander umgehn und sich an einander gewöhnen. 10) Daß sie in die Familien verwebt sind und auf Familienfuß als wirklich eingebohrne Kinder behandelt werden. Woraus noch folgende Vortheile entspringen. 11) Daß sie mit ihren Pflegeeltern aus einer Schlüssel essen. 12) Daß die Rechnungen für Nebenausgaben sehr schwach sind, indem nicht nur die Pflegemütter in Anschaffung neuer Kleidungsstücke die möglichste Sparsamkeit beobachten, sondern auch einige Artikel, die sonst in den Nebenrechnungen ziemlich beträchtlich sind, bey uns ganz wegfallen, z. B. **Taschengeld und Medicin.** 13) Daß keine liederliche, sittenverderbende Person auf sie Einfluß haben kann. 14) Daß sie von aller schädlichen Lektüre abgeschnitten sind. 15) Daß sie überhaupt moralisch behandelt und gewöhnt werden nach vernünftigen Vorstellungen zu handeln. 16) Daß sie durch Theilnehmung an der Benutzung unsers Landguts Gelegenheit bekommen, sich eine Menge ökonomische Kenntnisse zu erwerben. 17) Daß ihnen die Religion Jesu aus

der ersten Quelle aus dem neuen Testamente mitgetheilt wird.

Ich übergehe den Abschnitt, der Erfahrungen von der Güte der im schnepfenthalischen Institute eingeführten Gesundheitspflege erzählt, um von dem folgenden über die Versinnlichungs- und Sprechmethode bey dem Sprachenunterrichte sowohl überhaupt als bey dem Lateinischen insbesondere noch etwas sagen zu können. Der Verfasser dieses Aufsatzes, Hr. Lenz, ehemals Lehrer am Dessauischen itzt am schnepfenthalischen Institute ist ein eben so eifriger Vertheidiger der Sprechmethode als des gründlichen Studiums der alten Litteratur und zeigt befriedigend für jeden Unpartheyischen und Sachverständigen, daß der Gebrauch jener Methode diesem Studium so wenig nachtheilig ist, daß es vielmehr durch keine andere so gut vorbereitet und gefördert wird, weil nach keiner andern das Latein so leicht und so gut gelernt und nach keiner andern zugleich eine solche Menge von den zu jenem Studium erforderlichen realen Vorkenntnissen erworben werden kann. Ferner beschreibt er die übrigen großen negativen und positiven Vortheile dieser Methode, so wie die Methode selbst, was zu derselben erfordert wird, was ihr im Wege steht, welche Erfahrungen man von ihrer Güte habe und warum man nicht mehr habe. Auch vergißt er nicht die Auctorität der Philosophen und Philologen anzuführen, die dieser Methode günstig waren. Kurz, Hr. L. thut alles, was nöthig und hinreichend ist, auch die ungläubigsten Gegner zu überzeugen. Ich rathe also einem jeden, der in seinem Unglauben nicht wankend werden will, diese Abhandlung ungelesen zu lassen, oder er muß sicher seyn, daß er zu denen gehört, die auch bey dem hellsten Lichte den Wald vor Bäumen nicht sehn können. — Was nun aber das allgemeiner wieder einzuführende Lateinschreiben der Gelehrten betrift, das Herr L. wünscht, so kann ich darinn aus folgenden Gründen, die ich seiner nähern Prüfung überlasse, nicht seiner Meynung seyn. Die Gelehrsamkeit und die Gelehrten würden nichts dabey gewinnen und die Aufklärung der Nation würde unendlich dabey verlieren. Wo wären wir noch, wenn Gellert, Rabener, Wolf, Mendelssohn, Leßing, Reimarus und ihres gleichen Lateinisch geschrieben hätten, wenn die Briefe die neueste Litteratur betreffend, die Bibliothek der

der schönen Wissenschaften, die allgemeine deutsche Bibliothek und ihnen ähnliche kritische Schriften nicht in der Muttersprache gelesen werden könnten, wenn das Chor unserer Dichter von Vater Opitz an bis itzt lateinisch gesungen hätte, wenn wir Tellers Wörterbuch, Eberhards neue Apologie des Sokrates, Jerusalems Betrachtungen über die Religion, Spalding von der Nutzbarkeit des Predigtamts und vom Werth der Gefühle im Christenthum nebst mehrern Schriften dieser Art lateinisch lesen müßten? Wenn ich Hrn. L. S. 119 recht verstehe, so gehört von den in diesen Schriften vorgetragenen Kenntnissen wenig oder nichts für das Volk und die des Lateins unkundigen vornehmern Leute. Aber angenommen, daß dem so wäre, welches ich doch nur unter großen Einschränkungen zugeben kann, und zugestanden, daß die gelehrten Werke eines Eulers, Segners, Kästners, Lamberts, Sulzers, Kants noch weniger als die vorhin genannten Schriften von dem geringern und vornehmern Volk benutzt werden können: so würde doch das, was für das Volk geschrieben wird — und geschrieben muß für das Volk werden, daß giebt Herr L. zu — so würden Predigten, Erbauungs- und Kinderbücher, pädagogische Schriften und dergl. nicht gut geschrieben werden können, wenn ihre Verf. nicht in der Muttersprache denken lernten; und das könnten sie zu ihrem Zweck nicht hinlänglich lernen, wenn nicht überhaupt in der Muttersprache viel, sehr viel gedacht und geschrieben, wenn nicht jede Wissenschaft und Kunst und vor allen Dingen Poesie, Wohlredenheit und Philosophie in derselben angebaut würden. Und eben so wenig würde der Volks- und Kinderlehrer mündlich gut unterrichten können, wenn ihm nicht der Schatz der sämmtlichen Wissenschaften und Künste in seiner Muttersprache, oder genauer zu reden, eine durch sämmtliche in ihr bearbeitete Wissenschaften und Künste reich und geschmeidig gewordene Muttersprache zu Gebote stünde. Ich sollte meynen, daß es unsern populären Schriften merklich anzusehn ist, daß unsere Gelehrten, Dichter und Philosophen seit funfzig Jahren mehr Deutsch als Lateinisch geschrieben haben; und umgekehrt glaube ich, daß unsere Gelehrten, Dichter und Philosophen, (also auch Gelehrsamkeit, Dichtkunst, Philosophie) durch die von ihnen selbst sowohl als von populären Schriftstellern verbesserte Muttersprache nicht wenig gewonnen haben, weit mehr, als sie hätten

ten gewinnen können, wenn sie, wie ihre Vorfahren, nur lateinisch gelesen, gedacht und geschrieben hätten. Wenn ich also gleich mit Hrn. L. von dem unverkennbaren Nutzen des rechtgetriebenen Studiums der alten Litteratur völlig überzeugt bin; und wenn ich gleich auch den entbehrlichsten Zweig desselben, das Lateinschreiben, nicht eben ganz vertilgt wünsche: so finde ich doch die größere Allgemeinheit des letztern so wenig als des erstern zweckmäßig. Denn der letzte Zweck jenes Studiums ist doch wohl die Aufklärung und Veredlung der Nation. Dieser Zweck wird, so weit es durch dies Mittel überall möglich ist, völlig erreicht, wenn sich die Lehrer und Vormünder der Nation in das Geschäft der Aufklärung und Veredlung derselben wie Bergmann und Münzer, oder wie Oekonom, Fabrikant und Kaufmann theilen, so daß Einige produciren, Andere verarbeiten und in Umlauf bringen. So wird dieses, wie jedes andere zusammengesetzte Geschäft, besser von statten gehn, als wenn Alle Alles thun sollen. Wer hiewider einwenden wollte, daß die verarbeitende und in Umlauf bringende Classe hier mit noch größerm Rechte die sterile Classe genannt werden könnte, als diejenige, die die Physiokraten so nennen, weil man hier selbst müsse produciren können, um zum Verarbeiten und Verbreiten zu taugen, weil man weder selbst aufgeklärt seyn noch Aufklärung befördern helfen könne, wenn man der griechischen und lateinischen Sprache nicht mächtig sey, wenn man nicht alte Claßiker critisch zu bearbeiten, herauszugeben, zu erklären und zu übersetzen wisse: der würde der allgemeinen täglichen Erfahrung widersprechen. Was nun hier von dem Studium der alten Litteratur überhaupt gesagt ist, das gilt noch weit mehr von dem Lateinschreiben; dies kann nicht nur noch weniger allgemein seyn, als jenes, es muß es seyn, wenn nicht der vorhin angegebene letzte Zweck jenes Studiums und seiner Theile verfehlt werden soll. Das Resultat von diesem allen ist nun, daß die alte Philologie zwar immer ein Hauptstudium unter uns bleiben könne, aber gar nicht für die Grundlage aller Studien, also auch nicht für die unumgängliche Bedingung aller fernern Aufklärung und Veredlung unserer Nation, sondern blos als ein dazu mitwirkendes Mittel, und dies auch nur — welches von allen Studien gilt — wenn sie von den rechten Leuten und auf die rechte Art getrieben wird, angesehen werden müsse. Dahingegen hat Hr. L. völlig Recht, daß

daß die Uebungsmethode, wovon das Sprechen ein wesentlicher Theil ist, das beste Mittel wäre, sowohl das Studium der alten Litteratur überhaupt als auch das Lateinschreiben und Lateinsprechen nicht nur weit allgemeiner, sondern auch weit vollkommener zu machen, als nach andern Methoden möglich ist. Diejenigen also, die diese größere Allgemeinheit und Vollkommenheit besagter Studien und Geschicklichkeiten wünschen, arbeiten sich selbst entgegen, wenn sie die Uebungsmethode beym Lateinlernen in übeln Ruf bringen; sie verkennen und verschmähen gerade das Mittel, wodurch sie ihren Zweck am sichersten erreichen würden. Sonderbar! Manche, wozu ich auch, wie diese Recension zeigt, gehöre, tragen auf Einschränkung des Studiums der alten Litteratur an, schlagen aber zur Erlernung des Lateins eine Methode vor, nach welcher unterwiesen, man, wenn sie gehörig angewandt wird, durchaus eher, mehr und bessers Latein als nach jeder andern lernt, nach welcher man also auch zum Studium der alten Litteratur geschickter und geneigter wird, als nach jeder andern. Viele hingegen machen es gerade umgekehrt. Das Studium der alten Litteratur ist ihnen Alles, oder doch der Grund von Allem; es soll also nach ihrem Wunsch so allgemein und in so großem Umfang getrieben werden und Frucht bringen, als nur immer möglich ist; aber es soll immerfort auf die bisher übliche Weise, wenigstens der Hauptsache nach, dabey zu Werke gegangen werden; wodurch denn, wie aller Welt seit mehrern Jahrhunderten vor Augen liegt, der Zweck verfehlt wird, und aus Ursachen, die uns **Comenius**, **Basedow**, **Gesner** u. a. m. längst angegeben haben, verfehlt werden muß. Diese Parten, die bey weitem die zahlreichste ist, muß also zu ihrem Verdruß sehen, daß in Einem Punkte gerade das geschieht, was die Gegner wünschen, daß nämlich nur Wenige dieses Studium wirklich treiben. Die Gegner dieser Parten können sich aber natürlicherweise damit nicht zufrieden geben, daß ihr Wunsch auf diese Art erfüllt wird, weil, wenn gleich bisher nur Wenige das Studium der alten Litteratur wirklich, ernstlich und mit Nutzen treiben, doch alle Zöglinge aller Schulen, selbst noch so kleiner Städte, dazu angehalten werden; welches ihrer Meynung nach, ganz unzweckmäßig und schädlich ist. Sie sagen also: Wählt doch, so lange bis ihr Bürger- und Gelehrtenschulen ganz trennen könnt, eine Methode das Latein zu lehren, nach welcher es diejeni-

gen, die es nicht brauchen, ohne sonderlichen Schaden lernen, und welche zugleich die Wirkung hat, daß der alten Philologie nicht nur keine Pflegesöhne entzogen; sondern eher noch mehr ihr zugeführt, und alle besser vorbereitet ihrer Bildung übergeben werden, daß sie also mehr Ehre an ihnen, wenigstens an mehr von ihnen, erlebt, und daß ihr Nutzen den Ungeweihten nicht ferner in einem so zweydeutigen Lichte erscheint, und auch wirklich größer wird, als bisher; kurz wählt die Uebungsmethode. Man sollte denken, daß dieser Vorschlag mit beyden Händen anzunehmen wäre, aber es findet sich anders; und wir bewirken durch noch so laute, noch so oft wiederholte, mit noch so unwiderleglichen Gründen und noch so verehrten Auctoritäten unterstützte Empfehlung der Uebungsmethode vielleicht eher, daß man überdrüßig wird, mehr davon zu hören, als daß man sie einführt. Sie ist zu natürlich, als daß sie allgemeinen Beyfall finden könnte. Ein Bischen Unnatürliches, Uebernatürliches, Geheimnißvolles wäre so eine Würze, wodurch sie unserm Gaumen behagen würde. Wenn sich doch die Geisterseher, Goldmacher, Magnetismers und geheimen Gesellschaften ihrer annehmen wollten!

Ich habe eine Schrift, die von einer Erziehungsanstalt in Deutschland, also von einer dem Scheine nach ganz alltäglichen Sache Nachricht giebt, so umständlich und mit so vieler Theilnehmung recensirt, als wenn sie die größte ausländische Seltenheit beschriebe, oder das Produkt der ausgebreitesten Gelehrsamkeit oder der tiefsten Speculation wäre. Daran habe ich hoffentlich nicht unrecht gethan. Die Erziehung des Menschen, des Deutschen! welchem deutschen Manne schlägt hier nicht das Herz! Wenn ich Aufmerksamkeit auf diese, wie es scheint — denn ich weiß weiter nichts von ihr, als was ich lese; ich stehe mit ihr in gar keiner Verbindung — im vollen Aufblühen begriffene Anstalt erwecken, wenn ich Sachverständige veranlassen könnte sie kennen zu lernen und sie, wenn ihr Werth nicht zu verkennen ist, mit Rath und That zu unterstützen: so würde ich nicht blos dem Institut, sondern auch dem Vaterlande und der Pädagogik einen nützlichen Dienst geleistet zu haben glauben, und würde mich dessen herzlich freuen.

Vr.

Ex-

Exempla stili latini ex poëtis collecta, in usum studiosae iuventutis. Volumen I. Wirceburgi, sumtibus Franc. Xaver. Rienner — 1788. 324 S. 8.

Es war zeither in Würzburg, so wie auch in andern katholischen und protestantischen Orten, wo Gymnasien sind, gewöhnlich, daß man jungen Leuten, die oft von Haus aus arm waren, die Last auflegte, voluminöse, oder viele Klaßiker zu kaufen, aus denen hernach in den Lehrstunden nur wenige Bücher oder Abschnitte durchgegangen wurden. (Rec. hat binnen seiner ganzen Schulzeit etwa 3 Bücher vom Virgil und 30 Oden vom Horaz erlebt —) Dabey blieben viele der interessantesten Stellen eines Autors dem Schüler unbekannt, und andere theils unwichtige, theils anstößige, weil sie eben die Reihe traf, wurden der Gegenstand seines Studiums. Schritt er ad altiora, so wurden die theuren Bücher um ein Spottgeld verkauft, um etliche wissenschaftliche Compendien, oder einen Reisefrack dafür anzuschaffen u. s. w.

Einige gutdenkende Schulmänner in W. haben daher Auszüge aus den lateinischen Schriftstellern veranstaltet, die aus 8 Bändchen bestehen, und etwa zusammen 3 Gulden Rheinisch kosten werden; statt daß bisher ein Schüler 14 bis 18 Gulden an Klaßiker wenden mußte. Die ersten 2 Bände werden eine poetische Chrestomathie enthalten; dann wird ein Band Reden aus den Historikern und aus dem Cicero folgen. Hierauf 2 historische Bände, doch dergestalt, daß die Auszüge immer ein Ganzes ausmachen, z. B. aus dem Livius der Punische Krieg, und aus dem Tacitus unter andern das Leben des Agricola und de moribus Germanorum. Ein Band wird Briefen aus Cicero, Plinius und Seneka gewidmet, und ein philosophischer Band soll den Beschluß machen. Am Ende jeder Gattung wird ein philologischer Index beygefügt, dem hoffentlich auch ein Glossar über die besondern Wörter (z. B. im Plautus u. a. mehr) einverleibt werden wird.

Hier erscheinet also der 1. Band dieser Sammlungen. Er besteht aus einigen Fabeln des Phädrus, aus Stücken von Plautus Mostellaria und Terenzens Andria, und Adelphis; aus Senekas Troas; einigen Epigrammen von Martial; Elegien von Catull, Tibull, Properzius, und Ovid;

 eins

einigen seiner Episteln ex Ponto, und Stücken aus dessen Verwandlungen: etwas aus Virgils Schäfergedichten, aus dessen Georgicis, und die ersten 3 Bücher von seiner Aeneide.

Der Druck ist schön und correct, und wir müssen das gute und starke Papier um so mehr rühmen, da Schulbücher durch fleißigen Gebrauch, bey irgend schlechtem Papier, allzubald zerreissen.

Ew.

---

14) Kriegeswissenschaft.

Neues militärisches Journal: Erstes Stück. Mit drey Kupfern. Hannover, in Kommißion der Helwingschen Hofbuchhandlung, 1788. in kl. 8. Seiten 130. ohne Vorrede, Innhalt und Erklärung des zweyten und dritten Plans.

Der Herausgeber dieses neuen militärischen Journals, welches gewissermaßen die Stelle der Berlinischen militärischen Monatsschrift, der Bibliothek für Offiziere, und des böhmischen Magazins für Artilleristen und Ingenieure, welche Schriften nicht mehr fortgesezt werden, ersetzen soll, schränkt sich bey dem hierzu entworfenen Plan auf folgende Artikel ein, welche in diesem Journal, davon jährlich vier Stücke herauskommen, abgehandelt werden sollen, nämlich: Ungedruckte Nachrichten von den Oesterreichischen, Preußischen, Sächsischen und einigen andern Armeen; Beyträge zur Kriegskunst und zur Geschichte der leztern Kriege; ausführliche Anzeigen von jedem neuen militärischen Buche, endlich Anekdoten und Charakterzüge von Generalen und andern Offizieren. Uebersetzungen von schon in andern Sprachen gedruckten Abhandlungen gehören nicht in den Plan des Herausgebers. Doch will er aus seltenen und theuren, in fremden Sprachen geschriebenen Werken Auszüge aufnehmen. Aus den militärischen Recensionen der allgemeinen Litteraturzeitung und der allgemeinen deutschen Bibliothek sollen kurze, die wesentlichsten Berichtigungen enthaltende Auszüge gegeben werden.

Dieses

Dieses erste Stück des neuen militärischen Journals enthält 1.) den Anfang der neuen Taktik, welche der verstorbene, regierende Graf Wilhelm zu Schaumburg-Bückeburg bey seinen Truppen eingeführt.

Die Absicht des Grafen von der Lippe-Bückeburg beym Entwurf dieser neuen Taktik war: Die Vertheidigungskunst auf einen höhern Grad von Vollkommenheit zu bringen, und er sagt in der Vorrede §. 8.: "Steigt die Vertheidigungs-"kunst bis auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit: so "wird man die Ruhe der Staaten, nicht durch die Plage des "Offensivkriegs, (indem man den Feind, um ihm zuvorzu-"kommen, in seinem Lande aufsucht, oder indem man Di-"version macht) sichern; sondern dadurch, daß man die Sa-"chen so ordnet, daß (so, wie sich die an der Feile nagende "Schlange die Zähne ausbeißt) der Angreifende seine An-"grifsmittel, selbst vernichtet, oder sich ihrer ohne Wirkung "bedient."

In den Betrachtungen, welche den Erlauchten Verf. zu dieser Arbeit veranlaßt haben, und welche dieser neuen Taktik zur Vorrede dienen, redet er der Vertheidigungskunst das Wort, und giebt ihr Vorzüge vor der Angrifskunst, weil zu der ersten wahrer ausdaurender Muth, zu der zweyten aber nur eine fieberartig anwandelnde Herzhaftigkeit gehören. Wenn man auch diesen Satz im Allgemeinen zugestehen wollte; so würde man doch diesen leztern Ausdruck etwas zu hart, zu beleidigend für den größten Haufen finden müssen. Und gewiß ist es einseitig geurtheilt, wenn der Verf. §. 13. sagt: "Es scheint der Krieg keine Gelegenheit darzubieten, wo es "bey dem Angrif nützlich seyn könnte, daß man "sich aufopfere; sehr oft aber zeigt er uns Fälle, wo "es von größter Wichtigkeit ist, daß die Vertheidi-"ger auf die Vertheidigung angegriffener Posten be-"harren, obgleich ihr Tod unvermeidlich ist." Wenn also ein Feldmarschall Schwerin seinen schon mehrmalen zurückgeschlagenen Bataillonen dadurch wieder neuen Muth einflößt, daß er die Fahne ergreift, und dem tausendfachen Tode entgegengeht; wenn ein Kleist, mitten unter dem heftigsten Kartätschenfeuer seine Leute sammlet, und an ihrer Spitze dem gewissen Tode entgegeneilt; wenn so mancher andre Offizier, dessen Namen die Unsterblichkeit noch nicht nennt, mit emporgehobenem Degen seinen Leuten zuruft: Kinder! folgt mir! verlaßt mich nicht! und dann sich zuerst in die Feinde

de stürzt; — so ist dies keine Aufopferung; so ist es keine Begeisterung, die Ein Mann Tausenden mittheilt, und solchergestalt das Schicksal eines grossen Tags, eines Krieges, eines Staates, durch seine freywillige Aufopferung entscheidet?

Des Grafen von der Lippe Absicht scheint gewesen zu zu seyn: alle Angriffskriege in Vertheidigungskriege verwandeln zu wollen. Wir können aber diese Absicht nicht ganz billigen, weil wir nicht glauben, daß man unsre gemeine Soldaten, ja selbst den allergrößten Theil unsrer Offiziere — Recensent nimmt sich selbst nicht aus — zu solchen Philosophen umbilden werde, als diejenige seyn müssen, welche zu Führung der Vertheidigungskriege des Grafen von der Lippe erfoderlich seyn dürften. Neuere, merkwürdige Beyspiele beweisen uns den nachtheiligen Einfluß eines Vertheidigungssystems auf den Geist einer Armee; ich meyne die Beyspiele, die man im Jahr 1778 an dem Ufer der Elbe gesehen, und jezt am Ufer der Donau zum zweytenmal sehen kann.

In diesem Anfange der neuen Taktik handelt der Verf. hauptsächlich von den Quarrees mit tiefen Feuern; von ihrer Formirung; von der Eintheilung und Chargirung der Quarrees mit tiefen Feuer, und vom Marschiren im Quarree mit tiefen Feuer. Er versteht nämlich unter dieser Benennung: jedes Quarree, dessen Seiten nicht länger sind, als die Tiefe, aus welchen diese Feuer exekutirt werden können. Ein solches Quarree nennt der Graf ein Maßif, welches er noch durch ein Glied Pikenträger deckt, und denn noch zwey, drey, vier Glieder Musketier hat. Wenn er Seite 18. §. 1. ausdrücklich sagt: "daß man diese Feuer "auf 12 — 15 — 16 Schritt tief, nach allen Seiten, ohne "alle Schwierigkeit exekutiren könne, und daß dies durch "hinlängliche Erfahrungen bestätiget sey, die keine Zweifel "übrig liessen"; so sollte man auf das Wort eines solchen Mannes der Sache allen Glauben beymessen, und den Nuzzen dieser Quarrees ohne alle nähere Beleuchtung für gültig und ausgemacht annehmen. Bedenkt man aber, daß dem Kopfe dieses Grafen von der Lippe auch das Schwerste leicht und ausführbar vorkömmt; bedenkt man: daß ein Trupp ausgesuchter und langgeübter Leute — wie sie der Graf vielleicht hatte — auf dem Exerzierplatze leicht etwas ausführen kann, was bey der Menge, was bey gewöhnlichen Leuten, im Angesicht des Feindes wegfällt; so ist man geneigt, diese Sache für eine Lieblingsidee des Schriftstellers

zu

zu halten, für die mancher — wie ein zärtlicher Vater für sein Kind — alles aufopfert. Man ist mehr, als geneigt, einige Zweifel dagegen zu erregen; und Recensent sieht sich gedrungen, folgende Fragen zu thun:

1.) Da die Truppen, in allen europäischen Diensten, gewöhnlich drey Mann hoch stehen; würde die Formirung der Quarrees in mehrere Glieder nicht langweilig seyn und mehr Zeit erfodern?

2.) Würde die jedesmalige Decharge von so weniger Mannschaft in einem Gliede nicht zu schwach seyn, die Feuer möchten übrigens auch noch so geschwind auf einander folgen? Und, wenn man diese Quarrees bey irgend einer Armee einführen wollte, wäre es nicht besser, sechs Glieder z. B. in drey Feuer einzutheilen, und jedesmal zwey Glieder zugleich feuern zu lassen, um die Wirkung zu verstärken?

3.) Im Fall man aber auch die Eintheilung in einzelne Glieder beybehielte; würde es nicht besser seyn, das Feuer von dem hintersten Gliede zuerst anfangen zu lassen, unterdessen die vordersten an der Erde lägen? Wenn das erste oder hinterste Feuer abgefeuert hätte; stünde das vor ihm stehende Glied auf, feuerte und ladete stehend; alsdann folgte das vorderste oder erste, feuerte, ladete, und fiel, wenn es geladen, sogleich mit dem zweyten wieder zur Erde nieder. Das hinterste hätte unterdessen schon wieder fertig gemacht, und könnte wieder anschlagen und abfeuern. Es gienge dabey nichts, als die wenigen Sekunden verlohren, die das erste Glied zum Laden braucht.

4.) Würde das Laden auf den Knien mit der linken Hand, welches der Graf vorschlägt, den größten Unbequemlichkeiten ausgesezt seyn; das Laden gewiß länger, als 16 Sekunden dauren, so geübt auch immer die Truppen seyn möchten; viel Unglück dabey vorfallen, dadurch, daß die Hinterleute ihre Vorderleute todtschössen; und wenn Leute vom Feinde getödtet oder bleßirt würden; so würden beym Laden auf den Knien durch diese Leute große Unordnungen entstehen, weil sie nicht in den innern Raum der Quarrees geschaft werden könnten; da dieser Raum kaum zureicht, die Offiziere, Unteroffiziere, Feldscheere u. s. w. aufzunehmen. Es wird S. 22. ein Quarree in Vorschlag gebracht, welches nur Platz für einen Mann übrig behält.

5.) Wäre bey entstehendem Getümmel nicht zu befürchten: daß der gemeine Mann zulezt nicht mehr wissen würde,

he, wenn er stehen oder niederfallen, schießen oder nicht schießen sollte? Da die Aufmerksamkeit der Leute, — von der, wie der Graf selbst sagt, bey diesen Quarrees alles abhängt, zu sehr getheilt ist. Rekruten dürften sich also in einem solchen Quarree niemals befinden; und wo bekömmt man im Kriege immer gleich ausgearbeitete Leute her?

6.) Würden, wenn in diesen Maßifs Unordnungen entstünden, die Folgen davon auf das Ganze nicht weit nachtheiliger seyn, als bey jedem andern Quarree?

7.) Würde im Marsch, wenn die Maßifs Kanonen bey sich führten, die Ordnung der Rotten nicht zerstört werden? Würden, wenn der Feind Kanonen bey sich hätte, die Maßifs nicht unendlich mehr leiden, und diese weit größere Verwüstungen in denselben anrichten, als in Quarrees von größerer Ausdehnung.

8.) Würden die Winkelmärsche, wenn die Anzahl der Rotten nicht mehr vollständig wäre, und der Bursche seine Richtung verlöhre, nicht sehr bald in eine verworrene Masse zusammenfließen, worinn die Ordnung nicht so leicht herzustellen wäre?

9.) Seite 18. in der ersten Anmerk. sagt der Graf selbst: "Damit der Soldat stehend alle Bewegungen des Marschirens und Feuerns exekutiren könne, braucht er nicht mehr, "als einen Raum von 20 Zoll ins Gevierte; weil aber, "um die tiefen Feuer zu exekutiren, an der Erde geladen "werden muß; so ist es gut, die Glieder alsdann etwas zu "öfnen; so, daß der Soldat ohngefähr einen Schritt, oder "28 Zoll ins Gevierte Raum einnimmt." Nun ist die Frage, welches besser ist; ob in einem Quarree die Leute drey Mann hoch stehen und dabey dicht geschlossen sind und stehend laden können; oder ob sie vier und mehrere Mann hoch stehen, und, ohne dicht geschlossen zu seyn, nach der vom Grafen vorgeschlagenen Art, feuren. Jeder Trupp, der nicht dicht geschlossen ist, kann nicht anders, als schlecht marschiren. Wollte man, so oft man sich in Marsch setzt, die Glieder und Rotten schließen, und, so oft man feuern will, die Glieder und Rotten sich öfnen lassen; so würde dies sehr weitläuftig seyn.

Man wird vielleicht über diese und mehrere Zweifel in der Fortsetzung einigen Aufschluß finden, wo unter andern auch von der gegenseitigen Vertheidigung dieser Quarrees gehandelt werden soll. Indessen glauben wir: daß man

sich

sich von diesen Quarrees keinen grossen Nutzen versprechen könne; und hoffen, daß wir in der Fortsetzung dieser neuen Taktik andre Anordnungen finden möchten, welche den Vertheidigungskrieg, dieses Lieblingssystem des Grafen von der Lippe, auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen im Stande sind. So wünschen wir, daß die Entwürfe der Schanzen bekannt gemacht werden möchten, welche der Graf auf dem Wilhelmsteinerfelde hat erbauen lassen, und welche zwar nach seinem Tode niedergerissen worden, von welchen man aber doch eine vom Hrn. Lieutenant Schornhorst aufgesezte kurze Nachricht in Tielkens Beytr. VI. St. S. 118. findet.

In dem vor uns liegenden ersten Stücke dieses Journals findet man 2.) Nachrichten von den Preußischen, Oesterreichischen und einigen andern Armeen, die ein Offizier auf Reisen gesammlet hat. Diese Nachrichten enthalten a.) eine Instruktion für die Schlesische Infanterie vom König Friedrich II.; b.) den Bestand eines Preußischen Infanterieregiments, Artillerie desselben; c.) über die neuen Preußischen Gewehre, im Jahr 1783 geschrieben; worunter nämlich diejenigen Gewehre verstanden werden, die schon seit geraumer Zeit gebräuchlich, das Beschütten der Pfanne ersparen, und mit einem cylindrischen Ladestock versehen sind. Der Verf. dieser Nachrichten behauptet: daß die Wirkung des Pulvers, welche durch das größre Zündloch verlohren geht, keinen merklichen Einfluß auf die Schußweite habe. Denn das Quadrat der Mündung verhalte sich zum Quadrat des neuen Zündlochs weniger zu dem Quadrat des alten, wie die ganze Wirkung zu dem größern Verlust bey dem neuen Zündloch; so, daß hier etwa $\frac{1}{78}$ bey der ganzen Ladung mehr, als bey dem gewöhnlichen Zündloch verlohren gehe. Weit mehr würden schon, bey dem ordinären Feuer, mit dem ordinären Gewehr, beym Exerziren, die Schüsse durch das Verschütten beym Beschütten der Pfanne geschwächt. Käme der Abgang der Kraft durch das größere Zündloch in Betracht; so könnte man ja nur die Ladung verstärken u. s. w. Ueberhaupt scheinen diese Bemerkungen aus der Idee eines Mannes geflossen zu seyn, der eine richtige Beurtheilungskraft besizt, und von Vorurtheilen frey ist. d.) Sächsische vierpfündige Kanonen, ihre Schwere, Länge, Schußweite, Richtmaschine, Bedienung und Verhalten in Manövern, wovon die Fortsetzung im zweyten Stücke erwartet wird.

3.) Beschreibung der Schlacht bey Laffeld, nebst einigen Bemerkungen über dieselbe; aus den Papieren eines bey dieser Schlacht gegenwärtig gewesenen Offiziers.

Die Beschreibung dieser Schlacht würde deutlicher ausgefallen, und mithin auch unterrichtender gewesen seyn, wenn es dem Herrn Herausgeber gefallen hätte, bessere Plane dazu zu geben. Die kleine Karte, durch welche die Bewegungen beyder Armeen vor der Schlacht erläutert werden sollen, ist äußerst unvollständig; selbst der Name Mastrich ist ausgelassen. In dieser kleinen Karte ist der Leser der französischen Armee im Rücken, und hat also die alliirte Armee vor der Front; im Plan von der Schlacht ist dieß gerade umgekehrt, und dieser Umstand vermehrt nothwendig die Undeutlichkeit in der Beschreibung. Der Bataillenplan ist so undeutlich gezeichnet, daß man öfters geneigt ist, die Thürme in einigen Dörfern für Kanonen anzunehmen, und daß man überhaupt von der Stellung beyder Armeen nur sehr dunkle Begriffe bekömmt. Die Gegend bey Mastrich ist zu bekannt, als daß man nicht vollständige Plane davon haben sollte; und Recensent erinnert sich, bey mehr als einer Gelegenheit, einen Plan von der Schlacht bey Laffeld in Händen gehabt zu haben, der dem vor uns liegenden sehr vorzuziehen war.

4.) Ueber den Angrif der Cavallerie. In diesem Abschnitt ist von folgenden Materien die Rede: a) Wie Cavallerie Infanterie en echellon angreift; b) In den meisten Fällen kann nur die Cavallerie die Infanterie dadurch schlagen, daß sie ihre Fehler benuzt; c) Verhalten der Cavallerie beym Angrif eines Quarrees, wenn ein Theil derselben absitzen kann; d) Angrif eines Quarrees durch Cavallerie; e) Angrif der Cavallerie, wenn sie Kanonen bey sich hat; f) In welchen Fällen ficht die Cavallerie in zwey, und in welchen in drey Gliedern, Cavallerie gegen Cavallerie; g) Cavallerie muß man nicht en echequier und en echellon angreifen; h) Vom Ueberflügeln.

5) Nachrichten von neuen militärischen Büchern.

7) Charakterzüge und Anekdoten von dem berühmten Grafen von Bückeburg.

8) Pfalz-bayrisches Militär im Jahr 1785. Der Hr. Herausgeber versichert: diese Nachricht aus einer sichern Quelle geschöpft zu haben; und nach derselben bestünde die Stärke desselben in 23025 Mann. Na.

Geständnisse eines Oestreichischen (Oesterreichischen) Veterans in politisch-militärischer Hinsicht auf die interessanteste Verhältnisse zwischen Oestreich (Oesterreich) und Preussen, während der Regierung des großen Königs der Preussen Friedrichs des Zweyten, mit historischen Anmerkungen, gewidmet den königlich preußischen Veteranen von dem Verfasser des freymüthigen Beytrags zur Geschichte des östreichischen (österreichischen) Militärdienstes. Erster Theil. Breslau bey Gottlieb Löwe 1788. In 8. Seiten 303.

Die Absicht des Verfassers ist, in dem vor uns liegenden ersten Theile dieses Werks: Die Irrthümer und Vorurtheile zu widerlegen, welche den großen Charakter Friedrichs II. verdächtig gemacht; seinen wohlthätigen Einfluß auf die allgemeine Wohlfarth gehemmt; die besten Menschen, die besten Fürsten getäuscht, und jene unglückliche Mißverhältnisse zwischen Oesterreich und Preussen veranlaßt haben, wodurch die Ruhe der Völker in Süden und Norden so oft erschüttert worden ist.

Im zweyten, noch zu erwartenden Theile dieser Schrift sollen die interessanteste Verhältnisse aus den vier Kriegen Oesterreichs mit Preussen ausgehoben, und blos in militärischer Rücksicht betrachtet werden; so wie sie im ersten Theile bloß in politischer Rücksicht betrachtet worden sind.

Wir kennen die edle und freymüthige Denkungsart des österreichischen Veterans bereits aus dem im Jahr 1779 und 80 erschienenen freymüthigen Beytrag zur Geschichte des österreichischen Militärdienstes (Frankfurth und Leipzig in 4); auf welchen sich der Verf. in dem vor uns liegenden Werke beruft, weil beyde Schriften, in einigem Betracht, einerley Absicht haben, und die im freymüthigen Beytrag u. s. w. geäusserte Meynungen, in diesem Werke noch mehr entwickelt werden.

Um den Charakter Friedrichs II. in sein hellstes Licht zu stellen; beweißt der Verf., daß Abneigung von allen Eroberungskriegen, Mäßigung und Großmuth hingegen

das unterscheidende Merkmal aller seiner Feldzüge gewesen seyn. In dieser Absicht entwickelt der Verf. die Ursachen der vier Kriege, welche dieser große König mit so glücklichem Erfolge, geführt hat. Von S. 83 ⸗ 105 wird die Rechtsmäßigkeit der Ansprüche des königl. preussischen Haußes auf die schlesische Fürstenthümer auseinander gesezt. Den sogenannten zweyten schlesischen Krieg sieht der Verf. als einen Hülfskrieg zum Vortheil des unglücklichen Kaisers Carl VII. an, und behauptet: daß der König diesen Krieg für die Erhaltung der Freyheiten und der Constitution von Deutschland geführt habe. Der Authenticität des der Frankfurter Union beygefügten Separatsartikel widerspricht der Verf. S. 121, 122. Der Verf. ist ferner der Meynung: daß man den König zum siebenjährigen Krieg genöthiget, und er diesen Krieg also bloß zu seiner Selbsterhaltung geführt habe. Er beweißt seine Meynung durch die seit 1740 geäusserte Grundsätze des damaligen österreichischen Cabinets, durch den berühmten vierten Artikel des Petersburger Traktats und durch mehrere andre Gründe, deren Anführung hier zu weitläuftig seyn würde. Seite 223 sagt der Verf.: "Schon "lange, nämlich im Jahr 1753, war die zwischen Wien, "Petersburg und Dresden genommene Verabredung und der "eventuelle Partagetraktat für den König kein Geheimniß "mehr. Von dieser Zeit an, bis 1756 erhielt er Abschriften von allen Depeschen gedachter Höfe, und in der Folge "immer nähere und wichtigere Aufklärungen über das Schiksal, das über ihn beschlossen war." Unter diesen Aufklärungen versteht der Verf. den zwar wahrscheinlichen, aber, wie Recensent glaubt, noch nicht völlig bewiesenen Satz: daß der König vom Großfürsten Peter III. selbst diese Nachrichten erhalten habe.

Den vierten Krieg, den der König von Preussen mit Oesterreich führte, den bayrischen Erbfolgekrieg, wird wohl kein Vorurtheilsfreyer Mann als einen Krieg betrachten, den der König aus Eroberungssucht führte. Der Verf. sagt S. 227: "Friedrichs Betragen flößt Ehrfurcht und Bewunderung ein, wenn man sieht, wie dieser Nestor der "Könige, seinen großen erhabenen Grundsätzen für die Wohlfarth des Ganzen getreu, nie müde wird, die Rechte des "Dritten, selbst mit Aufopferung seiner eigenen Ruhe, zu "handhaben, und die bayrische Erblande, deren großmüthiger Erretter er bereits im Jahr 1744 war, ihren rechtmä-

"ßigen

"sigen Erben zu erhalten." Und S. 236: "Ich sage es, "nach meiner, und vieler aufgeklärten deutschen Patrioten "Ueberzeugung, frey heraus: daß dem Könige allerdings die "Vergrößerung der österreichischen Macht durch den Erwerb "der bayrischen Lande, weder als König von Preussen, noch "als hohem Mitstande des Reichs gleichgültig seyn konnte: "aber ich glaube aus Gründen, die in dem erhabenen Cha-"rakter dieses Fürsten, in seinen Schriften und in seinem "Thatenvollen Leben nicht schwer aufzufinden sind, behaup-"ten zu dürfen, daß er demohngeachtet die prätendirte Erb-"folge des österreichischen Hauses nie würde verhindert ha-"ben, wenn sie ihm nicht mit der allgemeinen Reichsverfas-"sung, dem westphälischen Frieden, den ältern und neuern "Hausverträgen zwischen Bayern und der Pfalz, und dem "Successionsrechte des leztern Haußes auf das ganze Her-"zogthum Bayern und die Oberpfalz inkompatibel geschienen "hätte."

Der Verfasser behauptet ferner: daß der König von Preussen keineswegs der erste Urheber der Theilung Polens gewesen sey. "Erst nachdem Oesterreich sich geäussert, sagt "er S. 292, daß es seine Rechte auf die Grafschaft Zips "geltend machen wolle, und dem zufolge von dem ganzen "Strich Landes, den es nachher beybehielt, Besitz genom-"men hatte; fanden die Höfe von Berlin und St. Peters-"burg es den Zeitumständen und der krittischen Lage der Din-"ge angemessen, ebenfalls ihre alten Rechte an einigen Pro-"vinzen von Pohlen auszuführen, und mittelst eines eben so "schnell entworfenen, als zum Vollzug gebrachten Theilungs-"vertrags sowohl den Ausbruch eines neuen Kriegs in der "Geburt zu ersticken, als das Gleichgewicht der Macht un-"ter den theilenden Mächten, soviel, wie möglich, zu hand-"haben. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß, ohne Ver-"anlassung des österreichischen Hauses die polnische Acquisi-"tion preussischer Seits nicht in Vorschlag gekommen wäre, "u. s. w. — Und wie hätte der König von Preussen erster "Urheber dieser Theilung seyn können? Hätte er wohl er-"warten dürfen, daß eben diejenigen, die ihm, in jenem "bedenklichen Zeitraume, zwischen dem Dresdner Frieden "und dem siebenjährigen Kriege, so oft Absichten auf pol-"nisch Preussen, als ein höchst widerrechtliches Verfahren, "Schuld gegeben, und diese Beschuldigung nebst der Erdich-"tung preussischer Anschläge auf Curland und die Ukräne

"zum

das unterscheidende Merkmal aller seiner Feldzüge gewesen seyn. In dieser Absicht entwickelt der Verf. die Ursachen der vier Kriege, welche dieser große König mit so glücklichem Erfolge, geführt hat. Von S. 83 - 105 wird die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des königl. preussischen Haußes auf die schlesische Fürstenthümer auseinander gesezt. Den sogenannten zweyten schlesischen Krieg sieht der Verf. als einen Hülfskrieg zum Vortheil des unglücklichen Kaisers Carl VII. an, und behauptet: daß der König diesen Krieg für die Erhaltung der Freyheiten und der Constitution von Deutschland geführt habe. Der Authenticität des der Frankfurter Union beygefügten Separatsartikel widerspricht der Verf. S. 121, 122. Der Verf. ist ferner der Meynung: daß man den König zum siebenjährigen Krieg genöthiget, und er diesen Krieg also bloß zu seiner Selbsterhaltung geführt habe. Er beweißt seine Meynung durch die seit 1740 geäusserte Grundsätze des damaligen österreichischen Cabinets, durch den berühmten vierten Artikel des Petersburger Traktats und durch mehrere andre Gründe, deren Anführung hier zu weitläuftig seyn würde. Seite 223 sagt der Verf.: "Schon "lange, nämlich im Jahr 1753, war die zwischen Wien, "Petersburg und Dresden genommene Verabredung und der "eventuelle Partagetraktat für den König kein Geheimniß "mehr. Von dieser Zeit an, bis 1756 erhielt er Abschrif"ten von allen Depeschen gedachter Höfe, und in der Folge "immer nähere und wichtigere Aufklärungen über das Schik"sal, das über ihn beschlossen war." Unter diesen Aufklärungen versteht der Verf. den zwar wahrscheinlichen, aber, wie Recensent glaubt, noch nicht völlig bewiesenen Satz: daß der König vom Großfürsten Peter III. selbst diese Nachrichten erhalten habe.

Den vierten Krieg, den der König von Preussen mit Oesterreich führte, den bayrischen Erbfolgekrieg, wird wohl kein Vorurtheilsfreyer Mann als einen Krieg betrachten, den der König aus Eroberungssucht führte. Der Verf. sagt S. 227: "Friedrichs Betragen flößt Ehrfurcht und Be"wunderung ein, wenn man sieht, wie dieser Nestor der "Könige, seinen großen erhabenen Grundsätzen für die Wohl"farth des Ganzen getreu, nie müde wird, die Rechte des "Dritten, selbst mit Aufopferung seiner eigenen Ruhe, zu "handhaben, und die bayrische Erblande, deren großmüthi"ger Erretter er bereits im Jahr 1744 war, ihren rechtmä"ßigen

"ßigen Erben zu erhalten. Und S. 236: "Ich sage es, "nach meiner, und vieler aufgeklärten deutschen Patrioten "Ueberzeugung, frey heraus: daß dem Könige allerdings die "Vergrößerung der österreichischen Macht durch den Erwerb "der bayrischen Lande, weder als König von Preussen, noch "als hohem Mitstande des Reichs gleichgültig seyn konnte: "aber ich glaube aus Gründen, die in dem erhabenen Cha- "rakter dieses Fürsten, in seinen Schriften und in seinem "Thatenvollen Leben nicht schwer aufzufinden sind, behaup- "ten zu dürfen, daß er demohngeachtet die prätendirte Erb- "folge des österreichischen Hauses nie würde verhindert ha- "ben, wenn sie ihm nicht mit der allgemeinen Reichsverfas- "sung, dem westphälischen Frieden, den ältern und neuern "Hausverträgen zwischen Bayern und der Pfalz, und dem "Successionsrechte des leztern Haußes auf das ganze Her- "zogthum Bayern und die Oberpfalz inkompatibel geschienen "hätte."

Der Verfasser behauptet ferner: daß der König von Preussen keineswegs der erste Urheber der Theilung Polens gewesen sey. "Erst nachdem Oesterreich sich geäussert, sagt "er S. 292, daß es seine Rechte auf die Grafschaft Zips "geltend machen wolle, und dem zufolge von dem ganzen "Strich Landes, den es nachher beybehielt, Besitz genom- "men hatte; fanden die Höfe von Berlin und St. Peters- "burg es den Zeitumständen und der krittischen Lage der Din- "ge angemessen, ebenfalls ihre alten Rechte an einigen Pro- "vinzen von Pohlen auszuführen, und mittelst eines eben so "schnell entworfenen, als zum Vollzug gebrachten Theilungs- "vertrags sowohl den Ausbruch eines neuen Kriegs in der "Geburt zu ersticken, als das Gleichgewicht der Macht un- "ter den theilenden Mächten, soviel, wie möglich, zu hand- "haben. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß, ohne Ver- "anlassung des österreichischen Hauses die polnische Acquisi- "tion preussischer Seits nicht in Vorschlag gekommen wäre, "u. s. w. — Und wie hätte der König von Preussen erster "Urheber dieser Theilung seyn können? Hätte er wohl er- "warten dürfen, daß eben diejenigen, die ihm, in jenem "bedenklichen Zeitraume, zwischen dem Dresdner Frieden "und dem siebenjährigen Kriege, so oft Absichten auf pol- "nisch Preussen, als ein höchst widerrechtliches Verfahren, "Schuld gegeben, und diese Beschuldigung nebst der Erdich- "tung preussischer Anschläge auf Curland und die Ukräne

"zum großen Triebrade gebraucht hätten, Polen und Ruß-
"land gegen ihn aufzureizen, jezt seine Ansprüche gegründet
"und rechtmäßig finden würden? u. s. w.

Endlich zeigt der Verf. Friedrichs Weisheit, Uneigennützigkeit und Liebe zum Frieden auch bey dem Entwurf des Fürstenvereins, und sieht diesen Bund als eine Hemmkette an, wodurch die Acquisition von Bayern beynahe noch etwas weiter von Oesterreich, als die Eroberung von Constantinopel von Rußland entfernt werde.

Bisher haben wir gesehen: wie sich der Verf. bemüht, aus den Kriegen, welche Friedrich II. geführt, und aus andern großen Verhandlungen dieser ewig merkwürdigen Regierung, darzuthun: daß man diesem Könige keinesweges den Nahmen des Eroberers geben könne, weil Ruhm und Eroberungssucht nicht die Seele seiner Unternehmungen war; weil er nicht Krieg führte, um Krieg zu führen; weil er nicht, mit Hintansetzung alles Naturrechts, die Besitzungen eines dritten gewaltsamerweise an sich reissen wollte; weil er durch das vorüberrauschende, weit ausgebreitete Schrecken seiner Waffen nicht Sieg um Sieg, nicht Scheingrösse, nicht schimärischen Ruhm erjagen wollte; sondern weil er durch eben dieses Schrecken seiner Waffen sich einen ehrenvollen Frieden verschaffen wollte. Welcher Eroberungssüchtige König wird nach den siegreichen Schlachten bey Czaslau, bey Hohenfriedberg, bey Kesselsdorf, bey Leuthen mit dem Oelzweige auftreten, und seinen Feinden den Frieden anbieten? Wer bewundert nicht die Mäßigung und Großmuth des Königs nach allen diesen blutigen Auftritten, nach der siegreichen Schlacht bey Leuthen, z. B. (†). Mit ausnehmenden Vergnügen hat daher Recensent die Stelle gelesen, wo der Verf. S. 223 sagt: "Für jeden andern Prinzen, der
"bey gleich starker Macht nicht Friedrichs Geist, Men-
"schen- und Friedensliebe besaß, würden schon jene Data,
"(nämlich die Abschriften der Depeschen der feindlichen Höfe)
"zureichend gewesen seyn, dergleichen feindselige Anschläge,
"ob sie gleich nur Bedingungsweise abgefaßt waren, in ih-
"rem Keime zu zerstören. Weder der Ehrgeiz Ludwigs XIV,
"noch Carls XII. schnellaufbrausender Kriegsgeist, würden
"gewiß nicht drey Jahre lang diese Art Prüfungen ausge-
"halten haben, wie Friedrich II. mehr Held, als Karl,
"mehr König, als Ludwig, sie mit einer Weisheit, Geduld
"und Mäßigung aushielt, die selbst den Augen seiner Fein-

"de

"he eingeleuchtet hatte. Vielleicht leben noch Männer in "unserm Kriegsheere, die mit mir im Jahr 1756 die Unterredung des von Berlin zurückkehrenden österreichischen "Gesandten Gr. von Puebla mit dem Fürsten von Pikkolo-"mini bey Königsgräz angehört haben, als er dem Fürsten "versicherte, daß der König von Preussen nicht erst durch sei-"nen, wie es damals allgemein geglaubt wurde, Legations-"sekretair v. Weingarten le grand mistere erfahren haben "konnte, sondern lange zuvor, durch viele zuverläßige Kanä-"le, und zwar aus der ersten Hand davon wäre benachrich-"tiget worden; und daß man daher die große Contenance "des Königs nicht genug bewundern könne, daß der Aus-"bruch des Kriegs nicht früher erfolgt sey.

"Der König wartete also, fährt der Verfasser fort, "wie es jezt der Zusammenhang der Conjuncturen klar macht, "gleichsam den lezten entscheidenden Zeitpunkt ab, wo der "Krieg zu seiner Selbsterhaltung unvermeidlich geworden "war. Hätte sich Friedrich, nach dem Glauben gewisser "Staatsmänner, dem ich aber, aus Ueberzeugung nicht bey-"pflichten kann, dennoch geirrt und getäuscht, wie sie glau-"ben, durch übertriebene Nachrichten, noch zu voreilig die "bedenklichen Scenen des Kriegs eröfnet; so ist dieß, was "man auch sagen mag, der schönste, der glücklichste, der "ehrenvolleste Irrthum, den je ein König begangen hat — "u. s. w."

Der Verfasser ruft alle Geschichtsforscher auf: in Oesterreichs Jahrbüchern, von Rudolph von Habsburg an, bis auf Theresien, Ein Beyspiel aufzufinden, daß jemals ein Gegner des Erzhauses, unter gleich vortheilhaften Umständen, sich, in seinen Eroberungen, wie Friedrich der Große, gemäßiget; so, wie dieser, mitten im Laufe seiner siegenden Waffen, inne gehalten, und sich selbst Grenzen gesezt hätte. Der österreichische Veteran versichert uns: daß es keineswegs Friedrich des Weisen Absicht gewesen, auf den Trümmern der österreichischen Monarchie emporzusteigen; und daß vielmehr Oesterreich den seit Theresiens Regierung mitten unter den schwersten Schicksalen, doch sichtbar emporsteigenden Flor seiner Länder und zum Theil selbst die Vermehrung seiner Länder, den theils neugeschaffenen, theils vortheilhaft umgebildeten Zustand seines Militär- Civil- und Finanzsistems, der wohlthätigen Veranlassung zur Toleranz und Aufklärung in dem Daseyn Fridrichs II. und dem glücklichen Einfluß sei-

nes erhabenen Beyspiels, als ersten und unverkennbarsten Quelle zu suchen hat. Ohne ihn, sagt der Verf. würde es um eine Provinz reicher, aber im Ganzen vielleicht ärmer, und in manch' andrer Rücksicht noch eben so schwach, eben so ohnmächtig, als zu Karls VI. Zeiten geblieben seyn.

Weit entfernt, daß Fridrich II., während seiner 46jährigen Regierung, mit ungerechten Eroberungs- und Vergrößerungsplanen beschäftiget gewesen, seinem Ehrgeize Myriaden geopfert und blos nach bluttriefenden Lorbeeren gerungen haben sollte; waren es vielmehr die heisseste Wünsche dieses großen menschenfreundlichen Geistes: durch Auffindung, Veredlung und Vermehrung solcher Hülfsquellen, wodurch sein Staat in der Summe und Dauer seiner Glückseeligkeit gewinnen konnte, also in Wegräumung schädlicher Vorurtheile und Mißbräuche, in Zerstörung des Aberglaubens und der Menschenhassenden Intoleranz, in Beförderung einer beglückenden Gewissensfreyheit, dieser fruchtbaren Mutter der Bevölkerung und des Reichthums, in Mitteln, wodurch die Thätigkeit und die Industrie des Volks, sein blühender Nahrungszustand erhöht wurde, die erste und heiligste Pflicht eines weisen Beherrschers zu erfüllen.

Dabey vernachläßigte Er freylich keines der Vertheidigungs, welche die Klugheit als angemessene Stützen und Schutzwehren eines Staats vorschreibt. Seine Festungen waren mit allen Bedürfnissen versehen; seine tapfern Kriegsheere geübt und auf den ersten Wink marschfertig. Foderten es dann die Zeitläufte, Krieg zu führen; so führte er ihn auch mit größtem Feuer, mit fast unwiderstehlichem Nachdruck.

Sehr interessant ist der erste Theil dieser Schrift; noch interessanter für den Soldaten muß der zweyte Theil ausfallen; dem wir also mit Vergnügen entgegen sehn.

---

15) Haushaltungskunst.

Oekonomische Briefe, oder entdeckte Betrügereyen der Verwalter. Nebst einem vollständigen Entwurf einer Jahresrechnung. Leipzig bey J. Ph. Haugs Wittwe, 1787 in 8. 286 Seiten.

Ebendasselbe Buch, zweyte Auflage 1788.

Ebendasselbe, zweyter Band, 1788, 300 Seiten.

Entdeckte Betrügereyen der Verwalter nebst einer Jahresrechnung. Billig stuzte darüber jeder; und ohne zu wissen, was dieser Tittel für Verwalter meyne, kaufte man das Buch, und wenn's dann nicht in die Verwalterey und Rechnungsart gehört, die man sich vermuthete, so hat man doch das Buch und — muß es behalten! So giengs auch dem Recensenten und einigen seiner Freunde. Dieß, nebst der dreisten Schreibart — denn diese wird vom grossen Haufen gern gelesen, wenn würdige Oekonomen dergleichen hassen, weil's niemals bessert — und darum, daß man wunder glaubte, was für Betrügereyen der Verwalter hier zur Warnung für Herrschaften entdeckt werden würden, sind wohl Anlaß, daß dieß Buch, selbst der vielen vergebenen Käufer wegen, die zweyte Auflage erlebt hat; wie auch ein zweyter Band nun wirklich erfolgt ist. Wir wollen beyde Bände durchgehen, und dann den Lesern überlassen, ob sie auch die zweyte Auflage des ersten Bandes kaufswerth halten.

Recensent fand sich beym Ankaufe des ersten Band's, den er aus Neugierde schon hatte, als er ihm zum recensiren zugesandt wurde, einigermaaßen entschädigt, da er dachte, oben steht doch, ökonomische Briefe: und so fand er beym Durchblättern, daß es Landwirthschaftsverwalter seyn, die der Verf. an Pranger stellen wollen. Also war er entschädigt, nur seine Freunde nicht, die da gedacht haben — es seyn Hofverwalter, Hausverwalter, u. dergl. m. gemeynet; welche Verwalter zwar auch zur Oekonomie, aber gerade nicht zur Landwirthschaft gehören. Daher mußte bey vielen dieß Buch ad Bibliothecam ohngelesen, und das

Geld

Geld dafür aus der Tasche reissen. Wahr ist es, es sind wirklich die Landwirthschafter eine Zeit her bey dem Wuste von ökonomischen Geschreibs schüchtern geworden, ein Buch dieser Art zu kaufen; so, daß diese gewiß für sich allein nicht leicht mehr eine zweyte Auflage eines Buches — es wäre denn äußerst gut und nutzbar — veranlassen. Diese ökonomische Briefe haben also etwas zum voraus. Recensent will nun, da er sich, wie oben gedacht, einigermaaßen entschädigt fand, recensiren, wie ers findet.

Erster Band. Es steht zwar nicht erster Band auf dem Tittel: weil der Verfasser nicht gleich gedacht, einen zweyten zu schreiben. Alles ist in Form von Briefen abgefaßt; die bald von Görliz, bald von Mey's, (wo liegt denn dieß Meys? nach genauer Erkundigung soll's ½ Stunde von Görliz liegen,) bald von andern Orten her datirt sind. Recensent hat für sich in Rücksicht der Betrügereyen der Wirthschaftsverwalter keinen sonderlichen Nutzen geschöpft; und da es nur gemeine Entdeckungen von schlechten Verwaltern sind, die wohl jeder Herr selbst entdecken kann, wenn er nur halben Menschenverstand hat, so wollen wir dieses ganz mit Stillschweigen übergehen, auch von nichts weiter reden, als was uns und unsern Lesern wichtiger seyn kann: denn zum Glück kommen doch nicht lauter Betrügereyen der V. vor.

Bis S. 21 finden wir richtig, was von Wiesen gesagt wird. Da wird dann ein Beyspiel erzählt, nach welchem die Bauern eine Befreyung von Huth nicht verlangten, ob sie ihnen gleich durch den Verwalter auf Ordre seines Herrn angeboten wurden; die dann darüber einen Proceß anfiengen. Der Herr hätte selbst, und nicht durch seinen Verwalter mit den Unterthanen sprechen sollen? so verlangt es der Verfasser? allein, war es den Unterthanen ein Ernst, befreyt zu werden, so hätten sie ja den Herrn auch selbst darum ersuchen können? Wenn der Herr von Schubart nicht Exempel dargelegt hätte, wo Bauern dergleichen Anerbietungen verachtet, z. B. wenn auch nur ein oder das andere räudige Schaaf unter ihnen war, das die andern verführte, so könnte man dem Verf. recht geben, daß die Herren sich stets zuerst erniedrigen, und eins und das andere anbieten müßten: da denn die Bauern erst recht glauben, siehe, das ist ein Muß, und wenns der Herr nicht giebt, so erlangen

wir's durch Proceß: nur standhaft, Brüder, und so ist der Schade für beyde Theile da!

S. 25. führt er von Moys aus seinen Correspondenten zu den Schriften des H. G. R. Schubart von Kleefeld: ja! soll er auch die Bekanntschaft dieses wackern und einsichtsvollen Mannes suchen. Leyder war's damals, als dieser Rath öffentlich erschien, zu spät: Schubart war nicht mehr! Nun erzählt der Verf., wie man durch teuflische Künste diesem Manne gern seine Vorzüge rauben wolle u. s. w. Kann ein Schriftsteller der Art im Sinne haben, gutes zu stiften, der mit Teufeleyen um sich wirft? Wie viele noch gutgesinnte hat Recensent bey solchem Schimpfen gesehen, daß sie das Buch weglegten: wie viel Antischubartianer werden es noch erst weggeworfen haben? Wer bessern will, muß nicht Part nehmen, und eben so zügelloß, wie sein Patron, die Schmähsprache annehmen! Recensent, der solche Heldenthaten nicht liebt, mögte auch gern schon das Buch weglegen, aber Recensentenpflicht gebietet ihm, bis zu Ende zu lesen: daher weiter.

S. 27. sind hin und wieder gute Vorschläge zu Wiesenverbesserungen angezeigt; der Verf. sagt auch sogar: "Bey meiner Verbesserung ꝛc." nennt sich aber nirgends, noch weniger, wo seine Verbesserungen geschehen, damit man nachsehen, und dieß Beyspiel finden könnte. Wenn er sagt: (z. E. S. 69 u. a. O. m. "bey meiner Wirthschaft in O-L-s. in d. O. L." hab ich dieß und jenes gethan ꝛc. wenigstens für diejenigen Leser, die nicht so, wie der Recensent wissen, wo O-L-s. in der Oberlausiz liegt, für diese (sage ich) ist seine Sprache nicht aufrichtig genug, indem sie ihnen nicht Treu und Glauben gewähret. Wer eine gute Sache hat und Wahrheit schreibt, der darf sich vor aller Welt nennen, und nicht das Licht scheuen: sonst verliehrt selbst das Gute, das Recensent gewiß auch schätzt, und hier, wo er's findet, rühmen wird. Recensent zweifelt billig, mit vielen Nachbarn von O-L-s., und das, so lang sich der V. nicht hinter dem Vorhang hervorbegiebt, an der Wahrheit der Sache: viele entfernte und gewiß gutgesinnte Oekonomen thun ein Gleiches; zumal das, was er S. 29. vom Umackern der Wiesen sagt, das im Grossen schon schwer, und nur nach und nach im Kleinen eher möglich ist. Ist dann das alles, was hier auf dem geduldigen Papier steht, auch wahr? Daß sich vieles andere aber auch nur nach und

nach thue, da wollten wir den V. nur auf den 2. Theil Erfahrungen aus der Feldwirthschaft, S. 86. verweisen, wo es nach Beyspiele, wie man Flugsand, und sogar Felsen fruchtbar mache, heißt: "Aber nur im Großen erfordert die Sache mehr Zeit und große Summen, und wir können von großen Wirthschaften es nicht, wie der verstorbene Geheimerath Schubart von Kleefeld es haben wollte, verlangen, daß jeder Bauer sein großes Gut gleich in dem Stande, wie diese um ihr Haus liegende Gärten, setzen sollte, u. s. w."

Der Damm gegen das Austreten der Wasser S. 34 weßfalls der V. von den Verwaltern die genaueste Kenntnis vom Wasserbaue verlangt — Kann man diesen Mangel nicht durch Wasserbauverständige eher als durch Wirthschaftsverwalter verlangen und ersetzen? — Dieser Damm ist mit unnöthigen Umschweifen vorgeschlagen, so daß wir zweifeln, ob der V. selbst die genaueste Kenntnis hievon besitze. Z. B. ein dauerhafter Damm muß in der Mitte eine unten breite, und oben zugespitzte Mauer von Steinen bekommen, wenn man nicht Rasen genug haben kann; bey welcher nicht nöthig ist, daß mit Kalk gemauert wird, sondern ohne selbigem kann es jedesmal geschehen. Auf diese Mauer schüttet man eine Vierteleelle hoch Thon oder Lehm. Ist dieses geschehen, so muß man nun vorzüglich auf der Seite, wo das Wasser anstößt, den Damm mit lauter vierecktigen Rasen belegen, bis er hoch genug ist. Auf der andern Seite ists genug, wenn nur zwey Reihen Rasen aufeinander kommen, das übrige kann mit Thon und Erde erhöhet werden u. s. w." Ohe jam satis est. Viele unnöthige Arbeiten: denn wenn das Wasser einmal bis an die Mauer ohne Kalk gelangt, so wird es selbige bald hinreissen!

S. 35, so wie einige Seiten vorher, zeigt der Verf., daß er auch einige botanische Kenntnisse gesammlet habe, und sagt, indem er sie auf Wiesen anwendet, aber doch bessere Gräser vorschlagen können, mit Recht, daß man weder Asche verkaufen, noch Mistjauche verlohren gehen lassen, sondern beyde auf Wiesen anwenden müsse.

S. 39. will der V., "daß Schubart zwar nichts neues durch den Anbau der Espersett gelehrt habe — nur das große Verdienst gebühre dem Hrn. von Schubart, zuerst den Anbau derselben für Sachsen empfohlen zu haben: welches

ihm

ihm kein Wahrheitliebender würde wollen streitig machen."
Wenn solche Sächelchen vorkommen, dann ist's Zeit, das Buch zuzumachen!. denn der V. muß weder die Leipziger Intelligenzblätter, noch Schubarts Schriften gut und genau genug gelesen haben: sonst würde er keine Wahrheitliebende damit beschweren wollen, wenn sie auch dies Verdienst bezweifelten. Sähe der V. doch nur in Schubarts sechs Theilen seiner Schriften da, wo vom Runkelrübenbau gehandelt wird, nach, so würde er gleich im Anfange unten eine Note folgenden Innhalts finden: "S. Beckmann u. a. O. und Unterricht für den Chursächsischen Bauersmann, die Lucerne, Esparsette, spanischen Klee, und Turnips oder Runkelrüben (Turnips sollte freylich nicht Runkelrüben genannt werden) zu bauen und zu benutzen: Dieser Unterricht ist bis zum 31. Jenner 1764 jedermann im Leipz. Intelligenz-Comtoir unentgeltlich ausgetheilt worden." Wer hat also zuerst in Chursachsen die Esparsette zu bauen empfohlen? oder gehört Leipzig nicht zu Sachsen? Nur übertriebene Freunde von Schubarten mögen ihm solche Sachen zuschreiben, die er sich doch selbst nie zuschrieb; zu seiner Ehre hat er obiges sowohl in der ersten als in der dritten Auflage bekennet!

Was der V. S. 41. von Befreyung der Bäume in Rücksicht des Mooses sagt, scheint praktisch gut zu seyn: was er aber von Fütterung der Kühe vorbringt, will guten Landwirthen nicht praktisch genug dünken: also beyseite mit leztem.

S. 48. sieht der V. den Untergang von Rittergutsbesitzern, wenn sie ihre Verwalter Körner füttern, und Oehlkuchen für baares Geld anwenden lassen. Est modus in rebus! Recensent hat Wirthe erst recht aufkommen sehen, die Körner füttern und Oehlkuchen kaufen ließen. Man muß nur nicht ins Gelach hineinfüttern, alles mit Calcül thun. Das Schröpfen des Getraides wird S. 48. für schädlich erklärt; Warum empfiehlt er dagegen nicht lieber das Abhauen des Waitzens und Roggens von Grund aus, da es so gewiß gut und nützlicher als das Schröpfen ist!

Die Kuhwirthschaft zu K=z. im O=l. S. 49 ist schön, aber warum nennt man sie nicht, wo sie ist? Wer von vierzig Kühen tausend Thaler Nutzung gewinnet, den darf man schon mit Namen aufstellen, wofern es nicht Fiction ist! Diese 40 Kühe, die nur 8 Wochen gelte (trocken) stehen,

lieferten täglich 16 : 18 Kannen Milch 2 Monate lang, dann 2 Mondte 12 : 14 Kannen, und von 8 Kannen Milch vier Kannen Rahm oder Sahne. Das war viel Rahm! wie viel Butter geben aber diese vier Kannen Rahm? Gewöhnlich geben 4 : 5 Kannen Milch 1 Kanne Rahm, und 4 Kannen Rahm 1 Kanne Butter.

S. 81. soll das Rösten des Flachses im Garten die beste, und die im Wasser ungewiß und schädlich seyn. O weh! das hat der V. gewiß falsch gelernt, als ihm 1753 die Wirthschaft beym verstorbenen Amtmann L** zu H. in der O. L. gelehrt ward!! Umgewandt: die Röste im Wasser ist gewiß und unschädlich!!

Auch das Korn sollte der Verfasser nach der Tabelle S. 83 gerade umgekehrt, dick auf leichtem, und dünne auf starkem Boden, wenn er besonders gut in Bau und Düngung ist, zu säen lehren. Es sehe sich der Verf. nur in der deutschen Uebersetzung Mayers Varro in der Landwirthschaft S. 92 um: so wie Mayer den Varro gründlich widerlegt, dies gilt auch für den Verfasser; er gehört also in diesem, als auch in mehrerem Betrachte, z. B. selbst in dem, was er wider die Stallfütterung des Rindviehes im 2ten Theil spricht, noch in die alten Zeiten de Varro.

S. 88. will er das Schneiden des Getraides eingeführt wissen. Das nenne ich mir einen ökonomischen Rathgeber! Hätte er das Anhauen, (welches, wenn es recht regelmäßig mit einer glatten Sense ohne Reff geschiehet, das sanfteste ist,) angerathen: dann ließe sichs noch hören.

Was er S. 95 und 96 vom Einbansen des Getraides lehrt, leistet mehr Genüge, und ist vortreflich: Die unterste Lage soll schräg geschehen, so, daß die Aehren oben, und die Köpfe unten zu stehen kommen: auf diese Art wird man niemals dumpfiges Getraide bekommen: dies ist nachahmungswerth und dem Recensenten neu: er wird es auch bald bey der nächsten Aerndte selbst probiren.

Die Jahrsrechnung S. 135 : 268 ist gut, wenn solche nur mit einer bessern Rechnungszeit für die Oekonomie angefangen wäre: welches unstreitig der 1te July ist.

Nur noch eine Frage: Was ist Reist S. 203. u. 204 *)? Provinzialwörter sollten die Schriftsteller allgemein verbannen,

*) Da solches Wort Ausländern gänzlich unbekannt ist, und ein Buch, das in Buchläden kömmt, von jenen doch auch gekauft

kannen, und solche drucken lassen, die man in jedem gedruckten Lexicon fände! — Mit dieser Jahrsrechnung ist dieser erste Band zu Ende: Die zweyte Auflage desselben kaufe, wer Lust hat!

Nun zum **zweyten Bande**, der auch das **Motto** hat: **Wer Ohren hat, zu hören, der höre**, Matthäi 13, 9. Wir wünschen, daß der Verf. dasselbe auch für sich gelten lasse. Im ersten **Bande**, wo er noch nicht Willens war, einen **zweyten** zu schreiben — wenigstens sagt er so in der Vorrede zum zweyten Bande — fehlte es ihm an **Etwas**, S. 3. am **nothwendigsten Werkzeuge zum schreiben**: es muß also nicht am Gehör fehlen; daher haben wir Hofnung, daß er **hören** werde.

Der V. thut hier in diesem zweyten Bande so dick, als wenn er ein competenter Richter wäre; schreibt, als wenn alles im Vertrauen **nur seinem Correspondenten** gesagt sey; und doch heißts in der Vorrede, daß dieser 2te Theil **mit seinem Vorwissen** also in die **Welt** gehe: er stellt vielen Tadel auf, und dergleichen, sogar auch wider die Riemsche Preisschrift von der **Rindvieh=Stallfütterung**, um sich vielleicht noch bey Schubarten in den elisäischen **Feldern** beliebt zu machen, oder an andern zum Ritter, oder in Briefsform ein Recensent werden zu wollen. Zum lezten schickt er sich aber am wenigsten: denn ein Halbbeleseuer sieht schon, daß der Tadel, den er wider die Riemsche Preißschrift aufstellt, zu spät, zu einer Zeit wenigstens erscheint, da ihm, oder all dergleichen Tadel die neue Auflage, die der V. noch nicht kennt, selbst die erste nur durch einen Freund mitgetheilt bekam, schon entgegen gedient hat. Es ist Recensentens Sache nicht, die Angriffe auf andere zu vertheidigen, so leicht es auch wäre, zumal der V. seinen Autor nicht einmal recht verstehet: aber er wird es von selbst einsehen, wie weit er vom Ziele vorbeygeschossen, wenn er mit offenen Augen sehen kann; denn auch sein Gegner hat's ihm in seiner **physikal. ökonomischen Quartalschrift** 1788. I. Quartal, S. 282=288. zur Genüge gezeigt. Wir

 können

gekauft werden soll; so will Recensent es hier erklären, wie es ein neuer Autor, auch ein Sachse, in seiner ohnlängst auf Pränumeration angekündigten Schrift: **Der gute Feld= und Hauswirth, oder Verbesserung des Nahrungsstandes im sächsischen Erzgebirge**, S. 279. anzeigt: eine **Reiste**, d. i. zwey Händevoll gebrechter Flachs.

können es also wohl deßwegen übergehen, um hier keinen Theil an solchem Streit zu nehmen, da wir jezt vermuthen, daß das fehlende Etwas, welches wir oben schon anzeigten, daß derselbe davon rede, an den Augen liege. Aus diesem Grunde ist ihm solcher Fehlschluß auch noch zu verzeihen: denn seine Lotte, der er jeden Brief vorsagen muß, dürfte ihm hier nicht so richtig vorgelesen haben. So wie nun der V. sagt: medium tenere beati, so hat er doch über die ganze (vollkommne) Stallfütterung lange nicht die rechte Mittelstraße getroffen, vielmehr sie verfehlet. Man darf ihn nur auf die neue und schöne Schrift: der Sächsische Landwirth, der sich durch seine siebenjährige Stallfütterung des Rindviehes empfahl, verweisen: kann, will er sehen, so wird er ohne unser Zuthun sich bekehren lassen.

Ueber den Verfolg dieses 2ten Bandes müssen wir uns nun kurz fassen: es kommen darinne etwas stärkere und feinere Betrügereyen der Wirthschaftsverwalter vor: allein warum dieß nicht im ersten Bande, da er keinen zweyten Willens war zu ediren? Auch die Verwalterinnen erhalten ihr bestimmtes Theil; wogegen aber eine Herrschaft auch ohne diese ökonom. Briefe Hand anschlagen kann, wofern sie nur selbst Hand ans Werk legen will.

Was er S. 186. f. von der Schaaf- und Rindviehzucht sagt, ist zu unerfahrungsvoll, als daß der V. zum competenten Richter anzunehmen wäre: und so geht es bis zum Ende fort. Vorzüglich schlägt sich der V. mit seiner eigenen Geisel, wenn er S. 287 sagt: "Ueberhaupt mißfällt mir das Verschreyen landwirthschaftlicher Dinge gar sehr. Man sage seine Meynung gelassen, ohne alle Anmaßung, prüfe und vergleiche die Dinge mit einander, und behalte das Beste für sich." So recht; und so sollte der V. auch die Dinge Anderer nicht verschreyen, und das Beste für sich behalten.

Noch gebührt ihm und allen, die so denken und schreiben, wie er, die Weisung: Will man gute Sachen für ein Land eingeführt wissen, so kann man zwar darüber schreiben, aber es muß deswegen nicht geschimpft werden, wenn es die, welche es unterstützen sollen, nicht gleich begreifen, oder ausführen. Auch hilft dies Geschreibe nichts beym Landesherrn: da müssen nüzliche Objekte mit Anstand und Ueberzeugung vorgetragen, im Publikum aber von Kennern mit Würde für und wider bestritten werden; denn kann der Lan-

desherr sicherer wählen. Aber auf solche Verketzerungen, wie sie bis jezt in Tag hinein geschmiert werden, muß ein Landesherr, so wie jeder, Zweifel und Verachtung werfen. So Schubart's, so auch dieses Ungenannten zu unreif aufgestellte Ausrufungen! Schubart nannte sich doch: man wußte also, mit wem man zu thun hatte. Dieser aber sagt noch in der Vorrede des zweyten Bandes: "Mein Name erscheint noch nicht, weil ich mich noch immer in Verbindungen befinde, die mir's nicht erlauben." Wer mit dem ganzen Publikum zu thun haben will, und gerechte Sache hat, muß solche kahle Entschuldigungen nicht vorbringen: nur der muß hinter dem Vorhange schreiben, der Klopfechtereyen sucht!

So sehr Recensent für gute Vorschläge ist, eben so sehr eifert er gegen die, welche ihr Werk so anfangen und ausführen wollen, wie durch Schubarte und ähnliche Schreyer es bis jezt geschehen ist. Da müssen, wie gesagt, ganz andere und einnehmende Wege eingeschlagen werden: man muß nie die Pferde hintern Wagen spannen wollen. Schon will man nichts als den Klee in alle Braachen gesäet haben, da er doch oft in besseres Feld gehört; nichts als Schaafstall- oder Hordenfütterung einführen, und hat doch noch keine vollkommene Rindviehstallfütterung! Heißt das nicht, das Unnöthigste zuerst gethan, und das Nöthigste gar versäumet, oder doch fehlerhaft gepflogen? Nur erst das Rindvieh allgemeiner und richtiger besorgt, dann wird noch ein halbes Jahrhundert vergehen, ehe diese vollkommen wird, und ehe mit solchem Eifer, wie die V. es wollen, an die Schaafstallfütterung gegangen werden kann. Wers kann, und recht versteht, thue beydes; zeige nach gehörigem Zeitverfluß, daß es gelungen und bestehe. Dann wird's erst Zeit, die rechte Zeit seyn, hiefür zu eifern; und es wird auch leichter gehen, wenn inzwischen genugsame Vorbereitungen geschehen, und einzelne, aber wohlgerathene und standhaltende Beyspiele vorhanden seyn werden!

Nur noch ein Wort, und dann keins mehr. Der V. sagt selbst, daß er im Febr. : : 1786
alt gewesen : : 70 Jahre

Diese abgezogen, so war er gebohren : 1716.
Die Wirthschaft lernte er zu H. in O. L. : 1753
Hiervon die Geburtsjahre : : 1716

abgezogen, war er damals alt : : 37 J.

Er war also ein alter Lehrling, da er zum Herrn Amtmann L. kam. Warum das so spät?

Indessen resolvirt sichs doch, wenn man zusammen rechnet, daß er als Verwalter gedient habe: 1) S. 4. in seines Correspondenten Gegend etliche 20 Jahre; wie viele 20, das sagte er nicht; wir wollen annehmen . . 23 J.
2) S. 69. und 73 wie viel? vielleicht . . 4 —
Und hiezu, daß er als Lehrling stehen konnte . 4 —
Allenfalls auch noch zu sogenannten ersten Ausflugsjahren nach der Lehre, mögen gewesen seyn — 2 —

Es sey nun, wie ihm wolle: es kommen allemal 70 J. doch wirklich heraus, ob man die lezten 2 zu jenen 4 Verwaltersjahren annimmt oder nicht. Nur die Lehrjahrzeit fällt auf!

Zl.

Der Hausvater als sein eigener Vieharzt, oder wie ein jeder Landwirth sein Rind, Pferde, Schaaf, Schwein und Federvieh selbst und ohne Zuthun anderer von den gewöhnlichsten Krankheiten heilen kann, nebst einem zuverläßigen Hausmittel wider die Raude der Schaafe, wie auch die nöthigen Präservativ-Mittel wider die Viehseuche und Wartung des Viehes bey und nach der Seuche, den Landleuten zum Besten herausgegeben von D. F. Claß, mit einem Kupfer. Leipzig bey Ch. Gottlob Hertel 1788. in 8vo.

Entspräche der Inhalt dieses Buches dem langen ausführlichen Titel desselben, so wäre selbiges eins der nützlichsten und nothwendigsten, denn noch immer fehlt es an einer guten Anweisung dieser Art für den Landmann, der oft zu weit entfernt von einem Thierarzt wohnt, oft in den Grenzen seines Vaterlandes kein geschicktes Subjekt hat und zu finden weiß, und dahero gezwungen bleibt, unwissenden Schmieden, Scharfrichtern und andern schädlichen Leuten dieses Gelichters, sein Vieh anzuvertrauen. Dem Verfasser,

ser, welcher der Vorrede nach selbst Landmann seyn soll *) und dies Buch blos zum besten seiner Mitmenschen herausgegeben hat, fehlet es wohl nicht an gutem Willen, seine Absicht ist besser als seine zum Theil vorgeschriebenen Mittel: leztere theilet er in solche, welche er selbst bewährt gefunden, diese sind alle mit einem Sternchen bezeichnet, und in solche, welche er noch nicht versucht hat, leztern ist daher das probatum est noch nicht beygefüget. Ordnung findet man in diesem Buche nicht, richtige Kenntniß des Sizzes der Krankheit, wogegen die Mittel verordnet, selten, und oft Recepte, die aus 14 bis 15 Theilen zusammengesetzt sind.

Beym Aufblähen des Viehes empfiehlet der Verfasser den Stich mit dem Trockar, und hat auf dem Kupfer die Stelle, wo selbiger geschehen muß, an einem Hausvieh bezeichnet; so nützlich diese Operation bey manchen Fällen dieser Art ist, so gefährlich, ja tödtlich kann selbige werden, wenn man so leichtsinnig damit verfährt, wie der Verfasser S. 42 räth, und in Ermangelung eines Trockars, ein Messer an der bezeichneten Stelle hineinzustoßen empfiehlet; er sagt: "denn wenn der Wind in der Höhlung des Bauches "ist, so kann man den Eingeweiden weiter keinen Schaden "thun, und gesetzt auch, man verletze einen Darm durch den "Stich, so hat man auch hiebey keine Gefahr zu befürchten, "weil es eine längst bekannte Sache ist, daß eine solche "Darmwunde sehr leicht ohne was besonders zu gebrauchen, "von selbst wiederum zuheilet." Wer hat dem Verfasser gelehret, daß Darmwunden nicht gefährlich sind? sie sind es sehr oft, und wenn gleich, ein der Sache kundiger, diese Operation wohl mit einem Messer in Ermangelung eines Trockars machen kann, so ist es doch nicht jedem Unwissen-

*) Es wäre vielleicht daran zu zweifeln. Wenn der Verf. kein Landmann ist, so wäre wohl anzuzeigen, wo denn das Land läge, das er bauet. Man möchte muthmaßen, H. D. S. Claß gehöre unter die Zahl der Compilatoren, welche aus 10 Büchern das 11te machen. Man möchte muthmaßen, es stecke unter diesem Namen eben der Vielschreiber, der so mancherley Namen annimmt, Bloz, Wolf, u. s. w. die unter dem Namen C. D. eine praktische Anleitung schrieb, und einen sächsischen Landwirth unter dem Nomen L. P. M. G., vielleicht auch das Hausarzneybuch für den Stadt- und Landmann, von einem Liebhaber der Viehzucht. Tübingen 1788.

den anzurathen, noch weniger die Verletzung eines Darms als eine nichtbedeutende Kleinigkeit zu schildern.

D c.

---

16) Vermischte Schriften.

Dr. Johann August Starcks Nachtrag über den angeblichen Krypto-Katholicismus, Proselytenmacherey, Jesuitismus, und geheime Gesellschaften, besonders seinen Prozeß mit den Herausgebern der Berliner Monatsschrift angehend; mit Aktenstücken belegt. Giessen, bey Krieger 1788. 637 und 72 Seiten, gr. 8.

Was Recensent am Schlusse der Anzeige von den beyden ersten Bänden dieser sogenannten Vertheidigung des D. Starck (S. Band 80 Stück 2) fürchtete, das ist nur zu sehr eingetroffen. Dieser Nachtrag ist vollkommen von eben dem Schlage, wie jene beyden Bände. Zwar versprach der Verfasser, daß dieser Nachtrag noch manche unerwartete Sachen enthalten, und das Fehlerhafte und Mangelhafte der ersten beyden Theile ergänzen sollte. Das erste ist auch richtig erfüllt worden, wenn gleich nicht in dem Verstande, worin es der Verf. nahm und genommen wissen wollte; das leztere aber findet sich nirgends. Wie viel hätte nicht der Verf. leisten müssen, wenn er dies Versprechen hätte erfüllen wollen! Aber von dem Allen ist nicht eine Spur zu finden. In der Vorrede hat der Verf. die Dreistigkeit, welche freilich nach dem, was er schon geschrieben hat, gar nicht befremden kann, dem Publico weiß zu machen: "Man "habe ihn nicht nur, nachdem man seine beyden ersten Theile gelesen hätte, für ganz unschuldig erklärt, sondern auch "zum Theil das Gaukelspiel eingesehen, das die Zionswächter getrieben, und von ihren Proceduren geurtheilt, daß "manche sogar von der Art wären, daß ein ehrlicher, un-

"part

"partheyischer Mann sich schwerlich dergleichen erlauben "würde." Und zum Beweise wird die Hamburger Litteraturzeitung angeführt, ein Blatt, das dem Recensenten bis izt noch nie zu Gesicht gekommen ist, unerachtet er die gelehrten Blätter von einigem Ansehen sonst so ziemlich kennt, und von Hamburg nicht so sehr weit entfernt lebt. Von den übrigen Urtheilen aber, welche fast allenthalben über Hrn. St. ungeheures Werk gefällt sind, erwähnt er nicht eins. Ferner wird in der Vorrede noch auf die Zimmermannsche bekannte Erklärung im Januar 1788 der Monatsschrift geantwortet, wodurch Herr von Zimmermann öffentlich bekennt, daß die Verfasser dieses Journals und Herr Nicolai keinesweges, wie der Verf. im 1 Th. S. 236 behauptet hatte, die Veranlassung zu dem ungereimten Mährchen von dem Uebertritte der Fürstin von Dessau zur catholischen Religion gegeben hätten. Der Verf. hat die grenzenlose Unverschämtheit zu antworten: "Ist Herrn Z. Erklärung nicht "Satyre: so wird doch dadurch dem Triumvirat wenig geholfen, da sie, auch ohne jenen Zeitungsaufsatz" (von dem Starck so positiv versicherte, daß er gegen sie gerichtet sey,) "wenigstens die entfernten Veranlasser jenes unsinnigen und boshaften Mährchens sind und bleiben." Hier zeigt sich Hrn. O. H. P. Starcks Partheylichkeit in einem schlechten Lichte. Wenn also jemand die entfernteste obgleich unschuldigste Veranlassung eines Gerichts ist; so verdammt ihn Herr O. H. P. Starck. Wenn er aber gar nicht auf eine entfernte Weise, sondern durch seine eigene Thaten und Verhandlungen, und zwar viele Jahre lang fortdauernd, zu den nachtheiligsten Gerüchten wegen seines Klerikats Veranlassung gegeben hat, so will er, daß ihm desfalls gar nichts zur Last fallen soll.

Endlich erwiedert er mit einer sichtbaren Verlegenheit etwas auf die Aeusserungen des Herrn Büsching, welcher in der Recension seines Buchs in seinen wöchentlichen Nachrichten gesagt hatte: "er habe ihn (Starck) ein-"mal von einem bedenklichen Wege glücklich abgehalten." Diese Aeusserung war in der That auffallend; denn wie in aller Welt geht es zu, daß selbst die Freunde des Herrn St. gestehen müssen, er sey auf bedenklichen Wegen gewesen? Auch nimmt dieser sich wol in Acht, Büschingen aufzufordern, daß er diesen bedenklichen Weg nennen sollte. Und das hätte er doch offenbar thun müssen,

wenn er den dadurch abermals gegen ihn vergrösserten Verdacht hätte vernichten wollen. Statt dessen begnügt er sich, allerhand zu sagen, was seine Verlegenheit sehr kenntlich macht, und am Ende hinzuzusetzen: "Ich bins übrigens "überzeugt, daß Herr B. nichts von mir zu sagen im Stande seyn werde, was mir nur im mindesten nachtheilig sey." Bedenklich genug, wenn man alles dazu nimmt, was sonst von Herrn St. bekannt worden, und ohnerachtet seinen Verunglimpfungen, doch nie mit wahren Gründen von ihm wiederlegt worden.

Nun zum Buche selbst, von dem es unmöglich ist, eine zusammenhängende Anzeige zu geben, da Alles, nach Starkischer Art, verwirrt unter einander durchläuft; eine Methode, welche recht dazu geschickt ist, Dinge, welche man durchaus nicht recht ins Licht gestellt haben will, in der Verwirrung und dem dadurch noch vergrösserten Dunkel zu erhalten. Alle Wiederholungen, deren eine unzälige Menge ist, übergehen wir, und beschränken uns auf das, was hier aufs Neue vorgebracht ist. Zuerst kommt eine eigene Lobeserhebung der beyden vorhergegangenen Bände, und eine Darstellung dessen, was darin **plan und deutlich** erwiesen seyn soll. Ihr Inhalt und was darin **nicht bewiesen**, ja **nicht einmal berührt ist**, steht unpartheyischer in unserer obenangeführten Anzeige in des 80ten Bandes 2ten Stücke, worauf wir uns also beziehen. Hierauf kommen denn Nachträge zu allen den einzelnen Abschnitten, worin die beyden ersten Theile getheilt waren. Wir wollen sie der Reihe nach durchgehen.

Von der angeblichen geheimen Proselytenmacherey. Hier wird, nach mancherley unnützen Wiederholungen, Lobsprüchen seiner selbst, und Schimpfwörtern, die Geschichte, welche Herr Prediger Dressel unter dem Titel: **Neuer Beytrag zur Geschichte der geheimen Proselytenmacherey**, herausgegeben hat, nebst der Antwort von **Albus**, von dem Verf. nach seiner bekannten Manier beleuchtet. Es ist unnöthig, über diese Beleuchtung noch etwas zu sagen. Denn Niemand hat solche von dem Verf. gefordert, und ihm liegen, wie wir schon in der Recension der ersten Theile erwiesen haben, ganz andere Dinge, die ihn selbst angehen, zu untersuchen ob, als diese. Uebrigens sucht er auch diese Geschichte so zu drehen, daß sie seinen Gegnern mehr zum Nachtheil, als zum Vortheil, gereichen soll.

will. Dergleichen Sophistereyen aber beantworten, hieße Zeit und Papier verschwenden. Jeder verständige Mann erkennt sie ohnehin gleich für das, was sie wirklich sind *).

Von den Jesuiten und ihren Machinationen zum Nachtheil der Protestanten. Ob das Zeugniß, welches der Verf. hier S. 83 anführt, und in den Beylagen Lit. A. hat abdrucken lassen, hinlänglich widerlege, daß zu Schwerin ein Seminarium von jungen Catholiken, und ob es nicht vielmehr ohne Kenntniß der Sache abgefasset sey, überlassen wir den Lesern, und beziehen uns, statt aller Antwort, nur auf das, was wir deshalb in unserer Anzeige der beyden ersten Theile a. a. O. S. 376 bemerkt haben. Mit dem Widerspruche, dessen er Herr Nicolai S. 88 f. bezüchtigen will, wird er wol schwerlich Glauben finden. Denn wer die angeführte Stelle bey diesem Schriftsteller nur selbst nachlesen will, wird vergebens einen Widerspruch suchen.

*) Eben da diese Recension in die Druckerey geschickt wird, kommt dem Recensenten eine neue in Hannover gedruckte Schrift zu Gesicht, unter dem Titel: Weißens, sonst Albus genannt, Uebertritt zur katholischen Kirche. Hier wird nun gestanden, daß Weiße, (der jezt in Braunschweig privatisiren soll,) wirklich in Prag katholisch geworden, und die Umstände werden ausführlich erzählt. Zwar soll dieses doch noch unschuldig seyn. Man überlege doch aber nur, daß dieser Mensch, nachdem er katholisch geworden, nach Brandenburg und Magdeburg mehrmals zurückgekehrt, daß er sich noch ferner für einen lutherischen Kandidaten ausgegeben, daß er, als ein solcher, protestantische Kinder unterrichtete, daß er in lutherischen Kirchen predigte, daß er in Magdeburg einem jungen Fräulein, die seiner Unterweisung anvertrauet war, die katholische Religion anpries, daß er den Kunschke unter dem nichtigen Vorwande, ihn in den Freymaurerorden zu bringen, nach Prag lockte, und dem dortigen Weihbischof in die Hände spielte, wo nachher an dessen Bekehrung gearbeitet ward, daß er, als Kunschke ihm dieß öffentlich vorwarf, leugnete, daß er katholisch geworden, und nochmals nach der Mark und nach Magdeburg zurückkehrte, und sich für einen lutherischen Kandidaten ausgab. Wenn ein solcher Mensch, nicht als ein Emissar des Proselytenmachens verdächtig seyn soll, so ist es freylich niemand. Es scheint beynahe Herr D. H. P. Starck findet es für sich bequem, daß auf niemand ein solcher Verdacht fallen soll, wenn er auch noch so verdächtig ist, weil er sogar diesen Menschen vertheidigt. Ob aber Herr St. hierdurch sich nicht selbst schade, und sich selbst verdächtiger mache, mag jeder unpartheyischer Leser entscheiden.

suchen. Herr Nicolai hat überdem in der neuen Auflage des II. Bds. seiner N. B. S. 503, aus einem neuen in Linz selbst gedruckten Buch, die Skitze von Linze, den Beweis ganz vollständig geführt. In diesem Buche wird S. 80 gesagt: "die Herzoge von Meklenburg hätten in die Errichtung "dieses Kosthauses gewilligt, und demselben beständig "huldreichen Schutz ertheilet." Ferner beweiset Herr N. aus einer Schrift des Jesuiten Inspruger, daß das Nordische Stift in Linz, wozu das Seminarium in Schwerin gehört, und von demselben noch bis jezt jährlich 720 fl. empfängt, zur Ausbreitung der katholischen Religion in protestantischen Ländern ausdrücklich gestiftet ist, daß sogar alle Zöglinge einen Eyd schwören müssen, der in Herrn Nicolai Beylage XV. 4. zu seinem II. Theil S. 31 abgedruckt ist. Darin schwört ein solcher Zögling; "daß er sich in sein Vaterland, oder in ein anderes von der Stiftung mit beabsichtigtes Land "begeben wolle, es sey denn, daß er von den Vorstehern "der Stiftung Dispensation erhielte.„ Er muß schwören: "daß er seine künftige Kinder katholisch erziehen, und "diesen heiligen orthodoxen Glauben, NB. jedoch "ohne alles Geräusch und Unruhe befördern wolle." Deutlicher kann man doch nicht eine Sache beweisen. Aber Starck bauet darauf, daß die wenigsten Leute Lust und Gelegenheit haben, gleich selbst zuzusehen, und ihm nicht auf sein blosses Wort zu glauben.

Geheime Gesellschaften. Von der für Herrn Starck wichtigsten geheimen Gesellschaft, dem Clericate, ist hier abermals tiefes Stillschweigen beobachtet. Dagegen aber handelt er hier wieder von lauter Dingen, die ihm eigentlich gar nichts angehen. So wird hier der Orden der Illuminaten aufs Entsetzlichste gemishandelt, und der Verfasser versichert, daß er nun vollkommen überzeugt sey, daß derselbe "seine Absichten auf die Untergrabung des Christenthums und Einführung des Naturalismus gerichtet gehabt "habe;" ingleichen: "daß der Illuminatismus mit den "Zionswächtern zu einem und demselben Zwecke arbeite, daher es denn sehr natürlich sey, daß diese ein ihnen so nahe "verwandtes System, wenn es auch alles dasjenige an sich "trug, weswegen man andere Gesellschaften verdächtig ge"macht, ja ihnen oftmals wirklich nur angedichtet hatte, "von ihnen geschonet werden muste." Ja, er entblödet sich

nicht, noch hinzuzusetzen: "denselbigen Gang, den der Illu„minatismus geht, wo er das Christenthum blos dem „Namen nach stehen läßt, und ihm die Vernunft „substituiret, denselben gehen auch die Zionswächter, wo „sie, mit wahrer jesuitischer reservatione mentali, unter „Protestantismus und Christenthum ihren krüppelhaften „reinen Deismus verstehen, und uns denselben unterzu„schieben gedenken." Hier geht denn auch das in Erfüllung, was wir bey der Anzeige der beyden ersten Theile a. a. O. S. 360 voraussagten, daß Starck nicht unterlassen würde, in seinem versprochenen Nachtrage aus der Nachricht, welche er aufgehascht hatte, daß Nicolai Illuminat sey, gehäßige Consequenzen zu ziehen. Starck müßte seinen Charakter in diesem ungeheuern Werke nicht so deutlich entwickelt haben, wenn es nicht augenscheinlich seyn sollte, daß diese Nachricht veranlaßt hat, die Illuminaten, welche er vorher entschuldigte, nunmehr so schwarz, als es nur möglich ist, zu machen. Welche gehäßige Consequenzen er nun zieht, davon kann sich Jeder überzeugen, welcher Lust hat, hier S. 143 ff. zu lesen. Darauf und auf alles sein Gewäsch gegen den Illuminatenorden zu antworten, wäre sehr überflüßig. Nicolai's Erklärungen über seine Verbindung mit dem Illuminatenorden, die wir unten anzeigen werden, diese meisterhafte und vortrefliche Schrift, aus der ein Stark lernen könnte, was es heißt, sich von ungegründetem Verdachte frey machen, und vor den Augen des Publici als ein gerader Mann, ohne allen Hinterhalt und ohne alle Ausflüchte, offen vertheidigen, liegt aller Welt vor Augen, und zeigt das Lächerliche, Abgeschmakte und Hämische in den Consequenzen, welche Starck hier macht, so hell, daß gar kein Zweifel übrig bleibt. Und was die Illuminaten überhaupt betrift, so ist auch deren ganze Geschichte und System neuerlich so aufgeklärt worden, daß es auch darüber gar keiner Antwort gegen diesen Verfasser bedarf. Uebrigens wiederholen wir nochmals, daß abermahls diese ganze Sache zu Herrn Starcks Vertheidigung gar nichts beyträgt.

Von den Personen, welche von den Monatsschriftstellern verläumdet worden. Hier ist [illegible] sehr weitläuftiger Zusatz zur Vertheidigung der Herrn [illegible]korn, Lavater und Schnaubert. Der letzte [illegible] Starcks Beyhülfe gar nicht. Dieser Mann [illegible] vertheidigen, und kann sich selbst nicht [illegible]

Ende

suchen. Herr Nicolai hat überdem in der neuen Auflage des II. Bds. seiner N. B. S. 503, aus einem neuen in Linz selbst gedruckten Buch, die Skizze von Linze, den Beweis ganz vollständig geführt. In diesem Buche wird S. 80 gesagt: "die Herzoge von Meklenburg hätten in die Errichtung "dieses Kosthauses gewilligt, und demselben beständig "huldreichen Schutz ertheilet." Ferner beweiset Herr N. aus einer Schrift des Jesuiten Inspruɡɡer, daß das Nordische Stift in Linz, wozu das Seminarium in Schwerin gehört, und von demselben noch bis jezt jährlich 720 fl. empfängt, zur Ausbreitung der katholischen Religion in protestantischen Ländern ausdrücklich gestiftet ist, daß sogar alle Zöglinge einen Eyd schwören müssen, der in Herrn Nicolai Beylage XV. 4. zu seinem II. Theil S. 31 abgedruckt ist. Darin schwört ein solcher Zögling; "daß er sich in sein Vaterland, oder in ein anderes von der Stiftung mit beabsichtigtes Land "begeben wolle, es sey denn, daß er von den Vorstehern "der Stiftung Dispensation erhielte.„ Er muß schwören: "daß er seine künftige Kinder katholisch erziehen, und "diesen heiligen orthodoxen Glauben, NB. jedoch "ohne alles Geräusch und Unruhe befördern wolle." Deutlicher kann man doch nicht eine Sache beweisen. Aber Starck bauet darauf, daß die wenigsten Leute Lust und Gelegenheit haben, gleich selbst zuzusehen, und ihm nicht auf sein blosses Wort zu glauben.

Geheime Gesellschaften. Von der für Herrn Starck wichtigsten geheimen Gesellschaft, dem Clericate, ist hier abermals tiefes Stillschweigen beobachtet. Dagegen aber handelt er hier wieder von lauter Dingen, die ihm eigentlich gar nichts angehen. So wird hier der Orden der Illuminaten aufs Entsetzlichste gemishandelt, und der Verfasser versichert, daß er nun vollkommen überzeugt sey, daß derselbe "seine Absichten auf die Untergrabung des Christenthums und Einführung des Naturalismus gerichtet gehabt "habe;" ingleichen: "daß der Illuminatismus mit den "Zionswächtern zu einem und demselben Zwecke arbeite, da"her es denn sehr natürlich sey, daß diese ein ihnen so nahe "verwandtes System, wenn es auch alles dasjenige an sich "trug, weswegen man andere Gesellschaften verdächtig ge"macht, ja ihnen oftmals wirklich nur angedichtet hatte, "von ihnen geschonet werden muste." Ja, er entblödet sich

nicht.

nicht, noch hinzuzusetzen: "denselbigen Gang, den der Illuminatismus geht, wo er das Christenthum blos dem Namen nach stehen läßt, und ihm die Vernunft substituiret, denselben gehen auch die Zionswächter, wo sie, mit wahrer jesuitischer reservatione mentali, unter Protestantismus und Christenthum ihren krüppelhaften reinen Deismus verstehen, und uns denselben unterzuschieben gedenken." Hier geht denn auch das in Erfüllung, was wir bey der Anzeige der beyden ersten Theile a. a. O. S. 360 voraussagten, daß Starck nicht unterlassen würde, in seinem versprochenen Nachtrage aus der Nachricht, welche er aufgehascht hatte, daß Nicolai Illuminat sey, gehäßige Consequenzen zu ziehen. Starck müßte seinen Charakter in diesem ungeheuern Werke nicht so deutlich entwickelt haben, wenn es nicht augenscheinlich seyn sollte, daß diese Nachricht veranlaßt hat, die Illuminaten, welche er vorher entschuldigte, nunmehr so schwarz, als es nur möglich ist, zu machen. Welche gehäßige Consequenzen er nun zieht, davon kann sich Jeder überzeugen, welcher Lust hat, hier S. 143 ff. zu lesen. Darauf und auf alles sein Gewäsch gegen den Illuminatenorden zu antworten, wäre sehr überflüßig. Nicolai's Erklärungen über seine Verbindung mit dem Illuminatenorden, die wir unten anzeigen werden, diese meisterhafte und vortrefliche Schrift, aus der ein Starck lernen könnte, was es heißt, sich von ungegründetem Verdachte frey machen, und vor den Augen des Publici als ein gerader Mann, ohne allen Hinterhalt und ohne alle Ausflüchte, offen vertheidigen, liegt aller Welt vor Augen, und zeigt das Lächerliche, Abgeschmackte und Hämische in den Consequenzen, welche Starck hier macht, so hell, daß gar kein Zweifel übrig bleibt. Und was die Illuminaten überhaupt betrift, so ist auch deren ganze Geschichte und System neuerlich so aufgeklärt worden, daß es auch darüber gar keiner Antwort gegen diesen Verfasser bedarf. Uebrigens wiederholen wir nochmals, daß abermahls diese ganze Sache zu Herrn Starcks Vertheidigung gar nichts beyträgt.

Von den Personen, welche von den Monatsschriftstellern verläumdet worden. Hier ist wieder ein sehr weitläuftiger Zusatz zur Vertheidigung der Herren Dreykorn, Lavater und Schnaubert. Der leztere bedurfte Starcks Beyhülfe gar nicht. Dieser Mann will Andre vertheidigen, und kann sich selbst nicht retten. Doch wir

Ende

Endlich kommt er auch auf sich, und bey diesem Abschnitte, als demjenigen, bey dem er schon in den vorigen Theilen und izt allein hätte stehen bleiben sollen, wollen wir uns etwas länger verweilen, um zu zeigen, daß es auch damit in diesem Nachtrage nicht besser beschaffen sey, als im zweyten Theile. Wer unsere Anzeige desselben nachsehen will, wird finden, wie viel nachzuholen gewesen wäre, wenn es dem Verf. wirklich darum zu thun wäre, seine so dunkle und so bedenkliche klerikalischen Handlungen, und allen daraus ganz natürlich entstehenden Verdacht aufzuklären und offenherzig zu Werke zu gehen. Aber von dem Allen ist hier abermals nichts anzutreffen, sondern dasselbe leere Gewäsch, wie dort. Herr St. träumt noch immer, daß ein Complot gegen ihn vorhanden sey, oder mögte vielmehr das Publikum gern in diesem Wahne erhalten, der ihm so vortheilhaft ist. Und doch ist die ganze Geschichte des so laut gegen ihn rege gewordenen Verdachtes so natürlich, daß man dabey unmöglich an ein Complot denken kann. Schon vor vielen Jahren schrieb der Verf. des Buchs über das Ganze der Freymaurerey: der Verf. der Apologie des Ordens der Freymaurer sey ein gewisser M. Starck, der seine grossen maurerischen Kenntnisse den Geistlichen in Auvergne zu verdanken hätte." In diesem Buche sind viele verdächtige Stellen, und unter andern eine, worin es heißt:

„Bald werden die Orakelsprüche wieder
„Erfüllt: Aus Blut und Dunkelheit kommt Licht.

Der ganze Lebenslauf des Hrn. St. ist sehr räthselhaft. Tausend Menschen in verschiedenen Gegenden erzählen sich davon ganz sonderbare Dinge. Fast alle Menschen, welche ihn gekannt oder da gelebt haben, wo er sich eine Zeitlang aufgehalten hat, gestehen, daß sein Betragen sehr bedenklich gewesen sey. Er schreibt, oder hat wenigstens sehr nahen Antheil an der Herausgabe eines neuen Buchs (St. Nicaise) das voll verdächtiger Dinge ist. Eine edle Dame tritt auf, und zeugt wider ihn. Es werden Briefe von ihm gedruckt, deren Aechtheit er nicht abläugnen kann, und worinn die allerverdächtigsten Dinge vorkommen. Selbst Büsching, ein Mann, dem noch niemand historische Glaubwürdigkeit abgesprochen hat, und der noch immer ein Freund von Starck ist, sagt öffentlich, daß er ihn ehemals von einem bedenklichen Wege abgehalten habe. Er wird aufgefordert, diesen Verdacht zu widerlegen, das Bedenkliche in seinem Le-

henslaufe und in seinen Schriften aufzuklären. Er schweigt lange; endlich aber erscheint er, schreibt Alphabete zusammen, in denen er mit der höchsten Wuth, welche wenigstens kein Beweis des Bewußtseyns der Unschuld ist, wider diejenigen zu Felde zieht, welche nur jemals Punkte, die mit seiner Geschichte in Verbindung stehen, berührt haben, mischt Dinge ein, welche zu seiner Sache gar nicht gehören, übergeht die erheblichsten **Punkte** unter allerhand scheinbaren Vorspiegelungen, und widerlegt den gegen ihn entstandenen Verdacht auf keine Weise. Statt dessen aber will er das Publicum überreden, es sey **ein Complot** wider ihn vorhanden, ein Complot, worin nothwendig viele hundert Menschen in ganz verschiedenen Gegenden, die sich zum Theil nie gesehen, zum Theil nie nennen gehört haben, verwickelt seyn müßten; ein Complot wider **Einen Privatmann**, von dem sich keine Ursache und kein Zweck absehen läßt. **Welche Ungereimtheit!** Welche Erdichtung! die auf den Mann, welcher sie vorträgt, und auf die Sache, welche er vertheidigen soll, kein vortheilhaftes Licht werfen kann. In diesem Nachtrage hilft er sich abermals mit schrecklichen Verdrehungen. Er verweist S. 253 abermals auf den zweyten Theil, wo bewiesen seyn soll, daß die Cleriker keine unbekannten Obern gehabt hätten, wohl aber die stricte Observanz, und daß sie erst, da sie zu dieser getreten wären, sich unbekannten Obern unterworfen hätten. Daß das letztere nicht wahr sey, ist in der **abgenöthigten Fortsetzung des Anti St. Nicaise** S. 156 f. sehr bündig erwiesen, indem die Cleriker in der Inschrift, welche sie in ihrem Tempel setzten, den Namen des **Baron von Hund** mit einrückten. Auch hatte ja **Starck** schon 1767 den 31. März an ihn geschrieben. S. **Anti St. Nic.** 2r **Th.** S. 10. Was aber das erste betrift, daß die Cleriker keine unbekannten Obern gehabt hätten: so widerlegt sich der Verf. schon gleich dadurch, daß er den **Pylades** nicht nennen will, welcher seine Vollmacht ausgestellt hatte, und daß er, wider die offenbare Wahrheit, die so ausgedehnte **Vollmacht** dieses unbekannten Obern für ein blosses **Freymaurercertifikat** ausgeben will. Um indessen noch näher zu beweisen, daß die Cleriker, ehe sie noch zu den Tempelrittern traten, unbekannte Obern hatten, müssen wir doch einige Stellen aus Herrn **Starcks** berüchtigten Briefen von 1767 im **Anti St. Nicaise** Th. 2 ausheben. Schon in unserer Anzeige

 der

der beyden ersten Theile haben wir S. 385 f. eine [illegible] Stelle ausgehoben. Es giebt aber noch mehrere:

S. 18. Wer in dem glücklichen Besitz des Lichts ist, begehret keines andern, und hat immer ein Genüge, wenn ihn der grosse Meister segnet, und seine Arbeiten belohnet. (Wer und wo ist dieser grosse Meister?)

S. 33. Wir haben uns gezeigt, und würden Andre gezeigt haben: man verwirft uns, wir sind geruhig, wir begeben uns alles, und gehen zu unserm Capitel zurück, womit wir auf immer verbunden sind. (Nun weiß aber bis diese Stunde kein Mensch, wo dies Capitel liegt, und wer dessen Obere waren. Haben also die Cleriker keine unbekannten Obern gehabt)?

S. 40. Ich komme nicht von mir selbst. (das ist ja deutlich genug. Wer hatte ihn aber gesandt? Darauf erhalten wir von Starck noch bis jezt keine Sylbe Antwort).

S. 48. Ich muß frey bekennen, daß es mir nur noch eine kurze Zeit erlaubt ist, hierüber mit jemanden zu handeln. (Er stand also unter Befehlen. Und unter wessen)?

S. 57. So sehr ich mich auch der hiesigen Sachen annehmen muß, und selbst verpflichtet bin, mit dem Gr. von V. und von B. zu einem Capitel zu ziehen, wohin ich gehöre. (Also hatte Er Verpflichtung)!

Und nach allen diesen Stellen, welche offenbar auf als bekannt gewordene, und folglich unbekannte, Obere hinweisen, kann der Verf. derselben noch immer keck leugnen, daß er keine unbekannte Obere gehabt habe? Soll dies mit der Wahrheit bestehen können: so folgt auch daraus ganz nothwendig, daß Starck damals, als er diese Briefe schrieb, es blos darauf anlegte, die stricte Observanz zu hintergehen, und sich selbst ein Ansehen zu geben; so ist das Clericat ein blosser Betrug, die Vollmacht des Pylades eine Erdichtung, und Starck sagte etwas, was nicht wahr war, prahlte mit Erdichtungen, als mit grossen Geheimnissen, und welches Licht dieß auf seinen Charakter werfe, mögen unpartheyische entscheiden.

Unbegreiflich ist es ferner, wie der Verf. noch immer fortfahren kann, den sel. Schubart noch im Grabe zu beschimpfen, und allenthalben die entsetzlichsten Schmähungen gegen ihn zu häufen, da doch der Verf. des Anti-St. Nicaise

wiese die Unschuld dieses Mannes durch die vollgültigsten Beweise so klar gerechtfertigt hat. Wir können aber diese Sache hier gern übergehen, da sie zu dem gegenwärtigen Streite gar nicht gehört, und gar nicht abzusehen ist, was Starck dadurch gewinnen kann, wenn auch Alles was er von Schubart sagt, wahr wäre. Wird dadurch auch nur der geringste Schein des Verdachts, der auf Starck ruhet, weggebracht? — Wir haben es nur berührt, weil es dazu dient, den Charakter des Verfassers zu erkennen.

Was er zur Vertheidigung des im 3ten Theile des Anti St. Nicaise vorgelegten clericalischen Plans sagt, ist wahrlich nicht befriedigend. Um sich aber davon loszumachen, sagt er abermals: Herr von Vegesack habe ihn gemacht, und er habe ihn nur mit Herrn von Böhnen unterschrieben. Und das soll das Publicum ihm glauben, unerachtet er unter den Clerikern, als ihr Kanzler, immer oben an paradirt, und so auch diesen Plan zuerst unterschrieben hat? — da er vom Anfang an immer selbst diese klerikalische Sache betrieben hat, da er sich rühmte, er wäre gesandt, es wäre ohne ihm nichts zu erlangen? —

Nun kommt der Verf. auf Nicolai's Schreiben an Gedike im October 1787 der Monatsschrift, das er von S. 314 bis 376 mit Anmerkungen begleitet. Nichts als schale Wiederholungen, elende Declamationen, und Schimpfreden in zahlloser Menge. Bogen mit plattem leeren Geschwätze und Schimpfen anfüllen, das heißt diesem Verfasser: widerlegen. Im Grunde sagt Nicolai weiter nichts, als Starcks Streit gehe ihm nichts an, und er wolle mit ihm nicht streiten. Auch dawider eifert Herr Starck, und gleichwohl sagt er mit dreister Stirn: Er habe mit Gegnern zu thun, die nur immer das letzte Wort behalten wollten.

Endlich kommt er von S. 376 auf seinen berühmten Proceß. Hier beantwortet er zuerst die Fragen: warum er nicht den Verfasser des Anti St. Nicaise belangt habe? und warum er überhaupt zur gerichtlichen Klage geschritten sey? Die Beantwortung dieser Fragen fällt denn so aus, wie man es leicht vermuthen kann. Daß der Verfasser sich selbst bey seinem Endschlusse am übelsten gerathen hat, liegt aller Welt vor Augen. Wir wollen indessen zur Belustigung unsrer Leser nur folgenden neuen Ausspruch, den wir hier S. 381 finden, ausheben. Er sagt nämlich von dem Falle, da man sich vor dem Publico vertheidigt: "Recensenten wer-

"den denn am Ende wol die Richter seyn sollen. — Sind "diese das Gericht, so steht der Papismus da." Wie der hieher kömmt, läßt sich nur begreifen, wenn man weiß, was für Begriffe Hr. Stark zusammenkuppelt. — Was nun die Beschwerden des Verf. gegen das Kammergericht in Berlin betrift, worauf er ferner kömmt: so sind diese von der Art, daß ihr Ungrund von Jedem, welcher die gerichtliche Art zu verfahren in den preußischen Staaten kennt, erkannt werden muß. Es hat indessen auch schon ein sachkundiger Mann die Vorwürfe des Verf. im August 1788 der Berl. Monatsschrift S. 158. ff. widerlegt, woraus wir nur die Hauptpunkte ausheben wollen. Injuriensachen sind von jeher summarisch verhandelt worden, wie es schon die Coccejanische Proceßordnung verordnete. In der neuen Proceßordnung ist gleichfalls in solchen Sachen ein kürzeres Verfahren vorgeschrieben. Demungeachtet aber wurde diese Sache, auf Ansuchen der Parteyen, mit aller der Sorgfalt verhandelt, welche im ordentlichen Processe verordnet ist. Die Untersuchung des Facti gehört zur Instruction des Processes, und man hat dabey dem Kläger Zeit genug gelassen, und man ließ sich sogar, weil er seinen Mandatarius nicht mit der nöthigen Instruction versehen hatte, wie er eigentlich zu thun verbunden gewesen wäre, das nicht ganz ordnungsmäßige Betragen gefallen, daß man die Beklagten mündlich vernahm, dem Kläger aber erlaubte, seine Erklärungen mit mehrerer Gemächlichkeit und Besonnenheit schriftlich aufzusetzen. So wenig ward also St. übervortheilt, daß er sogar hierin einen offenbaren Vorzug vor dem Beklagten hatte. Ferner wird zwar der Regel nach, bey Injurienprocessen keine schriftliche Deduction verstattet, sondern es ist den Parteyen nur erlaubt, die Rechtsgründe, welche sie für ihre Sache zu haben glauben, zu Protocoll zu geben; aber man verstattete, wegen der besondern Eigenschaft dieses Rechtsstreites, dennoch beyden Theilen die Einreichung einer Deduction. Da nun die Deduction nichts Neues in facto enthalten durfte: so konnte der Kläger schon vom 13. April an, als an welchem Tage er den statum controversiae erhalten hatte, alles Nöthige zur schriftlichen Deduction vorbereiten, und er gebrauchte dazu das Verzeichnis derjenigen Bücher gar nicht, welche die Beklagten in ihrer Deduction anführen wollten. Schon durch das Decret vom 7. May ward beyden Theilen, zur Einbringung ihrer Deduction eine 4wöchentliche Frist zugestanden;

nachher

nachher aber wurde doch, nach Verlauf derselben, an dem Tage, da die Beklagten die ihrige einreichten, nämlich am 4. Jun., dem Kläger eine zwote eben so lange Frist verstattet. Und in dem Präclusionsdecrete vom 12. Jul. ward diese Frist wirklich erst vom 12. Jun., als von dem Tage, da der Kläger die Schriften erhalten hatte, gerechnet. Ja, es ward sogar noch den 26. Jul. eine Eingabe des Klägers zu den Acten genommen, welche in der That eine weitläuftige Deduction enthält. Lauter in die Augen fallende Begünstigungen, welche er nach strengem Rechte gar nicht erwarten und verlangen konnte. Aber seine gedruckte Deduction abzuwarten, war doch wohl diesem hohen Kollegium nicht zuzumuthen. Denn auf die nöthigen Erläuterungsstücke muß sich der Kläger, von dem es ja abhängt, wann er seine Klage anstellen will, vorher hinlänglich vorbereiten. Und warum schrieb er sein ordnungsloses dickes Buch nicht in umgekehrter Ordnung: so daß er die Beklagten erst über das ausschimpfte, was sie gegen ihn sollten gethan haben, und dann über das, was sie gegen Andere gethan hätten? — Ferner beklagt sich St. darüber, daß die Deduction der Beklagten versiegelt zu den Acten genommen sey. Aber dieß ist der eingeführten Ordnung gemäs, daher hatte selbst der Mandatarius des Klägers dagegen nichts zu erinnern, und die Beklagten hatten dazu allerdings Grund, weil sie besorgen mußten, daß dem Kläger eine längere Frist würde zugestanden werden, wie auch geschah. Nach dem in andern Ländern gewöhnlichen Schriftwechsel würden die Beklagten die letzte Schrift des Klägers gesehen, und das letzte Wort gehabt haben. Hier bekommen sie jene gar nicht zu Gesicht. Sollten sie nun aber zugeben, daß der Kläger noch dazu ihre letzte Schrift vorher erhielte, und wol gar beantwortete und widerlegte, folglich den Vortheil des zuerst- und des zuletzt Redenden zugleich hätte? — Was St. ferner rügt, daß den Beklagten ihre Deduction auf drey Tage zurückgegeben worden, ist auch ohne Grund. Dies ist nirgend verboten. Der Proceß ward dadurch nicht aufgehalten, und seine Rechte blieben ungekränkt, da ihm ohnedem diese Schrift nicht zur Beantwortung zugestellt werden durfte. Auch wurde gar seine Eingabe, welche in der That eine Deduction ist, nach erfolgter Präclusion, so weit sie fertig war, noch angenommen, und den Acten einverleibt. — Endlich beschwert sich St. noch, daß ihm die [illegible]

er solche noch angemeldet hatte, abgeschlagen worden sey. Das kann nur diejenigen befremden, welche keine Kenntnis der preußischen Gerichtsverfassung haben. Nach dieser muß immer den Parteyen, bey der Publication des Urtheils, auch bekannt gemacht werden: ob und in wie fern ihnen ein Rechtsmittel zusteht. Deswegen ward also auch über die Unzuläßigkeit der Appellation geurtheilt, ehe noch St. seine Erklärung darüber geben konnte. — So sieht es also mit den Beschwerden des Verf. auch in diesem Puncte aus. Man kann aber ohnehin auch ja leicht denken, daß ein so angesehener Gerichtshof, wie das Kammergericht zu Berlin, dessen Ruhm so fest gegründet ist, daß gewiß Jedermann voll Vertrauen seine Rechtssachen von ihm entschieden sehen wird, und der noch dazu dem Throne so nahe ist, sich wol gehütet haben werde, seine Ehre bey einem Processe aufs Spiel zu setzen, auf dessen Ausgang das ganze Publikum so sehr aufmerksam war. Wenn man aber vollends betrachtet, daß der ganze Proceß, über dessen Uebereilung St. so sehr klagt, vom 6. Nov. 1786 bis zum 16. Aug. 1787 gedauert hat; daß dem Kläger vom 6. Nov. 1786 bis zum 21. Decembr. desselben Jahres Zeit gelassen worden ist, seine Klage vollständig zum Protocoll zu geben; daß am 28. Febr. 1787 die Vernehmung der Beklagten vollendet; hierauf am 21. März die Antwort des Klägers zu den Acten genommen; alsdenn von dem Abgeordneten des Kammergerichts der status controversiae entworfen, und des Klägers Erklärung darauf abgewartet worden ist: so sieht Jedermann daraus, daß man dem Kläger Zeit genug gelassen hat, seine Rechte wahrzunehmen, und sich zu besinnen, ob er dieses oder jenes Buch geschrieben habe, oder nicht? —

Nun bringt der Verf. von S. 420 bis 541 seine Appellationsschrift bey, welche denn freylich so wenig, als seine andere Schreibereyen, seine Sache gut machen kann. Sie ist voll von allen den Untugenden, welche alle Schriften des Verf. in dieser Sache characterisiren, und es würde nach dem, was wir in unserer vorigen und gegenwärtigen Anzeige gesagt haben, überflüßig seyn, darüber noch mehrere Anmerkungen zu machen.

Hieran hat der Verf. jedoch noch nicht genug, sondern um die Sache und sein Buch ja so weitläuftig und ungeheuer als möglich zu machen, geht er nun auch noch die Deductionsschriften der Beklagten durch, und beantwortet sie mit lauter

Wiederholungen leerer und armseliger Ausflüchte. Er sagt selbst S. 558: Es sey kein Satz in diesen beyden Deductionen, welcher nicht bereits im 2ten Bande überzeugend widerlegt worden. Wozu war es denn noch nöthig, hier abermals fast 2 Bogen mit dieser sogenannten und wirklich ganz überflüßigen Widerlegung anzufüllen? — Aber er will schlechterdings keinen Buchstaben, der in dieser Sache wider ihn geschrieben ist, — nach seiner Sprache, unwiderlegt — in der That aber unbeschimpft lassen. Daher wird denn auch noch die Vorrede des Hrn. Gedicke zu den Proceßacten auf mehr als zwey Bogen auf St. Weise anatomirt.

Endlich aber breitet sich der Verf. noch über die Folgen und Absichten dieser, wie er es nennt, unerhörten Rezzerjagd aus. Leere Declamation, mit hämischen Insinuationen und Starckischen Schimpfwörtern ausstaffirt.

An diesen leztern ist denn freylich in dem ganzen Nachtrage so wenig, als in den beyden ersten Theilen Mangel. Zum Beweise davon, und daß die ganze Schreibart des Verf. sich völlig gleich geblieben ist, wollen wir doch zum Schlusse noch einige Stellen anführen. S. 2 heißt es: "Ihre Chimäre war also erlogen. Uebertriebene Vorstellungen, Unerwiesenheiten, ja handgreifliche Lügen, und die auffallendsten "Widersprüche, daraus war das ganze Gewebe zusammengesponnen; mit den häßlichsten Sophismen, wie man sie "nur immer von einem Mitgliede des Lojolitenordens erwarten konnte, mit den elendesten Rabulistenränken, "mit den betrüglichsten Hinweisungen auf angezogene Stellen, ja mit den frechsten Verfälschungen und neuen Lügen, "wie man sie von dem verworfensten Betrüger nur erwarten "kann, suchten sie dem, was sie von ihrer Chimäre nach allen "ihren Theilen gesagt hatten, einigen Anstrich zu geben, und "also das arme Publicum, dem sie sich als Zionswächter und "Aufklärer der finstern deutschen Köpfe aufgetrungen hatten, "auf die schändlichste Weise zu hintergehen. Dies alles ist "in meinen beyden Bänden so plan und deutlich hingelegt, so mit den eigenen Worten der Monatsschriftsteller, "ohne alle Consequenzienmacherey klar, und Schritt vor "Schritt bewiesen, daß keinem Menschen, der sich gegen Ueberzeugungen und Gründe nicht selbst vorsetzlich verblenden "will, ein Zweifel übrig bleiben kann." Rec. gesteht aufrichtig, daß er die leztere Periode, und so viele ganz ähnlich klingende

de Stellen izt nicht mehr ohne Lachen lesen kann. Denn es ist doch wirklich lächerlich, daß ein Mann sich selbst so verblenden kann, oder es doch darauf anlegt, andere Leute so arg zu verblenden, daß sie glauben sollen, es sey etwas klar bewiesen, was blos in ein verwirrtes Geschwätz, dreistes Leugnen, und Schimpfwörter eingehüllt ist. — S. 5: "Die infamste Absicht aber, die sie erreichen wollen, ist die, durch die von ihnen bewerkstelligte Verdächtigmachung derer, die noch dem Christenthum anhangen, und Aneinanderhetzung der christlichen Religionsparteyen, zu bewirkende Aufstellung des reinen Deismus und sogenannten Vernunftreligion, der sie den Namen Protestantismus anlügen." Eine eben so boshafte, als hämische Beschuldigung, welche blos im Gehirne des Verf. ihren Grund hat, und doch auch nicht durch den allergeringsten Beweis nur scheinbar gemacht werden kann. S. 55 f. schämt er sich nicht, des ehrwürdigen Gerichts zu spotten, das seine schlimme Sache nicht in Schutz nehmen wollte, indem er schreibt: "Es geht in der gelehrten Welt nicht wie bey Gerichten, wo man präcludirt werden und vergeblich restitutionem in integrum suchen kann, ja wo einem wohl gar, ehe man noch einmal weiß, ob man appelliren will, schon die Appellation vorsorglich abgeschlagen werden kann." Der Mann ist ganz blind von Zorn. — S. 365 versucht er es abermals, Nicolai und Garve an einander zu hetzen. "Freylich muß man einen guten Magen haben, um alles dasjenige verdauen zu können, was Hr. Nicolai sich gegen Hrn. Garve, den er doch selbst einen edeln Mann nennt, so unedel zu Schulden kommen lassen, da er ihn u. s. f." Das ist einem Theologen sehr anständig! S. 555: "Wie aufgeblasen aber ist es, wenn Hr. Biester von sich und seinen theuren Collegen sagt, daß sie schon lange in der Lage wären, andern zur Erhaltung von Diensten beförderlich zu seyn. Aber es ist mehr als lächerlicher Hochmuth. Könnte es nicht eine von Illuminaten ausgeworfene Angel seyn, von welchen es bekannt ist, daß sie als wichtige Leute bey Dienstbesetzungen wollen angesehen seyn?" — Wie armselig hämisch? Und woher hat denn Sr. die Nachricht, von der er sonst nirgends etwas sagt, und die ihm hier auf einmal in den Kopf fährt, daß diese beyden Männer Illuminaten wären? Aber freylich kommt es bey ihm auf eine Erdichtung mehr oder weniger nicht an. — S. 600: "Aber man

"merke

[illegible] doch hier auf die Jungfernstreiche." Pfui! wie pöbelhaft! Aber Schimpfen, sagt Hr. von Sprengseysen einmal, ist altclericalisch. — S. 624: "Meinethalben "erlaube man ihnen Bethäuser, Capellen, Synagogen, Tempel der allerheiligsten Providenz, und gewähre der Berl. "Monatsschr. ihren Wunsch, eine Deistenkirche errichtet zu "sehen, wo beyde Gedicke Rabiner, Nicolai Cantor, und "Küster werden mögen." Das ist eine Probe von [illegible] Witze!

Die Beylagen bestehen, ein paar unerhebliche Urkunden ausgenommen, abermals blos aus Briefsachen, von welchen hier die letzten Stücke, und bis auf die unbedeutendsten Billets des Hrn. Starcks an seinen Mandatarius abgedruckt sind, blos um den Bogen zu füllen.

Etwas über des Herrn Oberhofpredigers Johann August Starcks Vertheidigungsschrift, nebst einigen andern Erläuterungen, von Charlotte Elisabeth Konstantia von der Recke, geb. Gräfin von Medem. Berlin und Stettin bey Nicolai 1788. 22 Seit. gr. 8.

Herr Nicolai hat diese neue Schrift der verehrungswürdigen Frau von der Recke mit einem Vorberichte begleitet, welcher die Geschichte derselben erzählt; und diese ist so merkwürdig, daß wir daraus zuförderst Einiges anführen müssen. Als die edle Dame im Februar die Handschrift an Herrn N. schickte, schrieb sie ihm dabey: "Seit vorigen "October bis auf diese Stunde bin ich an einem schweren "Nervenfieber und schmerzhaften Krämpfen sehr krank, und "immer dem Grabe nahe gewesen. In den ersten Tagen "des Jänners erhielt ich den zweyten Theil von Herrn "Starcks Vertheidigungsschrift. Ich ließ mir das ungeheure Werk auf meinem Krankenlager vorlesen, und faßte "sogleich den Vorsatz, die wenigen Tage, die ich vielleicht "noch zu leben habe, darauf zu verwenden, meine Zeitgenossen vor Abwegen zu warnen, die zum Verderben leiten, "und die wahre Moralität und dauerhafte Glückseligkeit der "Menschen zernichten. — Ich schicke Ihnen diese eine

 "Schrift

"Schrift, so wie sie mir aus der Seele floß, indem ich "mich immer fragte: Wie wirst du diesen Schritt "dann ansehen, wenn du vielleicht aus der nächsten "Ohnmacht nicht wieder erwachest, sondern zum "bessern Seyn hinüberschlummerst? — Von dem was "ich über Sie, Herrn Biester, und Herrn Gedike gesagt "habe, streichen Sie kein Wort weg; wenn sie mich nicht "betrüben wollen." — Herr Nicolai that, was er glaubte, daß er als ein rechtschaffener Mann und ein Freund der edeln Verfasserin thun müßte. Er hatte sie gleich anfangs, als er von ihrem Vorsatze Nachricht erhielt, ernstlich davon abgerathen, wovon er die Ursachen anführt. Aber die Menschenfreundin antwortete ihm: "Lassen Sie mich doch mit "dem Bewußtseyn von hinnen scheiden, daß ich, wo ich ge"konnt habe, nützlich zu seyn, bemüht gewesen bin, und "nie an mich selbst allein gedacht habe." Zugleich meldete sie ihm, daß, wenn er die Schrift nicht drucken lassen wollte, solche anderswo erscheinen sollte, "den Fall ausgenom"men, daß Sie mir beweisen, daß Wahrheit und gute Sa"che nichts durch diese Schrift gewinnen."

Nun zu der Schrift selbst, welche der edelmüthigen Verfasserin eben so sehr, als jene Aeusserungen, zur Ehre gereicht. Wahrheitsliebe, Muth, Scharfsinn, und andre liebenswürdige Eigenschaften des Verstandes und des Herzens charakterisiren solche eben so sehr, als ihre vorhergegangene Schrift wider Cagliostro. Sie gewährt dem Leser eben so viel Belehrung und Vergnügen, als ihm die Starckischen Schriften Verdruß und Ekel erwecken; Empfindungen, welche man um desto lebhafter fühlt, wenn man genöthigt ist, jene und diese hintereinander zu lesen. "Ich "fühle es, sagt die Verf. gleich im Anfange der Schrift, "nur allzu sehr, daß ich bey weitem nicht alles sagen "darf, was ich weiß; und daß Rücksichten auf den Wil"len von Freunden, die ich schätze, auf Umstände, welche "denen, die das Reich der Finsterniß verstecken wollen, nur "allzusehr zu statten kommen, mich nöthigen werden, über "vieles zu schweigen, mir oft nur erlauben werden, schwache "Winke zu geben. Daher verzeih ich es gern denen, die so "viel über diese Materie, und was damit verwandt ist, wis"sen, und doch ganz schweigen, die sogar schweigen, wenn "sie öffentlich und namentlich aufgefordert werden. — In"dessen kann ich vielleicht durch meine fernere freymüthige

"Dar-

"Darstellung jemand ermuntern, daß auch er sich freymüthi-
"ger, als bisher, erklärt. Und denn wohnt noch Gott im
"Himmel, der nach seiner Weisheit auch das Verborgenste
"zu rechter Zeit ans Licht bringen wird. Es kann dies bald,
"und durch Mittel geschehen, an die wir jetzt noch nicht
"denken."

Die Stelle aus der Schrift der **Frau v. d. R.** wider **Cagliostro**, welche **Starck** betraf, haben wir in der Anzeige derselben Band LXXVII. S. 13 angeführt. Sie war, wie wir schon damals bemerkten, und wie nun noch deutlicher erhellt, mit grosser Schonung abgefaßt. "Es ist doch "einmal gewiß, (obgleich Herr St. in seiner so weitläufti-"gen Vertheidigung nicht ein Wörtchen darüber zu sagen für "gut findet), daß er bey seinem hiesigen Aufenthalte einen "**sehr thätigen Antheil an geheimen Verbindungen** "**genommen hat**, daß er bey den Leuten, welche glaub-"ten, grosse Geheimnisse wären noch von unbekannten Obern, "besonders aus **Frankreich**, zu erlangen, für einen wich-"**tigen Mann, der die rechten unbekannten Quellen** "**der Geheimnisse kennen müßte**, allgemein gehalten, "und deshalb mit **geheimer Ehrfurcht** angesehen ward, "daß er **wenigstens gewiß nichts that, um diese Mey-"nung von sich abzuwenden**, oder die ihm deshalb er-"zeigte Ehrfurcht zu verringern, daß er vielmehr **wirklich** "**Schüler in diesen vermeinten Wissenschaften hatte**, "und daher in den nicht ungegründeten Verdacht kam, auch "er habe seinen Schülern **Erwartungen** vorgespiegelt, die "er **nicht erfüllt** hätte." Die Verfasserin wollte also durch den Wink, welchen sie ihm in jener Schrift gab, blos veranlassen, daß er sich vor dem Publico reinigen sollte, indem er erzählte, von wem er betrogen worden sey. Aber sie erwartete nicht, "daß er in einer zwey Bände starken Recht-"fertigung alle diese Sachen vermänteln, und vieles vorge-"ben würde, was mit dem, was er damals insgeheim "sprach und that, gar nicht übereinstimmt. Hiezu kommt "noch, daß man sich schon zu der Zeit, da der Herr Oberhof-"prediger noch hier in Mietau war, ins Ohr sagte: **Er sey** "**bey seinem Aufenthalte in Frankreich, zur rö-"mischcatholischen Kirche übergetreten,** "**um dadurch das Vorrecht zu gewinnen, in der** "**Sorbonne und in den katholischen Klöstern zu** "**manchen wichtigen maurerischen Schriften zu ge-**

"langen,

“langen, nun er aber diese in Händen habe, sey er
“äusserlich wieder zu seiner Kirche zurückgetreten.
“Den Grund oder Ungrund dieses Gerüchts brauche ich nicht
“zu entscheiden; so viel aber ist gewiß, daß seit 1781 dieß
“in Curland und Liefland von vielen geglaubt wurde, und
“noch jetzt, ungeachtet seiner weitläuftigen Vertheidigungs-
“schrift, die auch gleich hier mit grosser Begierde gelesen
“wurde, noch immer von vielen geglaubt wird. Die-
“jenigen, welchen die geheimen Wissenschaften, die der
“Herr O. H. P. hier insgeheim anpries, und das Ansehen,
“welches er sich dadurch in einem gewissen Zirkel zu erwer-
“ben wußte, noch in frischem Andenken ist, haben sich sehr
“verwundert, daß er, da er so viel zur Sache nicht gehöri-
“ges in seiner Vertheidigungsschrift vorbringt, gerade die-
“jenigen Dinge, in welchen er insgeheim auf eine so uner-
“klärliche Weise thätig gewesen, nicht berührt, und wenn
“er ja etwas dahin gehöriges nicht vorbeygehen kann, es ent-
“weder vermäntelt, oder nur Worte, aber keine deut-
“liche Begriffe giebt. Gerade da, wo diejenigen, welche
“die geheime Rolle kennen, die er in Königsberg und hier
“spielte, am gewissesten einigen Aufschluß erwarteten,
“hüllt er sich in ein geflissentliches Dunkel, geräth in
“grossen Zorn, und stößt eine grosse Menge heftiger, alter
“und neuer Schimpfwörter aus, so, daß man es unglaub-
“lich finden mögte, ein Lehrer der Religion Jesu, welche
“Sanftmuth gebietet, habe diese Schrift geschrieben. —
“Diejenigen, welche wohl wissen, welche unerklärliche Din-
“ge er insgeheim sprach und zu verstehen gab, sind mehren-
“theils der Meynung, daß diese ganze Rechtfertigung
“ihn bey weitem nicht völlig lossprechе, weil er seine
“geheimen Connexionen und Bemühungen weder er-
“läutert noch rechtfertigt, und daß der Verdacht, der
“gegen ihn durch seine eigne Veranlassung entstanden sey,
“dadurch gar nicht sey gemindert worden.”

Die Verfasserin erzählt hierauf, daß sie durch das Benehmen des Herrn Starcks genöthigt werde, dasjenige, was sie selbst und seine Verhandlungen mit ihr betrift, in das rechte Licht zu setzen. Noch ehe er aus Königsberg nach Mietau kam, hieß es schon in Mietau und Curland überhaupt: daß er nicht nur ein sehr gelehrter Mann, sondern auch ein grosser Freymaurer sey, der die ächten Geheimnisse besitze, und sich mit der geistlichen [illegible]

rie, wovon man glaubte, daß sie weit über die weltliche erhaben sey, beschäftige. Durch dies Gerücht ward auch die Verfasserin auf ihn sehr aufmerksam, und freute sich, nach ihrer damaligen Denkungsart darüber, daß er in ihr Vaterland kommen würde. Als nun Cagliostro dort erschien, und vor Starck warnte, so hielten die Verf. und ihre Freunde beyde für beynahe gleich wichtige Leute in den magischen Geheimnissen, nur jeden auf verschiedene Art. Sie hatten auch beyde ihre magischen Jünger und Anhänger, und es war in dem Zirkel der Verf. sehr bekannt, daß St. bey Leuten, bey denen es wirken konnte, immer eine sehr geheimnisvolle Sprache führte, und den Hang zu übernatürlichen Geheimnissen in manchen guten Seelen recht geflissentlich nährte. Als daher Cagliostro in der Folge von der Verf. und ihren Freunden für einen zur schwarzen Magie hinüberwankenden Menschen gehalten wurde, fiengen sie an, den Meinungen, welche St. in ihnen erweckt hatte, beyzupflichten, und die Verf. hielt ihn für einen weissen Magier, welcher die Operationen mit dem Degen, die C. übte, für schwarze Magie erklärte, und zu den Geisterbeschwörern hingewiesen hatte, die durch Räuchern, auf clericalische Art, ihre Citationen zu Stande bringen. Wenn gleich St. in seiner Vertheidigungsschrift diese Chimäre von weisser und schwarzer Magie so oft als Chimäre vorzustellen affektirt: so versichert doch die Verf., daß er selbst solche in manchem Kopfe, und auch in dem ihrigen angefacht habe. Er suchte diese abentheuerlichen Ideen insgeheim auszustreuen, und sich zu dem Ende der Gemüther gutdenkender, aber leichtgläubiger Leute zu bemächtigen. Es ist daher ein sehr schlimmer Beweis von dem Character dieses Mannes, daß er, der gelehrte aufgeklärt seyn wollende Theologe, nun in seinem Werke die Leichtgläubigkeit dieser Leute tadelt, die er doch selbst irre geführt, und deren Schwachheit er selbst benutzt hatte, um sie zu hintergehen. Die edelmüthige Verfasserin zeigt mit grossem Scharfsinne, wie diese abentheuerlichen Ideen von weisser und schwarzer Magie, die in so manchen geheimen Gesellschaften gelehrt werden, selbst bey vielen sonst klugen Leuten Eingang finden können, so, daß Leute, wie Cagliostro und Starck, die ihre Absichten dadurch befördern wollen, diese Ideen benutzen, und sie sehr leicht immer fester pflanzen können. So vermehrte auch Starck durch

Erzäh-

Erzählungen von Geistergeschichten; den Hang zur Geisterseherey. In den Besuchen, welche ihm die Verf. machte, nachdem sie so grosse Begriffe von seiner geheimen Weisheit hegte, war mehrentheils die Rede von der Kraft, in dieser unserer Umhüllung schon zu der Gemeinschaft mit Geistern zu gelangen. "Warnte nun etwa dieser in ganz Deutschland für aufgeklärt gehaltene Gottesgelehrte sie vor solchen falschen Ideen? wie man aus seiner itzigen Rechtfertigung schliessen sollte, worin er über die Magie spottet, worin er vorgiebt, er habe Schröpfern von Anfang an verachtet, er sey allen Gaukeleyen und Schwärmereyen nicht hold u. s. w. Suchte er mich auf andere Wege zu bringen? — Gerade das Gegentheil! Mit vieler Beredsamkeit, die jedesmal meine Hochachtung für die verborgenen Kenntnisse desselben vermehrte, machte er mich durch so manche Erzählung von Begebenheiten, die sich zu unsern Zeiten zugetragen haben sollten, noch begieriger, selbst ähnliche Dinge zu erfahren. Eine Geschichte von einem Magier und einem deutschen Prinzen, die Herr Starck mir und verschiedenen andern im engsten Vertrauen erzählte, vermehrte nicht nur bey mir, sondern auch bey den andern Zuhörern, den Glauben an Magie; denn seine hinreissende Beredsamkeit in diesem Fache wirkte auf meine Seele damals mehr, als meine trockne und abgekürzte Erzählung hier auf die Leser wirken wird." Diese Geschichte besteht kürzlich darin, daß ein Magier einem Prinzen sagt, was dieser auf ein Stück Papier, das dieser weder Tag noch Nacht von sich gelassen hat, nicht nur geschrieben, sondern auch sogar dabey gedacht hat. Das Ende der Geschichte ist: "Nun erschrickt der Prinz, und wird völlig glaubig an die Magie." Eine andre Geschichte, welche Starck der Verf. und verschiedenen Freunden, abermals im Vertrauen erzählte, sollte beweisen, daß man schon in dieser Welt gewissermassen zum persönlichen Anschauen Jesu gelangen könne. Sie besteht darin, daß ein Freund des D. Starck auf seinem Todtbette Jesum gesehen habe, wobey Starck selbst und einige andre Freunde im Vorzimmer einen übernatürlichen Glanz gesehen hätten. "Mir, sagt die Verf., flößte er damals dadurch die größte Verehrung für sich ein, weil ich glaubte, er sey des Glücks gewürdigt gewesen, den Glanz Jesu in der Ferne anzuschauen." Dergleichen und

mehrere ähnliche Geschichten, welche alle auf Magie, Necromantie und Geistererscheinungen hinausliefen, setzte Starck den Gedanken in vielen Seelen recht fest: daß Verbindungen mit Geistern eine Quelle menschlicher Vollkommenheiten und des höchsten Glückes wären. "Mußte es auf uns Ungelehrte nicht den größten "Eindruck machen, und uns in unserm Glauben an Magie "und Geisterseherey bestärken, daß ein so gelehrter Theologe "uns in größtem Ernst und mit sehr eindringender Ueberre"dung solche Geschichten erzählte, die auf eben dem Grun"de von der Kraft der Geister und von der gehei"men Macht der Magie gegründet waren, worauf auch "Cagliostro seine magischen Vorspiegelungen gegründet hat"te?" Daß dies Betragen Starck's nun offenbar nicht mit seinem Glaubensbekenntnisse in seiner Vertheidigungsschrift übereinstimmt, ist sehr klar. Die Verf. meynt indessen, daß die Lehre von der Kraft und Dienstbarkeit der sogenannten mittlern Geister der Schöpfung, welche Starck in vertraulichen Gesprächen ziemlich nach Cagliostroscher Lehrart anzunehmen schien, vielleicht machte, daß diejenigen, welche sich in die Lehre der Geisterseherey hinein gedacht haben, zwischen seinen mündlichen und schriftlichen Aeusserungen keinen Widerspruch fänden. Das wäre denn abermals ein Beweis des geflissentlichen Dunkels, welches Starck über manche Materien verbreitet.

Was aber die Verfasserin vorzüglich in Erstaunen setzte, das war das Vorgeben des D. Starck, daß er gegen den Mann, auf dessen Veranlassung er 1773 an Schröfer'n schrieb, in Absicht dieses Gauklers die tiefste Verachtung bezeugt habe. Man kann und soll das freylich auch, nach St. Absicht nicht anders verstehen, als daß er von Anfang an, also schon 1773, wirklich die tiefste Verachtung gegen Schröpfer'n gehegt habe. "Und doch", so lautet nun das merkwürdige Zeugniß der Verfasserin, "war "der Hr. OHP. noch 1780, und also sechs bis sieben "Jahre, nachdem er die berüchtigten Briefe an S. "geschrieben hatte, von ganz anderer Gesinnung! "Denn als er mich in diesem Jahre auf meinem Krankenlager "besuchte, schilderte er mir sehr ernstlich und in andringenden "Worten Schröpfer'n als einen Mann, der überna"türliche Kräfte besäße, und der, wenn er diese ge"hörig benutzt hätte, viel Gutes würde haben wir-

"ken

"ten können. Ja, der Hr. OHP. gieng gar so weit, mir "Schröfer's Nachfolger, Fröhlich, der seine geheimen "Schriften geerbt haben sollte, als einen Mann zu nen- "nen, der vielleicht grösser, als Schröpfer, werden "könnte." (In einer Note führt die Verf. an, daß noch vor einiger Zeit ein Kaufmann Fröhlich in Görlitz gelebt haben soll, der Schröpfer's Nachfolger gewesen ist. Einige behaupten, er sey gestorben; andere sagen, er werde bald eine eben so glänzende Rolle spielen, als Cagliostro eine Zeitlang gespielt hat. Viele Leute haben noch sehr grosse Begriffe von der magischen Kunst dieses Menschen. "Vielleicht", setzt sie hinzu, "ist er eben der, den Hr. Starck mir 1780 "als künftigen Geistergebieter empfahl, vielleicht ist es "ein anderer.") Wie reimt sich nun dieß mit dem, was Starck über seinen berüchtigten Briefwechsel mit Schröpfer itzt behauptet? "Unerklärlich", sagt die V., "und ich "muß es mit Bedauern sagen, sehr zu tadeln, scheint es mir, daß "ein gelehrter Theologe, der in seinen öffentlichen Schriften "für aufgeklärt gelten wollte, insgeheim mit Vorsatz, "eben so wie Cagliostro, Irrthümer aussäen, und die "schon erhitzte Imagination meiner irregeführten mystische "Geheimnisse ahndenden Seele so spannen, und einen Schrö- "pfer, den er schon 1773 will verachtet haben, mir noch "1780 so anpreisen, ja mich von ihm zu dessen nur Wenigen "bekanntem Nachfolger Fröhlich hinweisen konnte; und noch "unerklärlicher, wie er nunmehr öffentlich das Gegentheil "von seinen ehemaligen mündlichen Erzählungen be- "haupten kann, und sich dadurch zu rechtfertigen sucht. O! "das kann ich nicht Aufrichtigkeit nennen! Sollte dem Hrn. St. "das angeführte Gespräch mit mir entfallen seyn, so wird er sich "dessen vielleicht erinnern, wenn ich ihm sage, daß es gera- "de an dem Tage war, da er mir einige Briefe von Schrö- "pfer'n (die ich freylich nicht verstand), mit Achtung "für Schröpfer'n vorlas, und da ich ihm darauf, gerührt "durch das Vertrauen, dessen er mich würdigte, das Schat- "tenbild meines Bruders und das meinige, als Zeichen mei- "ner Hochachtung, gab. Es kann ihm aber dieses sein an- "dringendes Gespräch unmöglich ganz entfallen seyn; denn "er erinnert sich selbst (in seiner Rechtfertigung S. 341) "der zwey Umstände, mich in meiner Krankheit besucht, "und von mir die Schattenbilder erhalten zu ha- "ben." Und nun setzt die Verf. noch folgende merkwürdige

Verse

Versicherung hinzu: "Ich habe über das, was ich hier vom "Hrn. St. Gespräch über Schröpfer und Fröhlich anführe, "keinen weitern Zeugen, als Gott; der Herr OHP. kann "also, wenn er es für zuträglich findet, dieß freylich läug- "nen. Aber ich bezeuge hier vor Gott, und vor allen recht- "schaffenen Leuten, deren Achtung mir etwas werth ist, daß "ich die reine Wahrheit schreibe. Ich muß es denn, wenn "Hr. St. die Sachen abläugnen sollte, ganz ruhig darauf "ankommen lassen, daß das Publikum, welches uns beyde "kennt, entscheide: welchem von uns Glauben beyzumessen "sey? Ob man mir zutrauen wird, daß ich muthwilliger "Weise eine solche Geschichte erdichten könnte; oder Hrn. "St., daß er sie läugnen könnte, weil er sich einmal "in eine schlimme Lage in dieser Sache gesetzt hat? "doch habe ich Gründe zu vermuthen, daß Hr. St. auch "noch einigen seiner Schüler diesen Fröhlich als werdenden "Geistergebieter empfohlen habe; und diese werden (gesezt, "sie hätten Gründe, warum sie izt noch nicht laut wider- "sprechen wollen, wie ich es von Einigen wohl weiß, und "von andern vermuthen kann), doch endlich auf den Gang "merken, den der Herr OHP. in dieser Sache genommen "hat, und um so deutlicher einsehen, was von dessen über- "natürlichen und geheimnißvollen Kräften, nebst den ange- "priesenen durch Rauch bewirkten Operationen Schröp- "fer's und seines Nachfolgers wohl zu halten seyn möge, da "der Herr OHP. Schröpfer'n von Anfang an für einen "Betrüger will gehalten haben, den er doch lange nachher "wirklich mir und andern so dringend empfahl." Da es mit St. Behauptung in diesem Puncte so schlecht aussieht: so macht das freylich auch seine übrigen dreisten Behauptungen noch verdächtiger. Auch ist es, wenn man seine Briefe an Schröpfer'n aufmerksam liest, völlig unwahrscheinlich, daß er diesen Menschen blos habe warnen, oder ausfor- schen wollen. Zu dem erstern waren die sonderbaren Dinge, welche darin vorkommen, warlich nicht nöthig, und bey dem leztern bleibt immer die Frage übrig: wozu hat ein so berühmter Freymaurer einen tollkühnen Menschen, den er verachtete, ausforschen wollen? Die Verfasserin sagt: "Er suchte ganz etwas anders an Schröpfer'n. Er "redet in diesem Briefe 1773 eben so ehrerbietig zu diesem "Betrüger, als er gegen mich nachher 1780 von ihm redete, "als zu einem Menschen, der übernatürliche Kräfte aus-

"eben der Quelle hatte, wie Herr Starck." Was die Curländische Begebenheit dieses Mannes betrift, von welcher er in seiner Vertheidigungsschrift so drohend redet (man S. unsere Anzeige derselben im 80sten Bande dieser Bibliothek S. 381): so bestätigt die Verfasserin hier, was wir dort darüber nach dem Gerüchte angeführt haben. Denn sie versichert, es habe ihre Hochachtung gegen ihn vermindert, daß er, nachdem er so manchen edeln Mann in Curland mit hohen Erwartungen in der Freymaurerey hingehalten hatte, nachher einige Männer, die ihn dazu bringen wollten, sein ihnen gegebenes Versprechen zu erfüllen, bey solchen, die nicht Maurer waren, auf das bitterste anklagte. "So viel als in dieser Sache," setzt sie hinzu, "selbst durch Hrn. St. zu unfreymaurerischen Ohren "gekommen ist, so hat er durch diese Geschichte bey den meh"resten seiner vormaligen Freunde hieselbst die Achtung ver"lohren, die er ehemals besaß. Ich habe Gründe, warum "ich hierüber vorjetzt nicht mehr sagen will." Die Verf. bezeugt ferner, daß sie das Clericat des D. St. ganz und gar nicht für so unschuldig halte, als er es ausgiebt. Wir haben darüber schon in unserer Anzeige der St. Vertheidigungsschrift (a. a. O. S. 364) vieles gesagt, und wollen, um solches vollständiger zu machen, einige Bemerkungen der Verfasserin beyfügen. Die catholischen Ceremonien der Cleriker, zu denen auch die priesterliche Einsegnung der Tempelritter gehörte, hätte St. umständlich auseinander setzen müssen, wenn es ihm um Wahrheit zu thun gewesen wäre. Aber er übergeht alle bedenkliche Umstände ganz und gar mit Stillschweigen. Er thut immer nur, als ob etwa acht Leute sich, so wie von ungefähr, den unbedeutenden Namen Cleriker gegeben hätten, da doch diese Idee von der geistlichen Maçonnerie ganz allgemein verbreitet worden war. Er schweigt darüber, daß der Name Cleriker so wichtig gemacht ward. "Wenn man auf die Aufnahme in "den innern Graden der Cleriker aufmerksam ist, so "sieht man bald, (wie ich von rechtschaffnen Männern weiß, "welche die Versammlungen und ihre Gebräuche genau ken"nen, die ehemals davon eingenommen waren, und jetzt sie "besser haben kennen lernen), wohin das Ganze zielen soll, "und man wird Priesterweihe und Ordensweihe in ziem"licher Verbindung mit einander finden. — Kein Cleriker, "auch nicht Starck, der doch ein protestantischer Theologe

war,

"war, hat jemals (wie ich auf Nachfrage von einem glaub-
"würdigen Manne gehört habe), im Capitel es vor unrecht
"erklärt, daß protestantische Tempelritter einen ganz ca-
"tholischen Eyd schwuren." — Wenn Cleriker bey einer
Aufnahme zugegen waren, so ward in ihrer Gegenwart der
catholische Eyd auch von allen Protestanten abgeschworen,
und es gab sodann ein Cleriker dem Aufzunehmenden die
priesterliche Einsegnung in seinem priesterlichen Or-
nate. Ist es nun zu bewundern, daß die Meynung ziem-
lich allgemein ward; das Clericat sey ein catholisches Prie-
sterthum, und man müßte, um an der geistlichen Ma-
çonnerie Theil zu nehmen, auf gewisse Weise catholisch
werden? Starck hätte daher dies aufklären, und erzählen
sollen, woher das Clericat kam? wie es an prote-
stantischen Geistlichen entschuldigt werden könne,
daß sie ganz catholische Ceremonien bey den Pro-
testanten einführten? wenn die Ordensweihe nicht
Priesterweihe seyn soll, was sie denn sonst ist? ob
die besondern Geheimnisse, deren sich die Cleriker
rühmten, wirklich oder erdichtet waren? und wenn
das letztere seyn sollte: wenn sie erdichtet worden? wer
sie erdichtet habe? und wenn und wo der Betrug
entdeckt worden sey? Starck hätte um so mehr dies
Alles erklären sollen, da er nicht etwa ein blos leidendes Mit-
glied des Clericats war, sondern da er selbst Logen eingerich-
tet hat; da er eine unbedingte Vollmacht von dem unbe-
kannten Obern, Pylades, hatte, aufzunehmen, wen
er wollte, und da aus den im 2ten Theile des Anti St.
Nicaise abgedruckten Briefen klar ist, daß er der Vor-
nehmste unter den bekannten Clerikern war. "Ob Herr
"Starck, sagt die Verfasserin, keine Loge eingerichtet hat,
"worin ein Unbefangener gleich beym Eintritte ungefähr se-
"hen konnte, wohin seine Absichten gegangen sind, dies mö-
"gen diejenigen prüfen, welche die Einrichtung der Starck-
"schen Logen von gewisser Art kennen. Ich habe mit
"einem gutmüthigen Manne, der zu einer solchen Loge ge-
"hört, gesprochen, und diesem, weil er sich zur protestanti-
"schen Kirche äusserlich bekennet, mein Bedenken frey gesagt.
"Aber der gute Mann war so verblendet, daß er mir ant-
"wortete: Was ich denn an der catholischen Religion
"auszusetzen hätte; im Grunde wäre sie doch im
"ältern Besitze der Geheimnisse, als die pro-

„testantische. Gütiger Gott! Wohin führen diese Grund-„sätze? und zu diesen werden Protestanten bey den Cleri-„kern in sogenannten Logen durch catholische Ceremonien „vorbereitet!“ die Verfasserin bezeugt gleichfalls, was wir auch in unserer oft angeführten Anzeige (S. 378 ff.) bemerkt haben, daß St. bey der Erklärung seiner berüchtigten Vollmacht von dem unbekannten Pylades nicht aufrichtig verfahre, und eine Unwahrheit sage, wenn er solche zu einem maurerischen Certificate machen will. Der Unterschied wird sehr gut gezeigt, und Niemand, welcher nur ein einzigesmal ein maurerisches Certificat gesehen hat, wird sich das weis machen lassen.

Die Sage von dem sich in der Stille verbreitenden Chatholicismo hält die Verfasserin auch nicht für so ungegründet, als Starck. Sie versichert vielmehr, mehrere und ganz überzeugende Gründe gefunden zu haben, daß die heimliche Proselytenmacherey und die geheimen Machinationen der Propaganda zum Nachtheil der protestantischen Religion sehr weit gehen. Sie gesteht zwar auch, was jeder verständige Mann einsehen muß, daß, wegen mancher Betrachtungen, einige sehr einleuchtende Beweise nicht öffentlich beygebracht werden können; indessen führt sie doch zwey an. „Aus der zuverlässigsten Quelle weiß „ich es, daß der Cardinal Borgia es angesehenen Reisen-„den, deren Glaubwürdigkeit Herr Starck in Zwei-„fel zu ziehen sich nicht unterfangen wird, gesagt hat: „Jetzt sey der vorzügliche Sitz und Wirkungskreis „der Jesuiten in Norden, und ausdrücklich hinzugesetzt „hat: daß sogar einige Jesuiten protestantische Pre-„digerstellen bekleideten. — Ein solches Zeugnis von „dem Geheimschreiber der großen römischen Anstalt „zur Verbreitung der catholischen Religion selbst „setzt dies wohl außer Zweifel. — Auch hat ein Curländi-„scher Cavalier bey ebendemselben Cardinal Borgia, dama-„ligem Secretär der Propaganda, Nachrichten über Cur-„land und unsern kirchlichen und politischen Zustand „gefunden, die ihn in Erstaunen setzten, und die Vermu-„thung bestätigen, daß der römische Hof und die Propagan-„da auch hier sehr gute Correspondenten haben müssen, „und ihren Einfluß im Norden allgemeiner zu verbreiten „suchen. Dies hätten vermuthlich meine Landesleute sich so „wenig, als die Bewohner Deutschlands, vermuthet. Doch

"ist es wahr!" Wer von den großen Anstalten der Propaganda nicht unterrichtet ist, lese auch die Note, welche hier S. 16. steht.

Was die Verf. über den St. Nicaise, und Starck's Betragen bey Gelegenheit dieses Buches sagt, übergehen wir, um des Raums zu schonen. Jeder Unbefangener wird auch darin die Wahrheit auf ihrer Seite finden. Wichtiger aber noch ist das, was sie darüber sagt, daß Starck aus dem, was sie in ihrer Schrift über Cagliostro von dessen Warnung wider Starck erwähnt hatte, in seiner Vertheidigung hat beweisen wollen, daß entweder Cagliostro oder er kein Jesuit seyn müsse. Sie will zwar noch gern hoffen, daß das so zweydeutige Betragen Starck's weder Beförderung des Catholicismus, noch Jesuitismus ist. Aber dadurch, daß er mit seinem Taufscheine zu beweisen glaubt, er sey zu jung gewesen, um Jesuit der vierten Classe zu seyn, habe er, meynt sie, eigentlich wohl nichts für sich bewiesen. "Man muß den Geist geheimer Gesellschaften und ihrer Gesetze wenig kennen, wenn man sich es nicht selbst sagen kann, "daß solche Gesetze nur für die zudringlichen und talentlosen Mitglieder gegeben sind; daß aber die Obern die "Macht haben, in jeden Fällen, wenn das Beste des "Ordens es mit sich bringt, diese Vorsicht zu überschreiten. "Ich kenne einen sehr geistvollen catholischen Priester, "der mir selbst gesagt hat, man habe bey ihm, zur Verwunderung der ganzen Geistlichkeit, die Ausnahme gemacht, "ihn schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, in "Zeit von zweyen Monaten, aus einem Weltmanne zum "Priester zu weihen, der Messe lesen und alle hohe Verrichtungen der Kirche ausüben könne. Und die Jesuiten — "die sollten die einzigen seyn, welche ein zu ihren Absichten "taugliches Subject, nach unverbrüchlichen Ordensregeln, "durchaus eine festgesetzte Reihe von Jahren prüfen müßten, "ohne dies schnell alle Stufen hinaufführen zu dürfen? "Solch ein unpolitisches Gesetz läßt sich vom intrigantesten "Orden nicht denken; denn schlaue Menschenkenner und Ausspäher werden gewiß die Fähigkeiten eines Ordensgliedes "in kürzerer Zeit genugsam ergründen, vorzüglich, wenn sie "dem Subjecte Fähigkeiten zu den Ordensabsichten angebohren finden." Auch den Umstand, daß die Cleriker verlangten, es sollten keine Jesuiten, oder andere catholische Geistliche ins Clericat aufgenommen werden, findet die Verf. nicht

sehr beweisend für Starck. "Wenn man einmal aus andern "wichtigen Gründen annehmen muß, daß dies sogenann"te Clericat, dessen Aeusseres ganz catholisch aus"sieht, von Catholiken herkam, die auf Protestanten "wirken wollten: (und Hr. St. hat nicht für gut gefun"den, so wenig von dessen eigentlichem Ursprunge und Obern, "als von dessen wahrer Beschaffenheit, und von den sogenann"ten Geheimnissen, die in der geistlichen Maçonnerie, "oder im Clericate enthalten seyn sollen, nur ein Wort zu "sagen); so ist es natürlich, daß sie, durch eine solche schein"bare Acte, nur blos dem Verdachte, den die Protestan"ten bekommen konnten, zuvorkommen wollten. Ueber"dem ists natürlich, daß die catholischen unbekannten Obern "sich ohnehin nicht getrauen durften, Priester und Jesuiten, "die catholisch geboren waren, als Werkzeuge zu gebrau"chen, sondern sie brauchten Protestanten, die unvermerkt, "durch die absichtlich ausgebreitete geheime Meynung, daß "die ächten Geheimnisse der geistlichen Maçonnerie in "Frankreich, in den Klöstern, in der Sorbonne und "dergl. befindlich wären, zu ihnen hinüber gezogen wurden. "Also konnte diese Acte wohl nichts als Politik seyn, und "hinderte ihre Operationen gar nicht. Ich führe dies "nur als ein Beyspiel der Unzulänglichkeit der Beweisgrün"de des Hrn. OHP. an; denn sonst ist, so viel ich mich er"innere, nicht namentlich von ihm behauptet worden, daß "Er gerade ein Jesuit der vierten Classe sey." Auch blos dadurch, daß Cagliostro vor Starck, und dieser vor jenen warnte, ist es noch gar nicht ausgemacht, daß beyde nicht zu gleichen Zwecken arbeiten konnten. Beyde suchten Magie und Geisterseherey zu verbreiten. Wenn aber nur Aberglauben verbreitet, und gesunde Vernunft unterdrückt wird: so ist den unbekannten Vätern Jesuiten wohl einerley, auf welche Art es geschiehet. Jemehr Systeme sind, die dahin führen, desto mehr werden die Partheyen erhitzt, und desto eifriger werden sie. Man geht von einem Systeme zum andern, voll Hoffnungen, und immer weiter. Der Zweck der unbekannten Obern wird daher durch mehrere Systeme noch befördert. Im Warnen vor Vernunft, und Einschärfung des blinden Gehorsams gegen die unbekannten Obern, stimmen doch alle Systeme der höhern Geheimnisse überein. Dies bahnt den Weg zu blindem Glauben vortreflich. Wenn dann protestantische Pre-

diger, als Verbündete der römischen Hierarchie, hinzukommen: so ist es gewiß kein blosser Traum, wenn man fürchtet, daß Europa allmählig wieder in den Schlamm des Aberglaubens zurücksinken könnte. "Die Wirkung ist langsam, "aber sicher, und ich habe sie seit einigen Jahren bey gutmüthigen und sonst recht klugen Leuten schon jetzt bemerkt."

Was die Verf. nun zur Vertheidigung der Herrn Nicolai, Biester und Gedike sagt, gereicht ihrem Herzen eben so sehr zur Ehre, als die unwürdige Behandlung, welche St. sich gegen diese verdiente Männer erlaubt, seinen Character und Stand schändet. Wer wird es nicht sehr richtig finden, was die edle Dame sagt: "Es scheint Herr St. "gar nicht gefühlt zu haben, wie wenig es für ihn anständig war, in diesem Streite, wo ihm Schuld gegeben ward, "er habe sich solcher Dinge verdächtig gemacht, die einem "protestantischen Gottesgelehrten nicht geziemten, nun alle "Aufmerksamkeit auf solche ungeziemende Dinge überhaupt "für überflüßig und schädlich, ja für unanständig und boshaft "auszugeben."

Da Garve in dem Starckischen Werke so oft mit Lobsprüchen citirt wird: so könnten vielleicht flüchtige Leser glauben, jener würdige Gelehrte nehme Schwärmereyen in Schutz. Um diesen Irrthum zu verhindern, rückt die Verf. einen Brief desselben, mit seiner Erlaubniß, ein, welcher zeigt, wie weit dieser berühmte Mann davon entfernt ist, Thorheiten, wie die Magie, zu vertheidigen, und welcher unter andern auch zum Beweise dienet, daß er über die Gefahren, welche der protestantischen Kirche drohen, izt etwas anders, als ehemals, denkt.

S. 71 f. findet sich in einer Note noch eine Nachricht von ein paar Betrügern, Bilhelmi und Graf Bologna, die einige für eine Person halten. Der erstere zog vor einigen Jahren in Oestreich, Schlesien und Polen herum, wollte für einen grossen Kenner innerer Orden gehalten seyn, trieb vielerley Intriguen, und mag wohl von den unbekannten Obern gesandt gewesen seyn. Der andere, vielleicht ein Mönch, gewiß aber, nach seinem eigenen Geständnisse, ein in Italien geweihter catholischer Priester, zog in Deutschland herum, machte bald den italienischen Sprachmeister, bald den ächten Freymaurer, bald den Zeichendeuter, bald den Geisterbanner, bald den Schatzgräber. Er nahm in Leipzig die protestantische Religion an,

las aber dennoch an mehrern Orten Messe, um damit Geister zu bannen und Schätze zu graben. In Erlangen ward dies entdeckt, und er kam ungefähr im Jahr 1778 in gerichtliche Untersuchung. Der geweihte tragbare Altar, den er zum Messelesen bey sich führte, ward wirklich bey ihm gefunden. Er ward des Landes verwiesen, und soll sich nachher unter andern Namen in Schwaben und der Schweiz haben blicken lassen.

Nun bemüht sich die Verfasserin noch, den abentheuerlichen Aufsatz von Schlosser über Cagliostro im Januar 1788 des deutschen Musei zu beantworten. Daß eine solche gesuchte Vertheidigung eines berüchtigten Betrügers und dessen gespielter Betrügereyen offenbar schädlich sey, ist sehr einleuchtend. Die Verfasserin führt solches Herrn Schlosser sehr ernstlich zu Gemüthe, und beantwortet die feinen Sophistereyen, zu deren Ausschmückung er in jenem Aufsatze allen seinen blendenden Witz aufgeboten hat, mit eben so vieler Kaltblütigkeit als Gründlichkeit, läßt aber dabey den Kenntnissen und Verdiensten desselben alle Gerechtigkeit wiederfahren. Wir wollen nur Einiges hievon, welches noch zur nähern Kenntniß der Geschichte des Betrügers dient, davon auszeichnen. Herr Schlosser sagt: die von der Verfasserin erzählte Geschichte der Betrügereyen des Cagliostro in Mitau, sey ein unvollendetes Drama. Darauf erwiedert sie: "Das Drama des C. sollte nicht in Mitau, "sondern in Petersburg gespielt werden. In Mitau lag "nur die Scene zum Vorspiele. C. kam gewiß nicht so "ganz von ungefähr aus Italien oder aus den ägyptischen "Pyramiden mit einemmale bis nach Mitau. Was bewog ihn, alle andere Städte blos durchzureisen, und hier "gleich seine Operationen anzufangen? Er war gesendet; "dies sagte er selbst, und dies war auch wohl augenscheinlich. Wie hätte er sonst so genau wissen können, an wen "er sich zu wenden hätte, so genau die Leute wählen können, die er, ihrem Charakter nach, gleich anfänglich "seinen Absichten bequem fand? Wer gab ihm die Nachrichten? — Vermuthlich eben die Propaganda, die vom "kirchlichen und politischen Zustande in Curland so "genaue Nachrichten einzieht. (S. oben.) Unwahrscheinlich "ist es wenigstens nicht; denn sonst sind wohl die nördlichen "Länder im südlichen Europa so sehr bekannt nicht, und die "Propaganda wendet doch so viele Kosten nicht umsonst

"auf, sondern theilt die Nachrichten wohl mit, wo es den "gemeinsamen Zweck befördern kann. Wäre ihm sein hin"terlistiger Plan geglückt, mich zur Reise nach St. Peters"burg, mit Bewilligung meines Vaters, zu überreden, so "wäre ihm seine Absicht noch besser gelungen. Denn er wür"de alsdenn am dortigen Hofe nicht als ein dunkler Aben"theurer, sondern als ein Mann, dem eins der ersten Häu"ser in Curland seine Tochter anvertrauete, erschienen seyn. "Dies mißlang ihm nun zwar; aber er bekam doch von hier "aus die besten Empfehlungen, welche er auch genutzt hat. "Dem Throne der grossen Catharina durfte er sich indessen "nicht nahen, weil der durchdringende Verstand dieser Mo"narchin sein Gaukelspiel sogleich entdeckte. So verfehlte "er daher seinen Hauptzweck, nämlich sich und seinen "Obern einen Wirkungskreis unter der Regierung der "weisen Catharina zu verschaffen. Er gab nur Stoff "zu dem bekannten Lustspiele, welches diese Monarchin "selbst schrieb. Nun mußte er schnell durch Curland fliehen, "weil er den Anblick seiner betrogenen Schüler "scheuete. Er führte darauf das Nachspiel in Warschau "auf, welches in der kleinen Schrift: Cagliostro in War"schau, beschrieben ist." — Und der Mann wird Schlos"ser's Held!

Am Schluß fordert die Verfasserin die Leser, welche et wa ihre Erzählungen zum Theil in Zweifel ziehen sollten, auf, daß sie sich durch ihre Bekannten in Curland nach der Wahrheit der Thatsachen im Vertrauen näher erkundigen mögten. "Es leben hier noch manche Personen, welche von "Cagliostro betrogen, und vom Hrn. OHP. Starck mit "Erwartungen hoher Geheimnisse hingehalten worden sind. "Einige können sich freylich nicht entschliessen, sich öffentlich "als Zeugen von solchen Thatsachen, deren Wahrheit sie sehr "wohl wissen, und die sie mißbilligen, anführen zu lassen. "Einige wollen mir kein schriftliches Zeugniß geben; aber "mündlich sagen sie hierüber genug, und noch mehr, als ich "hier anzuführen nöthig und nützlich geachtet habe. We"nigstens bin ich gewiß überzeugt, daß nicht alle sich weigern "werden, gegen redliche Leute, von denen sie gewiß versichert "sind, in den Verbindungen, in welchen sie noch stehen, nicht "compromittirt zu werden, im Vertrauen der Wahr"heit ihr Zeugniß zu geben."

Endlich folgt eine eindringende Ermahnung an Herrn Starck, die aber, wie man es wohl voraussehen konnte, vergeblich gewesen ist. Wir zeichnen nur noch die letzten Worte aus: "Nur auf den Fall, daß entweder Herr Starck "mir und denen, die sein ganzes Betragen genau kennen, "Genüge leistet, oder wenn ich auf irgend eine Art die Wahr-"heit in ein stärkeres Licht setzen kann, werde ich mich, falls "er antworten sollte, über diese Antwort näher erklären; "aber sonst schweige ich gewiß, wenn ich auch noch so bitter "angegriffen werden sollte, und hülle mich ganz ruhig in das "Bewußtseyn, daß ich meinen gegenwärtigen Schritt genau "geprüft, und mich bey jeder Zeile, die ich niederschrieb, ge-"fragt habe, wie ich diesen Schritt (den ich, meiner Mey-"nung nach, zum Besten meiner Mitmenschen, die irre ge-"führt werden, wagen mußte), dereinst vor dem Richter-"stuhle Gottes verantworten werde? — dort, wo auch "das Betragen des Herrn OHP., und alle Triebfedern "seiner Handlungen, auch der geheimsten, so wie die "meinigen, vor dem allmächtigen und allwissenden Richter "der Herzen enthüllt seyn werden."

Recensent sieht sich nun in der unangenehmen Nothwen-digkeit, dem Publico von der höchst unanständigen Antwort, welche Starck jener Schrift entgegengesetzt hat, Rechen-schaft zu geben. Hier ist ihr Titel:

Auch Etwas wider das Etwas der Frau von der Recke über des Oberhofprediger Starcks Ver-theidigungsschrift, von Dr. Johann August Starck. Leipzig bey Beer, 185 Seiten, 8.

Wenn irgend ein Leser diese Schrift mit einiger Erwartung in die Hände nimmt, in welchem Falle der Recensent sich freylich nicht befand: so wird er sie doch sicher nicht blos eben so unbefriedigt, sondern, wenn er nur noch einiges Gefühl von Ehrliebe und Wohlstand hat, mit eben so großem Wi-derwillen, als dieser, wieder weglegen. Man darf wirklich nur jene so anständig, so billig, so überzeugend geschriebene Schrift der Frau von der Recke, und diese unanständige, pöbelhafte, grobe, hämische, heftige, unbillige und unbe-friedigende Antwort des Hrn. Starck lesen, um sich zu über-

zeugen,

zeugen, auf welcher Seite Wahrheit sey; und wie verzweifelt die Sache eines Mannes seyn müsse, welcher so schreiben kann, wie diese Schrift geschrieben ist. Jene athmet auf allen Seiten Wahrheitsliebe, edle Freymüthigkeit, Gefühl für Wohlstand, und ist durchgehends in einem Tone abgefaßt, welcher die Sprache der Wahrheit und Unschuld ist; diese fängt mit Schmähungen an, und endigt mit Schimpfwörtern, setzt alle Achtung, die man dem Stande und Geschlechte einer Dame, wie die Frau von der Recke ist, gänzlich aus den Augen, setzt freymüthigen Erzählungen dreistes Leugnen und elende Sophistereyen entgegen, und ist durchgehends mit einer so ganz zügellosen Leidenschaft geschrieben, daß man überzeugt werden muß, ihr Verfasser schreibe wie ein Mann, der wenig mehr zu verliehren hat. Es ist in der That für einen Mann, der noch einiges Gefühl hat, traurig, ein solches Urtheil fällen zu müssen; aber Rec. ist es der Wahrheit schuldig, und hoft, daß kein Leser folgender Anzeige es ungerecht, oder auch nur zu hart ausgedruckt finden wird.

Die Vorrede fängt gleich mit dem faden Witze an, daß die Verf. jener Schrift mit der Debora, Jael und Hulda verglichen wird. Was die Schrift selbst betrift, so wollen wir zuerst sehen, was Herr St. in den Hauptsachen geantwortet hat, und hernach von seinen häufig eingemischten Schmähungen reden. Das erste hat man wirklich Mühe zusammenzusuchen, weil es so gar wenig, und unter seichtem Gewäsche und Schimpfreden versteckt ist. Hier ist indessen Alles, was wir haben finden können. Frau v. d. R. sagte in ihrer ersten Schrift über Cagliostro: "Hr. St., "der von sich hat glauben lassen, daß er auch Ober"haupt einer geheimnisvollen Gesellschaft gewesen." Nun läugnet St. hier, daß er je Meister vom Stuhl gewesen, oder im templarischen System an der Regierung des Ordens Theil genommen, oder von dem Clericate Chef gewesen sey. Dies könnte nun Alles doch noch mit jenen Worten der Frau v. d. R. bestehen; denn es hat Mancher von sich glauben lassen, oder sich das Ansehen gegeben, daß er Etwas sey, was er doch nicht war. Aber St. wagt da doch wieder, wie gewöhnlich, eine dreiste Behauptung, welche man aus seinen im 2ten Theile des Anti-St. Nicaise gedruckten Briefen widerlegen kann. Hier beträgt er sich ganz als Chef der Clerike. Er schreibt im Namen derselben; er nennt

nennt sich Kanzler derselben; er producirt die Vollmacht von Pylades, und nicht Hr. von Vegesack producirte sie, welchen er nun, weil die Todten nicht reden können, zum Chef macht. Man wird in jenen Briefen nicht eine Spur finden, daß dieser es war, wohl aber durchgehends, daß Starck sich als solcher betrug. Er will dem Orden Entdeckungen machen, die ohne ihn nicht zu erhalten sind; (Anti-St. Nic. 2. Th. S. 12.) die gewisse Loge ausserhalb Deutschland dependiret von ihm (S. 13. das heißt doch wohl, er war ihr Oberhaupt, und noch mehr, denn selbst von einem Meister vom Stuhl dependirt ja wohl die Loge nicht); diese hat Meister und Väter des Tempels aufzuweisen, dergleichen vielleicht keine andre zeigen kann, obgleich solches der Loge selbst verborgen ist; (eb. f.) er bittet sogar, besondere Geheimnisse auf ein besonderes Stück Papier zu schreiben. (S. 57.); folglich sollten die andern Cleriker, und unter diesen Vegesack, diese besondern Geheimnisse nicht wissen. Beweise genug, daß er, nicht ein anderer, der sichtbare Chef des Clericats war, oder damals wenigstens dafür angesehen seyn wollte. — Der Widerspruch, welchen er S. 22. f. der Frau v. d. R. vorwirft, findet gar nicht Statt, und ist schon in ihrer Schrift hinlänglich beantwortet. — Was Frau v. d. R. aus Hrn. Starcks Curländischen Lebenslaufe erzählt: daß er dort an geheimen Verbindungen sehr thätigen Antheil genommen habe, und für einen wichtigen Mann gehalten worden sey, der die rechten unbekannten Quellen der Geheimnisse kennte, wobey er nichts gethan habe, diese Ehrfurcht zu verringern, vielmehr wirklich Schüler in den geheimen Wissenschaften gehabt habe, und daher in den Verdacht gekommen sey, auch er habe seinen Schülern Erwartungen vorgespiegelt, die er nicht erfüllt hätte: diese wichtigen Umstände beantwortet St. so, daß man seine Verlegenheit nur zu sehr gewahr wird, nämlich mit lauter leeren Worten. Hier ist nur eine Probe davon: "Ich würde zu dem allen lachen, "laut auflachen, wenn nicht die Frau v. d. R. mein "herzliches Mitleiden verdiente. Denn diesem unzusammenhängenden Räsonnement" (hier ist ja gar kein Räsonnement; hier sind ja lauter Thatsachen, die Hr. Starck beantworten soll. Welche Verdrehung!) "sieht mans ja "an allen Orten an, daß es das Product der Krankheit ist.

"ist. — Morgen kann es einem Phantasten einfallen, gros"se Geheimnisse von unbekannten Obern in Aegypten oder "Medina, im Geiste des ehemaligen Lehrmeisters der Frau "v. d. R., des grossen Cagliostro, zu erwarten; erfähret "er nun zum Unglück, daß ich coptisch und arabisch ver"stehe; so bin ich wieder der wichtige Mann, der diese un"bekannten Quellen kennt, und dann ist nur eine Frau v. d. "R. nöthig, um dieses der Welt zu verkündigen." (Welch ein elender Witz!) Bey dieser Gelegenheit müssen wir noch bemerken, daß der Verf. in allen seinen Schriften über diese seine schlimme Sache ein besonderes Kunststück anwendet, welches ihm bey flüchtigen Lesern treffliche Dienste leisten kann. Solche Thatsachen nämlich, wie die eben angeführten, welche genau zusammenhängen, reißt er, wenn er sie beantworten soll, auseinander, und sucht jede einzeln in einem Schwall von Worten zu ersticken. Da muß man denn aufmerksam seyn, um seine Sophistereyen zu entdecken. — Die Sage, welche Frau v. d. R. anführt, daß Herr St. in Frankreich zur catholischen Kirche übergetreten seyn solle, findet derselbe sehr abgeschmackt, und declamirt darüber, nach seiner gewöhnlichen Art, ein Langes und Breites. Aber er beliebt nicht in Erwägung zu ziehen, daß eine solche Sage von einem Manne, welcher durch nichts Gelegenheit gegeben hat, so etwas von ihm zu glauben, oder nur wahrscheinlich zu finden, freylich keine Aufmerksamkeit verdient; daß sie aber bey einem Manne, von dem so viel Bedenkliches bekannt geworden ist, und der in eigenhändigen Briefen auf eine Loge ausserhalb Deutschland verwiesen hat, welche die wahren Meister und Väter des Tempels besitzen soll; welcher von Segnungen eines grossen Meisters spricht, den niemand kennt; welcher als Cleriker auftritt, catholische Ceremonien ausübt, und Vorrechte, iura stolae, verlangt, die er von clerikalischen Vorfahren vor der Reformation, welche niemand kennt, und vom heil. Bernhard geerbt haben will; welcher von einem dreymal gesegneten Vater redet; welcher eine Vollmacht producirt, die höchst verdächtig ist, und ihn Fils et Frere des Peres et de la famille des Sçavans de l'ordre des Sages nennt; welcher an Schröpfer schreibt, er sey wahrscheinlich Eines Ursprungs mit ihm; welcher Florenz und nicht ferne davon das Heiligthum in Gold, dreyfach gekrönet, als Zeichen angiebt, [illegible] Manne

Manne endlich, der in Paris ein Amt bey der königlichen Bibliothek annahm, das niemals ein Protestant bekleidet hat, und nach der Verfassung nicht bekleiden kann, u. s. f. daß, sage ich, bey einem solchen Manne, welcher dergleichen thut und redet, die Sage, daß er in Frankreich catholisch geworden sey, allerdings Aufmerksamkeit verdiene, und den Verdacht gegen ihn vergrößere. — Bey der Erzählung, welche Frau v. d. R. von den grossen Vorstellungen giebt, welche man sich bey der Ankunft des D. Starck in Curland von ihm, als einem grossen Freymaurer, machte, welcher die echten Geheimnisse der Maurerey besitze, und sich mit der geistlichen Maçonnerie beschäftige, übergeht der Verf. diese letztern Worte weislich ganz mit Stillschweigen, um nicht in die Nothwendigkeit gesetzt zu seyn, darauf zu antworten, und bleibt blos bey dem grossen Freymaurer stehen. Das ist denn so eine Art, sich zu vertheidigen! Es kommt aber ja nicht auf unverdächtige Freymaurerey, sondern auf die so sehr bedenkliche, so sehr verdächtige, geistliche Freymaurerey an, die Hr. St. ganz neu einzuführen mit so grossem Eifer beflissen war. Darauf mußte er antworten! Eben so übergeht er die Thatsache ganz mit Stillschweigen, daß er Cagliostro's Operationen mit dem Degen, nicht etwa für Betrug, sondern für schwarze Magie erklärt, und zu den Geisterbeschwörern hingewiesen habe, die durch Räuchern (auf clerikalische Art) ihre Citationen zu Stande bringen. Auf dergleichen Dinge antwortet St. nicht gern, und er wird freylich schimpfen, daß man ihm das, was er weislich unbeantwortet läßt, wieder vorhält. Er wird das Zudringlichkeit, Bosheit u s. f. nennen, und künftig sagen, daß er die ganze Schrift der Frau v. d. R. wider ihn umständlich widerlegt habe. Aber freylich kann man leicht widerlegen, wenn man nach Belieben die wichtigsten Thatsachen ausläßt. Statt diese aufzuhellen, macht er wieder ein weitläuftiges Geschwätz, spottet über die Magie, die er doch, nach dem unverdächtigen Zeugnisse der rechtschaffensten, edelsten Dame, ehemals selbst gerühmt und empfohlen hat, schimpft auf die Verwandten der Frau v. d. R. und auf sie selbst, und breitet sich über den Glauben an Gespenster und andre übernatürliche Erscheinungen mit scheinbarer Gelehrsamkeit aus. Die drey Geschichten aber, welche er der Frau v. d. R. erzählt hat, werden



nur flüchtig berührt, und er entschuldigt sie damit, daß er sie erzählt habe, wie man solche Geschichten, wenn von dergleichen Dingen in Gesellschaften die Rede sey, zu erzählen pflege. Eine feine Erklärung! Nur Schade, daß kein Verständiger sich dabey unter diesen Umständen beruhigen wird. Die erste Geschichte von dem Magier und einem Prinzen will St. auch nicht mit der Endigung erzählt haben, welche Frau v. d. R. angiebt, sondern sie soll so geendigt haben, daß der Prinz zu dem Magier sagte: "Gehen "Sie, Sie sind ein schlechter Mensch! und hat ihn "nach der Zeit nie wieder vor sich gelassen." Es kann seyn, daß der Prinz dieses gesagt hat. Aber daß es Herr Starck der Frau v. d. Recke nicht so erzählt hat, kann man dem Zeugnisse dieser edlen Dame wohl glauben. Die zweyte Geschichte soll auch mit falschen Umständen erzählt worden seyn, und so auch die dritte. So lange also kein anderer Zeuge auftritt, stände hier Zeugniß gegen Zeugniß. Aber wer wird sich da wol bedenken, welchem man beytreten soll? Zwischen einer Dame, wie Frau v. d. R., und einem Manne, wie St., die sich beyde dem Publico auf so sehr verschiedene Weise gezeigt haben, zwischen der Frau von der Recke, die keine Ursache haben könnte, solche Erzählungen zu verfälschen, und deren edler wahrheitsliebender Charakter selbst in ihren Schriften so deutlich hervorleuchtet, und zwischen Herrn Starck, welcher seit 1767 so viel unverantwortliche zweydeutige Dinge that, der sie nun alle leugnet, so weit er nur kann, der in seinen Schriften, sogar keine Wahrheitsliebe, so viele Partheylichkeit, so unglaubliche Unverschämtheit zeigte, kann keine Wahl Statt finden. —

Was nun einen der wichtigsten Puncte, nämlich die Art, wie St. sich 1780 gegen die Frau v. d. Recke über Schröpfer'n erklärt hat, betrift: so war es nun freylich ganz unmöglich, daß er solchen auch übergehen konnte. Er gesteht also, daß er mit ihr über diesen Mann gesprochen, und ihr seinen Briefwechsel mit ihm mitgetheilt habe, leugnet aber alle übrigen Umstände, und auch den, daß er ihr den Fröhlich als dessen Nachfolger empfohlen habe. Hier steht also wieder Zeugniß gegen Zeugniß; aber es kann kein Bedenken seyn, welches Zeugniß glaubhaft ist. Herr St. hat sich in dieser ganzen Sache in keinem Punkte als einen aufrichtigen und glaubhaften Mann bewiesen, und auch in dieser Erzählung von seinen Gesprächen mit Frau v. d. R.

Aber Schröpfer kommt wieder ein Hauptumstand vor, welcher das Ganze äusserst verdächtig macht, und vielmehr die mit allen Umständen übereinstimmende Erzählung der Frau v. d. R. bestätigt. Er kann nämlich nicht ableugnen, daß er ihr seinen Briefwechsel mit Schröpfer gezeigt habe, und setzt hinzu: "da keine Ursache vorhanden war, ein Geheimniß daraus zu machen." St. muß doch wahrlich für seine Leser, welche jenen Briefwechsel kennen, (und er liegt ja gedruckt vor den Augen des Publicum!) wenig Achtung haben, und sie sämtlich für im höchsten Grade einfältig und leichtgläubig halten, wenn er uns glaubt überreden zu können, daß er keine Ursache gehabt habe, aus diesem so anstößigen Briefwechsel ein Geheimniß zu machen, ohne zugleich einzugestehen, daß er mit diesem Manne in einer sehr genauen Verbindung gestanden habe, und demjenigen, welchem er den Briefwechsel zeigte, die nämliche Achtung gegen ihn einflössen zu wollen, welche er ihm in diesen Briefen bezeugt hatte. Eine so künstliche Erklärung, als er in seiner Vertheidigungsschrift von diesem Briefwechsel gegeben hat, hätte er doch wohl damals zugleich der Frau v. d. R. auch geben müssen, wenn er nicht wollte, daß sie an Schröpfer'n glauben, und also auch gegen ihn kein Verdacht wegen dieses so sehr verdächtigen Briefwechsels entstehen sollte. Hätte er aber bey Vorlesung dieser Briefe der Frau v. d. Reck gesagt, daß er Schröpfer'n verachtete (welches er nicht einmahl vorzugeben sich getrauet), so würde dieß doch dieselbe, bey ihrem damaligen Hange zur Magie, sehr haben wundern müssen, daß Starck, durch den sie Schröpfer'n hauptsächlich kennte, so von ihm urtheilte, und sie würde sich dessen gewiß erinnern. Aber wenigstens müßte denn doch eine Ursache da gewesen seyn, warum Herr St. dieser kranken Dame die Briefe eines verächtlichen Menschen vorgelesen hätte. Aber kein Wort davon! Und wie es selbst mit seiner nachherigen künstlichen Erklärung beschaffen sey, deshalb verweisen wir die Leser auf unsere Anzeige seiner Vertheidigungsschrift (S. 387 ff.), woraus erhellet, wie viel derselben noch im Wege steht, ehe man sie als richtig annehmen kann. Er will zwar auch durch die im Anhange zum 2ten Theile abgedruckten Briefe des Herrn Kammerherrn von Heinitz beweisen, daß er diesem schon 1773 seine Verachtung gegen Schröpfer'n bezeugt habe, und wirklich steht dies auch an einer Stelle; aber man muß erwägen, daß 1) die

dort

dort abgedruckten Briefe bey weitem nicht hinlänglich zur Aufklärung des St. Briefwechsels mit Schröpfer sind; und daß 2) der Herr, an den Starck schrieb, damals ein Feind Schröpfer's war, und Starck gegen jenen also nothwendig so schreiben mußte, als ob er diesen Betrüger verachtete. Der Fall ist daher sehr wohl denkbar, daß St. an diesen anders über Schröpfer schrieb, als er wirklich dachte, oder gegen die Frau v. d. R. und andere sprach. Die Frage: warum er Schröpfer habe ausforschen wollen? bleibt auch für diesmal unbeantwortet. Ueber das, was Frau v. d. R. über das Clericat gesagt, und über die Fragen, welche sie dem sichtbaren Oberhaupte derselben, Hrn. D. Starck, vorgelegt hat, geht er bedächtlich kurz weg, läßt die Zweifel unerörtert, die Fragen unbeantwortet, und schimpft statt dessen auf die Illuminaten. Und was in aller Welt kann ihm dies helfen? Gesetzt, die Illuminaten wären die gefährlichsten Leute, wären alle heimliche Katholiken, und arbeiteten daran, den Katholicismus auszubreiten, wovon das Gegentheil doch so sonnenklar bewiesen ist: würde dadurch auch nur ein Titel des Verdachts weggelöscht, worinn sich Starck befindet? — Auf den Umstand, daß seine Vollmacht von Pylades kein maurerisches Certificat sey, wozu St. es so gern machen mögte, weiß er nichts Gründliches zu antworten. Nach vielem elenden Geschwätze darüber, macht er es so, wie er es schon so oft gemacht hat, indem er uns deshalb auf seine ungeheuere Vertheidigungsschrift verweißt, wo man aber eben so vergeblich eine gründliche Antwort auf die dagegen gemachten Zweifel und sonnenklare Beweise suchen wird. — Frau v. d. R. hatte sich sehr geirrt, wenn sie glaubte, St. würde sich nicht unterfangen, die Glaubwürdigkeit der angesehenen Reisenden, auf deren Zeugniß sie die wichtigen Aeusserungen des Cardinal Borgia erzählte, in Zweifel zu ziehen. Ein Mann, wie St., nimmt in der Verzweiflung, worinn er sich befindet, auf nichts Rücksicht, sondern schimpft, wenn er weiter nichts zu antworten weiß, auf alle Menschen. Hier ist seine saubere Antwort auf jene Erzählung. „Hat Borgia das gesagt, so muß er der dümmste Schöps von der Welt seyn. Erst gebe die Dame diese „Reisenden namentlich an, und bringe über diese Sage ein „glaubwürdiges Document bey, (sonderbar! über alles, was „Hr. St. von sich und der Frau v. d. R. erzählt, das soll

„man ihm auf sein Wort glauben, ohne alles Document, und „wider alle Wahrscheinlichkeit,) sonst ist nur eben so viel dar„auf zu geben, als auf die andre angeführte höchstunbewie„sene Legende, daß ein curländischer Cavalier bey diesem „Borgia Nachricht über Curland und dessen kirchlichen und „politischen Zustand gefunden." Wer übrigens die hohen Reisenden sind, von denen die Frau v. d. R. spricht: fällt wohl in die Augen, und gerade daß diese Dame es erzählte, läßt keinen Zweifel über die Wahrheit dieses merkwürdigen Vorfalls zurück.

Die Antworten auf das, was Frau v. d. R. über die Möglichkeit der Dispensationen wegen des canonischen Alters zur Priesterweihe, und über die Unzulänglichkeit der von den Clerikern gemachten Bedingung, wegen der Nichtaufname katholischer Geistlichen, zur Ablehnung des gegen jene entstandenen Verdachts, angeführt hat, fallen nicht besser aus, und bestehen abermals in lauter Hinweisungen auf seine Vertheidigungsschrift, wo die Zweifel der Frau v. d. R. schon widerlegt seyn sollen, und wo man doch diese Widerlegung nirgend wird finden können. Die Anekdote, daß Jemand schon in seinem 22sten Jahre zum Priester geweihet sey, soll unmöglich wahr seyn können; und wenn es möglich wäre, so soll von einem Weltpriester auf einem Mönch daraus gar kein Schluß folgen. (Eben so kahl ist die Antwort auf das, was von seinem Betragen in Curland gesagt worden war. „Ich habe schon angeführt, daß ich nie Je„manden, auch in Mietau nicht, mit Erwartungen hoher und übernatürlicher" (in diesen Worten mögte wohl eine Sophisterey stecken, die Hrn. St. einen, wenn gleich nur kläglichen, Schlupfwinkel ürig liesse, falls etwa ein Mehreres von seinen Curländischen Begebenheiten bekannt werden sollte); „Geheimnisse hingehalten, ja, daß ich in Curland an „Ordensangelegenheiten keinen Antheil genommen habe, und „ich glaube also nicht, daß Jemand in Mietau so magisch „schwärmen, so sich erniedrigen könne, um dergleichen Sa„chen von mir auszustreuen. Hat aber jemand sich mit der„gleichen thörigten Gedanken von mir geschleppt, und nicht „bey mir, wie die nach Umgang mit Geistern lechzende Elisa, „seine Rechnung gefunden: was kann ich dafür?" Man sieht die Verlegenheit bey dieser Antwort noch deutlicher, wenn man bedenkt, daß St. selbst im 2ten Th. seiner Vertheidi-

gungsschrift in der 2ten Abtheil. S. 228 geschrieben hat: Man sollte der Zudringlichkeiten nicht gedenken, die man sich bey seiner Abreise aus Curland gegen ihn erlaubt hätte, „meine Gedult mögte doch am Ende ausreissen." Was Rec. schon ehemals bey der Anzeige dieser Stelle (Band LXXX, S. 381) muthmaßte, daß dies blos Sand sey, den er den Lesern in die Augen streuen wollte, bestätigt sich hier aufs Neue.

Auch die Vorrede des Hrn. Nicolai zu der Schrift der Frau v. d. R. commentirt der Verf. auf seine gewöhnliche Weise. Was das sagen will, weiß schon ein Jeder. Von einer boshaften Stelle, die hier eingemischt worden ist, wollen wir nachher noch sprechen.

Am Schlusse theilt uns nun Hr. St. noch einen Brief mit, den ihm die Frau v. d. R. mit ihrer Schrift zugesandt hat. Dieser ernsthafte, edele und gesetzte Brief macht, St. mag auch darüber schimpfen, so viel er will, dem Charakter dieser Dame eben so viele Ehre, als die ungezogne Antwort darauf, welche auch hier steht, ihm zum Nachtheil gereicht. Hier ist jener merkwürdige Brief: „Es war eine Zeit, wo ich „durch Sie auf dem Wege der Weisheit und Tugend geleitet „zu werden hofte! Was mein Herz jetzt dabey fühlet, einen „Mann, dem ich mein Vertrauen, meine Hochachtung schenk„te, so ganz in einem andern Gesichtspunkt hingestellt zu fin„den, dies werden sie dort erfahren, wo der Schöpfer aller „Welten Ihre und meinen Handlungen richten wird."

„Sie haben meinen Wink, den ich Ihnen in meinem „entlarvten Cagliostro gab, nicht verstehen wollen, und mich „also in die Verlegenheit gesetzt, zur Steuer der Wahrheit „diese Schrift in das Publikum zu senden, welches so unver„antwortlich irre geführt wird. Auch jetzt habe ich Sie noch, „wo ich es nur immer ohne Verletzung heiliger Pflichten konn„te, geschonet. Dies werden Sie selbst, so bald Sie den „Einschluß lesen, schon daraus sehen, daß ich die öffentliche „Bekanntmachung dieses Briefes noch unterdrückt habe."

„Ein Freund der Wahrheit — ein Mann, der hier in „Achtung stehet, und der Sie genau und aus so manchen „Verhältnissen Ihres Lebens kennt, der schrieb diesen Brief, „in der Absicht, daß ich ihn meiner Schrift über Sie sollte „beydrucken lassen, und machte sich zugleich anheischig, falls

„Sie ihn dazu auffordern, sich öffentlich zu nennen, und das „Gesagte wahr zu machen. Allein gerne gönne ich Ihnen „noch die Gelegenheit, aller Bestätigung der nachtheiligen „Eindrücke von Ihrem Charakter zuvorzukommen, und sich „mit der gegenwärtigen und zukünftigen Welt auszusöhnen. „Und so wird es von Ihren künftigen Schriften abhängen, „ob dieser Brief und manche Ihrer noch unberührten That„sachen der Welt mitgetheilt, oder der Vergessenheit überge„ben werden sollen. Ich bin mit der Ihnen schuldigen Ach„tung Ihre ergebene Dienerinn."

Der merkwürdige Auszug jenes Briefes, welcher dem eben angeführten Schreiben beygefügt ist, besagt Folgendes: „Jetzt aber auf Ihre Frage: „Ob die Curländer die Drohun„gen des Hrn. Starck in der That so sehr zu fürchten ha„ben, als er es will? Nur kürzlich so viel: daß seine Rodo„montaden nur dem Unbekannten mit seiner hiesigen Geschichte „so fürchterlich klingen können. Wer aber alles weiß, der „lacht darüber. Erstaunlich ist gleichwohl die Dreistigkeit, „mit welcher der Mann so in die Welt heineinschimpft und „pocht! Unglaublich wäre mir selbst sein schamloses Betra„gen, wenn ich es nicht zuverläßig wüßte, daß ein Curlän„länder, ein sehr rechtschaffener und determinirter „Mann, (der ihm von jeher ein Schrecken war) „den sichersten Beweis von seinem Uebertritte zum „Katholicismus geben könnte, wenn er es wollte, „und ihm nicht sein Ehrenwort gegeben hätte, von „diesem leichtsinnigen Schritte eines protestantischen „Gottesgelehrten keinen öffentlichen Gebrauch zu ma„chen. Anstatt in seinem Herzen dankbare Hochachtung für „seine hiesige Wohlthäter zu fühlen, die ihn schon von Pe„tersburg her und lange kennen, und zu groß denken, „um ihn nicht ganz wie er ist darzustellen, macht er sich zum „Goliath, um Kinder zu scheuchen und Unwissende zu täuschen. „Was soll man von einem Menschen denken, der sich so leicht „über Wahrheit und Rechtschaffenheit wegsetzen kann? — „Nicht wahr, sie haben Mitleiden mit ihm? — Ich wahr„lich auch, und möchte ihm rathen, da er hinlängliche Glücks„güter besitzt, sein ehrwürdiges Amt niederzulegen, im Stil„len zu leben, und sich zu bessern. Uebrigens leben Sie „wohl, und seyn Sie ruhig. Seine Herkuleskeule, womit

„er

„er uns bedroht, ist so leicht wie eine Feder, und schlägt keine „Fliege todt."

Unsere Leser werden gestehen, daß diese Briefe *) sehr wichtig sind, und in der That sind sie auch das Merkwürdigste in diesem ganzen Buche. Hrn. St. Antwort würden wir auch ganz hieher setzen, wenn sie in eben der edlen Kürze, wie der Brief der Frau v. d. R. abgefaßt wäre. Aber St. ist, wie man weiß, sehr für das Weitläuftige, er sucht durch Worte zu ersetzen, was ihm an Kraft und Würde fehlt. Jeder verständige Leser würde nun freylich erwarten, daß St. den Verfasser des letztern Briefes, so wie den darin erwähnten Curländer zum Beweise der angeführten Thatsachen auffordern, und den letztern des Ehrenworts, welches er gegeben hat, entbinden würde. Aber Starck besitzt das Eigenthümliche, daß er durch seine Entschlüsse den Verdacht, welcher auf ihm ruht, noch immer vergrößert. Ausser den gewöhnlichen groben Complimenten, die dem Verf. so geläufig sind, und die das Publikum schon bis zum Ekel kennt, antwortet er in den Hauptsachen folgendes: „Ich weiß nicht, „daß Sie mich je zu Ihrem Führer sollten gewählt haben, „auch nicht zu Ihrem Vertrauen. — Sie haben mir nicht

 „einen

*) Eben da diese Recension in die Druckerey geschickt wird, erhält der Recens. eine Schrift, worinn sich der Verfasser des Briefes, Hr. P. Wehrt zu Groß-Auz in Curland nennet. Der Titel ist: Erklärung an das Publikum, wegen eines Briefes den Hrn. D. und O. H. P. Starck betreffend. Aufgesetzt von dem Verf. des Briefes, dem P. E. D. Wehrt; nebst einigen neuen Erläuterungen über des Hrn. O. H. P. Starcks Clericat. Die Erläuterungen sind in der That sehr wichtig, gereichen aber nicht zu Hrn. Starcks Vortheil, besonders ists S. 93 sehr erbaulich, daß die Clerici, unter Hrn. Starcks Unterricht im Jahre 1772 ein Paktum schlossen, worinn sie sich das Recht zueignen: „Kirchen und Capellen zu weihen, Officia bey Begräbnissen zu halten, geistliche „Handlungen an solchen Orten und bey solchen Personen zu verrichten, die mit dem pabstlichen Interdikte „belegt sind," u. a. schöne Sachen mehr. Daß Hr. Starck sich dessen doch bewußt gewesen, und in seiner Vertheidigung doch von diesem Merkwürdigen und so wesentlich zur Sache gehörigen Paktum, nie ein Wort gesagt hat, ist ein Beweis, mit wie wenig offnen und gutem Glauben er zu Werke gehet. Der Recens. wird diese merkwürdige Schrift künftig näher anzeigen.

„einen **Wink** mit **Schonung** gegeben, (ich bedarf keiner „Winke); sondern sie haben mich auf eine empfindliche Weise „förmlich **angegriffen**; **Ich habe Sie** aber mit wahrer „Schonung behandelt. — Sie haben aber meinen Wink **nicht** „verstehen **wollen**, sondern sind von neuem über mich her„gefallen, und suchen durch Herzuschleppung ungegründeter „Beschuldigungen den Zionswächtern in ihrer großen Verle„genheit zu Hülfe zu kommen. Das ist ein sehr eitles Unter„nehmen. — Damit das Publikum indessen von Ihnen nicht „irre geführt werde, habe ich ihrem Etwas ein Etwas ent„gegengesetzt, und die Welt mag urtheilen. Noch immer habe „ich Sie geschont und es soll von Ihnen abhängen, ob ich das „weiter werde thun können.. — Wenn von Rodomontaden „die Rede ist, so mögten dieselben wohl weit mehr auf Seiten „derer, die an mir zu Rittern und Ritterinnen werden wollen, „als auf der meinigen, sich befinden. Ich habe dergleichen „nicht nöthig, denn ich **documentire**" (ist ohne Zweifel verschrieben oder verdruckt, und soll heissen: **schimpfe und schmähe**) „lieber, wie ich bewiesen; aber ich wiederhole „hier: man hebe doch meine Geduld nicht so weit aus den An„geln,!!: (wer kann sich hier des Lachens enthalten?) „daß ich „mit dem, was mir bey meiner Abreise aus Curland wieder„fahren, herausrücke, wovon mich allein bisher **Mäßigung**," (**Mäßigung** und **Starck** — wer kann die zusammendenken!) „zurückgehalten hat. — Ich weiß keinen rechtschaff„nen Mann in Curland, der mir von jeher ein Schrecken ge„wesen wäre. Höchstlächerlich ist mir aber, daß dieser an„geblich rechtschaffene Mann von dem mir angelogenen Katho„licismus soll Beweis geben können. **Was nicht existirt „bedarf keines Beweises, daß es existire, und was „ich nicht gethan, darüber kann mir niemand sein „Ehrenwort geben, es nicht zu sagen.**" (Welche Antwort!)

Nun zu der Schreibart des Verfassers. Daß sie völlig derjenigen ähnlich ist, welche er bisher in seiner Streitsache gebraucht hat, mögen einige Stellen, denen leicht noch mehrere Dutzende beygefügt werden könnten, erweisen. S. 42: „Wenn sie aber sagt, sie hätte mir Gelegenheit geben wol„len, manches aufzuklären; so versichere ich, daß ich einer „solchen Gelegenheitsmacherin nicht bedarf." S. 43: „Ich „lache **von Herzen**, (nun! ob das Lachen so ganz aufrich„tig

„tig seyn mag!) darüber, daß sie sich beygehen lassen kann, „sich für so wichtig zu halten, daß wohl am Ende gar noch „unsere Fakultäten nach Mietau schreiben müssen, um zu vernehmen, wie die hochgelehrte Elise urtheilt. Man schickt „aber nicht mehr nach Delphi, um die Orakelsprüche der „Pythia einzuholen." S. 94 f. steht ein anderer Ausfall, der aber zu lang ist, um das Papier damit zu verderben. S. 130: „Und in der That, so groß die Frau v. d. R. „in ihrem Spiegel sich vorkommen mag, so gewiß ist es, daß „ihr Urtheil eins von den letzten seyn möchte, worauf es ankommt." S. 155 f. „Ich muß also auf dieses große Glück „nun Verzicht thun, und mit Freuden trete ich alles, was ich „mir auf solche Weise habe erringen sollen, Hochachtung und „Minnesold und die Dame selbst dem verdienten Hrn. Nicolai „ab." S. 47: „Und wie hat es mit der Adoptionsloge aus„gesehen? Soll man den Nachrichten glauben, die man „von des Cagliostro Pariser Adoptionsloge hat, so hat wahr„lich die Frau v. d. R. in einer sehr schlüpfrigen Gesellschaft „sich befunden, und es möchten denn wohl die hohen Ge„heimnisse zu etwas anders, als zum Jesuitismus und zur „Magie am Ende geführt haben." Erstaunt nicht Jedermann, welcher noch einige Ehrliebe besitzt, über eine so zügellose Schreibart, über solche niederträchtige Verläumdungen? Und das nennt Starck „mit Schonung, mit der dem „Stande und Geschlechte dieser Dame zukommenden „Achtung schreiben, sanft verfahren." Wie soll man ein solches Betragen nennen? Niemand wird es der Frau v. d. R. verargen, daß sie mit einem so ungesitteten Gegner ferner nichts zu thun haben will, und solches auch bereits öffentlich erklärt hat. Seine übrigen Gegner behandelt der Verf. auf gleiche Weise. Es ist unbegreiflich, wie er vom Anfange bis zu Ende des Buchs S. 15 f. 18. 22. 29. 35. 85. 161 und an andern Stellen seinen Lesern weiß machen kann, die Verf. habe Hr. Nicolai die Erlaubniß gegeben, darinn auszustreichen und umzuändern so viel ihm beliebte, und dieser habe sich auch dieser Erlaubniß bedient; da doch in der ganzen Schrift der Frau v. d. R. keine Spur zu finden ist, woraus sich dies auch nur muthmaßen liesse. Am boshaftesten aber ist die Beschuldigung, welche S. 159 f. steht: „daß Nicolai die geheimen Briefe über die preußische „Staatsverfassung habe ins Französische übersetzen, und

„mit Noten begleiten lassen,“ und er setzt hinzu, daß diese Nachricht in öffentlichen Zeitungen stehe. Ueber diese boshafte Verläumdung, die, wenn sie auch in einer Zeitung stände, (wie Recensenten, der doch die angesehensten Zeitungen lieset, nicht vorgekommen ist) kein ehrliebender Mann jemals unter seinem Namen weiter verbreitet haben würde, hat sich Nicolai schon in einer den Hamburger Zeitungen einverleibten Nachricht vom 17ten Jun. 1788 erklärt, und bewiesen, daß er weder die Deutsche noch Französische Ausgabe dieser Briefe jemals verkauft, noch viel weniger veranlaßt hat. Das Publikum mag nun über den Werth eines Mannes urtheilen, welcher zu solchen hämischen Beschuldigungen seine Zuflucht nimmt, und bedenken, was überhaupt von der Glaubwürdigkeit eines Schriftstellers zu halten sey, welcher nun schon so oft auf muthwilligen Verunglimpfungen und Verdrehungen betroffen worden ist.

Om.

Nachrichten.

Nachricht wegen Zuerkennung der Preise über die 2te Abtheilung des Sachenrechts in dem Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten.

Die auch über diesen Theil des Entwurfs eingekommenen Preißschriften enthalten sehr schätzbare Beweise der ausdaurenden Aufmerksamkeit, welche mehrere verdiente Gelehrte in und außer den königlichen Staaten diesem Unternehmen zu widmen fortfahren.

Derjenigen Abhandlung, welche das Motto führt:

In omnibus quidem, maxime tamen in jure, aequitas spectanda est.

haben alle Stimmen der zur Beurtheilung der eingekommenen Schriften aus der Gesetzcommißion ernannten Deputirten den ersten Preiß zuerkannt. Außer der Gründlichkeit, mit welcher sie ausgearbeitet ist, und der glücklichen Verbindung einer richtigen Theorie mit einer ausgebreiteten Erfahrung,

fahrung, wodurch sich der Verfasser auszeichnet, verdient diese Schrift den ihr beygelegten Vorzug, besonders durch die ausserordentliche Vollständigkeit und Genauigkeit der darin enthaltenen Bemerkungen, welche fast bey jeder der in diesem Theile vorgetragnen Materien brauchbare Zusätze für die künftigen Umarbeitungen an die Hand geben werden. In dem entsiegelten Zettel hat sich gefunden, daß der königlich-dänische Regierungs- und Obergerichts-Advokat, Hr. Schrader, zu Pinneberg, welcher schon über die erste Abtheilung des Sachenrechts den kleinern Preiß davon getragen hat, der Verf. der gegenwärtigen schätzbaren Abhandlung sey.

Ein vorzüglicher Grad von Scharfsinn und philosophischem Prüfungsgeiste ist in der Schrift mit dem Motto:

Brevis via per praecepta, longa per exempla:

bemerkt worden. Der Hauptzweck derselben ist, die vorgeschlagenen Gesetze nach ihrer Uebereinstimmung mit dem Naturrecht, und mit dem Grundsatze des gemeinen Besten zu beurtheilen. Hätten dem Verfasser die Umstände es erlaubt, auf alle in diesem Theile vorkommenden Materien eben so viel Zeit und Fleiß zu verwenden, als bey einigen derselben geschehen ist, so würde sie der vorigen Schrift den ersten Preiß streitig machen. Da aber sichtbar nur einige Materien und vorzüglich die verschiednen Arten der Verträge, die Aufmerksamkeit des Vefassers besonders beschäftigt haben, so ist ihm der zweyte Preiß, durch eine überwiegende Mehrheit der Stimmen zuerkannt worden. Nach dem beyliegenden Zettel verdankt man diese schöne Abhandlung dem königlichen Geheimenrath und Magistratsdirektor, Hrn. Hippel, zu Königsberg, dessen in der vorjährigen Nachricht von den Schriften über den ersten Theil des Sachenrechts bereits mit verdientem Ruhme gedacht worden, und welcher schon über die letzte Abtheilung des Personenrechts den größern Preiß erhalten hat.

Noch sind von zwey auswärtigen Gelehrten, welche sich um die Preußische Gesetzgebung bisher schon sehr verdient gemacht haben, nämlich von dem Hrn. Professor Eggers in Kopenhagen und dem Hrn. Rath Gundelach in Cassel auch über diesen Theil des Sachenrechts Bemerkungen eingegangen, deren vorzüglichen Werth und Brauchbarkeit man hier öffentlich zu rühmen sich verpflichtet findet.

Der Verfasser einer Schrift mit dem Motto:

Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris.

hat darinn den Wunsch geäussert, von dem über seine Arbeit gefällten Urtheile unterrichtet zu werden. Sie enthält über den siebenten, achten und neunten Titel zahlreiche, doch meist nur kurze Anmerkungen, welche hinlänglich beweisen, daß der Verfasser mit einer nicht gemeinen Beurtheilungskraft gute theoretische Kenntnisse, und besonders viel Erfahrung verbinde. Wahrscheinlich haben ihm seine übrigen Verhältnisse nicht die nöthige Zeit gelassen, seinen Bemerkungen überall die letzte Feile zu geben. Aber auch so, wie sie sind, kann ihnen das Verdienst der Brauchbarkeit nicht abgesprochen werden. Nach dem ausdrücklichen Verlangen des Verfassers ist der beygelegte Zettel eröfnet, und gefunden worden, daß solche von dem Herzoglichen Sachsen-Meiningenschen Rath und Amtmann, Hrn. Hermann, zu Altenstein bey Salzungen, herrühre.

Uebrigens ist der ganze Entwurf des Gesetzbuchs mit dem in der vorjährigen Ostermesse ans Licht getretnen dritten Theile des Sachenrechts bekanntermaßen geschlossen worden. Auch zu diesem sind verschiedene Bemerkungen eingekommen, über welche die Preißvertheilung nächstens bekannt gemacht werden wird. Gegenwärtig ist man mit der Umarbeitung des Entwurfs, nach den darüber von den Collegiis, den Landständen und einzelnen sachkundigen Gelehrten beygebrachten Erinnerungen beschäftigt, und darf einer erwünschten Beendigung des ganzen wichtigen Werks, bey dem Schutz und der Unterstützung des besten Monarchen, der das Glück seines Volks durch eine gute Gesetzgebung zu sichern und zu befestigen eifrigst wünscht, mit getroster Zuversicht entgegen sehen. Berlin, den 30. May 1789.

Aus einem Briefe vom Maynstrom,

vom 2. Febr. 1789.

... Noch will ich Ihnen von einem Vorfall, der sich unweit meines itzigen Aufenthalts-Ortes vor einiger Zeit ereignet hat, und in die scandaleuse Chronik des blinden Eifers gehört, Nachricht geben. — Zu **Rüdesheim**, einem Dorfe im Rheingau, sollte nun auch das neue Maynzische Gesangbuch, das wahrlich für den orthodoxen Katholiken

noch

noch immer orthodox genug ist, eingeführt werden. Die Bauern schienen mit dieser Veränderung nicht zufrieden zu seyn, und steckten die Köpfe zusammen. Als an einem Sonntage zum erstenmale ein Lied aus dem neuen Gesangbuch sollte abgesungen werden, und der Schulmeister die Melodie auf der Orgel zu spielen anfieng, beliebten die Bauern ein anders aus dem alten Gesangbuche unter ganz verschiedener Melodie anzustimmen. Da gabs nun freylich eine unangenehme Dissonanz. Der Amtsvogt, der Kaplan und der Schulmeister wollten die singende Gemeinde zurechte weisen: allein das rechtgläubige Bauernvolk ließ sich gar nicht irre machen, und setzte seinen Singsang ununterbrochen fort. Dem Kaplan, Hrn. **Peter Herberger**, einem gutdenkenden jungen Manne, giengs doch ziemlich nahe, daß seine Gemeinde noch so sehr an dem alten Sauerteig klebte. Er gerieth in Eifer, und von der guten Sache begeistert, begann er eine Philippicam an die altgläubigen Starrköpfe. Er stellte ihnen vor, wie sündlich es sey, den Befehlen ihrer Obrigkeit, die doch als eine geistliche erzbischöfliche Obrigkeit nichts gegen ihren ächten Glauben verordnen könnte, zu widerstehen; er rügte die Ungereimtheiten des alten, und pries die Vorzüge des neuen Gesangbuches. Doch die versammelten Zuhörer hatten nicht Lust, sich eines bessern belehren zu lassen. Es entstand in der Kirche ein irreligiöses Murren, ein Lärmen, ein Schimpfen, ein Aufstand; sie stürmten mit gesammter Hand die Kanzel, und es hätte wenig gefehlt, daß die vom Geiste des Eigensinnes besessenen Bauernzeloten das hochgeweihte Haus Gottes nicht sakrilegisch entweihet, und Se. Hochwürden, Hrn. Prediger suadente diabolo von der Kanzel herunter geschmissen hätten. Durch Bitten und Flehen mußte er sich aus den Händen der erbitterten Bauern zu retten suchen. Der Hr. Amtsvogt konnte einen solchen Unfug nicht ungestraft lassen, und ließ sechs dieser störrischen Köpfe einsperren. — Nun erfolgte ein Aufruhr von ganz anderer Art. Die andächtigen Bauernweiber geriethen in heilige Wuth; sie ergriffen Aexte und Stangen, Mist- Heu- und Ofengabeln, stiessen die Gefängnißthüren ein, und befreyten ihre lieben Männer, diese Märtyrer des altererbten ächtkatholischen Gesangbuches. Ihre Rachsucht stürmte nun auch auf das Haus ihres Hrn. Amtsvogts los, den sie gewiß auf die schlimmste Art würden mißhandelt haben, wenn der kluge Mann nicht

für

für besser befunden hätte, sich eiligst auf ein ungesatteltes Pferd zu schwingen, und im vollen Galopp davon zu jagen. Als er in Sicherheit war, berichtete er den unchristlichen Vorfall an die Behörde nach Maynz. — Es wurden bey 400 Mann Infanterie mit Feldkanonen und auch einige Kavallerie nach dem rebellischen Dorfe zu Wasser auf dem Mayn abgeschikt. Als dies die Altfängler erfuhren, versammelten sich bey 5000 Bauernleute am Ufer, um den Soldaten das Anländen streitig zu machen. Diese fuhren aber eine Strecke weiter hinunter, stiegen aus, und marschirten in Schlachtordnung nach dem Dorfe. Die Bauern riefen Feuer vom Himmel, das diese Soldaten in Staub und Asche verwandeln sollte. Als kein Feuer vom Himmel fiel, fanden sie es doch nicht rathsam, sich mit Ackergeräthe den Kanonen und scharfgeladenen Gewehren entgegen zu stellen. Man nahm nun die Zeloten gefangen, und schickte sie nach Maynz, wo diese Helden im Zuchthause für ihre handveste Vertheidigung des Gesangsbuches büßen. — Man sollte denken, daß nun auf diese Art der ganze Rüdesheimische Liederkrieg sein Ende erreicht hätte. Doch Vorurtheil und Anhänglichkeit ans Alte sitzt tiefer, als daß es so leicht durch obrigkeitliche Strafe könnte gehoben werden. Die Rüdesheimische Gemeinde schikte aus ihrem Mittel zwey Abgeordnete mit dem neuen Gesangbuch, als dem Corpus delicti, nach Rom. Diese sollen bey dem Stadthalter Christi und Nachfolger Petri, dem sichtbaren Oberhaupte der gesammten Kirche, gegen das neue vom Ketzergift strotzende Gesangbuch, gehörig die Klage vorbringen, und Se. Heiligkeit besonders auf den ketzerischen Spalt und die Liederzahlen, durch welche sich dies neuerische Gesangbuch von dem alten vorzüglich unterscheidet, aufmerksam machen. Voll Zutrauens auf die gerechte Sache, auf den verdienstvollen Eifer für die alt- und ächtkatholischen Gesangbücher, befinden sich beyde bevollmächtigte Bauernlegaten auf der Reise nach den sieben Bergen, und die Rüdesheimische Gemeinde erwartet sehnlich vom Stuhle Petri einen für ihr beliebt- und belobtes altes Gesangbuch günstigen unfehlbaren Orakelspruch; gegen das neue Gesangbuch aber ein heiliges Anathema.

Auszug eines Schreibens aus Schwaben von 28. Nov. 1788.

Noch eine Nachricht. Kürzlich ist der unglückliche Verfasser der Jugendgeschichte zweyer liebenden, **Johannes Ludwig**, dessen Schicksal in der Recension seines Buchs in der a. d. B. erzählt wird, Diakonus in **Altheim** geworden, nachdem ein zweytes in Stuttgard eingeholtes Gutachten das Verfahren mißbilligte, und eine gelinde Behandlung anrieth. Zur Geschichte des unseligen Decrets gehöret noch, daß man beschlossen hat, dasselbe auch den Schulmeistern auf dem Lande zuzuschicken. Prostitution über alle Prostitution!!

Auszug aus einem Schreiben aus Lübeck.

Mir sind zween schon etwas alte Schreiben von ***, aus Petersburg, an **, zu Händen gekommen. In dem ersten vom Sept. 1786, befinden sich unter andern folgende litterarische Anzeigen: In Ansehung des allgemeinen oder Normalkatechismus, und dessen Einführung in den hiesigen protestantischen Schulen, bemerkt man jetzt eine Art von Stille: Die Schulkommißion scheint nicht mehr so ernstlich darauf zu dringen, und die protestantischen Prediger würden vielleicht keine so starke Abneigung dagegen blicken lassen, wenn er nicht aus einer exjesuitischen Feder geflossen wäre. Inzwischen verbreitete sich das Gericht, als habe sich einer von ihnen zur Annahme willig finden lassen, als man ihm Orden, Titel und wer weis noch was, versprochen hätte. Dieses Gerücht ist grundfalsch. — Aber ein anderer Vorfall hat hier einiges Aufsehn erregt. Die deutsche Gemeine auf der Insel Wasili-Ostrow, hat schon seit geraumer Zeit eine eigne Schule gehabt, über welche der Pastor **Grot** die Aufsicht führte. Die Lehrer wurden von dem dasigen Kirchen-Konvent berufen und besoldet. Das neuerlichst errichtete bey der großen Peterskirche befindliche Direktorium der deutschen Volksschulen (welches verschiedene Mitglieder hat, und unter der Schulkommißion steht), verlangte in einem Schreiben von jenem Kirchen-Konvent, daß die beyden Schullehrer, Namens **Heinrichsen** und **Petersen**, wovon der letzte zugleich Gehülfe bey der dasigen Kirche war, sich zur Beprüfung

ihrer Amtstüchtigkeit stellen sollten, und zwar vor einem Ausschuß des Direktoriums, welcher fast aus lauter Lehrern der Petersschule bestand. Der Konvent gab eine beynahe ganz abschlägliche Antwort, bezweifelte darinn die Macht des Direktoriums solche Foderungen zu thun, und berief sich auf die hinlänglich bewiesene und vom Konvent anerkannte Amtstüchtigkeit seiner Schullehrer, als eine keinen Zweifeln unterworfene Sache. Auch die beyden Schullehrer fügten eine Schrift hinzu, darinn sie die Gründe vorlegten, warum sie sich nicht zur verlangten Beprüfung stellen würden. Das Direktorium wiederholte seine Foderung; weil aber dieselbe nichts als eine wiederhohlte Weigerung nach sich zog, so sandte es eine Vorstellung an die Schulkommißion, welche dann sogleich befahl, die beyden widerspenstigen Schullehrer abzudanken. Dies machte das Direktorium dem Konvent bekannt, und verlangte, daß derselbe ohne Aufschub, die beyden Lehrer ihrer Dienste entlassen sollte: welches zwar, doch erst nach 2 Monaten, am 3ten Jun. d. J. geschahe. Sowohl der Pastor Grot, als die beyden Lehrer, hielten bey diesem wirklich etwas traurigen Vorfall, durch welchen die Schule ganz aufgehoben und die dasige Jugend ohne allen Unterricht gelassen ist, ziemlich nachdrückliche Reden, welche bereits durch den Abdruck öffentlich sind bekannt gemacht worden. Unter andern sagt der Rektor **Petersen** darinn, er sey wider den Willen des Konvents, der ihn berufen und besoldet hätte, abgedankt, „wie gerecht? — oder wie ungerecht? — das halten schon viele enthüllt, und mag von der alles enthüllenden Zeit selber noch „weiter enthüllt werden. — Darüber also auch nur ein „Wort zu verlieren, halte ich für Ueberfluß und meiner nicht „werth." Uebrigens hat sich dieser Mann durch seine guten Kenntnisse, den bewiesenen Fleiß, und einen untadelhaften Wandel, viel Achtung erworben. — Die Urtheile über diesen Vorfall sind sehr verschieden. Die Meisten wünschen, daß die Abdankung nicht geschehen wäre, zumal weil dadurch viele Eltern in wahre Verlegenheit gesetzt sind, auch vielleicht der Konvent alle Lust verlieren möchte, an die Wiedererrichtung der plötzlich zertrümmerten Schule zu denken. Einige misbilligen inzwischen auch die steife Widersetzlichkeit der beyden Schullehrer; sonderlich da dergleichen Beprüfungen hier bey uns keine ungewöhnliche Erscheinung sind. So mußten ungefähr vor 2 Jahren, auf ausdrücklich deswegen ergangene

Ukase,

Ukase, alle Aerzte und Wundärzte aus dem ganzen Reich, die noch nicht vom medicinischen Kollegium beprüft und attestirt waren, sich vor demselben zur Beprüfung stellen: nicht die schon längst auf der Universität erhaltene Doktorwürde, nicht eine mehr als 20jährige Ausübung der Heilkunde, nicht das seit geraumer Zeit verwaltete Amt eines Stadtphysikus, Kreisarztes oder Kreiswundarztes, nicht eine unabsehlig weite Reise, nicht hohes Alter, schützte dagegen; wer nicht erschien, der verlor sein Amt, und die Erlaubniß, sich mit Kuren abzugeben. Warum entschlossen sich also jene Schullehrer nicht, dem Befehl, dem sie nicht ausweichen konnten, zu gehorsamen? Gesetzt, sie hätten an der Geschicklichkeit ihrer Examinatoren gezweifelt, so mußten sie desto grössern Ruhm bey der Beprüfung davon tragen. Mag doch wohl auch mancher Kandidat gelehrter seyn, als der Superintendent der ihn examinirt.

Fast eben so viel Aufsehen, sonderlich unter Leuten, die es verstehen, macht eine kleine Schrift, deren ganzen Titel ich mit guten Vorbedacht abschreibe: *Gotofr. Alb. Kohlreifii*, Decreto Imperatricis nominali ad schol. medico-chirurg. Professoris Physices, nec non Electricitatis medicinalis in Nosocomio urbis, *Animadversiones criticae* in Dissertationem de caloris et frigoris modificationibus etc. e schola medico-chirurgica nuper divulgatam. Petropoli 1786. 4 Bogen, in 4. In derselben berichtet **Kohlreif**, daß er das ihm übertragene Amt eines Professors nicht niedergelegt, doch auch nicht verwaltet habe, weil ihm weder der versprochene Gehalt sey gereicht, noch Geld zur Anschaffung der erforderlichen Instrumente ausgezahlt worden. Wegen der letzten sagt er in einer Note S. 1: Directorio scholae donatos esse 3000 Rublos ad instrumenta chirurg. et physica comparanda, novimus. Mit einemmal erschien die erwähnte Dissertation, de caloris et frigoris modificationibus, von einem Manne, Namens **Schleußner**, der sich als **Kohlreifs** Nachfolger bezeichnet, und Professor der Physik und der lateinischen Sprache nennt. Diese Dissertation, welche dem Geheimenrath und Senateur **Sawadowski** zugeeignet, aber jetzt schon äußerst selten zu finden ist, geht **Kohlreif** in seinen kritischen Animadversionen durch, und sucht zu beweisen, daß **Schleußner** sowohl in der Naturlehre, als in der lateinischen

schen Sprache sehr unwissend sey; daher sagt er unter andern S. 1 von ihm und seiner Dissertatin: „Nullibi enim „gentium typis excuderetur libellus tam incorrectus, „neque ulla aleret terra vel schola hujus farinae pro„fessorem,“ und S. 21 ruft er aus: „Habetis hic ve„strum portentum, juvenes scholae imperialis chirur„gicae, auditores quondam dilectissimi. Ecce qualem „creasti professorem physices, Director scholae pru„dentissime!“ Die Beweise, welche er anführt, sind in der That auffallend. Um nicht weitläuftig zu werden, will ich nur ein paar Stellen, welche die lateinische Sprache betreffen, erwähnen. In der Dedikation ist der Titel Geheimerrath höchst unschicklich, nach dem Französischen, consiliarius privatus, ausgedrückt worden. Aus dem 3ten Paragraph hat Kohlreif S. 23 folgende Stelle mitgetheilt: „Pro„metheus ille, *hominibus* ignem primo docuit, for„tasse casu, ignem *tritu* aut ictu produxit, quippe „*quid de* iis, qui ignem non *cognoverunt*, quasi *invase* „in Deorum *praerogativa*, *considerata* est.“ Im §. 21 heißt das unterste Ende einer Schaufel finis ima batilli. Auch laufen ganz unerhörte Klagefälle (accusativi) mit unter, z. B. fulgurem, frigorem, phlogistonem; zuweilen ist wider das Geschlecht (genus) gesündigt, als: *quo* attractione, *quodam* ratione. — Inzwischen mag wohl mancher aufgemutzte Schnitzer ein bloßer Druckfehler seyn; wie sich denn auch dergleichen in die Animadversionen eingeschlichen haben, wo man ein Paarmal den Zeugefall Physicis anstatt Physices, und S. 13 *quem* arridere videtur anstatt cui a. v. findet. — Ob Schleußner sich, wie es heißt, gegen diese sehr bittern Animadversionen in einer deutschen Schrift vertheidigen werde, muß die Zeit lehren. Uebrigens befindet sich in Lichtenbergs zu Gotha herauskommenden Magazin 1. B. 3. St. von diesem Kohlreif ein Aufsatz, welcher die Verbesserung der Elektrisirmaschine betrifft.

Auch

Auszug eines Briefes aus Petersburg.

Vom August 1787.

Von unsern litterarischen Neuigkeiten, in sofern sie den Ausländer interessiren können, theile ich Ihnen folgende mit:

Von der hiesigen neuen rußischen Akademie hat man ein schönes rußisch-slavonisches Wörterbuch zu erwarten, von welchem bereits 30 Bogen in 4. die Presse verlassen haben. An Vollständigkeit wird es gewiß alle seine Vorgänger weit übertreffen.

Der Graf Stroganow arbeitet an einer Voyage pittoresque de la Russie; die dazu erfoderlichen Kupferplatten sollen in Paris gestochen werden. Aber es ist zu befürchten, daß ein solches splendides Werk, wenn es wirklich zu Stande kommt, wegen seines hohen Preises nur wenig Käufer finden möchte.

Der Hofrath Tumanski ist gesonnen, eine Lebensgeschichte des Kaisers Peter des Großen herauszugeben. Das Werk soll aus 5 Bänden bestehen. Ob er aber zur Bestreitung der Druckkosten, welche hier ungemein groß sind, gehörige Unterstützung bekommen, oder ob sich dazu unter billigen Bedingungen ein Verleger finden werde, muß die Zeit lehren.

Der zu Anfange dieses Jahrs herausgekommene erste Band des großen Polyglottons oder Glossariums, welches hier gemeiniglich Slowar (Wörterbuch) genannt wird, hat die Erwartung nicht erfüllt. Mancher erwartete freylich etwas anders, als worauf die Absicht bey der Herausgabe eigentlich gerichtet ist; doch muß man überhaupt gestehen, daß die in diesem Bande befindlichen fast zahllosen Mängel, der Brauchbarkeit des Werks sehr enge Schranken zu setzen scheinen. Inzwischen ist schon eine zwote verbesserte Ausgabe angekündigt worden: nur ist zu wünschen, daß geschickte Männer dazu die Hände bieten. Ob der sonst so verdiente Hr. Collegienrath Pallas zur Direktion eines solchen Werks alle erforderlichen Eigenschaften besitze; ob er Geduld genug habe, die auf jeder Seite eingeschlichenen Fehler zu berichtigen; ob er

bey seinen jetzigen Zerstreuungen, die Zeit haben und die unbeschreibliche Mühe sich geben werde, nicht nur jedes Wort, sondern so gar jeden Buchstaben, einer strengen Prüfung zu unterwerfen: wage ich nicht zu bestimmen, da ich überhaupt nicht weiß, ob Sprachforschung sein Fach sey. In der Naturgeschichte hat er unstreitig seine entschiedenen Verdienste, und diesen nicht allein seinen Ruhm und Reichthum, sondern besonders die fortwährende Gewogenheit der Kaiserin, zu verdanken. — An dem zweyten Bande des Polyglottons und dessen Abdruck, scheint noch gar nicht gedacht zu werden. Mir ist bange, daß hernach alles mit einer Eilfertigkeit geschehen müsse, bey welcher abermals häufige Fehler unvermeidlich sind. — Von der Flora Rossica sieht man seit dem ersten Tom, der lateinisch und rußisch mit vollständigem Text heraus ist, noch keine Fortsetzung. Viele, selbst unsre Monarchin, wünschen, daß sie bald erscheinen möchte: aber vermuthlich wird dieser Wunsch noch nicht so bald in Erfüllung gehen.

Auf Ihre Anfrage, ob man in der Krim bereits Spuren von der alten gothischen Sprache entdeckt habe, oder ob wenigstens Hofnung zu einer solchen Entdeckung vorhanden sey, kann ich nichts anders melden, als was Sie schon wissen. Von der Kaiserin war wirklich der Befehl gegeben worden, darnach zu forschen. Büsching hatte dieserwegen an den Grafen v. Anhalt, und ein andrer auswärtiger Gelehrter an den Grafen Tschernischew geschrieben. Ersterer wandte sich an den Collegienrath und Doktor Reineks, welcher einige Zeit in jenen Gegenden gewesen ist. Was dieser dem Grafen deswegen geantwortet hat, das steht auszugsweise in Büsching's Nachrichten. Zuverläßig ist, daß man nichts entdeckt hat, und wahrscheinlich, daß man nichts entdecken werde: denn dazu gehören nicht allein Leute, bey welchen man Erkundigungen anstellen muß, sondern auch ein Mann, der sie gehörig anstellen kann: wo findet man beyde? Nach der höchsten Wahrscheinlichkeit ist gar nicht nachgefragt worden, wenigstens weil man nicht wußte, wen man darüber befragen sollte.

Auszug eines Schreibens aus Wien.

Vom 24sten April 1789.

Von hiesigen litterarischen Neuigkeiten weis ich Ihnen nichts zu melden, als daß Friedrich des **Einzigen** Werke hier frisch von der Faust nachgedruckt werden; ja, daß bey Hertel so gar ein Auszug hieraus auf Pränumeration angekündiget worden ist. Auch hat der famöse **Wucherer**, dieser Mann, der Pasquille auf seinen eigenen Landesherrn druckte, ein **Leben Friedrichs des zweyten, Königs von Preußen**, dem Titel nach, skizzirt **von einem freymüthigen Manne**, in IV Bänden herausgegeben. Aber es ist nicht ein freymüthiger Mann, sondern ein elender Skartekenschreiber, der diesen großen König aufs schändlichste verläumdet, indem er alle **die großen Thaten seines ruhmvollen Lebens von der nachtheiligsten Seite auf das hämischste** darstellt. Ich habe nur darinn geblättert, und der Unwille hat sich meiner so bemächtigt, daß ich es mit der größten Empörung wegwarf. Auf jeder Seite fand ich eine Sottise, und überall einen so gemeinen Geist des Verdrehens und Verläumdens, daß ein Ehrenmann nicht anders, als mit der äußersten Verachtung auf den Verfasser herabsehen kann. Indeß wundert's mich nicht. In einem Lande, wo man auf die wohlthätigsten Anstalten seines eigenen Monarchen solche Pasquille schreiben und verlegen kann, wie hier, ist es auch sehr begreiflich, einen **fremden** Monarchen schänden zu sehen. Der Verfasser folgt den trübsten Quellen, z. B. der so unzuverläßigen Vie de Frederic II. die in Strasburg heraus kam, deren häßlichste Verläumdungen er oft wörtlich übersetzt, der elenden Vie, die man Voltairen zuschreibt u. dgl. Ja er führt sogar ein offenbares Pasquill, die matinées du Roi de Pr. als eine Quelle an, und er übertrifft diese alle noch, indem er die unschuldigsten und die besten Handlungen des großen Königs schändlich verstellt. Er sagt in der Vorrede: Er wolle über **Friedrich** II. anders urtheilen, **als die Herren Berliner**, er hätte sagen sollen, anders **als ganz Europa**. Wäre Friedrich II. ein solcher elender sinnloser Bursch gewesen, wie er hier beschrieben ist, beynahe nicht besser, als **Wucherer**; so müßte man sich wundern, warum ganz Europa Ihn verehrt, und warum **Joseph** II. auf

Friedrich II. so aufmerksam war, und ihn persönlich wollte kennen lernen. Man sagt, der Verf. wäre ein gewisser Hr. **Richter**, der unter den Wiener Blättleinschreibern eben nicht der schlechteste ist. Ich hoffe aber, zur Ehre des Hrn. Richters, von dessen Charakter ich sonst beßre Begriffe habe, daß er nicht der Verfasser dieses elenden Pasquills seyn wird. Da man es ihm indessen zuschreibt, so würde er wohl thun, sich von dieser Schande öffentlich loszusagen.

Uebrigens ärgern sich die Weisen und Edlen hier im Lande über diese Schandschmiererey, und schämen sich des Verfassers und des Verlegers, wie denn ein Mann von Ehre auch schlechterdings muß.

* * *

Hr. **F. W. Graf von Schwerin**, zu **Stettin**, Kapitain der Armee und ehemaliger Generaladjutant des Feldmarschalls Grafen von Schwerin, kündigt ein periodisches Blatt zur lauten Vorlesung auf den Wachstuben an, unter dem Titel: **Der Soldatenfreund.** Alle 14 Tage erscheint ein Stück. Man wendet sich mit jährlicher Subscription an die Zeitungsexpedition in Stettin.

* * *

Knigge über den Umgang mit Menschen, hat der Prädikant Cordes in Zwoll ins Holländische übersetzt. Sie erscheint bey Allard in Amsterdam, mit dem Bildniß des Verfassers.

* * *

Die **Leiden des jungen Werthers** sind ins Italiänische übersetzt, und in Londen 1789 gedruckt worden.

* * *

Herr **J. C. Brandes**, in **Hamburg**, wird seine **sämmtliche dramatische Schriften**. in 8 Bänden, auf Pränumeration herausgeben.

Beförderungen.

1789.

Hr. Probst und Professor Tittmann in Wittenberg, ist an des verstorbenen Dr. Rehkopfs Stelle nach Dresden gekommen, als Superintendent und Oberconsistorialrath.

Hr. Georg Philipp Heinrich Norrmann, bisheriger Subconrektor an dem Johanneum in Hamburg, ist nach Rostock als ordentlicher Professor der Philosophie mit Hofrathscharakter berufen worden.

Hr. Professor Schmalz in Rinteln hat den Ruf als dritter Professor der Rechtsgelehrsamkeit nach Königsberg erhalten und angenommen.

Der bisherige Hof- und Militairmedicus zu Bayreuth, Hr. Dr. Johann David Schöpf, ist von dem Markgrafen zu Anspach und Bayreuth zum wirklichen Leibarzt, mit dem Charakter und Rang eines Hof- und Regierungsraths, ernannt worden.

Hr. Nutzenbecher, bisheriger Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeine zu Amsterdam, ist zum Generalsuperintendenten des Herzogthums Oldenburg, Consistorialrath und Hauptpastor bey St. Lamberti ernannt worden.

Der Landgraf von Hessencassel hat den geheimen Rath von Springer, ehemaligen Kanzler, Regierungs- und Kammerdirektor zu Bückeburg, zum Kanzler und ersten Professor der Staatswirthschaft und des Rechnungswesens auf der Universität zu Rinteln, ernannt.

Todesfälle.

1789.

Am 23sten März starb Hr. Johann Werner Meiner, Rektor der Stadtschule zu Langensalza, im 67sten Jahre seines Alters. Unter seinen Schriften zeichnet sich vorzüglich aus seine hebräische Grammatik, noch mehr aber seine allgemeine philosophische Sprachlehre.

Am 14ten April starb in Leipzig Hr. Dr. Joh. Georg Friedrich Franck, ausserordentlicher Professor der Arzneywissenschaft auf der Universität zu Leipzig, in seinem 52sten Lebensjahre. Seit Leskens Tode hat er die Commentarios Lipsienses de rebus in re naturali et medicina gestis fortgesetzt.

Am 1sten Jun. gieng zu Marburg der Consistorialrath und erste ord. Professor der Theologie bey dortiger Universität, Hr. Dr. Samuel Endemann, in einem Alter von 63 Jahren mit Tode ab.

Am 5ten Jun. 1789 starb zu Rostock der Dr. und Landsyndicus, Hr. Joachim Friedrich Taddel, in einem Alter von 82 Jahren. Er ist der gelehrten Welt bekannt durch einen Traktat: de appellationibus ad parem. Seit 1748 diente er dem Lande als Syndicus treulich und hat sein Amt bis einige Jahre vor seinem Hintritt mit unverminderter Thätigkeit versehen. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er in philosophischer Ruhe, welche ihm Ritter- und Landschaft zur Belohnung seiner Dienste gönnte, und im Zirkel seiner Kinder und zahlreichen Kindeskinder zu. Er war stets heitern Geistes.

Berichtigungen.

(M. s. Journal von und für Deutschland 1789. S. 289.)

Zu der allgemeinen deutschen Bibl. B. LXXX. St. 1. S. 272 und B. LXXII. St. 2. S. 580.

„1) Der edirte: Schubart und Holzhausen, ist zwar von dem jetzigen Hrn. Oekon. Rath Stumpf, aber nicht so von ihm verfaßt, als das Werkchen im Druck erschien; sondern durch Zusätze, (so solls in jenem Journal statt: Zusage: heißen) des verstorbenen Schubart von Kleefeld verändert und auch größtentheils mit den auffallendsten Anzüglichkeiten von ihm vermehrt worden *).

2) Dr. Werner's Sendschreiben ist gar nicht von Stumpfen. Dieser gab nur seinen Namen her, um den rechten Verfasser aus einer ziemlichen Verlegenheit zu retten, welche in Chursachsen bekannt genug geworden.

Berichtiger glaubt diese Bekanntmachung der Ehre des Hrn. St. um so mehr schuldig zu seyn, da dasselbe durch schriftliche noch vorhandene Zeugnisse belegt werden

kann

*) Auch die Schrift: zwey entgegengesetzte Dinge, Horden-fütterung und Stallfütterung, wurde vorher im Manuscript dem sel. Schubart zugeschickt und erschien nachher durch seine Zusätze verändert und bereichert.

kann, und Hr. St. niemals in seinen andern Schriften Gelegenheit gegeben hat, die in der Bibliothek ihm gemachten Vorwürfe zu verdienen."

Wir haben es längst gehoft, daß Hr. St. seine Ehre in dieser Art retten möge, und säumen daher im geringsten nicht, diese im obgenannten Journal befindlichen Stellen auch bey uns aufzunehmen. So ist unser Wunsch zugleich erfüllet, den wir über die, uns im **Intelligenzblatte der allgemeinen Litt. Zeitung**, von ihm gemachten Vorwürfe, in der Recension über seinen 2ten Theil: **Nachrichten der Landwirthschaft Böhmens**, geäussert und dabey seine Vorwürfe möglichst berichtiget haben.

* * *

In der a. d. B. LXXXVI. Bandes, 1s St. S. 168, ist gesagt worden, daß der in Hellwigs 100jährigen Kalender, der Ausgabe von 1786, der 4te Abschnitt, von dem Hrn. Kommißionsrath Riem, in Dresden sey. Dieß ist aber unrichtig; indem ihm zwar diese Arbeit von dem sel. Prof. Leske aufgetragen, aber von ihm, wegen anderweitigen Beschäftigungen, nicht gemacht worden.

* * *

Die allgemeine deutsche Bibliothek besteht aus folgenden Bänden und Anhängen:

	Rthl.	gr.
I—XIIr Band ; ; ;	18	—
Ir Anhang zu den ersten zwölf Bänden ;	2	16
XIII—XXIVr Bd. ; ; ;	18	—
IIr Anh. zum 13 bis 24. Band, besteht aus 3 Bden.	4	8
XXVr—XXXVIr Bd. ; ; ;	18	—
IIIr Anhang zum 25 bis 36n B., besteht aus 6 Bden.	9	—
XXXVII—LIIr Bd. ; ; ;	24	—
IVr Anhang zum 37 bis 52n Bd., besteht aus 4 Bden.	5	16
LIII—LXXXVIr Bd. ; ;	51	—
Sum.	150	16

Der Vte Anhang zu den 53 bis 86sten Bd, und von den Jahren 1782 bis 1787 ist unter der Presse. Es werden schon gegen die Michaelismesse 2 Bände davon herauskommen. Die letzten Bände, und die sehr vollständigen doppelten Register kommen in der Ostermesse 1790 heraus.

Druck-

Druckfehler.

78r B. S. 32. Z. 8, v. u. Heterodoxen, l. Heterodoxie.

84r B. S. 219, Z. 12, l. Kupferstiches, st. Kupferstisches.

, S. 220. Z. 28, l. entwafnen, st. entworfen.

85r B. S. 238. Z. 3, l. Arbeiten, st. Aebeiten.

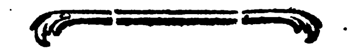
, S. 566. Z. 15, von unten l. fühlen, st. führen.

S. 567. Z. 4. l. durcharbeiten, st. Durcharbeitung.

86r B. S. 125. Z. 12, l. Rußischen, st. Heßischen.

87r B. 1. St. S. 42. Z. 7, v. unten: liebereichen, l. liebe reichen. S. 43. Z. 14, v. unten: Mensch, l. Menschenstaub. S. 45. Z. 5. Nebeln, l. Uebeln. Z. 9. und selbst widrig ist, l. ist selbst für das Ohr widrig. S. 46. Z. 4, in, l. an. S. 47. Z. 4. v. unten: sollende der, l. sollenden. S. 51. Z. 15. v. unten: muß statt des (.) ein (:) stehen. S. 52. Z 8, erwecke, l. er wecke. Z 10, für, l. vor. Z. 12, 13. nunmehr, l. nimmermehr. Z. 17, verkürzet, l. verbürget. Z. 23, für einem lasterhaften Leben, l. vor. S. 53. Z. 19, muß kein (;) stehen, denn es verstellt hier ganz den Sinn. Z. 14, v. unten: ließen, l. ließe. S. 55. Z. 1, Sollen, l. sollten. S. 60. Z. 17, v. unten: Ungeänderte, l. umgeänderte. S. 61. Z. 14, für seinen Ohren, l. für seine Ohren. S. 63. Z. 14. Männer, l. Männern. S. 64. Z. 12, unterblieben, l. unterbliebe. Z. 19, für die erlittenen Einbuße, l. erlittene Einbuße S. 66. Z. 9, viele, l. vieles. S. 67. Z 7, der alle Schranken, muß dies der gar nicht da stehen. S. 73. Z. 12, st. Ruhm, l. Ruhe. S. 73. Z. 27. st. mußte, l. müßte. S. 75. Z. 25, st. den, l. dann. S. 75. Z. 2, v. unten: st. für, l. was für.

87r B. 2. St. S. 366, l. von Knigge, st. Kniggen. S. 380, st. Reizbarkeit, l. Nutzbarkeit. S. 381, st. Nebel, l. Uebel.



Druckfehler.

78r B. S. 32. Z. 8, v. u. Heterodoxen, l. Heterodoxie.
84r B. S. 219, Z. 12, l. Kupferstiches, st. Kupferstisches.
⸗ S. 220. Z. 28, l. entwafnen, st. entwarfen.
85r B. S. 238. Z. 3, l. Arbeiten, st. Nebeiten.
⸗ S. 566. Z. 15, von unten l. fühlen, st. führen.
S. 567. Z. 4. l. durcharbeiten, st. Durcharbeitung.
86r B. S. 125. Z. 12, l. Rußischen, st. Heßischen.
87r B. 1. St. S. 42. Z. 7, v. unten: liebereichen, l. liebe reichen. S. 43. Z. 14, v. unten: Mensch, l. Menschenstaub. S. 45. Z. 5. Nebeln, l. Uebeln. Z. 9. und selbst widrig ist, l. ist selbst für das Ohr widrig. S. 46. Z. 4, in, l. an. S. 47. Z. 4. v. unten: sollende der, l. sollenden. S. 51. Z. 15. v. unten: muß statt des (.) ein (:) stehen. S. 52. Z. 8, erwecke, l. er wecke. Z. 10, für, l. vor. Z. 12, 13. nunmehr, l. nimmermehr. Z. 17, verkürzet, l. verbürget. Z. 23, für einem lasterhaften Leben, l. vor. S. 53. Z. 19, muß kein (;) stehen, denn es verstellt hier ganz den Sinn. Z. 14, v. unten: ließen, l. ließe. S. 55. Z. 1, Sollen, l. sollten. S. 60. Z. 17, v. unten: Ungeänderte, l. umgeänderte. S. 61. Z. 14, für seinen Ohren, l. für seine Ohren. S. 63. Z. 14. Männer, l. Männern. S. 64. Z. 12, unterblieben, l. unterbliebe. Z. 19, für die erlittenen Einbuße, l. erlittene Einbuße. S. 66. Z. 9, viele, l. vieles. S. 67. Z. 7, der alle Schranken, muß dies der gar nicht da stehen. S. 73. Z. 12, st. Ruhm, l. Ruhe. S. 73. Z. 27. st. mußte, l. müßte. S. 75. Z. 25, st. den, l. dann. S. 75. Z. 2, v. unten: st. für, l. was für.
87r B. 2. St. S. 366, l. von Knigge, st. Kniggen. S. 380, st. Reizbarkeit, l. Nutzbarkeit. S. 381, st. Nebel, l. Uebel.

